JOHANN ELERT BODE.

Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische
Encyklopädie,
oder
allgemeines System
der
Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,
und der Kunstgeschichte
in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt
von
Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Floerke,
und jetzt von
Johann Wilhelm David Korth,
Doktor der Philosophie.

Hundert und fünf und funfzigster Theil,
welcher die Artikel Sklaverey, politische, bis Sonnett enthält.
Mit Kupfern und einem Portrait.

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin 1832.
In der Paulischen Buchhandlung.

Pränumer.-Preis 3 Thlr. Laden-Preis 4½ Thlr.

E IV 11/23

Coburger Landes-Bücherei

S. S.

Sklaverey, politische. Was diese anbetrifft, so möchte man sagen, daß man sie überall in den Staaten antrifft, wo die eigentliche Aufklärung nicht hingedrungen; denn wo wahre Aufklärung herrscht, da kann nie Despotismus herrschen. Alle Staaten, die bei ihrer Gründung, bei ihrem Zusammentritt zu einer Gesellschaft, frei waren oder sich wenigstens frei glaubten, und im Verlaufe ihrer Existenz groß und mächtig wurden, endigten mit dem Despotismus. Die Geschichte giebt uns hiervon Beispiele genug; in der alten Geschichte dürfen wir nur den kolossalen Römerstaat aufstellen. Ein Volk, welches so eifersüchtig auf seine Freiheit war, endete mit dem schrecklichsten Despotismus; denn wohl nie hat der Despotismus in einem kultivirten Reiche so unverschämt mit dem Leben der Menschen gespielt, als unter den Römischen Imperatoren. Octavian ließ dreihundert vornehme Perusianer zur Feier des Jahresfestes der Ermordung Cäsars, an dem ihm zur Ehre errichteten Altare

hinrichten. Ein vornehmer Römer wurde wie ein Gotteslästerer zum Tode verurtheilt, weil er einen Sklaven gezüchtiget, der eine Medaille, auf welcher Tiber's Bildniß geprägt war, getragen. Man durfte damals bei Lebensstrafe keine Klage über sein unglückliches Zeitalter von sich hören lassen. Fast alle Versehen wurden zu Verbrechen der beleidigten Majestät gemacht, und es gab elende Delatoren genug, die jede Kleinigkeit den Tyrannen hinterbrachten. Eltern, Freunde, Redner, alle verließen einen Beschuldigten, aus Furcht, auch angeklagt zu werden. Drusus fragte die Wahrsager, ob er nicht einstens ein großes Vermögen besitzen werde? Lutorius Priscus verfertigte, während der Krankheit des Drusus, eine Elegie auf seinen Tod; Torquatus Silanus, ein vornehmer Römer, lebte seinem Stande gemäß; ein anderer bewahrte das Bild des Cassius unter den Bildnissen seiner Vorfahren auf; alle wurden verurtheilt. Dem Silanus wurde Hochverrath Schuld gegeben, weil die Gemahlin des Kaisers, Messaline, und der freigelassene Narcissus, ein Traumgesicht hatten, welches den Silanus betraf. Falanius nahm einen Schauspieler unter die Priester auf, dergleichen jede Familie zur Ehre Augusts hielt, und er verkaufte einen Garten, in welchem sich eine Bildsäule dieses Kaisers befand; dafür wurde er des Hochverraths beschuldiget. Die Mutter des Fusius Geminus wurde zu Tode gefoltert, weil sie den Tod ihres Sohnes beweinte, den der Tyrann wegen einer Neckerei hatte hinrichten lassen. Caligula kannte nichts höheres, als Menschen zu morden und zu quälen; selbst während der Tafel ließ er Unglückliche vor seinen Augen martern; alte und gebrechliche Leute ließ er den wilden Thieren vorwerfen; Eltern zwang er die Hinrichtung ihrer Kinder mit anzusehen, ja seine nächsten Verwandten

waren nicht sicher ein Opfer seiner Mordlust zu werden. Bei einer ihn überfallenen Krankheit thaten zwei Schmeichler Gelübde für seine Genesung, der eine zu sterben, der andere im Fechterspiele zu kämpfen, nachdem diese erfolgt war, nöthigte der Tyrann sie ihre Gelübde zu erfüllen; auch bedauerte er, daß nicht alle Römer einen Hals hätten, um sie auf einmal morden zu können; er pflegte zu sagen: Mögen sie mich hassen, wenn sie mich nur fürchten. Es wurden nie mehr Selbstmorde begangen, als unter den Kaisern in Rom; s. den Art. Selbstmord, Th. 153, S. 120, 121. Anastasius und andere Römische Imperatoren eigneten sich, nach dem Plinius (Hist. nat. XII, 1.) den Besitz der Luft zu; wer sie athmete, mußte nach Maaßgabe seines Vermögens eine Abgabe bezahlen. Die Spione des Constantins schlichen sich in alle Gesellschaften ein, um diejenigen auszukundschaften, welche vom Kaiser geträumt hatten; die unglücklichen Träumer wurden hingerichtet. Das Loos dieses Despotismus war die Auflösung des Römischen Staates, weil er jeden Verband schwächte, das Vertrauen verscheuchte und so den Verfall herbeiführte.

In den sogenannten Barbarischen Staaten in der neuern Zeit, zeichnet sich der Türkische Despotismus aus. Das Leben der Unterthanen ist dem Türkischen Sultan und seinen Großen in den Provinzen nur ein Spiel; sie schalten und walten damit, wie mit dem Leben der Thiere, und dieses wird oft noch höher geachtet. Im Jahre 1747 wurden bei einem Aufruhre in Konstantinopel 2000 Janitscharen in den Bosporus gestürzt, und was in neuester Zeit, um sie auszurotten, geschah, ist bekannt. In wie fern die Regierung dieses Mittels bedurfte, um sich Dauer und Festigkeit vor den Meuterern zu verschaffen, gehört nicht hierher. Wenn die Paschas in ihren Provinzen reisen, müssen

sie von dem Volke frei gehalten werden; sie treiben aber noch ausserdem das Zahngeld ein, um dafür entschädiget zu werden, daß sie ihre Zähne bei den Mahlzeiten brauchen. Muley Ismael hatte 10,000 Menschen mit eigener Hand umgebracht; und in Marokko glaubt man, wenn man vom Monarchen umgebracht werde, so komme man gewiß ins Paradies. In Siam wird ein Staats- und Kriegsbedienter für alle Vergehungen seiner Untergebenen bestraft; denn da er das Recht hat, sie zu bessern, so muß er auch für ihre Aufführung stehen; auch nimmt der Vater jedesmal an der Strafe seines strafbaren Sohnes Theil. Der Despotismus in China gehört zu den gemäßigten, gleichwohl wird ein Sinesischer Priester gestäubt, wenn er sein Gebet nachläßig verrichtet. Einem dieser Priester drohte man, nach dem Montanus, mit der Hinrichtung, wenn es innerhalb fünf bis sechs Tagen nicht regnen würde. Ein in die Ungnade des Kaisers verfallener Minister wird gewöhnlich dazu verdammt, daß er jeden Morgen den Audienzsaal seines Nachfolgers und den kaiserlichen Vorhof auskehren muß. Die eigensinnigen Launen und Einfälle der Tyrannen setzt folgender Fall in das gehörige Licht. Ein Seeräuber von Calicut, der an der Küste kreuzte, traf in der Nacht auf ein Fahrzeug, auf welchem sich achtzehn Portugiesen im tiefen Schlafe befanden; sie wurden geweckt, in Fesseln geschlagen und hingerichtet, weil sie es gewagt zu schlafen, während der Seeräuber seine Fahrt gemacht.

So schwer es einem unterjochten Volke fällt zu gehorchen, weil die Liebe zu seiner früheren Verfassung immer wieder mit erneueter Kraft erwacht, so schwer ist es auch die einmal eingeführte Regierungsform zu verändern. Die Kappadocier verwarfen die republikanische Verfassung, die Rom ihnen anbot, und man könnte sie auch in jetziger Zeit vielen Völkern anbieten,

sie würden sie eben so wenig annehmen. Blickt man auf die Römische Republik, so bietet sie ihren Bürgern zwar Freiheit, aber unter den immerwährenden Kämpfen sie zu erhalten bis zu ihrem Erlöschen; es war ein immerwährendes Ringen der Partheien sich ihre Rechte zu sichern und zu erhalten, und in diesem Ringen, in diesen Kämpfen der Partheien kam Rom nur erst dann zur Ruhe, als der republikanische Geist verraucht war, und hätte Rom gleich nach dem Augustus das Glück gehabt, eine Reihe von Kaisern zu besitzen, wie Hadrian, Trajan und die beiden Antonine, so würden die Römer die Republik bald vergessen haben, aber so folgten auf den Augustus Wütheriche, die die Römer an ihre genossene Freiheit nur zu schmerzhaft erinnerten. „Die Menschen haben ein Bedürfniß beherrscht zu werden, sagt ein gewisser Schriftsteller, sie freuen sich oft, wenn sich nur Jemand die Mühe geben will, ihnen diesen Dienst zu erweisen.“ Dieser Satz ist mehr denn zu wahr, wir haben dieses in Frankreich gesehen, daß die Franzosen froh waren, daß ihnen Napoleon die schwere Bürde des Herrschens abnahm, die sie mit so vielem Blute, um zu herrschen, erkauft hatten. Indessen, diesen Geschmack der Unterthanen an der Dienstbarkeit auch abgerechnet, so liegt im Despotismus selbst ein Princip, welches ihn erhält. Sina hat zwei und zwanzig Hauptrevolutionen erlitten, ohne daß es ihn hätte vernichten können. In kleinen Staaten und auf den Inseln können Republiken sich wohl erhalten, aber nicht in großen Ländern. Nord-Amerika macht freilich in neuerer Zeit von diesem Satze eine Ausnahme; allein diese Republik ist noch zu jung, noch in keine große Kriege verwickelt worden, um den Ehrgeiz ꝛc. zu wecken, und daher macht sie zwar eine Ausnahme von dem oben aufgestellten Satze, von der Regel, aber sie giebt noch kein vollgültiges Zeugniß für ihren

Bestand. In Staaten, wie z. B. in Sina, wo die Unterthanen noch verschiedene Sprachen reden und einander nicht verstehen können, da ist die Vereinigung zu einer Republik ganz unmöglich, da kann sie gar nicht bestehen. Die Freiheit, auf die Weise, wie sie in Republiken herrschen soll, hat wohl nicht immer einen anziehenden Reiz für alle Völker, die unendlichen Zwiste matten sie am Ende ab. Die Gewalt der Oberhäupter, die das Staatsruder führen, beleidiget ihren Stolz ungleich stärker, als die Gewalt eines Einzigen; daher entsagen sie zuweilen von freien Stücken ihrer Gewalt, um einem unumschränkten Beherrscher unterworfen zu seyn. So war es bei den Römern, welche dem Octavian die Regierung übertrugen und ihn zum Alleinherrscher machten, nachdem sie Jahrhunderte hindurch ihre Freiheit mit Blut bezeichnet hatten; so machten es die Dänen und so die Franzosen, welche Napoleon die Alleinherrschaft übertrugen. Schlau genug waren die Zertrümmerer der Republiken, daß sie die Würden erst einzeln und nach vielem Bitten von Seiten der Uebertrager annahmen, dadurch sicherten sie ihre Macht und ihre Gewalt, und gaben derselben den Anstrich von Rechtmäßigkeit; nicht so machte es Cromwell, der, als sich ihm das Parlament widersetzen wollte, in den Versammlungssaal trat, seine Uhr aus der Tasche nahm und sie auf den Erdboden warf, daß sie in Stücke zersprang, und dabei sagte: „Ich will Euch zerschmettern wie diese Uhr.“ Hierauf jagte er alle Mitglieder, eines nach dem andern aus dem Saale, indem er sie zwang ehrwürdig im Vorbeigehen sich zu neigen, dann verschloß er den Saal und war Herr, da ihm die Armee, wie Napoleon die seinige, schon ergeben war. Es giebt despotische Monarchien, sagt ein gewisser Schriftsteller, in welchen man nicht unglücklicher ist, als in den Republiken, nur ist das

Volksregiment natürlich, der Despotismus hingegen widernatürlich. Selbst wenn auf beiden Seiten gleich viel Unglück anzutreffen wäre, so würde doch die republikanische Verfassung vorzuziehen seyn. Man hat wenigstens in Republiken kein größer Unglück zu befürchten, als den Verlust ihrer Freiheit, wenn aber auch ein Marc Aurel auf einem unumschränkten Throne sitzt, so zittert man doch immer vor seinem Sohn Commodus. Dieser Satz beweiset nur den Republikanischen Schriftsteller, keinesweges den unpartheiischen. Republiken können sich, ihrem Wesen nach, nur bei kleinen kräftigen Völkern, Gebirgsvölkern, deren Bedürfnisse noch nicht ausgedehnt und mehr noch an die Natur gekettet sind, erhalten, wie die Schweiz, bei großen kultivirten Völkern ist die gemäßigte Monarchie die beste Regierungsform; sie sichert vor Despotismus, giebt oder sichert den verschiedenen Ständen ihre Rechte, befördert Wissenschaften und Künste, unterstützt die Gewerbe; auch haben sich die Monarchien immer wieder aus den Trümmern erhoben und über die Republiken gesiegt, ein sicherer Beweis, daß diese Regierungsform die angemessenste für den gesellschaftlichen Verband oder Verein ist. In Republiken genießt der Staatsbürger nur eine Scheinfreiheit, und um diese sich zu erhalten, muß er immer gerüstet stehen, entweder auf der Rednerbühne, oder im Felde; es stehen sich hier immer die Aristokratie und die Demokratie gegenseitig feindlich gegenüber, und bewahren eifersüchtig nicht nur ihre Rechte und Freiheiten, sondern jede Parthei sucht auch immer von demjenigen der Andern etwas zu entziehen und sich anzueignen, daher die immerwährenden Spaltungen und Reibungen, wie wir dieses besonders in der Römer Republik gesehen haben, wo nur der Ausbruch der bürgerlichen Kriege dadurch verhindert werden konnte, daß man andere Völker zu bekriegen und neue

Eroberungen zu machen suchte, und auf diese Weise das Volk von allen Staatsgeschäften und Staatsstreichen ablenkte. Dieses war das immerwährende Dichten und Trachten des Senats, wenn er nicht selbst in Spaltung gerieth, wodurch dann die bürgerlichen Kriege entstanden, in denen so viel Römerblut vergossen wurde. Viele Menschen, ja mehrere Völker ringen nach Freiheit, ohne begriffen zu haben, daß sie solche schon besitzen; sie treten oft aus ihrem freien Zustande hinaus und lassen sich zu Sklaven machen oder werden Sklaven, um nur frei zu heissen. — Oft werden ältere Formen verdrängt, um noch ältere wieder an deren Stelle zu setzen. Sind denn die Völker Europas erst nach zwei Tausend Jahren so klug geworden, einzusehen, daß die Verfassung der Römer, deren Schriften auf Schulen schon so lange gelehrt und erklärt werden, die beste ist, so wie man lange nur ihre Gesetze angewendet oder gebraucht hat, ob passend oder nicht auf unsere Sitten und Gebräuche? Frankreich hat uns in neuerer Zeit Rom in Republik und Kaiserstaat mit Legionen, Senatoren, Consuls, Imperatoren, kurz mit allem, was an Roms Verfassung erinnert, vorgeführt. So schnell wie Alles entstand, eben so schnell ist es auch vorübergegangen, nur die Nachwehen sind den Fürsten und Völkern von diesem furchtbaren Schauspiele geblieben. Groß waren die Römer, aber ihre Eigenthümlichkeiten in Verfassung und Sitten passen nicht auf andere Völker, dienen nicht zur Nachahmung in allen Theilen. Sie waren Original bis auf das, was sie von den Griechen entlehnten; allein ihre Originalität ist im Geiste nicht wieder zu geben, nur in der Form; denn wie sie dachten und fühlten, denken und fühlen wir nicht; daher können die Kopien, wenn auch noch so schön nachgeahmt, nie Originale werden. Dieses hat die Erfahrung auch oft genug gezeigt; auch halten

sich dergleichen Kopien nicht lange, weil ihnen der innere Gehalt fehlt. Allein das Neue gefällt, und daher nimmt man es gern ohne zu prüfen an, und stellt oft das bessere Alte in den Hintergrund; man tauscht Sklaverey um Sklaverey, wobei man, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, wenig gewinnt, ja oft noch verliert. Man meint aber es ist gut, und die Meinung regiert die Welt. Die Gewohnheit ist auch oft die Mutter aller Regierten. Wenn man sich einmal an eine Regierungsform gewöhnt hat, mit ihr vertraut geworden ist, so trennt man sich nicht gern von derselben, wenigstens findet man dieses in allen den Staaten, deren politischer Wechsel sie nicht in ihrer Grundform hat zerstören können. So konnten die Holländischen Gesandten im 17ten Jahrhunderte den Chinesen nicht begreiflich machen, was das heiße Generalstaaten und Republik von Holland; und als der König von Pegu hörte, daß es in Venedig keinen König gäbe, so lachte er so laut auf, daß er kaum sprechen konnte.

Die Freistaaten befolgen auch oft die Gesetze des Despotismus, ohne dieserhalb die Freiheit einzubüßen. In das Volksregiment schleicht sich dann auch oft der alles unumschränkt beherrschende Aberglaube ein, und veranlaßt solche Gesetze, die den despotischen ähnlich sind. So verboten die Druiden den Galliern die Untersuchung religiöser und politischer Gegenstände, sie müßten denn an der Regierung Theil nehmen. Der Despotismus übertreibt die Gesetze; selbst wenn sie weise sind, werden sie oft so sehr ausgedehnt, daß der Charakter von Tyranney an ihnen unverkennbar ist. Diese Gesetze sind oft unnöthig hart und grausam. Läßt sich kein anderer Bewegungsgrund dazu errathen, so wirkt immer der, daß die Sklaven gedrückt und erniedriget werden sollen. Ein Gesetz in Aegypten verbot alle Neuerungen; weder im Gesang, noch an den In-

strumenten, noch an der Form der Gebäude, noch an den Zeichnungen und Gemälden durfte irgend eine Veränderung vorgenommen werden. Ein solches Gesetz mußte nothwendig die Künste vernichten, und den Menschen Langeweile machen. Die Araber, welche glauben, der Besitz eigenthümlicher Gründe führe zur Sklaverey, legen oft einige Steine mitten aufs Feld, um damit zu verstehen zu geben, daß sie einen jeden ermorden würden, der sich gelüsten lasse, dies Feld zu bauen. Die Bojer richteten ihr Vermögen so ein, daß es fortgeführt werden konnte, damit sie die Erhaltnng desselben nicht unter das Joch bringen möchte. Sie gestatteten nicht, daß ein Acker zwei Jahre nacheinander von demselbigen Manne gebauet werde; auf diese Weise gewöhnten sie sich an die Unabhängigkeit, und es wurde ihnen leicht, ihr Land ohne Kummer zu verlassen*) Die Bewohner der Balearen sahen vorher, daß die Einführung der Metalle sie um ihre Freiheit bringen werde; daher mochten sie auch kein gemünztes Geld leiden. Da sie bei den Carthaginensern als Söldner Dienste nahmen, so brachten sie doch nie ihren Sold baar nach ihrem Vaterlande, sondern sie kauften sich dafür Weiber und Wein, wie Diodor berichtet. Die Scythen verabscheuten die Sklaverey; ihr König ließ sich von keinem Menschen bedienen, der für Geld gekauft war. Die Alanen gestatteten nicht einmal, daß ein Sklave sich unter ihnen aufhalten durfte. Bei den alten Indianern findet man dasselbe Gesetz. Das Land war damals schon einem Alleinherrscher unterworfen, gleichwohl verabscheuete die Nation die persönliche Sklaverey. Die Bewohner der Philippinen gestatten den Bewohnern eines andern Kantons nicht

*) Man vergleiche von den Germaniern Cäsar de Bello gall. VI, 22.

nicht ihren Boden zu betreten. Diese gegenseitige Unabhängigkeit giebt zu blutigen Kriegen Anlaß. Viele Indianer in Nordamerika strafen nie ihre Kinder; sie haben noch keinen Verstand, sagen sie; wenn sie älter werden, sind sie ja Herren über alle ihre Handlungen. Sie lassen sich auch von den Betrunkenen mißhandeln, weil auch sie nicht wissen, was sie thun. Sie sind überzeugt, daß keine Gewalt die menschliche Freiheit angreifen darf, und um sich gegen ein Weib oder ein Kind nicht wehren zu dürfen, oder zu müssen, ergreifen sie die Flucht, sobald die Gefahr zu groß ist.

Wenn Völker ihre vermeinten Fesseln zerbrechen, so machen sie Anstalten, und geben Gesetze, welche den Despoten auf immer schreckhaft seyn sollen; allein dieses geschieht nur in dem ersten Augenblicke, in dem Augenblicke der Aufwallung, der Hitze, ist dieser vorüber, so sinken sie nur zu leicht in Trägheit und Unachtsamkeit zurück. Nach der Vertreibung der Tarquine aus Rom, gab das Gesetz des Valerius einem jeden das Recht, denjenigen umzubringen, der nach der höchsten Gewalt streben würde, sobald seine schädlichen Anschläge erweislich seyn würden. Die Rache der Griechen gegen die Tyrannen war gränzenlos; sie ermordeten, nach dem Dionysius Halicarnassus, ihre Kinder und bisweilen fünf der nächsten Verwandten. Durch einen Schluß des Senats von Athen wurden Philipp's Statuen umgestürzt, seine Bildnisse zerrissen, sein Name und der Name aller seiner Vorfahren wurden ausgestrichen. Man machte bekannt, daß die ihm zu Ehren eingeführten Feste profane Tage, daß die Oerter, an welchen Denkmäler seines Ruhms aufgerichtet, verwünscht seyn sollten, und daß die Priester in allen öffentlichen Gebeten ihn und seine Familie verfluchen müßten. Das Volk that alles, um das Andenken dieses Fürsten zu brandmarken, und denjenigen als einen Feind des Va-

terlands anzusehen, der ihm, nach dem Livius, darin widersprechen würde. Man verurtheilte den Timagoras zum Tode, weil er sich vor dem Könige von Persien auf die Erde niedergeworfen hatte ꝛc. Waren nun die alten Griechen wirklich so ausgebildet, wie man sich gewöhnlich das Bild von ihnen entwirft? — Besaßen sie wirkliche Humanität, wahre Vaterlandsliebe, welche Garantien ihrer Freiheit hätten werden können? — Sie besaßen hohe Geistesbildung, waren in allen Künsten der Welt erfahren; allein wahre Humanität, wahre Vaterlandsliebe war ihnen fremd, und daher sanken sie auch unter das Joch der Römer. An keinem Orte der Welt herrschte eine größere Sucht nach öffentlichen Vergnügungen, als in Athen. Man setzte Preise auf den zierlichsten Kuß aus; es wurden den besten Wettkämpfern Denkmäler errichtet, und Plato, Pythagoras und Chrysippos waren genöthiget um die Wette zu ringen, um die Aufmerksamkeit ihrer Mitbürger auf sich zu ziehen, und die Aufführung einiger Trauerspiele des Sophokles nahmen größere Summen weg, als späterhin der Peloponnesische Krieg. Wie weit es selbst Weltweise in der Humanität gebracht hatten, beweiset die schon Th. 154, S. 664, angeführte Behauptung des Aristoteles, daß es eine Knechtschaft von Natur gebe; ja es giebt eine, welche besteht in dem Rechte des Stärkeren über den Schwächeren. Dieses Recht ist gewiß sehr natürlich, aber nicht vernünftig es so zu benutzen, daß daraus Knechtschaft entsteht. Auch zeigten die größten Männer, die höchste Sittenverdorbenheit. Themistokles und Pausanias verriethen ihr Vaterland; Demosthenes redete für Persisches Gold; Perikles, der Athen auf den höchsten Gipfel des Glanzes brachte, verschönerte die Stadt auf Kosten der Bundeskasse und verwickelte die Athener in den Peloponnesischen Krieg ꝛc. — Die Kretenser

nahmen, um ihre ersten Staatsbedienten in der Unabhängigkeit von den Gesetzen zu erhalten, ihre Zuflucht zum Aufruhr. Ein Theil der Bürger lehnte sich auf, vertrieb die Magistratspersonen und nöthigte sie, sich den Zustand der Privatpersonen gefallen zu lassen. Ein Gesetz, welches den Aufruhr gestattete, um den Mißbrauch der höchsten Gewalt vorzubeugen, hätte der Sturz und das Verderben einer jeden Republik seyn müssen; allein in Kreta war dieses nicht der Fall, hier wirkt es, wie es wirken sollte. — Die Schweizer, nachdem sie sich in Freiheit gesetzt, hatten einen solchen Haß auf die Oesterreichischen Herzöge, daß sie sich in Erfindung dessen, was ihnen unangenehm seyn konnte, erschöpften; so rotteten sie alle Pfauen aus, weil einer von diesen Herzögen einen Pfauenschwanz in seinem Wappen als Helmschmuck führte. — In der Revolution Frankreichs vernichtete man die Bildsäulen der Könige, überhaupt Alles, was auf das Königsthum Bezug hatte, um damit das Andenken an die vermeinte Despotie zu vertilgen, und vierzehn Jahre darauf errichtete man einen Kaiserthron. Wie reimt sich dieses mit der Zerstörung und mit der Freiheit? — Auch Fürsten sind das Opfer der Despotie ihrer Unterthanen geworden, sie sind von denselben zu Sklaven gemacht worden. Was waren die Römischen Kaiser von dem Commodus ab anders, als Sklaven ihrer Leibwachen, die sie nach Gefallen auf den Thron erhoben und auch wieder herabsetzten, ja sogar den Thron als eine käufliche Waare den Meistbietenden öffentlich antrugen; so erhielt ihn Didius Julianus durch Kauf. Die Sultane in der Türkey, das heißt, von Konstantinopel, obgleich Despoten, waren die Sklaven der Janitscharen, die sie nach Gefallen absetzten. Diese Anmaßung fing von Osman dem Zweiten an, und die Züchtigung, die sie in neuester Zeit empfingen, ist Folge jener An-

maßung. Der Dey, des von den Franzosen eroberten Algier war ein Sklave aller Sklaven. Er mußte im beständigen Mißtrauen gegen Jedermann leben und konnte nie seines Lebens sicher seyn; daher sind verschiedene Deys heimlich in die Gebirge von Kutu entflohen, um daselbst ihr Leben in der Einsamkeit zuzubringen. Selten starb ein Dey eines natürlichen Todes. Geschah es aber, so suchten die Officiere seines Hauses während der Krankheit schon einen unter sich aus, der ihm folgen sollte, jedoch sehr im Geheim. In dem Augenblicke, da der Kranke seinen Geist aufgab, ward dieser wieder an seiner Stelle, auf den Thron gesetzt, und von seinen Anhängern mit einem Kaftan umgeben. Oft war der Dey kaum erwählt und hatte Besitz von seiner Würde genommen, so ward er schon wieder von einer ehrgeizigen und mißvergnügten Parthei ermordet, die einen andern an seine Stelle erhob, der von einer dritten Parthei ein gleiches Schicksal zu erwarten hatte, so sind an einem Tage sechs Deys getödtet worden, erst der siebente hat sich behauptet. Hieraus wird man den Wechsel von Freiheit zur Sklaverey und von Sklaverey zur Freiheit erblicken, der in dem politischen Verbande der Gesellschaft, des Staatskörpers statt gefunden hat und immer noch statt finden wird.

Die politische Sklaverey geht nun theils von der Regierung aus, theils von den Regierten, vom Volke. Von den Regierungen aus Mangel an Regierungskunst und Schwäche, von den Regierten aus falscher Aufklärung und Unkunde des gesellschaftlichen, des Staaten-Verbandes. Aus Mangel an Regierungskunst muß eine Art Sklaverey entstehen, weil in den Anordnungen, Befehlen ꝛc. nie das Zweckmäßige ergriffen wird, was dem Staate frommt, man gewahrt dieses auch sehr bald in denjenigen Staaten, wo man so oft mit den Verordnungen und Gesetzen wechselt,

bald giebt, bald wieder zurücknimmt, und daher das Volk sich immer zwischen zwei Extremen befindet, bald dem Süd-, bald dem Nordpol näher rückt, dort um zu versengen, hier um zu erfrieren. Eine energische, eine weise Regierung giebt überdachte Verordnungen und Gesetze, und nimmt sie dann nicht wieder zurück; denn modificiren kann man sie immer; das Volk weiß dann woran es ist und wird sicherlich nicht gedrückt, wie bei dem ewigen Wechsel; es versteht sich, daß hier von zeitgemäßen Gesetzen und Verordnungen die Rede ist, die auf den Charakter und die Sitten des Volkes passen, für das sie gegeben worden. Redlichkeit und Zutrauen, sagt ein Schriftsteller, erleichtern auch bei Völker- und Regierungs-Verträgen ein glückliches Gelingen, Unredlichkeit und Mißtrauen stellen das Ziel in weite Ferne. Ein politischer Druck, eine politische Sklaverey durch Mangel an Regierungskunst, giebt sich bald zu erkennen durch die verschiedenen Spaltungen im Volke; bei den Reizbaren zeigt er sich durch das Gefühl erlittener Unterdrückung; bei Hochherzigen durch Unwillen über Gewaltmißbräuche: bei Kühnen durch Freude der ruhmvollen Gefahr für einen edlen Zweck; bei Eigennützigen durch Aussicht des Vortheils bei eingetretener Verwirrung. Diese Spaltungen in vier Partheien würden bei einer weisen Benutzung der Staatsgewalt, bei einer sicheren Führung des Staatsruders nicht entstanden seyn, die jetzt, durch den Druck veranlaßt, eine Staatsumwälzung zu bewirken drohen. Das Vereinen, wo möglich, aller Ansichten zu einem Ganzen, und bei Partheien, die wohl in keinem Staate ganz fehlen, daß nicht Nachgeben der einen zum Nachtheil der andern, sondern das Festhalten des Staatsgrundsatzes und des Gleichgewichtes überhebt das Staatsoberhaupt aller Sorgen der Unordnungen; den guten Willen der Staatsbürger muß man immer voraussetzen, und

dieser ist auch vorhanden, wo gute Staatsgesetze existiren. Eine gute Gesetzgebung stützt sich nicht auf bloßen Zwang, sondern auf Ueberzeugung und Ueberredung, wie es freien Wesen geziemt; Gewalt kann nur da eintreten, wo alle Ueberredung gegen wilde und unvernünftige Grundsätze und Begierden, gegen das Austreten aus den gesetzlichen Schranken nichts fruchtet, wenn durchaus kein anderes Mittel übrig bleibt; dieses ist dann kein despotisches Mittel, sondern nur ein Mittel, um Gesetz und Ordnung aufrecht zu erhalten. Keine Herrschaft über Menschen kann äußerlich durch Naturgewalt erzwungen werden, daher ist Macht nicht ein Grund der Herrschaft, sondern ihre Folge. Wenn daher Einige, sagt ein Schriftsteller, die Herrschaft im Staate aus der bloßen Macht, und physischer Kraftüberlegenheit haben herleiten wollen, und deßhalb sagten, der Mächtigere herrsche, so ist darin die wahre Rangordnung umgekehrt und das Zweite zum Ersten erhoben worden. Ein bloß despotischer Staat zeigt nur noch die Kindheitsperiode seines Seyns an; denn je mehr der Geist sich ausbildet, je mehr die Aufklärung steigt, je weniger kann Despotie herrschen, weil sich Despotie nicht mit der Aufklärung verträgt; man findet daher die Despotie, die Willkühr im Regieren nur noch bei solchen Völkern, die auf einer gewissen Stufe der Aufklärung stehen geblieben sind, wie die Chinesen, die Türken ꝛc., und alle Revolutionen bei ihnen sind nicht Folgen der Geistesüberlegenheit, sondern der Despotie um Despotie; denn Geistesüberlegenheit beherrscht die Gemüther ohne Despotie und ist daher die höchste uns bekannte Kraft. Wo also eine Regierung Geistesüberlegenheit zeigt, da wird sie auch darnach im Regieren verfahren; sie wird zeigen, daß ihr an einer vernünftigen Aufklärung Alles liegt, um nicht über Sklaven, sondern über freie Menschen zu herrschen,

die die Anstrengungen und Bemühungen der Regierung, sie frei und glücklich zu machen, einsehen werden. Friedrich der Große hatte bei der Kaffeeregie alle Gemüther, besonders aber die Frauen gegen sich aufgebracht; man schrie über Tyranney, über Despotie; man hing beflorte Kaffeekannen, Pasquille, auf welchen Friedrich Kaffee brennend abgebildet war, an die untere Fenster des Schlosses; man wollte die sogenannten Kaffeeriecher, wenn sie sich in den Wohnungen erblicken ließen, durchprügeln, ja tödten, und was man nicht alles thun wollte, bloß des Kaffees wegen. Friedrich lachte, ließ die Pasquille niedriger hängen, damit sie jeder lesen, und die Anstrengung des Monarchen bei der Kaffeetrommel sehen konnte, und ließ den Sturm auf seine Person ruhig seinen Lauf. Die Gemüther beruhigten sich bald wieder; die Kaffeekannen und Pasquille verschwanden, kein Kaffeeriecher verlor das Leben, und die am ärgsten getobt und geschrieen hatten, lachten zuletzt selbst über die Sache. Wenn es gleich eine kleine Despotie zu seyn schien, so waren des großen Monarchen Absichten die besten von der Welt. Er wollte dem Staate das Geld, welches für dieses Produkt in das Ausland wanderte, erhalten, und das Publikum an inländische Surrogate gewöhnen; es gelang ihm nicht. Indessen kannte Friedrich sein Volk; er wußte wie weit die Aufregung, der Sturm ging; er wußte, daß er nie die Liebe desselben verlieren konnte; denn was er für dasselbe gethan hatte und that, stand mit Flammenzügen in der Brust eines jeden Preußen geschrieben. Er war Herrscher und Menschenfreund; er war Regent und Weiser im eigentlichen Sinne des Wortes; er war strenge, wo er es seyn mußte, und sah durch die Finger, wo er selbst fühlte, daß er auch hätte fehlen können. — Der Ausspruch des Caligula: Sie mögen mich hassen, wenn sie mich nur

fürchten, ist eines Despoten würdig; aber die Anwendung desselben auch nur in despotischen Staaten, in Staaten, die durch viele bürgerliche Kriege zerrüttet und geschwächt worden, möglich. — Die Regierung übt hier Gewalt, verbreitet Schrecken, um einen wankenden Thron zu befestigen, ist aber selbst mit Schrekken erfüllt und schwebt in immerwährender Furcht, die Nemesis möchte das Vergeltungsrecht ausüben. Sie beherrscht scheinbar äußerlich die Gemüther, kann aber die innere Gährung nicht dämpfen, nicht ersticken, wie wir dieses besonders in der letzten Zeit der Römer-Republik; dann unter den Kaisern, und in so vielen andern despotischen Reichen gesehen haben. Eine Regierung, die sich bloß auf Gewalt stützt, hat keinen Verband, weil ihr die Liebe abgeht. Die Steine sind gut, aber der Mörtel ist schlecht, der sie verbindet; man gebraucht Stützen, kann aber den Sturz zuletzt doch nicht aufhalten. Ganz anders ist es mit einer Regierung, die sich auf die Liebe der Unterthanen stützt und diese kräftig bewahrt, damit sie nicht durch Zwietracht verbreitende Schößlinge, die selten dem Boden angehören, der sie pflegt und schützt, vernichtet werde; sie kann zwar nie aufhören, wird aber doch erschüttert, und es kostet dann manche Mittel, um das alte Verhältniß wieder herzustellen. Eine Regierung, die in ihrer Grundfeste nicht erschüttert worden, erträgt nur in so fern Neuerungen im Regierungssysteme, als sich diese mit dem Geiste und den Gewohnheiten des Volkes vertragen, ist dieses nicht der Fall, so erzeugen sie Despotie, und diese wird um so drückender, je mehr man sie mit Strenge durchzusetzen sucht; es erzeugen sich dann alle die Krisen, die man in despotischen und in überbildeten Staaten findet, und die immer früher oder später einen Aufruhr und eine Umwälzung befürchten lassen; denn wo die Vernunft aus ihren Schranken tritt, tritt Unvernunft ein! — Ueber

Friedrich den Großen sagte ein Staatsmann sehr wahr: Wohl nie hat ein Monarch weiser regiert, als dieser Fürst; denn indem er sich nicht in die Bildungs- und Religions-Angelegenheiten seiner Staatsbürger, seiner Unterthanen mischte, garantirte er ihre Freiheit; Wissenschaften, Künste und Gewerbe, Alles erhob sich unter seiner Regierung; die Censur wurde nie mit Strenge gehandhabt, wenn die Schriftsteller nur die drei Grundsätze, worüber sie zu wachen hat, nämlich den Staat, als politischer und moralischer Körper, die Religion und die guten Sitten, nicht überschritten. Er wachte als Vater nur über die Mißbräuche, die störend einwirkten, enthielt sich aber jeder andern Einmischung. — Wie sehr dieses System von allen gebildeten Völkern anerkannt wurde, bewiesen die verschiedenen Regenten, die ihm nachzuahmen suchten.

Von den Regierten entsteht Despotie, aus falscher Aufklärung und Unkunde des gesellschaftlichen, des Staatenverbandes. So oft man den Regierungen die Schuld beimißt, daß sie zur Unzufriedenheit des Volkes, zur Zerrüttung des Staatsverbandes Veranlassung geben, eben so oft, wenn nicht noch öfter, ist auch das Volk daran Schuld, indem es oft nicht über das wahre Interesse des Staats zu seinem, des Volkes, Besten, erleuchtet ist. — Bei wenig aufgeklärten Völkern und bei den sogenannten Barbaren, verbinden sich oft die Völker einzelner Staaten, um ihre Regenten zu vertreiben, woran es aber auch bei kultivirten Völkern an Beispielen nicht fehlt. Die Thracier verurtheilten ihren König, wenn er schuldig befunden wurde, zum Tode; damit aber keiner von seinen Unterthanen an seine geheiligte Person Hand anlegen möchte, ließ man ihn Hungers sterben. Auch zu den ungereimtesten Handlungen hat man oft die Oberhäupter verpflichtet, wenn man ver-

meinte, daß sie schlecht regiert hätten. So haben sie z. B. für die Naturbegebenheiten stehen müssen, und während man sie auf eine unschickliche und lächerliche Weise bestrafte, verübten sie ungestraft die strafbarsten Verbrechen. Der Aberglaube heiligte dergleichen Unordnungen und der Schade wurde unheilbar. So mußte sich der Fürst von Quiterve in Afrika ermorden, wenn seine Aerzte an seinem Aufkommen verzweifelten, auch wenn ihm ein Paar Zähne fehlten; denn ein König, hieß es, muß ohne Fehler seyn. Der König der Burgunder wurde abgesetzt, wenn die Nation im Kriege unglücklich war, oder wenn die Erndte nicht reich ausfiel. — Wenn in Tat-sin zur Unzeit ein Regen fiel oder ein Wind wehete, oder irgend ein anderes außerordentliches Unglück sich ereignete, so wurde der Fürst gleichfalls entthront, wenn man ihn gleich aus den Weisesten der Nation ausgewählt hatte. Dasselbe System hatten die Mexikaner angenommen und verbessert; denn der Kaiser mußte nach seiner Throngelangung zu Felde ziehen und über die Feinde des Staats Siege erfechten. Er mußte bei seiner Krönung schwören, daß es unter seiner Regierung zur gehörigen Zeit regnen werde, daß die Flüsse keine Ueberschwemmungen verursachen, daß die Felder nicht unfruchtbar seyn und daß die Menschen keinen Grund haben werden, sich über die Luft oder über die Sonne zu beklagen. Solis behauptet, man habe deshalb die Eidsformel gewählt, um dem Fürsten anzudeuten, er müsse so billig und weise regieren, daß Niemand die Landplagen seiner Unvorsichtigkeit oder seinen Ausschweifungen auf die Rechnung schreiben könne. Es soll aber erwiesen seyn, daß man damals schon alles Unglück, welches den Staat traf, für Züchtigungen des Himmels hielt. Ein Schriftsteller merkt hierzu an, daß die sogenannten Barbaren überhaupt aufrichtiger, rechtschaffener urd freimüthiger sind, als wir ihre

Prinzipien in der weitesten Ausdehnung annehmen, und wenn daher die Mexikaner auch ungereimte Grundsätze hatten, so waren doch ihre Schlußfolgen nicht ungereimt. Der Zamorin von Calicut regierte vormals nicht länger, als zwölf Jahre, nach deren Verlauf er sich öffentlich auf einem Blutgerüste umbringen mußte. Von dieser alten Sitte hatte sich noch folgendes erhalten. Wenn die zwölf Jahre seiner Regierung verflossen sind, so stellt man im ganzen Lande ein Fest an, die Krone fällt demjenigen zu, der den von 30 bis 40,000 Leibwachen umgebenen König umbringen kann. Jedermann darf, wenn er drei Gehülfen hat, diesen Versuch machen. Nach dem Kapitain Hamilton soll sich im Jahre 1695 ein junger Mann auf diese Weise vergebens um die Krone bemüht haben; denn da dergleicheu Bewerber durch die Wachen nicht durchdringen können, so scheint man durch diesen Gebrauch andeuten zu wollen, daß das Recht eines Königs das Recht des Stärkeren sey. An andern Orten schreibt man den Herrschern Bedingungen vor, die ihnen die Gewalt gut zu regieren benehmen. Die Sabäer in Arabien steinigten, nach dem Diodor (III. 23.) ihren König, auf Befehl eines alten Orakels, wenn er aus seinem Pallaste herausging, und doch sollte er gut regieren. Die Beherrscher in Tunkin dürfen jährlich nur ein- oder zweimal ihren Pallast verlassen, welches aber bloß despotische Eifersucht seyn soll, welche sie gefangen hält. Wenn bei den alten Indiern und Persern ein Weib einen trunkenen König ermordete, so mußte sein Thronfolger es heirathen; dieselben Indier verboten ihm am Tage zu schlafen. Ein Vicekönig in Peru, wollte die tyrannischen Gesetze und Gebräuche abschaffen und den Indianern wohlthun; er wollte den Spaniern das Recht aus den Händen reissen, nach welchen diejenigen von ihnen, welche zu Fuße reiseten,

drei Indianer wegschleppten, um sich von ihnen ihr Gepäck tragen zu lassen, und der Reiter forderte zu demselben Zwecke fünf Wegweiser; er wurde abgesetzt, in Ketten und Banden gelegt und auf eine wüste Insel verwiesen. Der König von Aegypten durfte weder frische Luft schöpfen, noch sich baden, noch der Königin einen Besuch machen, noch sonst die gleichgültigste Handlung zu einer Zeit verrichten, als ihm für alle diese Verrichtungen bestimmt und vorgeschrieben war; eben so wenig durfte er essen, was er wollte; er nährte sich von Kalbfleisch, Enten, Hülsenfrüchten, und Fischen; Wein wurde ihm nur in sehr geringer Quantität verstattet. Es giebt Länder, in welchem die Fürsten nach einer Methode erzogen werden, die sie zum Regieren ganz unfähig macht. An der Goldküste lernen die Prinzen, nach Bosman, ein Handwerk oder Gewerbe, z. B. Fischerei, Ackerbau, sie bringen die Früchte ihres Fleißes selbst auf den Markt; oft verlassen sie ihre Werkstätte, um den Thron zu besteigen, und man hat daselbst mehrere Male Könige gesehen, die den Europäern vorher in den verächtlichsten Arbeiten dienstbar waren. Die Neger in Juida erziehen ihre künftigen Regenten auf dem Lande, fern von ihrer Familie. Der künftige Thronerbe wird nämlich gleich nach seiner Geburt von den Großen des Reichs nach den Gränzen gebracht und Leuten übergeben, die für ihn sorgen, aber bei Lebensstrafe seine Abkunft geheim halten müssen. An eine gute Erziehung ist daher in dieser Dunkelheit gar nicht zu denken, und ein Prinz, welchen Desmarchais sah, hütete die Schweine, als er zum Regenten aufgerufen wurde. Nach diesem Schriftsteller soll es Politik der Großen in dem genannten Reiche seyn, den künftigen Monarchen in der Jugend vom Hofe zu entfernen, damit er sie nachher um Rath frage und sie an der Regierung Theil haben möchten. — Auch in

der neuern Zeit fehlt es nicht an Beispielen, wo die Regierten in die Rechte der Regierer griffen und dadurch zu einer drückenden Despotie, zu einer Tyranney ohne gleichen Veranlassung gaben, wir dürfen hier nur an Karl den Ersten von England, und an Ludwig den Sechzehnten von Frankreich erinnern. Auf den Ersten, der unter dem Beile starb, folgte Cromwels Regierung, der sagte: die Engländer wissen, wie weit die Macht eines Königs sich ausdehnt, aber nicht wie weit die eines Protektors geht. Er verachtete die Religion, die ihn befördert hatte, wie die Menschen, durch die er groß geworden. Er trank eines Tages mit seinen Vertrauten und wollte eine Weinflasche öffnen; der Pfropfenzieher fiel unter den Tisch, sie suchten alle, und konnten ihn nicht finden. Während dieser Zeit war eine Deputation der Presbiterianischen Kirchen im Vorzimmer, der Thürhüter meldete sie. Man sage ihnen, sprach Cromwell, daß ich mich eingeschlossen habe, um den Herrn zu suchen, welches Ausdrucks sich die Schwärmer bedienten, wenn sie ihr Gebet verrichteten. Als die Deputation auf diese Art verabschiedet war, sagte er: Diese Narren glauben, daß wir den Herrn suchen, allein wir suchen nur den Pfropfenzieher. Das Volk betete ihn an, und ein Jahr nach seinem Tode holte es seine Leiche aus der Gruft, sie wurde durch die Straßen von London geschleift und an den Galgen gehängt. Auf Ludwig den Sechzehnten, der unter der Guillotine starb, folgte Robespierre und Marat. Wohl nie ist ein Volk despotischer behandelt worden, als unter diesen Wütherichen der Volksregierung, und wie endete diese Regierung, das Consulat und die Imperatorschaft, bis zur Restauration! — Sehr oft wird dem Volke Despotismus und Tyranney vorgespiegelt, wo es keine giebt; es wird aufgehetzt, alle Schritte der Regierung, auch die besten,

welche zum Vortheil gereichen, werden dem Volke als verdächtig bezeichnet; es beurtheilt nun nicht weiter die Angabe, ob falsch oder nicht, und lästert die Regierung, begeht Ausschweifungen und stürzt sich in Despotie. Auch die Orientalischen Völker, wenigstens zum Theil, waren einst frei, wußten den Werth der Freiheit zu schätzen, verabscheueten die Sklaverey, haßten den Despotismus; auch sie verloren durch politische Begebenheiten, durch Uneinigkeit, Unzufriedenheit mit ihrem wahren Glücke, ihre Freiheit. Eroberer zwangen sie den Despotismus anzuerkennen. Man muß hier aber den richtigen Begriff von Despotismus, von politscher Sklaverey wohl auffassen und festhalten. — Despot in einem despotischen Staate ist nicht bloß der Monarch; denn es giebt auch Fälle, wie wir oben gesehen haben, wo auch er Sklave ist. Despot in einem Staate ist ein jeder, der seinen Willen durch gewaltsame Mittel ausführt, er sei Vezier oder Mufti, es sei ein einzelner Mann oder ein Kollegium oder Korps; dieses Korps bestehe aus Ulemas oder aus Janitscharen, aus Leuten von der Feder oder vom Degen. Jede Klasse von Menschen, jedes Individuum, das sich stark genug fühlt, seinen Willen statt der Gesetze gelten zu machen, übt Despotismus aus, so oft es von dieser seiner Stärke wirklich Gebrauch macht. Es hat eigentlich wohl nie ein Volk gegeben, bei dem nicht, so frei auch seine ursprüngliche Verfassung war, einzelne despotische Handlungen vorgefallen wären. Es war unleugbar Despotismus von Scipio Nasica den Cajus Gracchus auf dem Foro zu erschlagen. Dergleichen Handlungen geschehen bei einigen Völkern selten und sind eine Ausnahme von der Regel, bei andern geschehen sie täglich, als ob so zu handeln Regel wäre; hierin besteht eigentlich der Unterschied zwischen despotischen und nicht despotischen Staaten. Despotismus kann

auch nur da ausgeübt werden, wo keine oder doch nur sehr wenig Aufklärung herrscht, wo diese hingedrungen, da wird keine Unterdrückung, keine Gewalt-Handlung Statt finden. Je mehr der Unterthan aufgeklärt ist, um so mehr wird er auch alle Schritte und Handlungen der Regierung einsehen; sie billigen, wo sie nach seinen Einsichten, den Wünschen der einzelnen Körper, wie des Ganzen entsprechen, und wo er sie vielleicht nicht im Einklange findet, da wird er Gesuche um Abhülfe auf einem legalen Wege zu den Behörden oder zum Throne gelangen lassen, aber nicht mit Ungestüm fordern und die Gesetze verletzen, wie es in neuerer Zeit so oft geschehen ist. Eine falsche Aufklärung, eine ungeregelte Civilisation, verbreitet auch falsche Ansichten und führt zuletzt zu Umwälzungen, um diese falschen Ansichten geltend zu machen. Eine Unkunde des gesellschaftlichen, des Staaten-Verbandes findet man am meisten, man sollte es nicht glauben, in denjenigen Staaten, die eine ganz freie Verfassung haben, in den Republiken und in den sogenannten constitutionellen Staaten. Diese Staaten sind, sagt ein gewisser Schriftsteller, mit einem wesentlichen Grundübel behaftet, das durch keine, noch so klug ausgedachte, Einrichtung abgewandt werden kann, es ist die so schwer zu verhütende Uneinigkeit, und die daraus entspringende, unvermeidliche Alternative für die Bürger eines solchen Staates, entweder sich das ewige Gezänke der Partheien und die oft damit verknüpfte Anarchie, die doch am Ende nichts, als Despotismus ist, gefallen zu lassen. Durch die Revolution, wie die Engländer die Absetzung Jakobs des Zweiten emphatisch benennen, soll ihre Verfassung, nach ihrer Behauptung, den jetzigen Grad der Vollkommenheit erreicht haben, wer aber mit ihrer Geschichte genau bekannt ist, der weiß, daß England seit dieser Revolution beständig von Partheien regiert wurde, worunter sich die Marl-

borughsche, die Walpolische und die Bedfordische am meisten ausgezeichnet haben, einige kurze, kaum einige Monate lang dauernde Epochen gab es, wo keine Parthei die andere unterkriegen konnte. Die Partheien der Torys und Whigs, der Reformer und Anti-Reformer, der Radikalen ꝛc. sind bis auf die neueste Zeit bekannt genug. Bei allen diesen Partheien fuhr die Nation am schlechtesten; der Zustand war dem einer völligen Anarchie ähnlich. Burke beschreibt ihn in seiner Rede vom 19. April 1774. Wie viel Rühmens war nicht von der freien Verfassung der Schweden in dem Zeitraume von Karls des Zwölften Tode bis 1772 gemacht, und sie standen eigentlich immer unter dem Despotismus, entweder der Mützen oder der Hüte, welche beide Partheien einander wechselsweise unterdrückten. Die Partheien in Frankreich zur Zeit der Revolution bis auf die neueste Zeit suchten und suchen sich gleichfalls einander zu unterdrücken, oder sich doch wenigstens zu schaden; es waren und sind: die Wüthenden, Unpartheiischen, Schwarzen, Männer des 14. Julius, Orleanisten, Jakobiner, Cordeliers, Feuillants, Fayettisten, Ministerielle, Freunde der Civilliste, Dolchritter, Girondisten, Männer des 10. Augusts, Septembrisierer, Gemäßigte, Brissotiner, Männer des 31. Mays, Föderalisten, Bergbewohner, Mitglieder der Ebene, Sumpfkröten, Verdächtige, Erniedriger (Avilisseurs), Einschläferer, Erbarmungswürdige (Appitoyeurs), Lärmbläser (Alarmistes), Freunde Pitts und Coburgs, Stutzer (Muscadins), Agenten des Auslandes, Hebertisten, Ohnehosen, Gegen-Revolutionaire, Ueber-Revolutionaire (Ultra-Revolutionaires), Thermidorier, Terro-

roriſten, Moraliſten, Würger (Egorgeurs), Patrioten von 1789, Mitglieder der rechten Seite, Mitglieder der linken Seite, Mitglieder des Centrums, Burboniſten, Karliſten, Napoleoniſten oder Buonopartianer, Männer der drei Juliustage, Servile, Liberale, Conſtitutionelle, Ultras, Reſtaurateurs ꝛc. ꝛc. Auch in andern Ländern findet man dergleichen Partheien, wie in Spanien, Portugal ꝛc. Am meiſten zeichnen ſich in der neueſten Zeit Liberale und Servile aus, und ſuchen ſich einander das Feld ſtreitig zu machen oder ſich gegenſeitig zu unterdrücken, und dadurch Anarchie und Deſpotismus zu verbreiten. Die Liberalen ſind für alle Neuerungen, wollen alles Alte ausgemerzt, alle Klöſter zerſtört, die beſtehenden alten Regierungsformen geändert, das heißt, zwiſchen Fürſten und Volk getheilt, kurz alle Privilegien, wo nicht abgeſchafft, doch geändert, alle Monopole, Patente ꝛc. abgeſchafft wiſſen. Die Servilen dagegen wollen alles Beſtehende, wie es bis auf die neueſte Zeit überkommen, behalten; ſie wollen die alte Form, mit Privilegien, Monopolen ꝛc. ꝛc. Eine gemäßigte Parthei, die den Mittelweg einſchlägt, und mit dem Zeitgeiſte langſam, aber ſicher fortſchreiten will, giebt es zwar auch; allein ſie wird von den beiden, ſich heftig anfeindenden Partheien unterdrückt oder kommt gar nicht zur Sprache. Sowohl die liberale Parthei, als die ſervile üben Deſpotismus, weil beide nur ihre Anſichten ausgeführt ſehen wollen, und mithin wird die Freiheit gefährdet. Wahre Liberalität, auf die Staatsverwaltung bezogen, iſt gewiß eben ſo ſelten, als wahrer Servilismus, am allerſeltenſten aber bei einer Staatsparthei, oder vielmehr Volksparthei anzutreffen, wenigſtens hat er ſich nie lange erhalten können, weil ihn der Egoismus ſehr bald verdrängt hat, dies haben wir bei der Franzöſiſchen Republik und bei andern

ganz frey seyn wollenden Verfassungen gesehen; denn immer mischt sich der Eigennutz der Anhänger in das liberale System und vernichtet das Edle nnd Werthvolle desselben. Beim Servilismus muß man wohl die Form unterscheiden, und nicht die Anhänglichkeit an einem alten werthvollen Staatssysteme, mit der sklavischen Ergebenheit verwechseln; denn derjenige, der an der alten monarchischen Form, an den alten Institutionen des Landes hängt, ist darum nicht Sklave, nicht servil, weil ihm diese Form das Höchste gilt. Der Freigeborne, der freie Mann kann nie Sklave, nie servil seyn, ihm ist es nur Pflicht, an seinem alten Herrscherstamme, an den alten Institutionen des Landes und an seinem Vaterlande zu hangen, weil er mit deren Aufhören auch seine Freiheit verlieren würde; er ist also ein wahrer Freier, nicht so derjenige, dem es gleich ist, wer ihn beherrscht oder durch welche Form der Regierung er beherrscht wird; er unterwirft sich eben so leicht dem fremden Eroberer, als er den Despotismus von Einigen seiner Mitbürger in einer veränderten Regierungsform ertragen würde, wenn es ihm nur dabei wohl geht, wenn er nur nicht verliert, sondern wo möglich noch gewinnt, ein solcher ist servil, ist ein Serviler. — Man gewahrt also hieraus, daß man sehr oft nnr die Formen wechselt, die Sache in Hinsicht der Sklaverey bleibt. In einem kultivirten monarchischen Staate wird die Despotie nie ihr Haupt erheben, wie so leicht in einem Republikanischen, da muß man, sagt ein Schriftsteller, in Ansehung der Freiheit schon bescheidener, und in Ansehung des Schicksals, das ihr bevorsteht, aufmerksamer seyn; allein man ist daselbst oft stolz und sicher, und stolze Sicherheit ist ein großes Uebel. —

Vergleicht man nun Alles miteinander, so hat offenbar die Willenseinheit monarchischer Verfassungen einen großen Vorzug vor der Willensuneinigkeit freier Staaten,

sogenannter freier Verfassungen, wie in Republiken und constitutionellen Monarchien, wo das Regiment zwischen Fürsten und Volk getheilt ist. Schon die Asiatischen Völker erkannten dieses große Uebel, und daher gingen sie ohne Zweifel zur monarchischen Verfassung über, weil sie dachten dadurch wenigstens von inneren Unruhen und von der Animosität der Partheien befreit zu werden. Die Geschichte der Juden scheint dieses besonders zu beweisen. Das Volk forderte einen König, weil aus Mangel der Willenseinheit nie die erforderlichen Anstalten zur Vertheidigung wider die benachbarten Völker gemacht wurden. Die Erfahrung hatte daher die Morgenländischen Nationen mit einer guten Seite der monarchischen Regierung, mit den Vorzügen der Willenseinheit, mit der Abwesenheit innerlicher Unruhen bekannt gemacht; allein die schlimmen Seiten, die großen Uebel, die daraus entstehen, wenn der Eine Wille, der alles anordnet, nicht aufgeklärt ist, konnten sie nicht vorhersehen; diese traurige Erfahrung mußten sie erst machen, und sie haben sie leider zu ihrem Schaden gemacht; denn nur Despoten wurden den Orientalischen Völkern zu Theil, und so ist Asien bis auf die neueste Zeit größtentheils von despotischen Fürsten beherrscht worden, wie so viele blutige Revolutionen und Gewaltstreiche daselbst beweisen. Eine Monarchie, sagt ein gewisser Schriftsteller, nähert sich dem Despotismus, wenn der Regent in seinem eigenen Verstande, in seinen eigenen Kenntnissen, alles das leicht zu finden glaubt, was ihn in der Gesetzgebung und in allen seinen den Staat betreffenden Entschliessungen leiten soll. — Man muß aber eine despotische Verfassung wohl von einer wahren monarchischen unterscheiden. Der Despot macht in allen Fällen seinen Willen zum Gesetz, er will entweder die Anstalten nicht treffen, oder weiß sie nicht zu treffen, durch die er das nöthige Licht über

Alles, was seinen Willen bestimmen sollte, bekommen könnte. Der Despot will, hier auf dieser Stelle soll jetzt gleich ein Pallast aufgeführt werden; es kümmert ihn nichts, ob zehn Häuser seiner Unterthanen dabei niedergerissen werden müssen, ob die Eigenthümer das Erbe ihrer Väter verlieren, oder nicht, sein Wille ist Gesetz; seine Unterthanen müssen herbeischaffen, was zu dem Gebäude nöthig ist, und müssen daran arbeiten, wenn sie auch darüber zu Grunde gehen sollten. Der Monarch hingegen macht nicht jeden seiner Einfälle, nicht jede Laune, nicht jeden Wunsch, sondern nur die reifen Entschliessungen seines aufgeklärten Willens zum Gesetz, und ist dabei sorgfältig bedacht, daß er über Alles, was in seinem Staate vorgeht, die nöthige Aufklärung bekomme; daher wählt er nicht nur sorgfältig seine Räthe, daher ordnet er nicht nur in den verschiedenen Zweigen der Regierungsgeschäfte Kollegia an, die ihm über die Angelegenheiten seines Staats und seiner Unterthanen das nöthige Licht verschaffen sollen, sondern er hört und prüft selbst, und schätzt jeden, der seine Stimme erhebt, Wahrheiten, die das Wohl des Volkes betreffen, an den Tag zu bringen. Friedrich des Großen Gerechtigkeit gegen seine Unterthanen, beweiset die Mühle bei dem Schlosse Sans Souci in Potsdam; sie ist das schönste Denkmal seiner Regierungsweise. Der Müller war ein eigensinniger, hartnäckiger Mann, der Friedrich's vortheilhafte Anerbietungen, ihm die Mühle zu überlassen, nicht annehmen wollte. Friedrich unterwarf sich dieserhalb einem Prozesse beim Kammergerichte in Berlin, dieses entschied für den Müller, und der weise Monarch ehrte diese Entscheidung, und gab seinen Plan, den Garten dieses Schlosses zu erweitern und zu verschönern auf. — Wenn hier die Rechte der Menschheit von einem großen Monarchen in das hellste Licht gestellt werden,

so verdient auch folgende Vorstellung des Pariser Parlaments im Monat März 1788, kurz vor seiner Aufhebung durch den Grafen von Brienne, an Ludwig den Sechzehnten, als ein Denkmal der Verfechtung der Rechte der Menschheit von einer Korporation an einen Monarchen hier einen Platz.

Ew. Majestät geruhen zu bedenken, daß es die Pflicht Ihres Parlaments ist, für die Bedürfnisse der Unterthanen und die Rechte des Souverains zu wachen. Das Volk kann durch unruhige Köpfe verleitet werden. Könige sind gefährlicher Uebereilungen nur zu sehr ausgesetzt. Das Parlament, Sire, wird gegen den Monarchen die Freiheit richten und den Unterthanen gehorsam empfehlen; es wird die Unterwürfigkeit durch sein Beispiel ehrwürdig, und die Königliche Autorität durch seine Grundsätze dauerhaft machen. Kurz, sein wesentliches Geschäft ist dieses, die Königliche Gewalt an die Gerechtigkeit, und die öffentliche Freiheit an den Eid der Huldigung zu erinnern. Dies, Sire, waren in den gefährlichsten und unruhigsten Zeiten, stets seine Grundsätze und dies war der Gegenstand seines unermüdlichen Eifers. Immer noch durch dieselben Gefühle beseelt, immer noch eifersüchtig die Gewogenheit unseres gnädigen Monarchen zu verdienen und die Freiheit unserer Mitbürger zu sichern, kommen wir jetzt um zu den Füßen des Throns den unglückseligsten Irrthum aufzudecken, der jedes Herz eines Souverains verführen konnte; wir flehen Ew. Majestät Gerechtigkeit, Weisheit und Menschlichkeit gegen die verderbliche Sitte der Lettres de Cachet an. Bei diesem schrecklichen Worte schaudern aller Herzen, und Schrecken beseelt alle Vorstellungen. Die Einzelnen ergriffen von diesen fürchterlichen Bildern, sehen sich mit Erstaunen an, sie wagen es nicht, sich Jemanden zu entdecken, und bleiben in einem unwirksamen Zustande. Das Volk schweigt, und wagt es kaum, seine Gedanken bis zu der Macht zu erheben, welche über Menschen verhängt, ohne sie zu hören und zu richten; zu der Macht, welche sie in eine undurchdring-

liche Finsterniß stürzt und erhält, wohin nie das milde Licht des Tages kommt, nie der erfreuende Anblick der Gesetze, nie das Geschrei der Natur, nie die Stimme der Freundschaft; zu einer Macht, welche noch, ehe sie wirklich wird, schon auf Geheimniß beruht, und sich auf nichts, als das Recht des Stärkern gründet; zu einer Macht, welche ungestraft von den Ministern des Staats, von ihren Abgeordneten, und von den Dienern der Polizei ausgeübt wird; zu einer Macht, die von dem ersten Minister bis zu dem untersten Polizeybeamten, eine endlose Kette fürchterlicher Unterdrücker über uns setzt, vor welchen die geheiligten Rechte der Natur und unserer Staats-Verfassung stumm und unwirksam bleiben. Nein, Sire, die Gesetze der Natur und unserer Staats-Verfassung sollen nie dem Parlamente, als dem lebenden Gesetze zu den Füßen des Thrones, vorwerfen, daß es in einer schimpflichen Unwirksamkeit blieb, und ein verbrecherisches Stillschweigen beobachtete.

Der Mensch ist frei geboren, und sein Glück beruht auf Gerechtigkeit. Freiheit ist ein unverlierbares Recht, sie besteht in dem Vermögen nach dem Befehle der Gesetze zu leben. Gerechtigkeit ist eine allgemeine Pflicht. Sie ist früher, als die Gesetze selbst, welche sie erkennen und leiten, aber nie den Monarchen oder den Unterthanen davon loszählen dürfen. Gerechtigkeit und Freiheit, Sire, sind der Grund und der Endzweck aller Gesellschaft, die beständige und unwandelbare Stütze aller Macht. Sie sind zum Glück des menschlichen Geschlechts so wunderbar mit einander verbunden, daß keine vernünftige Gewalt und kein dauerhafter Gehorsam ohne sie bestehen kann. Der Gebrauch der Lettres de Cachet zerstört dies ganze System. Dadurch wird die Gerechtigkeit eine bloße Täuschung und Freiheit ein leerer Name. Alle gesetzmäßige Unterwürfigkeit muß ihrem Grunde nach freiwillig seyn. Die Einwilligung des Volkes in den Gebrauch der Lettres de Cachet läßt sich mit der Anwendung der Vernunft nicht vereinigen. Die Vernunft, ist sowohl der natürliche Zustand des Menschen, als der Gesell-

schaft, also läuft jener Gebrauch dem natürlichen Zustande des Menschen zuwider, beides in wie weit er ein vernünftiges und ein geselliges Wesen ist. Will man etwa sagen, daß diese Sitte sich auf die Natur der Monarchischen Macht gründe? Die Antwort ist leicht. — Der König regiert entweder durch das Recht der Eroberung oder durch das Gesetz. Wenn der Eroberer seine Eroberung mißbraucht; wenn er die Rechte der Menschheit verletzt; wenn er seine Eroberung nicht in eine gesetzmäßige Uebergebung verwandelt, — so hält die Macht, womit er die Früchte seines Sieges sich zueignet, die Unterthanen bloß als Sklaven zu seinen Füßen. Alles, was die Vernunft dem Menschen zu bewilligen verbietet, kann auch nicht von Königen befohlen werden. Es ist ausgemacht, daß die Gerechtigkeit die Wageschale zwischen den Armen und Reichen gleich halten muß, und Strafe und Nachtheil können nur den Schuldigen, und ausser ihm Niemand treffen.

Es ist eine Grundregel unserer Monarchie, daß kein Bürger ohne einen richterlichen Befehl, gefangen genommen werden kann. Alle Könige aus den beiden ersten Familien haben dies anerkannt. Hugo Capet fand es schon festgesetzt, als er den Thron bestieg. Alle Befehle und Dekrete unter den Königen aus der dritten Familie haben es bestätiget. Diese Regel ward der Grund des einzigen Unterschiedes, den unsere Gesetze zwischen Gefangenen machen, ob sie es nämlich wegen eines Verbrechens oder wegen einer Schuld sind. Die Klausel des Edikts von 1670, welche hierin mit allen vorhergehenden übereinstimmt, hat ihr das Siegel einer noch stärkern Gültigkeit aufgedrückt. Sie befiehlt, daß alle, die eines Verbrechens wegen eingezogen sind, innerhalb 24 Stunden nach der Verhaftnehmung verhört werden sollen. Aber wie unwirksam wird eine so weise Verfügung, wie bloß gestellt diese Vorsicht, so lange noch diese Sitte der Lettres de Cachet statt finden soll? — Gegen diese verderbliche Einrichtung erheben sich die Rechte des menschlichen Geschlechts; die Grundsätze der Gesellschaft; das glänzendste Licht der Vernunft; das kostbarste Interesse einer gesetz-

mäßigen Macht; die ersten Regeln der Moralität; die Gesetze unserer Verfassung, durch welches unglückliche Verhängniß, Sire, ist sie in ihren Staaten eingeführt und beibehalten? Wir erstaunen nicht darüber zu sehen, daß Männer, die nach einer vergänglichen persönlichen Gewalt dürstet, gierige und ehrsüchtige Hofleute, die auf die Zukunft keine Rücksicht nehmen, diese Sitte durch den scheinbaren Beweggrund beschönigen wollen, daß die öffentliche Sicherheit oder die Ruhe und Ehre unserer Familien dadurch erhalten werde; denn ein sklavischer Sinn folgt allzeit den Winken des Ehrgeizes mit blinder Begierde. Aber, daß es Staats-Bürger giebt, welche blind genug sind, um in jedem Briefe, den sie suchen oder sich gefallen lassen, die schreckliche Gefahr nicht zu sehen, welche ihnen droht — das erfüllt uns in der That mit Erstaunen und tiefer Betrübniß. Es ist Zeit einen Irrthum zu bestreiten, der unter dem Scheine der Uneigennützigkeit vorgetragen wird; vielleicht wird es einen Eindruck auf den Verstand und das Herz unseres Königs machen. Wo keine persönliche Sicherheit statt findet, da ist öffentliche Sicherheit nur ein eingebildetes Glück. Wo Lettres de Cachet bestehen, da ist keine persönliche Sicherheit, folglich ist dann auch die öffentliche Sicherheit nur ein eingebildetes Glück. Wenn es Umstände giebt, welche eine schnelle Ausübung der Königlichen Gewalt nothwendig machen, so können sie doch nie von der Art seyn, daß sie die geheime Einsperrung eines Gefangenen rechtfertigen, der bittet, daß man ihn richte. Nichts kann seinen Anspruch auf Gerechtigkeit entkräften; nicht sein eigenes Stillschweigen, ja nicht einmal seine förmliche Einwilligung in den Verlust seiner Freiheit ist dazu hinreichend. Ew. Majestät Antwort im Jahrr 1777 hat diesen Nazionalen Grundsätzen eine unauslöschliche Sanktion gegeben. Sie erklären, Sire, daß sie nie einen Eingriff in die Freiheit Ihrer Unterthanen gestatten wollen, aber daß es Umstände giebt, wo das gemein Beste es erfordert, daß ihre Gewalt der Gerechtigkeit zu Hülfe komme, um die Entweichung eines Angeklagten zu verhindern. Wie merkwürdig und wie trostreich sind diese Worte für die Sache der Gerechtigkeit. Sie vereinigen Freiheit mit der Königli-

chen Gewalt, und Ew. Majestät haben so durch Ihre eigenen Worte den Grund, den Gegenstand, und die Grenzen Ihrer Macht selbst bestimmt. Die Ehre und die Ruhe einer Familie sind der letzte Einwuf gegen die Abschaffung der Lettres de Cachet; allein die Vertheidiger derselben bedenken nicht, daß dieser Einwurf die Hauptbatterie aller Anhänger einer willkührlichen Macht, ihr ganzes angebliches Gewicht den Lettres de Cachet selbst zu danken hat, weil dieser Gebrauch, wenn er einmal eingeführt ist, die Ehre selbst betriegt, und sie gegen die Freiheit bewaffnet. Viele sehr wohl bekannte Vorfälle können Ew. Majestät beweisen, daß die Nation, welche für ihr wahres Interesse stets ein lebhaftes Gefühl hat, selbst in ihren ersten Mitgliedern, sehr geneigt ist, aus Ihrer Hand, das größte Glück anzunehmen, was ein Monarch über seine Unterthanen verbreiten kann. — Ertheilung der Freiheit. Das ist ein Glück, welches die Gewalt beständiger und die Gesetze dauerhafter macht; ein Glück, welches edler Lohn für Tugend ist, welches den emporstrebenden Geist ermuntert und unruhige Zügellosigkeit einschränkt. Dieses Glück, Sire, fordert das Parlament in dem Namen einer edlen und treuen Nation. Es bittet sie ehrfurchtsvoll, die Lettres de Cachet für immer abzuschaffen. Es beschwört Sie, alle ehrgeizigen Rathschläge, alle nichtigen Beweggründe, und jene treulosen Anzeigen zu verwerfen, welche eben so sehr von der Vernuuft getadelt, als durch die Erfahrung widerlegt werden. Wie traurig ist es, daß Ew. Majestät nicht bis in die kleinsten Umstände solcher Anzeigen dringen können, welche gewöhnlich von Unterbeamten auf einige geheimgehaltene Vorspiegelungen oder heimliche Nachforschungen gebauet werden. Ach! Sire, könnten Sie nur sie befragen, diese Schlachtopfer einer willkührlichen Gewalt, die eingeschlossen, verlassen und vergessen in unzugänglichen Kerkern schmachten, wo Heimlichkeit und Ungerechtigkeit ewig thronen. — Wie viele würden Sie nicht darunter finden, die nie die Ruhe des Staates stören, und nie dem ehrwürdigen Namen ihres Geschlechts Schande machen wollten. Unglückliche Schlachtopfer! Ew. Majestät würden bald überzeugt werden, daß Ränke, Habsucht, Herrschsucht, Rachgierde, Furcht oder

Haß gegen Gerechtigkeit, Laune, Eigensinn, oft auch die bloße Galle eines Mannes von Einfluß wechselsweise die Ausfertigung dieser Briefe bewirken. Dann würden Sie erfahren, zu welchen Qualen der Unglückliche verurtheilt ist, dem die Sonne aufgeht, ohne ihm Hoffnung mitzubringen, und dem die Nacht keine Ruhe gewährt. Schreckliche Ungewißheit! Abhängigkeit, die schlimmer ist, als der Tod! Und alle diese Schreckniße im Namen Ihrer Majestät. Ja, Sire, sollten Sie nur diese scheuslichen Wohnstätten des Elends sehen; Sie würden höchst bestürzt werden über das grausame Schicksal Ihrer Unterthanen; Sie würden schaudern vor dem Loose der Fürsten; und Sie würden eilen, diese unsichtbaren Pfeile zu zerstören, welche die Gerechtigkeit verwunden, sie mögen gegen Schuldige oder Unschuldige gerichtet seyn. Durch diese Hoffnung beseelt und mit so triftigen Gründen bewaffnet, hat das Parlament jetzt für die Freiheit der Nation geflehet; es kann auch nicht umhin noch einmal für die drei Bürger zu bitten. Wir haben Grund zu glauben, daß der Herzog von Orleans und die Herren Freteau und Sabatieer nicht strafbar sind. Wären sie es, so hat das Paralment das Recht sie zu richten, und Ew. Majestät haben das glückliche Vorrecht zu begnadigen. — Freiheit ist auf keine Weise ein Privilegium, sondern ein Recht. Es ist die Pflicht einer jeden Regierung dieses Recht heilig zu halten. Die Gewalt, welche eine berathschlagende Gesellschaft ihrer Mitglieder beraubt, greift auch das Ganze an. Einige sind eingezogen, andere werden bedrohet; — Niemand ist frei. Wenn eine solche Gesellschaft, die ihrer Freiheit beraubt, und mit Gewalt bedrohet wird, dennoch in ihren Berathschlagungen fortfährt und sich über alle Furcht erhebt, so kann allein ihre Treue sie unterstützen. Diese Tugend, Sire, hat das Parlament nicht verlassen. Es will nicht aufhören in tiefster Ehrfurcht um die Begünstigung der öffentlichen Freiheit durch die Aufhebung der Lettres de Cachet zu bitten, und um die persönliche Freiheit des erhabenen Prinzen, des ersten vom Königlichen Geblüt und der beiden verbannten Magistratspersonen. Aber es ist nun nicht einmal mehr ein Prinz von ihrem Geblüte; es sind nicht zwei Magistratsper-

sonen, welche das Parlament jetzt im Namen der Gesetze und der Vernunft von Ihnen fordert — es sind drei Franzosen — drei Menschen! —

Die Revolution brach ein Jahr später nach dieser Vorstellung des Parlaments an seinen Monarchen aus, und sie würde vielleicht nicht ausgebrochen seyn, wenn nicht so viele, die Freiheit unterdrückende Maaßregeln ihr vorangegangen, die das Zutrauen auch des ruhigen Bürgers zu seiner Regierung, zu seinem Fürsten schwächen mußte; eine Folge des Partheigeistes, der immer die Freiheit des Bestehenden untergräbt, wenn er auf den Kampfplatz tritt; er ruft neue Formen, oft ohne Absicht, ins Leben, und auch neue Freiheiten, die aber oft schmerzhaft an die alten erinnern; denn die Freiheiten eines Robespierres, eines Marats ꝛc. jagen gewiß einem jeden Schrecken ein.

Die gemäßigte Parthei, die zwischen den sogenannten Liberalen und Servilen in der Mitte steht, oder das Centrum ausmacht, wenn der Liberalismus die linke und der Servilismus die rechte Seite bilden, hält es mit der jetzigen Preußischen Staats-Verfassung, mit Landständen und Städteordnungen. Sie nimmt das werthvolle Neue, wie es die Aufklärung, der Zeitgeist ihr darreicht, an, ohne das zweckmäßige, durch die Erfahrung geprüfte, Alte, welches mit der Monarchie innig verwebt ist, zu zerstören. Sie will jedem die Freiheit lassen, sich entweder in ein Kloster zu sperren, um zu beten, oder in die Werkstatt, an den Schreibtisch ꝛc. ꝛc., um zu arbeiten, oder den Tummelplatz der Zerstreuungen zu suchen, um sein Geld zu verthun, nur ohne Störung der Staats- und Menschenrechte, und mit Bewahrung vor Mißbräuchen; sie will weder strenge Absperrung der Gewerbe, Störung des Handels, noch sonst einen Zwang, eine Hemmung in Wissenschaften und Künsten, sondern die freie Ausübung aller Seelenkräfte mit Berücksichtigung weiser

Censurgesetze, die der Presse bei einer zweckmäßigen Verbreitung des Lichtes und der Wahrheit keine Fesseln anlegen*); sie will mit einem Worte die wahre Freiheit im Verkehr des Staates, und dieses scheint wohl die vernünftigere Parthei zu seyn. Friedrich der Große erkannte nicht nur den Zeitgeist seines Zeitalters, sondern auch den kommenden, und daher handelte er in die neueste Zeit, ohne das werthvolle Alte, die Stützen der Monarchie zu zerstören. Er war lieberal vom Throne herab, ließ seinem Volke die Freiheit nach seiner Weise zu denken und zu leben, und band sich als Monarch selbst an die Gesetze, ohne welche wahre Freiheit nicht bestehen kann, an sein Kammergericht. Die Franzosen verehrten ihn hoch, und ein angesehener Emigrant versicherte, daß die Revolution schon vor Friedrich's Tode ausgebrochen wäre, da nach dem Amerikanischen Freiheitskriege sich schon alle Zeichen derselben im Geheimen in Frankreich gezeigt hätten; allein wahre Ehrfurcht vor diesem großen Manne, und auch wohl Furcht vor seinem energischen Eingreifen, machte, daß sie erst ein paar Jahre nach seinem Tode erfolgte. Preußen ist auf dem Wege, den Friedrich vorgezeichnet, bis auf die neueste Zeit, trotz aller Stürme, die es trafen, fortgeschritten; so wie überhaupt Deutschland sich immer noch in seiner Integrität mit seinen großen und kleinen Fürsten, bei seinen größtentheils alten Verfassungen, trotz aller früheren Religionsstreitigkeiten und den daraus entstehenden Spaltungen und Kriegen, trotz der Invasion der Franzosen, aufrecht erhalten hat, wo das große Römer-Reich, das Griechische Reich im

*) Der Herr Professor Theodor Heinsius hat über Preßfreiheit und Preßzwang einen sehr gehaltvollen Aufsatz vor beinahe dreißig Jahren geschrieben, der im Art. Preßfreiheit, Th. 117, S. 284 u. f. aufgenommen worden und nachzulesen ist.

Oriente, und andere Reiche theils ganz aus der Reihe der Staaten Europas verschwunden, theils sehr verändert worden sind. Deutschland hat allen Stürmen getrotzt, und steht jetzt durch den Deutschen Bund furchtbarer da, als jemals zuvor. Es wird diese Stellung, es wird seine Kraft behalten, wenn es sich vor innern Stürmen bewahrt, und ruhiger Zuschauer bei dem Ringen der Partheien in den Nachbarstaaten bleibt, um sich eine Verfassung zu sichern, die schon so viel Blut gekostet hat und noch kosten wird. Deutschland zieht von diesem Schauspiele einen doppelten Nutzen; erstlich die guten Lehren, welche Verfassung wohl die beste ist, ohne sie durch gewaltsame Mittel erkaufen zu müssen, und zweitens heben sich dadurch seine Fabriken und sein Handel; denn je mehr in den Nachbarstaaten gestritten und gezankt wird, desto weniger wird gearbeitet, weil das Volk an der Regierung Theil nimmt, also muß seine Industrie einen merklichen Stoß erleiden, der den Staaten zu gute kommt, die das Schauspiel ruhig mit ansehen können.

Es ist bemerkenswerth, daß England uns so lange das Vorbild einer constitutionellen Monarchie gegeben hat, und nie ist bei uns eine Begierde rege geworden, nie bei uns der Wunsch entstanden, eine ähnliche Verfassung zu besitzen. Wir haben über den Streit im Unterhause, bei der Versammlung der Parlamente, wenn er komisch war, gelacht, und uns über gehaltvolle Reden, die einen wichtigen Satz der Menschheit oder einen andern Staatsgegenstand betrafen, gefreuet; aber sind ruhig mit unserer Verfassung vorgeschritten, ohne uns weiter um jene zu bekümmern, die wir in die Eigenthümlichkeit der Nation setzten; allein nach der Revolution in Frankreich ist auch leider! in Deutschland der Freiheitsschwindel eingekehrt, und hat sich vieler Gemüther bemächtiget, wie die Moden, die neuen Modeartikel, die uns von dort her zukommen,

ohne zu bedenken, daß diese frei seyn sollende Verfassung eben so wenig zu unseren Sitten und Gebräuchen paßt, wie so manche Moden, die uns sowohl früher, als jetzt überkommen. Soll denn das mit so vieler Kraft ausgerüstete Deutschland immer Sklave anderer Nationen seyn, und nicht einmal seine eigene Originalität bewahren, wodurch es groß und mächtig bleibt; denn durch das ewige Nachahmen bleiben wir immer Sklaven anderer Nationen, die, statt uns zu bewundern, uns nur bemitleiden können. Warum wurde Friedrich der Große bewundert? — Weil er neue Systeme schuff, sowohl in der Staats-, als Kriegskunst, und dadurch stand Preussen groß da; und dadurch kann auch nur Deutschland groß dastehen, daß es in seinen eigenen Quellen seine Größe sucht. —

Was die Freiheit der Presse und das Censurwesen betrifft, so sehe man darüber den Art. Preßfreiheit, Th. 117, S. 283 u. f. nach. — Ueber die Schriften, die bei diesem Artikel gebraucht worden, s. den vorhergehenden Theil am Schlusse des Artikels Sklave und Sklaverey.

Man kann nun noch eine Art von Sklaverey annehmen, nämlich die Gewohnheits-Sklaverey. Sie ist durch die ganze Welt verbreitet, schleicht sich in alle Haushaltungen, alle Gesellschaften ein, bewohnt die Palläste, wie die Hütten, klebt an jedem Individuum; männlich und weiblich, Kind, Jüngling, Mann, Greis, Jungfrau, Frau, Matrone, jedes fühlt sie, jedes trägt sich mit ihr herum. Man möchte sie gern los seyn, man will sich von ihr entwöhnen, losreißen, umsonst, man bleibt ihr Sklave. Wie sich die Gewohnheiten einschleichen, ist schwer zu erklären, weil es ganz unvermerkt geschieht, und sie erhalten dann eine solche Sympathie zum Körper, oder wohl besser zum Geiste, daß es sehr schwer wird, sich davon zu trennen. Die Gewohnheiten hier alle aufzu-

zählen, die dem Menschen ankleben, und die ins Unendliche gehen, würde zwecklos seyn, auch sind davon unter Gewohnheit, Th. 18, S. 360, 361, schon einige vorgekommen. Wenn man genau auf die Menschen achtet, so findet man die ihnen anklebenden Gewohnheiten oft lächerlich genug; allein der Lachende hat auch wieder die seinigen, worüber ein Anderer lacht. Die komischten Angewohnheiten gewahrt man beim Spiele, Kegel-, Billard-, Karten-ꝛc. Spiel, und bei so vielen andern Gelegenheiten, wo sich der Mensch in einem gewissen Eifer und mit sich selbst beschäftiget befindet, oder auch da, wo er unbemerkt zu seyn glaubt; er kramt da gewöhnlich alle seine Gewohnheiten aus und trägt sie zur Schau. Wie sehr eine eingewurzelte Gewohnheit sich des Menschen bemächtigen kann, und welche Wirkung sie hervorbringt, beweiset folgender wunderbarer Vorfall, der den Psychologen reichhaltigen Stoff zu Betrachtungen über die Geister- in Verbindung mit der Körperwelt geben kann. In einer kleinen Stadt hatten die Honorationen und vornehmsten Bürger eine kleine Ressource etablirt, die schon über zwanzig Jahre bestand und alle Abend von vielen Mitgliedern regelmäßig besucht wurde, um daselbst bei einem Glase Bier entweder zu politisiren, oder ein Spielchen l'Hombre, Whist, Piquet ꝛc., oder auch wohl ein Partiechen Billard zu machen. Eines der ältesten Mitglieder, das alle Abend die Ressource regelmäßig besuchte, und sich durch keine Geschäfte, kein Wetter davon abhalten ließ, erkrankte in einer Nacht plötzlich, so daß es das Bette am folgenden Tage hüten mußte. Der Kranke, ein Sechziger, verfiel gegen Abend in einen tiefen Schlaf; seine Angehörigen entfernen sich aus dem Zimmer, um ihn nicht zu stören. Plötzlich, zu der Zeit, wo er gewöhnlich nach der Ressource zu gehen pflegte, stieg er aus dem Bette, kleidete sich im Schlafe schnell an, hing den

Mantel über, nahm Hut, Stock und Pfeife, schlich sich leise zur Thür hinaus und eilte nach der Ressource, nahm daselbst seinen bestimmten Platz am Tische ein, verweilte eine halbe Stunde ohne zu sprechen, zur Verwunderung von allen Anwesenden, da er sonst sehr redselig war, nahm dann Hut, Stock und Pfeife wieder und entfernte sich eben so schnell, als er vorher hereingekommen war, eilte nach Hause zurück, wo man voller Angst ihn überall gesucht hatte, zog sich wieder aus, legte sich ins Bett und schlief noch ein Paar Stunden fort, wo er dann erwachte, aber von dem ganzen Vorgange nur so viel sich erinnerte, im Traume nach der Ressource gegangen zu seyn. Dieses wird die Macht der Gewohnheit auf eine mehr denn wunderbare Weise zeigen. Gewiß wird ein jeder, der ein Kaffeehaus oder einen andern Ort zur Erholung täglich besucht, an sich selbst wahrgenommen haben, daß ihn die liebe Gewohnheit zu der bestimmten Stunde wieder an die Erholuug erinnert, er wird sicherlich keine Ruhe zu Hause bei jeder vorgenommenen Beschäftigung finden; es zieht ihn wie mit unsichtbaren Händen fort zu dem bestimmten Orte, und so ist es mit allen Gewohnheiten und Angewohnheiten, von welcher Art sie auch seyn mögen.

Sklave, bei den Alten, s. Th. 154, S. 599.
— (Christen-), s. daselbst, S. 609, 707 u. f.
— (Feld-), Plantagensklave, s. das., S. 633.
— (gefesselter), s. das., S. 639.
— (Gewohnheits-), s. oben, S. 40.
— (Haus-), Innsklave, s. Th. 154, S. 633.
— (Inn-), s. den vorhergehenden Artikel.
— (Lehn-), s. Th. 154, S. 599.
— (Neger-), s. das., S. 613 u. f.
— (Plantagen-), s. Sklave (Feld-)
— (politischer-), s. oben, S. 1 u. f.
—, in der Sprachkunst, s. Th. 154, S. 596.

Sklavenanzahl, s. Th. 154, S. 622.
Sklavenbill, s. daselbst, S. 645 u. S. 685.
Sklavencodex, schwarzer Codex, s. das., S. 651.
Sklavenfessel, Sklavenfesseln, s. das., S. 639.
Sklavenhandel, s. das., S. 600 u. f., 613 u. f.
Sklavenhändler, s. das., S. 620 u. f.
Sklavenkauf, und Verkauf, s. das., S. 631. u. f.
Sklavenkost, s. das., S. 630.
Sklavenkrankheit, s. das., S. 640 u. f.
Sklavenkrieg, s. das., S. 654.
Sklavenmarkt, s. das., S. 604, 608, 735.
Sklavenschiff, Sklavenschiffe, s. das., S. 628.
Sklavensinn, sklavischer Sinn, ein unterwürfiger Sinn, den Jemand zeigt; auch wenn man seinen Sinn auf etwas richtet und sich daran sklavisch bindet.
Sklavenstand, s. Th. 154, S. 599, 650 u. f.
Sklavenstrafe, s. das., S. 637 u. f.
Sklaventransport, s. daselbst, S. 620, 628.
Sklaverey, der Zustand eines Sklaven oder auch der Zustand, da man der Willkühr eines Andern auch wider seinen Willen unterworfen ist, s. Th. 154, S. 598 u. f.; auch eine in diesem Zustande gegründete Veränderung.
Sklaverey, bei den Alten, s. Th. 154, S. 699.
— (Christen-), s. daselbst, S. 707 u. f.
—, der Frauen, s. das. S. 725, 727 u. f.
— (Gewohnheits-), s. oben, S. 40 u. f.
—, der Juden, s. Th. 154, S. 723 u. f.
— (Lehn's-), s. daselbst, S. 599.
—, der Neger, s. das., S. 613 u. f.
— (politische), s. oben, S. 1 u. f.
—, der Schwarzen, s. Sklaverey der Neger.
Sklavisch, einem Sklaven ähnlich, in dessen Zustand gegründet; daher sklavische Arbeit verrichten, sich sklavisch fürchten ꝛc.

Sklavischer Wein, ſ. Th. 151, S. 619.
Skolopendriten, ſ. unter Verſteinerungen, in V.
Skolopender, ſ. den folgenden Artikel.
Skolopendergeſchlecht, Skolopender, ſ. unter Naſſel, Th. 101, S. 388. Die Scolopendern, Scolopendrae, Fr. les Scolopendres, haben einen langen Körper, der aus vielen Gliedern zuſammengeſetzt iſt, deren jedes ein Paar Beine trägt, und nicht zwei, wie bei den Vielfüßen. Die Fühlhörner ſind borſtenförmig und haben viele Glieder. Im Munde ſind ſehr kleine Kinnbacken, größere Kinnladen ohne Freßſpitzen; ein Paar Freßſpitzen zwiſchen ihnen und der Lippe, welche ſehr groß, dick, gezähnelt iſt, und zwei große hakenförmige Freßſpitzen trägt, welche zuſammen eine ſtarke Kneipzange bilden; kleine einfache Augen, an jeder Seite vier oder fünf. Folgende Arten ſind bemerkenswerth:

Der Scheerenſchwanz, Scolopendra forficata Linn.; Fr. la Scolopendre brune. Er iſt 1 Zoll lang, hat funfzehn Paar Beine, von denen die hinterſten länger ſind. Er hält ſich an feuchten Orten auf, und daher auch in verdorbenen Früchten ꝛc. Dieſes Inſekt verändert ſich nach dem Klima. So wird die Surinamſche Skolopender dieſer Gattung, die andere Naturforſcher, beſonders Cuvier, die Amerikaniſche Skolopender, Scolopendra morsitans Linn.; Fr. la Scolopendre d'Amérique, nennen, an 6 Zoll lang. Der ganze Bau dieſer Skolopender iſt ſehr merkwürdig. Wenn man den Kopf, das Halsſchild, das letzte Schild am After und die Ausgänge an dem After ausnimmt, ſo iſt die Farbe dieſes Inſekts durchgängig einerlei, ſie iſt ſchmutzig und fällt in das Braune, die Farbe der genannten Theile aber iſt hellbraun und fällt in das Gelbe. Der Kopf iſt rund, jedoch ein wenig zugeſpitzt, an dem Munde ſind vier kleine

Zangen, mit welchen dieses Insekt die erhaschte Beute zum Munde bringt. Vorn nach dem Ende des Kopfes befinden sich zwei große gegliederte Fühlhörner, und am Ende derselben am Kopfe sitzen die beiden Augen. Unten, wo der Kopf an das Ende des Schildes anschließt, sind zwei starke Scheeren, deren jede hakenförmig ist, die Spitze derselben ist aber braun und gleicht einem scharfen Nagel an den Klauen der Vögel. Damit erhascht dieses Insekt ohne Zweifel seine Nahrung. Die Beschaffenheit dieser Zange soll bei dem Ritter Linnē die Veranlassung zu dem Namen Scolopendra forficata gegeben haben. Der ganze Körper besteht aus lauter einzelnen Schildern, davon die vier ersten, den Halsschild mit eingerechnet, kleiner, die folgenden aber alle größer, und mehrentheils von einerlei Größe sind. Der ganze Körper ist platt gedrückt, die Schilder sind aber beinahe viereckig, und nur auf beiden Seiten ein wenig ausgeschweift. Der Halsschild und der After sind mehr rund. Bei jedem Schilde befinden sich ein Paar Füße, die einerlei Größe haben, immerspitziger zugehen und aus vier Gelenken bestehen, nur die ersten Paar Füße am Halsschilde sind sehr dünn und bestehen ebenfalls aus vier Gelenken. Es hat überhaupt zwanzig Paar Füße. Das letzte Schild hat keine Füße, aber zwei Hervorragungen, die immer spitziger zugehen, aus vier Gelenken bestehen, und wahrscheinlich von dem Thiere wie Füße gebraucht werden, Figur 8724 zeigt dieses Insekt in seiner natürlichen Größe. Die untere Seite besteht gleichfalls aus lauter einzelnen Gelenken, welche mehr rund und ein wenig kleiner, als die Gelenke des äußeren Theiles dieses Thieres sind, und daß die äußeren Gelenke, von unten betrachtet, ein wenig hervorragen, wodurch ein kleiner Wulst gebildet wird, der auf beiden Seiten des Unterleibes heruntergeht. Man hat nun noch eine elektri-

sche Skolopender, Scolopendra electrica Linn.; Fr. la Scolopendre électrique, welche siebenzig Paar Beine hat. Sie ist lang und dünn, leuchtet im Dunklen, und ist an feuchten Orten sehr gemein. Man sehe übrigens den Art. Vielfuß, unter V., nach.

Skorbut, Scorbut, Scharbock, Scorbutus, bei den Alten, Stomacace, Scelotyrbe, eine chronische Krankheit, von faulichter Art, und ist ein Fieber damit verknüpft, so nennt man sie Faulfieber, s. unter Fieber, Th. 13, S. 300. Hippocrates beschreibt sie unter dem Namen der Milzkrankheit; man nennt sie auch Mundfäule, wenn sie sich besonders am Zahnfleische äussert.

Ursachen. Die unmittelbare Ursache dieser Krankheit ist dieselbe, welche das Faulfieber zu wege bringt, die Fäulniß. Die mittelbaren und entfernteren Ursachen sind Alles, was die Lebensweise schwächen kann, zu wenige oder zu undienliche Speisen, die Vernachläßigung der Reinlichkeit, eingeschlossene Luft, Betrübniß, Furcht und andere niederschlagende Leidenschaften, eine feuchte Luft, das Wohnen in sumpfigten Gegenden, allerhand Arten von scharfer Materie im Blute, ein langer Gebrauch von Queckſilber, lange Seereisen, eine Kupferauflösung in kupfernen Geäßen, die nicht gehörig nach dem Kochen der Speisen gereiniget worden, nicht gut mit Salz verwahrte Fleischspeisen, die Ansteckung ꝛc. ꝛc. Man schreibt diese Krankheit auch zum Theil gesalzenen Speisen und Hülsenfrüchten zu, welche, weil sie schwer zu verdaauen sind, den Körper mit einer groben und undienlichen Nahrung versehen, welches man besonders auf langen Seereisen gewahrt, auf welchen die Schiffsleute sehr heftig von dieser Krankheit befallen werden. So verlor Lord Anson auf seiner Reise nach der Südsee, durch diese Krankheit beinahe ein Drittel von sei-

ner Schiffsmannschaft. Das Uebel stieg so hoch, daß man sogar fand, daß Beinnarben gebrochener Knochen, die sich schon seit langer Zeit gebildet hatten, sich auflöseten, und der Beinbruch aussah, als wenn er niemals zugeheilt gewesen wäre. Es muß daher in solchen Fällen ein hoher Grad von Fäulniß vorhanden seyn, und das Blut wird ein so faules Gemisch, daß wenn man es aus der Ader läßt, es nichts von seiner natürlichen rothen Farbe hat, soudern wie eine schwarze schleimige Substanz aussieht.

Zufälle. Man erkennt die Gegenwart dieser Krankheit au einer blassen, gelblichen Gesichtsfarbe, die nach und nach immer dunkler wird; an einer Niedergeschlagenheit, einer Art Melancholie; einer Müdigkeit und Steifigkeit in den Gliedern, einer Schwäche in den Knieen, und bei der geringsten Bewegung ist gleich eine große Mattigkeit, nebst schwerem Athemholen da. Das Zahnfleisch fängt bald darauf an zu jucken, anzuschwellen und zu bluten, wenn es nur ganz gelinde gerieben, oder mit dem Zahnstocher oder sonst einem Instrumente zwischen den Zähnen gestoßen wird. Diese Veränderung im Zahnfleische soll nach einigen Aerzten das pathognomische Kennzeichen der Krankheit seyn. Es ereignen sich auch in andern Theilen Blutflüsse; die Haut ist trocken anzufühlen, ausgenommen in dem letzten Stadium der Krankheit, wo man eine kalte, klebrige Feuchtigkeit wahrnimmt. Bei Einigen ist die Haut rauh, die meiste Zeit ist sie aber glatt und glänzend, und mit vielen Flecken bedeckt, als wenn sie gequetscht wäre. Diese Flecken haben ein gelbliches und röthliches Ansehen, uud so wie die Krankheit zunimmt, werden sie schwärzer. Bei Einigen schwellen gegen Abend die Knöchel am Fuße an, uud des Morgens werden sie wieder dünner. Es stellen sich auch noch mehrere zufällige Umstände ein. Kommt ein skorbutischer Durchfall zum Vorschein, und ist zugleich

ein Schmerz in der Brust vorhanden, so ist die Krankheit gemeiniglich tödtlich. Vereiterte Lungen sind eine häufige Folge des Skorbuts. Der Stuhlgang ist sehr übelriechend, und der Harn wird schnell faul. — In dem zweiten Stadium verliert der Kranke zuweilen den Gebrauch seiner Beine, die Beugesehnen in der Kniekehle ziehen sich zusammen, der Kranke fällt oft bei der geringsten Bewegung in Ohnmacht, und wenn er plötzlich in frische Luft gebracht wird, so stirbt er zuweilen. Es ereignen sich auch Blutflüsse, und wenn gleich die Geisteskräfte Niedergeschlagenheit zeigen, so ist doch die Eßlust oft gut. — Das dritte Stadium hat viele heftige und gewöhnlich tödtliche Zufälle. — Man muß den Skorbut von der Ruhr, von der schwazen Sucht, von hypochondrischen und melancholischen Krankheiten, von einigen Zufällen der Siphilis oder der Venusseuche, und der skorbutischen Auzehrung unterscheiden. — Die Arzeneien zur Heilung sind: erstens den Fortgang der Fäulung zu hemmen und sie gänzlich zu heben, und zweitens den ganzen Körper zu stärken.

Das Verhalten bei dieser Krankheit besteht darin, daß man die Ursachen erst aufsuche, und nach diesen das Verhalten bestimme. Rührt z. B. diese Krankheit oder sind die Ursachen derselben schlechtes Wasser, oder ungesunde Speisen, so muß man sie mit gesunden vertauschen. Die Luft in dem Zimmer des Kranken muß so verbessert werden, daß sie trocken und warm wird. Das Wasser, welches der Kranke trinkt, muß mit fixer Luft geschwängert werden; man kann auch dazu einen Malzaufguß nehmen; dann reiche man die China oder den Chinin in so großen Gaben, als der Magen des Kranken sie vertragen kann, und zwar des Tages zwei- oder dreimal wiederholt. Man gebe in des Kranken Getränke oft Vitriolelixir. Das Mittel des Doctor Hulme hat den

gelehrten Magellan vom Skorbute befreit. Diese Krenkheit hatte ihn nämlich so ergriffen, daß er nicht im Stande war einen Schritt zu thun, noch ein Glied ohne die heftigsten Schmerzen zu bewegen; nachdem er dieses Mittel genommen, besserte es sich augenscheinlich mit seiner Gesundheit; das Mittel besteht in 10 Gran Weinstein, in Wasser eingenommen, indem man gleich darauf fünf Tropfen Vitriolsäure, in Wasser verdünnt, nachtrinkt. Man nimmt es viermal des Tages und jedesmal entwickelt sich dann im Magen eine Menge fixer Luft, welche sich mit allen Flüssigkeiten gut vermischt, mit ihnen in den Umlauf geht, und daher die Schärfe in kurzer Zeit zertheilt. Auch die Wurzeln von dem Wasserampfer hat man in dieser Krankheit sehr empfohlen. Ueberhaupt sind alle fäulnißwidrige Mittel, und diejenigen Mittel, welche man im Faulfieber gebraucht, die besten.

In Ansehung der Heilung ist es weit leichter, dem Skorbut vorzubeugen, als ihn zu heben; denn hat er im Körper einmal erst Wurzel gefaßt, so ist es sehr schwer, ihn durch Arzeneien hinauszuschaffen; das beste Mittel dagegen ist eine gesunde Luft und eine gute Diät. Sobald daher ein Mensch auf der See krank wird, so muß er so geschwind, als nur möglich, seinen Wohnort verändern, und sich an das Land begeben, um die Landluft zu athmen. Befindet sich der Kranke aber nicht zur See, so muß er sich in eine Gegend begeben, wo er eine freiere Luft athmen kann. In beiden Fällen muß das Fleisch, welches er genießt, frisch und jung seyn; der größte Theil seiner Speisen muß aber aus Kräutern oder Gemüsen bestehen, wie z. B. Löffelkraut, Wasserkresse, Bachbungen ꝛc., auch müssen sie eine kühlende Eigenschaft haben, wie Endivien, Portulak, Sauerampfer, Lattich und andere. Oft soll es auch heilsam seyn, alle diese Kräuter oder einige von jeder Gattung untereinander zu essen; den größten

Nutzen kann man aber von säuerlichen Früchten, als Limonien, Orangen ꝛc., wenn sie der Kranke oft ißt, erwarten, wegen ihrer kühlenden und zusammenziehenden Eigenschaft. Es wird eine besondere Sorgfalt erfordert, die Ausleerungen durch die Haut und aus den Nieren zu befördern. Und was einige besondere Zufälle anbetrifft, von denen die vornehmsten hier folgen, so müssen sie durch folgende oder dergleichen Mittel bestritten werden. Das schwammichte Zahnfleisch kann man mit einer Abkochung von Chinin, mit Salzgeist säuerlich gemacht, waschen, und wenn Geschwüre im Munde vorhanden sind, so berühre man sie hin und wieder mit Rosenhonig, den man ebenfalls mit Salzgeist säuerlich gemacht hat. Man kann auch bei skorbutischer Mundfäulniß und dem daraus entstehenden üblen Geruche, den Mund und die Zähne oft mit feinem Kohlenpulver reiben und ausspülen; auch werden die Zähne davon ganz weiß. Wenn sich ein Speichelfluß einstellt, so muß er durch Blasenpflaster an verschiedenen Theilen des Körpers abgeleitet werden, auch durch Senfpflaster unter den Fußsohlen und in der Kniekehle; und wenn es möglich ist, errege man die Ausdünstung; denn die Zusammenschnürung der Haut ist die Hauptursache dieses Zufalls. Man kann hier auch Bissen von Kampher und Theriak alle vier oder sechs Stunden wiederholt gebrauchen. Sind die Beine odematös geschwollen, so gebraucht man gelinde Reibungen; Geschwüre am Beine ꝛc. können eben so behandelt werden, als die Geschwüre im Munde. Bei Blutflüssen kann man die Mineralsäuren in gehörigen Zwischenzeiten geben. Ist ein Fieber vorhanden, so kann man die versüßten Mineralsäuren mit den andern Arzneyen versetzen, welche der besondere Fall eben erfordert. Wenn man nun gleich einigen Nutzen von diesen innerlichen und äußerlichen Mitteln erhalten kann, so verschwinden

doch alle diese und die übrigen Zufälle in dem Verhältniß, wie die allgemeine Heilmethode von guten Folgen ist.

Man hat den Skorbut in verschiedene Arten getheilt; allein da sie nur bloß in Ansehung des Grades von einander unterschieden sind, so kann man ihre Beschreibung füglich übergehen. Dasjenige, was man den Landskorbut nennt, ist selten mit denjenigen heftigen Zufällen von Fäulniß begleitet, welche man bei solchen Kranken wahrnimmt, die lange zur See gewesen sind, und welche vielmehr der eingeschlossenen Luft, dem Mangel der Leibesübung und der ungesunden Kost der Seeleute auf langen Reisen zuzuschreiben sind, als irgend einem specifischen Unterschiede in der Krankheit. Wenn der Skorbut durch einen langen Gebrauch salziger Speisen zuwege gebracht worden, so ist die dienliche Arzney eine Diät, welche hauptsächlich aus frischem Obste und Kräutern besteht, als Orangen, Aepfeln, Limonien, Tamarinden, Wasserkresse, Löffelkraut ꝛc. Der Gebrauch derselben mit Milch, dann Küchenkräuter, frisches Brod und frisches Bier und Cyder haben fast jederzeit den Skorbut dieser Art, wenn man sie gebrauchte, ehe er zu weit eingerissen ist, geheilt. Wenn sie aber diesen Erfolg haben sollen, so muß man mit ihrem Gebrauche lange fortfahren. Alle Speisen und Getränke des Kranken müssen in diesem Falle mit Weinsteinrahm, Vitriolelixir, Weinessig oder Salzgeist säuerlich gemacht werden. Im Landskorbut sind auch ungemein gute Wirkungen durch ein Milchdiät hervorgebracht worden. Das beste Getränk im Skorbut sind Molken oder Buttermilch. Da, wo man diese nicht haben kann, bediene man sich des Cyders, des Branntweins oder eines andern ähnlichen Getränkes. Den Malztrank hat man auch als ein dienliches Getränk im Skorbut befunden, und man kann ihn besonders zur See gut ge-

brauchen, da sich das Malz auf den längsten Reisen gut erhalten läßt. Eben so soll auch eine Abkochung von den Spitzen des Fichtenbaumes heilsam seyn. Man kann sie in der Menge einer Pinte des Tages zweimal trinken. Zu eben dem Endzweck bedient man sich auch des Theewassers oder der Abkochungen von gelinden schleimichten Kräutern, als Sarsaparille, Eibischwurzeln ꝛc. Endlich auch Aufgüsse bitterer Pflanzen, als Erdrauch, Tausendgüldenkraut, Bitterklee ꝛc. Das Schwefelwasser soll auch gute Dienste in dieser Krankheit leisten, besonders im Landskorbut. Man trinkt dieses Wasser und badet sich darin. — Ein geringer Grad von Skorbut läßt sich heben, wenn man oft ein wenig Saft aus einer bittern Orange oder Limonie saugt. Wenn die Krankheit nur das Zahnfleisch einnimmt, so hebt dieses Verfahren sie gemeiniglich, wenn man damit einige Zeit fortfährt. Die bittere Orange oder Pomeranze ist der Limonie weit vorzuziehen. Allerhand Arten von Salat sind im Skorbut heilsam und müssen reichlich gegessen werden. Man hat auch, besonders in England, das Trinken des Seewassers im Skorbut angerathen; es muß aber in starken Portionen geschehen und lange damit fortgefahren werden; aber nur wenn es purgirt und zuweilen zum Erbrechen reizt. Phlegmatischen, fetten Personen soll es, nach dem Dr. Huxam, wohl thun, dagegen soll es magern, zarten und hektischen Körpern nicht zuträglich seyn; es erregt bei ihnen Cholik, Durchlauf, Dysenterie, Husten, hektische Hitze ꝛc. Ueberhaupt macht es, nachdem es lange getrunken worden, Verstopfungen. Sollte sich daher schon viel Schärfe im Körper befinden, und das Blut nicht gehörig davon herumgetrieben werden können, so muß man es nicht gebrauchen, weil es dann alle Zufälle eines vollkommenen Skorbuts hervorbringt, die es dagegen bei starken, fetten, viel Bewegung

habenden Personen vermindert. In Amerika trank man auch Sprucebier gegen den Skorbut und und gegen die Gicht. Es ist ein angenehmes Getränk und wird auf folgende Weise zubereitet. Man sammelt von einem daselbst häufig wachsenden Fichtenbaume die Sprossen, und macht daraus einen Extrakt. Von diesem Extracte löset man etwas in einer Menge Wasser auf, welches davon in Gährung geräth, wenn es einige Tage gestanden hat. Sobald es ausgegohren hat, zieht man es auf Flaschen, die man im Keller aufbewahrt. Es hat einen starken terpentinartigen Geruch, schmeckt aber sehr lieblich. Ein Deutscher Arzt hat sich mehrere Flaschen von dem Extracte aus England kommen lassen, und das daraus bereitete Getränk sehr angenehm gefunden.

Skordie, s. Scordie, Th. 151, S. 624, und den folgenden Artikel.

Skordienkraut, Skordie, Lachenknoblauch, Wasserknoblauch, Teucrium Scordium Linn.; eine Pflanzengattung, welche zu den Gamander-Arten gehört, und im Art. Gamander, Th. 15, S. 832, hierher verwiesen worden. Die Gattungskennzeichen des ganzen Pflanzen-Geschlechts, Teucrium, sind unter Gamander, a. a. O., und unter Marumkraut, Th. 85, S. 83, angeführt worden. Linné beschreibt es in seiner Species plantarum, Tom. II. p. 790: Teucrium Scordium, foliis oblongis sessilibus dentato-serratis, floribus geminis lateralibus pedunculatis, caule diffuso. Scordium verum, Gesn. Hort. Scordium legitimum, Park. Chamaedrys palustris allium redolens, Mor. Hist. Oxon. Chamaedrys palustris canescens, seu Scordium Officinarum Just. R. H. 205; Fr. le vrai Scordium ou Chamarras, la Germandrée d'eau ou aquatique.

Die Wurzel dieser Pflanze ist faserig, kriechend und dauerhaft; sie treibt viele, eine Hand lange, viereckige, rauhe, zweigigte, gegen die Erde gebeugte und kriechende Stengel. Die Blätter stehen einander gegenüber, und sind größer, als die Blätter des Gamanderleins, runzlicht, am Rande gezähnt, weich, rauh, weißlich und von einem unangenehmen Knoblauchsgeruche und bitterem Geschmacke. Die Blumen entspringen aus den Winkeln der Blätter an den Stengeln uud Zweigen, sind klein, röhrig, aber in einer Lippe ausgedehnt, fünfspaltig und blaßroth. Nach dem Verblühen derselben folgen vier kleine rundliche Samen in einer Kapsel, die zuvor oder vorher der Blumenkelch gewesen. Diese Pflanze wächst auf feuchten Wiesen und an feuchten und sumpfigen Orten und wasserreichen Gräben in ganz Europa, und blühet im Juny und July. Es soll in Ansehung der Größe variiren, welches vielleicht von den verschiedenen Standörtern herrührt; auch soll es in die Gärten verpflanzt, nicht gut gedeihen, sondern leicht verderben. Das ganze Kraut hat einen, wie oben angeführten Geruch und Geschmack. Der erstere soll aber vergehen, wenn es einige Zeit hindurch trocken gelegen hat.

Die Eigenschaften des Skordienkrautes sind, daß es bitter, aromatisch und das blaue Papier ein wenig roth färbt. Reibt man die Blätter ein wenig mit den Fingern, so riechen und schmecken sie stark nach Knoblauch. Dieser Eigenschaften wegen, und da es ein flüchtiges Salz und Oel enthält, wurde es ehemals und vielleicht auch noch jetzt an einigen Orten in den Apotheken gebraucht, und von den Aerzten sowohl innerlich, als äußerlich empfohlen. Die Blätter und Blumen werden zu Dekocten genommen. Man kochte eine kleine Handvoll in $1\frac{1}{2}$ Pfd. Wasser und gab dieses Dekoct in hitzigen, bösartigen Fiebern, Pocken, Masern und andern Krankheiten

der Haut mit Nutzen zu trinken, die Eßlust zu erregen, sich vor der Gicht zu bewahren, die Würmer zu tödten, das Geblüt vermittelst der unmerklichen Transpiration zu reinigen und den Urin zu treiben. In allen diesen Fällen ward das Skordienkraut als ein Thee gebraucht, auch in magerer Fleischbrühe. Die gewöhnlichsten Bereitungen von diesem Kraute in den Apotheken waren ein destillirtes Wasser, eine Essenz, ein Extract, eine Conserve und ein Syrub. Das destillirte Wasser gab man von 3 bis zu 6 Unzen, und die Essenz von einer halben Drachme bis zu zwei Drachmen in herzstärkenden, schweißtreibenden und wider die Würmer dienenden Juleppen und Tränken. Des Extracts bediente man sich zu einer halben Unze in den Masern und zu einer Unze den Schweiß zu treiben. Die Conserve dient auch solchen Personen, welche eiterhafte Materie auswerfen; dann auch wider die Gelbsucht und unordentliche Monatszeit. Man goß auch Wein oder Essig auf Skordienkraut und gab diesen Aufguß von 4 bis 6 Unzen den Schweiß, bisweilen auch den Urin zu treiben, weßhalb sie auch in der Wassersucht Anwendung fand. Der Skordiensyrub wird in allen den genannten Krankheiten zu einer Unze gegeben. So weit der innerliche Gebrauch dieser Pflanze.

Was nun den äußerlichen Gebrauch anbetrifft, so ist diese Pflanze abstergirend und in Wunden dienlich; man brauchte sie zu Bädern und Bähungen mit Tausendgüldenkraut; man legte sie auch als ein Kataplasma auf die Theile, welche mit einem heißen Brande bedroht wurden. In Ansehung derjenigen, die den Brand schon hatten, wurde das angegriffene Fleisch mit Wasser vom corrosivischen Sublimate und Arsenik, oder mit Spießglasbutter weggenommen, weil ohne dieses diese Pflanze die Theile nicht wieder beleben kann. Nach dem Rajus bediente man sich des Pul-

vers vom Skordienkraute, die Pestbeulen und bösartigen Geschwüre damit zu verbinden.

In bösartigen Fiebern wurde verordnet: Cardobenedikten- und Skordienkraut-Wasser, von jedem 4 Unzen, Theriakwasser, 2 Unzen; Gartennelken-Syrub, 1 Unze; Alles vermischt, eine Julep daraus gemacht. — Bei Würmern nehme man Skordien-Rheinfarren- und Burzelkrautwasser, von jedem 2 Unzen; Zittwersame, 1 Scrupel, Theriak- und Wachholder-Extract, von jedem ½ Drachme; Skordiensyrub, 1 Unze, Alles vermischt und daraus einen Trank bereitet, auf einmal zu nehmen. — Man nehme Skordienkraut, 2 Hände voll; Hasenpappelblätter, eine Handvoll; Eibischblumen und Lavendelblumen, von jedem 1 Unze; Alles in Essig gekocht, 3 Unzen Leinmehl, 1 Unze Leinöl, 1 Drachme Salmiak, und daraus ein Kataplasma gemacht zur Erweichung des Fleisches im Brande.

Falsches Skordienkraut, wilder Salbey, **Teucrium Scorodonia, foliis cordatis serratis petiolatis, racemis lateralibus secundis, caule erecto. Linn. Spec. plant. Tom. II. p. 789. Scorodonia, Riv. mon. t. 12. Scordium alterum s. Salvia sylvestris, Bauh. pin. 247. Salvia agrestis s. Sphacelus. Dod. Pempt. 291. Chamaedrys fruticosa sylvestris, Melissae folio. Inst. R. H, 205. Fr. le Faux Scordium ou Chamarras; la Sauge sauvage ou des bois.** Die Wurzel dieser Pflanze ist holzig, biegsam, kriechend, faserig und dauerhaft; sie treibt viele, 2 bis 3 Fuß hohe, viereckigte, rauhe, schwärzliche oder ein wenig purpurfarbige zweigigte und mit einem weißen Marke angefüllte Stängel. Die Blätter haben Aehnlichkeit mit denjenigen der kleinen Salbey, nur sind sie breiter und weicher, wie die Melissenblätter, runzlicht, rauch, dunkelgrün, am Rande gezähnt, einander entgegengesetzt und von bitterem Geschmacke. Die Spitzen der Stängel und

Zweige tragen rachenförmige Blumen, welche wie diejenigen am Skordienkraute gestellt sind, und eben die Figur haben; die Farbe ist blaßgrün; sie haben vier purpurfarbige Staubfäden. Wenn sie abgeblühet sind, hinterlassen sie kleine rundliche, schwärzliche Samen in einer Kapsel, die zuvor der Blumenkelch gewesen. Man findet diese Pflanze in Europa in Gehölzen und bergigten Oertern, an den Zäunen und an andern angebaueten sandigen Gegenden, die jedoch aber feucht seyn müssen. Sie blühet den Sommer hindurch. Man hat von dieser Pflanze eine Abänderung mit gestreiften Blättern. Auch dieses Skordienkraut hat einen aromatischen Geruch, der etwas Knoblauchsartiges hat. Einige Aerzte verordneten das Dekoct davon, als ein gutes, schweißtreibendes Mittel in der Siphilis. Man gießt $1\frac{1}{2}$ Pfd. weißen Wein auf eine Handvoll wilder Salbey, und giebt davon dem Wassersüchtigen alle vier Stunden ein Glasvoll zu trinken, welches zuweilen Linderung verschaffen soll. Ferner soll diese Pflanze den Magen stärken, die Würmer tödten, den Urin treiben, uud wider die Gelbsucht und das dreitägige Fieber dienen. Man hat sie auch zuweilen statt des wahren Skordienkrautes gebraucht.

Skorpion, Scorpio, Griech. Σκορπιος, Fr. u. Engl. Scorpion, Span. Escorpion, ein Insekt, welches zu den Spinnen gehört oder zu den spinnenartigen Insekten gezählt wird. Die Skorpione haben einen walzenförmigen Leib, der mit der Brust verwachsen ist; der Schwanz ist abgesetzt, halb so lang, als der Leib, gebogen, sechsgliederig; im letzten Gelenke des Schwanzes, das sich in einem spitzigen Haken endiget, zwei Giftspalten, wodurch die Stiche gefährlich werden sollen; denn bis jetzt ist es noch nicht erwiesen worden, ob der Biß dieses Insektes giftig ist, da es bei seinem Angriff nur das Gebiß braucht, und sich des Schwan-

zes zur Vertheidigung bedient. Unter ihren Kinnbakken haben sie tüchtige Freßspitzen, welche die Beine weit an Länge übertreffen, und am Ende eben eine solche Scheere haben, wie die Krebse. Sie haben keine Fühlhörner, acht einfache Augen auf dem Kopfe und zwei kammförmig gebildete Theile unter dem Leibe hinter den acht Beinen. Nach Illiger wird die Anzahl der Kammzähne zur Unterscheidung der Gattungen mit Unrecht angewandt; denn bestimmte Erfahrungen zeigen, daß sie völlig unstatthaft ist. Die Skorpione leben nur in wärmeren Ländern in Erdlöchern, unter Steinen, besonders an feuchten düsteren Oertern, und fangen Insekten zu ihrer Nahrung, als Käfer, Heuschrecken, Asseln ꝛc. Das Weibchen trägt die Jungen eine Zeitlang auf dem Rücken. Bekannt sind der Europäische, Afrikanische und Amerikanische Skorpion.

Der Europäische Skorpion, der gemeine Landskorpion, Scorpio Europaeus, Fr. Le Scorpion d'Europe. Er ist gegen 2 Zoll lang, dunkelbraun, die Scheeren dreieckig, herzförmig, hat zwei Augen und vier Augenflecken, und seine Kämme haben sechzehn Zähne. Das Männchen ist länglicht, und dünn, und sieht mehr rothbraun aus, das Weibchen ist größer, runder und schwarzbrauner. Schon Aristoteles bemerkte, daß das Weibchen lebendige Junge gebäre und andere Naturforscher nach ihm haben dieses bestätiget. Redi führt an, daß unter vielen Weibchen, wovon jedes in ein gläsernes Gefäß besonders gethan worden, eines nicht allein eilf, wie die Alten geglaubt haben, sondern auf acht und dreißig wohlgestaltete und milchfarbene Skorpione zur Welt gebracht habe, von denen die Farbe von Tage zu Tage brauner geworden, und ein anderes habe sieben und zwanzig von eben der Farbe hervorgebracht, welche, wie die ersten, an dem Rücken und an dem

Bauche ihrer Mutter angehängt zu seyn schienen. Auch hat derselbe einige Weibchen, ehe sie ihre Jungen zur Welt gebracht, geöffnet, um zu sehen, wie diese Insekten in dem Bauche der Mutter liegen, er hat sie daselbst in verschiedener Anzahl, aber niemals weniger als sechs und zwanzig und niemals mehr als vierzig, und alle an einem langen Faden angeheftet und mit einer sehr dünnen Haut überzogen gefunden, in welcher die kleinen durch eine überaus dünne Scheidewand von einander abgesondert gewesen. Da nun die Augen in einer Leibesfrucht deutlicher, als bei einem Erwachsenen sind, so kann man ohne Beihülfe eines Vergrößerungsglases, die durch zwei schwärzlichte Punkte bezeichneten Merkmale hiervon, sowohl als den, unter dem Bauche gebogenen Schwanz und die unter den Kopf niedergedrückten und an dem Leibe geklebten Scheeren wahrnehmen. Man trifft den Europäischen Skorpion in den südlichen Ländern dieses Welttheils, in Spanien, Italien, in den mittägigen Provinzen Frankreichs, und in Tyrol, unter Steinen, an Mauern und in der Erde, überhaupt aber, wie schon oben bemerkt worden, an feuchten Orten daselbst an, wo er von Würmern, Fliegen, Mücken und anderen Insekten, die sich gern an solchen Orten aufhalten, lebt. Sein Biß ist Menschen nicht gefährlich. Ein alter Französischer Naturforscher und Mitglied der Académie Royale des Sciences zu Paris, hat mehrere Versuche mit diesen Thieren in der Gegend von Montpellier angestellt, und daselbst zwei Arten von Skorpionen gefunden, von denen die eine Art sich in den Häusern, die andere sich auf dem Felde aufhält. Die Ersteren sind viel kleiner, als die Letzteren, und haben die Farbe des gebrannten Kaffees, mit welcher Art keine Versuche gemacht worden, mit den Feldskorpionen aber, die, wenn sie ausgedehnt worden, zwey Daumen lang seyn können,

und aus dem Weißen ins Gelbliche fallen, sind Versuche angestellt worden. Sie befanden sich bei einem Dorfe Sauvignargues genannt, fünf Meilen von Montpellier in so großer Menge, daß die Bauern einen kleinen Handel damit trieben. Sie suchten sie unter den Steinen auf und verkauften sie an die Apothekrr der nahe gelegenen Städte, welche sie zu einigen Zusammensetzungen wider den Skorpionstich für nützlich hielten. Der erste Versuch mit einem dieser Skorpione bestand nun darin, daß man einen Hund stechen ließ, er erhielt nämlich von einem beunruhigten Skorpion mit der Schwanzspitze drei oder vier Stiche in denjenigen Theilen des Bauches, der ohne Haare ist. Eine Stunde nach den erhaltenen Stichen schwoll er sehr auf und wurde hinfällig; er gab Alles, was er in dem Magen und in den Gedärmen hatte, von sich, und fuhr drei Stunden lang fort von Zeit zu Zeit eine Art eines schleimichten Geifers weg zu speien; sein Leib, der sehr gespannt war, verminderte sich nach jedem Brechen; allein er fing bald darauf wieder an zu schwellen, und wenn er auf einen gewissen Punkt kam, spie er wieder. Dieses wechselseitige Aufschwellen und Brechen dauerte ungefähr drei Stunden; hernach überfielen ihn Convulsionen, er biß in die Erde, legte sich auf die Vorderbeine und starb fünf Stunden darnach, als er war gestochen worden. Er hatte an dem gestochenen Theile keine Geschwulst, wie die Thiere haben, welche von Bienen und Wespen gestochen worden. Die Geschwulst war allgemein, und man sah nur an dem Orte eines jeden Stichs einen kleinen rothen Punkt, welches das Loch ist, das der Stachel gemacht hatte, und welches mit ausgetretenem Blute umgeben war. Dasselbe ist bei allen Thieren bemerkt worden, die man hat von Skorpionen stechen lassen, aber niemals ist dabei die Haut aufgeschwollen. Einige Tage darauf ließ man einen andern Hund

fünf- oder sechsmal an eben dem Orte stechen, wie bei dem ersten. Nachdem vier Stunden vergangen, ohne daß er krank zu seyn geschienen, wurden die Stiche von einem Skorpione wiederholt; allein obgleich ihn viele beunruhigte oder gereizte Skorpione zehn- oder zwölfmal stachen und ihre Stachel so tief hineinbrachten, daß sie daran hängen blieben, so schrie der Hund doch nur einige Male beim Stechen; er empfand aber auf keine Art den Gift, denn er soff und fraß mit großem Appetit; und da er ganz und gar keine Zeichen von empfangenem Gifte von sich gab, wurde er wieder frei gelassen. Es war ein Hund aus der Nachbarschaft, der die Gefahr so wenig achtete, in die er gelaufen, daß er immer wieder zu dem Akademiker zurückkehrte, bei dem er besser genährt worden, als bei seinem Herrn, und sich zu neuen Versuchen brauchen ließ. Da man nun glaubte, daß die Skorpione sich von ihrem Gifte erschöpft haben könnten, so ließ man frische von Sauvignargues kommen, und reizte sie wieder so stark, daß sie wieder im Grimme nach und nach sieben Hunde stachen, die man zu den Versuchen zusammengebracht hatte; allein keiner von den gestochenen Hunden erlitt einen Zufall. Es wurden nun die Versuche an drei jungen Hühnern gemacht, welche man unter dem Flügel und auf der Brust stechen ließ; allein auch nicht ein Huhn gab das geringste Zeichen einer Krankheit von sich.

Aus allen den angeführten Versuchen ist leicht zu schließen, daß, obgleich der Stich von einem Skorpion bisweilen tödtlich ist, es doch nur sehr selten der Fall ist. Wenn also ein Skorpionstich wirksam seyn soll, wird sich schwer bestimmen lassen. Es kommt hier vielleicht auf die Beschaffenheit der Gefäße, welche der Stachel antrifft, auf die Nahrungsmittel, die der Skorpion zu sich nimmt, auf einen zu großen Hunger, den er hat ausstehen müssen, oder auch auf eine

zu lange Ansammlung des Giftes, wodurch es scharf und wirksam geworden, an, um den Stich gefährlich zu machen. Das Letztere scheint wohl am Ersten zu der Gefährlichkeit des Stiches beizutragen. Es ist vielleicht auch möglich, daß die giftige Feuchtigkeit nicht allemal, wenn der Skorpion sticht, herausläuft. Denn ein Naturforscher merkt an, daß die Ottern nur eine gewisse Menge Gift haben, welche, wenn sie einmal durch den Gebrauch, den diese Thiere davon machen, erschöpft worden, zur Ergänzung einer gewissen Zeit nöthig haben; denn nachdem er viele Thiere von den Ottern, deren Verwunden überaus gefährlich ist, beißen und stechen lassen, die Letzteren nicht gestorben und die Ottern nicht eher, als einige Tage darnach wieder angefangen giftig zu werden. Die geringe Wirkung des Giftes von den zu den Versuchen angewendeten Skorpionen kann aber dieser Ursache nicht zugeschrieben werden. Die Letzten waren frisch gefangen und hatten ihre Kräfte nicht verbraucht. Auch hat man sich der Männchen und Weibchen zu diesen Versuchen bedient; dennoch kann man dem Unterschied des Geschlechts nicht die Schuld beimessen, wenn man die Verschiedenheit der Wirkungen, welche auf den Stich folgen, erklären will. Es hat auch die geringe bösartige Beschaffenheit von diesen Skorpionen gemacht, daß gewisse Arten von Gegengift, deren man sich im Languedok bedient, in guten Ruf gekommen. Man versäuft nämlich die Skorpione in Oel, welches man nachher als ein bewährtes Mittel aufhebt, wodurch man, wenn es auf den Theil gelegt worden, den schlimmen Wirkungen des Stiches zuvorkommt *).

*) Nicht die in dem Baum- oder Olivenöle ersäuften Skorpione machen das Mittel wirksam, sondern das bloße Baumöl auf die Wunde gestrichen, womit man auch die Bienen- und Wespenstiche, wenn man sie gleich mit diesem Oele bestreicht, folglich die Entzündung und Geschwulst hindert, auch läßt gleich der Schmerz nach. Kth.

Maupertius will, daß alle diese Arten von Gegengift ihre Kraft nur der geringen Wirksamkeit des Giftes schuldig sind. Er sagt: Einer ist vielleicht von einem Skorpion gestochen worden; er wird vielleicht hiervon Uebelkeit und Ohnmachten empfunden haben; er wird seine Zuflucht zum Oel oder zu einem zerquetschten Srorpion genommen haben; das Vertrauen wird die Uebel, so die Furcht zu wege gebracht, geheilt, und er alsdann geglaubt haben, daß er seine Erhaltung nur dem vermeintlichen Mittel schuldig sei; allein, weil von vielen gestochenen Thieren, bei denen man keins von diesen Mitteln gebraucht, nur eins gestorben ist, so ist es wahrscheinlich, daß diejenigen, welche sich, nachdem sie gestochen worden, dieser Mittel wider den Gift bedient, nicht anders geheilt worden, als weil sie nicht vergiftet gewesen.

Man hatte auch noch besondere Umstände von diesem vermeinten Gegengifte erzählt. So soll eine Maus mit einem Scorpione in eine Flasche gesperrt worden, der Skorpion solche gestochen und auf den Stich sogleich der Tod erfolgt seyn; daß aber eine andere Maus, welche in die Flasche hineingethan, und wie die erste gestochen worden, ihren Feind gefressen und dadurch gerochen und zugleich geheilt worden. Man betrachtete diese Sache als gewiß, und die Maus als eine solche, der es von der Natur eingegeben worden, das Mittel für das Uebel zu erkennen. Es wurden demnach von Maupertius eine Maus nebst drei Skorpionen in eine Flasche gethan; Erstere empfing bald viele Stiche von den Skorpionen, welche sie zum Schreien brachten, worauf sie sich zu vertheidigen anfing und mit ihren Zähnen die drei Skorpionen tödtete; sie fraß aber keinen einzigen, und biß sie nicht anders, als wie sie jedem andern Thiere, welches sie verletzt hätte, würde gethan haben. Sie wurde nachher besehen, und sie hat bis zum andern Morgen, da

man sie auf eine andere Art sterben ließ, nicht das geringste Merkmal einer Krankheit von sich gegeben. Aus diesen und den vorhergehenden Versuchen folgt, daß in der oben erwähnten Geschichte von der Maus, wenn sie wahr ist, die erste Maus einen tödlichen Stich, die zweite aber nur unkräftige Stiche bekommen, entweder weil der Skorpion sich bei der ersten erschöpft gehabt, oder einiger anderer Umstände wegen, welche machen, daß der Stich nicht tödlich ist, daß endlich, wie die Maus den Skorpion gebissen oder gefressen, solches entweder der Vertheidigung oder Nahrung wegen geschehen, ohne daß es nöthig gewesen, weder einen Trieb, noch ein Gegengift vorauszusetzen. Alle Naturforscher, welche die Wirkung gesehen, die bisweilen auf den Stich des Skorpions folgen, kommen darin überein, daß der Skorpion einige Feuchtigkeit in die Wunde, welche die Schwanzspitze macht, tropfen lasse; sie haben demnach alle gemuthmaßet, daß die Schwanzspitze oder der Stachel an seinem Ende eine Spalte haben müsse, um der giftigen Feuchtigkeit einen Ausgang zu verschaffen. Leuwenhoek hat zwei Giftspalten oder zwei Löcher gesehen. Maupertius hat auch deshalb eine genaue Untersuchung mit einem Vergrößerungsglase angestellt und hat gefunden, daß das letzte Gelenk an dem Schwanze des Skorpions eine kleine Phiole ist, von der Art eines Horns, welche sich in einen schwarzen, sehr harten und sehr spitzigen Hals endiget, welcher Hals der Stachel ist. Denn hat derselbe durch das Glas zwei kleine, weit längere, als breitere Löcher bemerkt, welche, statt sie an dem Ende oder der Spitze des Stachels seyn sollten, auf beiden Seiten in einiger Entfernung von der Spitze waren. In vielen Stacheln oder Schwanzspitzen, Haken, waren bisweilen die Lagen von diesen Löchern ein wenig verschieden, obgleich sie gemeiniglich oben in der Entfer-

nung von der Spitze anfangen; er hat bisweilen das eine ein wenig mehr nach dem Ende zu, als das andre gesehen. Man hat, um diese Spalten zu bemerken, eben kein Mikroskop nöthig, man gewahrt sie schon mit einem bloßen Fernglase, dessen Brennpunkt zwei oder drei Linien groß ist, sehr gut, und wenn einige Naturforscher sie nicht bemerkt haben, so liegt dies wahrscheinlich daran, daß sie diese Spalten am Ende oder an der Spitze des Hakens oder Stachels gesucht haben, wo sie aber nicht sind; sie haben wahrscheinlich allzeit von dem Stachel die Spitze unter das Vergrößerungsglas gebracht, und so konnten sie die Spalten, wo sie sich befinden, nicht wahrnehmen. Man kann sich auch von ihrer Lage mit unbewaffnetem Auge überzeugen; wenn man nämlich die Phiole, welche oben beschrieben worden, stark drückt, so gewahrt man die Feuchtigkeit, welche sie enthält, auf der rechten und linken Seite durch die beiden Spalten hindurch dringen.

Von den Versuchen, welche zum Nutzen dienen, ist Maupertius zu denen, welche zur Neugier dienen, fortgegangen. Man hat gesagt, daß wenn man den Skorpion in einen Zirkel von Kohlen einsperrt, er sich selbst steche und tödte. Der genannte Naturforscher machte einen Zirkel von glühenden Kohlen, that einen Skorpion hinein, der, als er die Hitze empfand, von allen Seiten den Ausweg suchte, da er aber keinen fand, so ging er quer durch die Kohlen, welche ihn halb verbrannten; er wurde hierauf wieder in den Bezirk gethan, und da er die Kraft nicht mehr hatte, den Weg zu versuchen, so starb er bald darauf, allein ohne die Lust zu bekommen nach seinem Leben zu trachten. Der Versuch wurde mit vielen andern vorgenommen, welche alle auf dieselbe Weise abliefen. Die Ursache, welche zu dieser Sage Gelegenheit gegeben haben kann, ist folgende. Sobald der Skor-

pion sich beunruhiget findet, so besteht seine Vertheidigung darin, daß er seinen Schwanz auf seinen Rücken legt und zum Stechen bereit ist; er sucht auch von allen Seiten seinen Stachel hineinzubringen. Wenn er nun die Hitze der Kohlen bemerkt, so nimmt er diese Gestalt an, und diejenigen, welche es nicht ziemlich nahe betrachten, glauben, daß er sich sticht; allein wenn er auch wollte, so würde er viele Mühe haben, es zu thun, und es ist sehr zu bezweifeln, ob er zum Zwecke kommen würde, weil sein ganzer Körper, wie bei den Krebsen, geharnischt ist. Die Feuchtigkeit, welche er von sich läßt, dringt in kleinen Tropfen hervor, ist weiß, scharf, beißend und giftig.

Von diesen Thierchen findet man bei den Alten viele sonderbare Geschichtchen erzählt. So haben die Alten angegeben, daß diese Thiere aus der Pflanze, die man Basilienkraut nennt oder von gequetschten oder verstümmelten und eingescharrten Krebsen kämen. Der Pater Kircher giebt zur Hervorbringung dieser Insekten eine wunderbare Vorschrift an; sie verdient daher hier angeführt zu werden, weil dieser Pater, nachdem er den Versuch mit gutem Erfolge angestellt, den Leser zum Nachahmen ermahnt, indem er versichert, daß er ihn für wahr befinden wird. Sein Rezept zu diesem Reproduktionsprozeß ist folgendes: Nimm todte Skorpione, zerreibe sie und thue sie in ein gläsernes Gefäß; dann mit Wasser befeuchtet, in welchem Basilienkraut eingemacht worden, und Alles einen Tag lang im Sommer in die Sonne gesetzt. Wenn man hernach diese Vermischung durch ein Vergrößerungsglas betrachtet, so gewahrt man, daß sie in eine unzählige Menge Skorpionen verwandelt worden. Man gewahrt wohl, sagt Reaümur bei dieser Gelegenheit, was den Pater Kircher hierbei betrogen haben kann. Er hat die Insekten von der Feuchtigkeit für Skorpione gehalten. Man

hat nicht nöthig diesen Versuch nachzumachen; denn es werden keine Skorpione entstehen oder daraus wachsen.

Aristoteles, Plinius und Aelianus sagen, daß das Weibchen von den Skorpionen gemeiniglich eilf Junge gebäre, wie auch schon oben, S. 58, angeführt worden; Redi und andere Naturforscher geben sie weit fruchtbarer an, und bemerken sechs und zwanzig bis vierzig, welches die Gränze ihrer Fruchtbarkeit ist; allein die Skorpione der Letztern müssen denen von Sauvignargues noch sehr weichen; denn viele Weibchen, die Maupertius geöffnet hat, haben sieben und zwanzig bis fünf und sechzig Junge bei sich gehabt. Uebrigens sind die Skorpione in Ansehung ihrer Jungen eben so grausam, als die Spinnen. Eine Skorpionmutter, welche in eine Flasche eingesperrt worden, fraß selbige, so wie sie wuchsen. Plinius redet von der Grausamkeit dieser Mütter in Ansehung ihrer Jungen; er setzt jedoch hinzu, daß ein einziges entkomme, welches die Geschicklichkeit habe, dem Tode zu entgehen, indem es sich an den Rücken der Mutter halte und hernach der Rächer seiner Brüder werde, indem es die Mutter tödte. Auch die Skorpione unter sich beobachten die Gesetze der Geselligkeit eben nicht besser, als die natürliche Neigung gegen die Jungen. Maupertius hat ungefähr hundert Skorpione zusammen gethan, welche beinahe einander alle fraßen; es war ein beständiges Morden, ohne Ansehung des Alters und des Geschlechtes. In wenigen Tagen waren von dieser Anzahl nur vierzehn übrig, welche die andere alle gefressen. Man kann hier freilich einwenden, dieses geschah gewiß aus Hunger, aus Mangel an Nahrung; allein der genannte Schriftsteller hat ihnen Fliegen vorgeworfen, welche sie fraßen, aber dennoch fort mordeten. Sie fraßen auch Kellerwürmer; am liebsten aber

große Spinnen, welche sie unter allen Nahrungsmitteln am begierigsten verzehrten; denn drei oder vier Skorpione griffen sie auf einmal an und jeder blieb lange Zeit daran hängen. Sie lassen wider die Spinnen viel Kraft und Muth blicken. Maupertius sah oft einen sehr kleinen Skorpion eine weit größere Spinne angreifen und tödten. Er fängt sogleich an, solche mit einer oder der andern von seinen Scheeren zu halten, bisweilen auch mit beiden zugleich. Ist die Spinne für ihn zu stark, so verletzt er sie mit seinem Stachel, den er über ihren Kopf wirft und sie tödtet. Dann überliefern die großen Scheeren sie den kleinen Freßzangen, mit denen er sie so lange festhält, bis sie ganz verzehrt ist. Der genannte Schriftsteller hat kein anderes Gebiß an und in dem Maule dieses Thieres bemerkt, als die kleinen Freßzangen, mit welchen er seine Nahrungsmittel verarbeitet oder kauet. Das Maul der Skorpione ist mit kleinen Haaren besetzt, und obgleich ihre Haut eine wahrhafte Schale ist, so ist sie doch an vielen Orten, als an den Scheeren, an den Beinen und an dem hintersten Knoten des Schwanzes zottich.

Bei der chemischen Untersuchung hat man gefunden, daß der Skorpion viel flüchtiges Oel enthält; man betrachtete ihn in der Arzneikunst als ein solches Mittel, welches geschickt ist, den Urin zu treiben, den Gries aus den Nieren und der Blase abzuführen, den Schweiß zu erregen und der bösartigen Beschaffenheit der Säfte zu widerstehen. Hierin galt er als ein Specifikum. Die einfachste Art solchen zuzubereiten, geschah auf folgende Weise: Nachdem man das eine Ende von dem Schwanze weggenommen, wird es an der Sonne getrocknet, und nachher zu Pulver gemacht, welches man von 6 Gran bis zu 1 Skrupel bei Beschwerung der Nieren gab, um den Schleim und Gries abzuführen. Dieses

Pulver war aber wenig im Gebrauch; denn man gab dem sowohl einfachen, als zusammengesetzten Skorpionöle, welches man in den Apotheken führte, den Vorzug. Das Oel wird durch das bloße Aufgießen gemacht, wenn man nämlich bitteres Mandelöl, auch Olivenöl auf diese Insekten gießt. Man nimmt deshalb zwanzig große lebendige Skorpione, die man in einen glasurten irdenen Topf thut, gießt darüber ein Pfd. bitteres Mandelöl, in Ermangelung desselben, auch Oliven- oder Nußöl. Man deckt einen Deckel auf denselben und kocht die Skorpione im Wasserbade, seihet es hernach und drückt das Oel durch, welches man zum Gebrauche aufhebt. Die Dosis hiervon ist $\frac{1}{2}$ bis 2 Drachmen, in einer Brühe oder mit einem ölichten Tranke vermischt; man gebrauchte es bei unterdrücktem Urin und in der Kolik, welche vom Steine herrührt. Man macht zu gleicher Zeit eine flüssige Salbe aus diesem Oele, die man auf die Nieren- und Blasengegend streicht, und zugleich auf diese Orte einen Umschlag von einer weißen Zwiebel und Nachtkraut legt. Das zusammengesetzte Oel, welches man Oleum Scorpionum Matthioli nannte, und wozu eine große Anzahl von andern Mitteln kamen, wovon man die umständliche Beschreibung in allen alten Dispensatorien findet, hielt man für noch kräftiger, als das vorhergehende. Die Dosis ist nur 3 bis 6 Tropfen, wenn man es innerlich nimmt. Man bediente sich desselben wider das Gift, zum Heraustreiben der Pocken, bei bösartigen Fiebern, in der Lähmung, in der fallenden Sucht, und in andern Krankheiten des Gehirns, auch wo man die Nieren stärken, und den kalten und dicken Schleim, welcher daselbst Verstopfungen erregt, verdünnen muß. Man bereitet das Skorpionöl nur in denjenigen Ländern, wo diese Insekten gemein sind, wie in Languedok, in der Provence und in Italien. Man brachte sie auch nach andern Provinzen lebendig;

allein da sie zu viel Kraft auf dem Wege verloren, so hielt man das Oel für nicht so gut. Das Kochen des Skorpionöls im Wasserbade in einem gut bedeckten Topfe, ist andern Bereitungsarten dieses Oeles vorzuziehen, weil man auf diese Weise das flüchtige Salz von diesen Insekten, welches bei ihnen die vornehmste Kraft ausmacht, erhält. Einige setzen Wein hinzu, welches aber nicht nöthig ist. Man müßte denn die Feuchtigkeit kochen lassen, wodurch zu viel flüchtiges Salz verloren geht.

Der Stich derjenigen Skorpione aus den heißen Gegenden, z. B. in Afrika, in dem südlichen Amerika, in Ostindien ꝛc., ist giftig; allein auch bei den Stichen der Europäischen Skorpione hat man Vorsicht nöthig, und darf sich nicht so unbedingt dem Glauben hingeben, als schade er dem Menschen nicht; denn man will doch Fälle haben, wo er, wenn auch nicht tödtlich, doch eine gefährliche Krankheit hervorbrachte. Bei den Skorpionen, deren Stich aber erweislich giftig ist, muß man dem Gestochenen schleunig zu Hülfe kommen, weil er sonst den Tod verursachen kann. Auf diesen Stich folgt in dem Theile ein sehr heftiger Schmerz, und um die Wunde, und in dem ganzen Körper Kälte, Spannung, Betäubung und kalter Schweiß. Diejenigen, welchen an den untern Theilen von den Skorpionen gestochen werden, bekommen in dem Schooße eine Geschwulst. Wenn die Wunde an dem obern Theile gemacht worden, und solche leicht ist, so entsteht unter den Achseln eine Geschwulst; wenn aber der Stich beträchtlich ist, so wird der Theil mit einer Hitze befallen, welche derjenigen ähnlich ist, so das Verbrennen verursacht; es erscheinen sowohl in den Lefzen der Wunde, als um den ganzen Körper gequetschte Flecken, wobei sich ein Jucken einfindet, dergestalt, daß es scheint, als wenn der Kranke vom Hagel getroffen worden; er hat ein ganz entstelltes Gesicht; es häuft sich um

die Augen eine klebrichte Materie, die Thränen sind schleimigt, die Gelenke verlieren ihre Bewegung, und dieser Zufall wird mit einem Vorfall des Mastdarms, und einer beständigen Neigung, auf den Stuhl zu gehen, begleitet. Der Kranke schäumt aus dem Munde, und bricht sich oft; er wird mit dem Schlucken befallen, und bekommt Convulsionen, welche demjenigen Krampfe ähnlich sind, der hinterwärts zieht. Das beste Mittel, das man kennt, sagt ein älterer Arzt, ist in dem Skorpione selbst enthalten, er ist wider sein eigenes Gift das sicherste Gegengift. Man muß ihn zerquetschen, wenn man ihn erhaschen kann, und ihn so geschwind, als man kann, auf die Wunde legen, oder auch in Ermangelung dessen, muß man sein Oel auf den Stich streichen; es bringt aber keine gewisse Wirkung hervor; daher man 10 bis 12 Gran flüchtiges Ottern- oder Hirschhornsalz in einem herzstärkenden Wasser, z. B. einem einfachen Melissen- oder Kardobenediktenwasser, oder in Ermangelung derselben Theriak in gutem Weine nehmen lassen muß, damit, wenn das Gift bis in das Blut gedrungen, solches durch die letztern Mittel absorbirt werde.

Bei dem äußeren Gebrauche des Skorpiones zerquetschte man denselben und legte ihn, wie bereits angeführt worden, auf seinen eigenen Stich. Das einfache Oel gebrauchte man als eine flüssige Salbe, welche man in die Gegend der Nieren und der Blase strich, um den Schleim und den Gries fortzuführen und den unterdrückten Urin wieder in Fluß zu bringen; auch beim Ohrenschmerz wurde es als ein sehr brauchbares linderndes Mittel empfohlen. Man vermischte von solchem eine Drachme mit einer halben Drachme süßen Mandelöls, wovon man wenige Tropfen in das Ohr des Kranken tröpfelte. Was das zusammengesetzte Oel anbetrifft, so ward es vornämlich in bösartigen Krankheiten, in der Pest und zur Tödtung der

Würmer gebraucht. Man streicht es auf die Gegend des Herzens und des Magens, auf das Gelenke der Hand, auf die Schläfe, an die Nasenlöcher und auf die Füße, und wiederholt das Einsalben alle drei Stunden. Man bediente sich auch desselben die Pflaster und Salben weich zu machen, und gebrauchte sie bei den Pestbeulen und bei den Bissen von vergifteten Thieren. Man hatte in der Französischen Pharmakopäe das einfache und zusammengesetzte Skorpionöl, welches vom **Oleo Scorpionum Zwelferi** und der **Essentia Scorpionum Angeli Salae** den Grund ausmachte. Zur Verhinderung der Wirkung des Skorpionstiches, soll man sogleich nach dem Bisse Kupfer auf die Wunde legen, welches den Fortgang verhindert. Wenigstens wird dieses von einem Reisebeschreiber, der Persien besuchte, gemeldet, wo es bei Kaschan eine Art sehr giftiger Skorpione giebt. Die Leute, die von demselben gestochen werden, legen sogleich eine Art gemeine Kupfermünze auf die Wunde, die sie beständig bei sich tragen. So wie das Skorpionöl ehemals und auch noch jetzt in Italien, Frankreich ꝛc. in den Apotheken, als ein Arzneimittel vorkam und kömmt, eben so wurde es auch im Handel in kleinen langen Gläschen geführt, in welchen sich noch die Skorpione im Oele befinden. Man bezog es von Venedig, Genua und andern Handelsstädten Italiens und Frankreichs.

Der große Afrikanische Landskorpion, **Scorpio Africanus.** Er ist so groß, als der Flußkrebs, schwärzlichbraun, hat herzförmige, höckerige, dreizahnige Scheeren, zwei Augen und sechs Augenflecken. Man findet diese Skorpionart im heißen Afrika und in Ostindien. Man trifft diese große Art in Afrika in den meisten Gegenden von Sahara an; ihr Stich ist den Menschen gefährlich; denn er hat oft den Tod zur Folge. An der Alghierischen Seite des Atlas sind sie nicht so

schädlich, ihr Stich erregt nur ein Fieber und die Auflegung von ein wenig Venetianischem Theriak stillt gleich den Schmerz. — Die Mauritanischen Skorpione, Scorpio Maurus Linn., mit herzförmigen punktirten Scheeren und achtzähnigen Kämmen, sind in der ganzen Berberey sehr gemein; man findet sie oft Klumpenweise im Sande, unter jedem Steine im Felde. Sie haben eine braune und grünliche Farbe; diejenigen aber in alten Mauern in den Städten sind dunkelbrauner und größer, und nicht so giftig. Die Mauren haben verschiedene Mittel gegen den Stich dieser Insekten, sie behaupten jedoch, daß die ordentliche Beiwohnung zwischen Mann und Frau das beste Mittel dagegen sei.

Der Amerikanische Skorpion, Scorpio Americanus: Fr. Le Scorpion d'Amérique, ist schlanker gebaut, als die oben beschriebene Arten, und hat dünne, gleich breite Scheeren.

Mehrere Arten von Skorpionen müssen hier übergangen werden, weil sie nur in der Größe und der Farbe von einander abweichen, übrigens alle eine Lebensweise haben. Ihr Stich ist nach dem mehr, oder weniger heißen Klima, auch mehr oder weniger gefährlich, wie auch schon oben, S. 70, angeführt worden.

Skorpion, (Afrikanischer), s. oben, S. 72.

— (Amerikanischer), s. daselbst.

—, in der Astronomie oder Sternkunde, eines der zwölf Sternbilder des Thierkreises. Er wird unterhalb dem Ophinchus ziemlich weit nach Süden hin westlich an der Milchstraße abgebildet. Es geht vom Skorpion der südlichste Theil oder der Schwanz, worin viele kenntliche Sterne stehen, nicht völlig bei uns auf. Vornehmlich funkelt in diesem Gestirne ein Stern erster Größe, welcher den Namen Antares, oder das Herz des Skorpiones führt; er ist daran zu erkennen, daß sich auf jeder Seite, nahe bei ihm, ein

Stern vierter Größe zeigt. Westwärts beim Antares steht auch ein Stern zweiter Größe, und einige der dritten Größe im Skorpion. Flamsteed zählt im Skorpion, so weit er zu Greenwich aufgeht, 35 Sterne. Der Skorpion erstreckt sich ungefähr vom 25 Grad ♏ bis 20 Grad ♐.

Skorpion (Bücher-), Deutscher Skorpion, Wandskorpion, s. unter Bücherwurm, Th. 7, S. 330.

— (Deutscher), s. den vorhergehenden Artikel.

— (Europäischer-), s. oben, S. 58 u. f.

— (Feld-), s. Skorpion (Land-).

—, bei den Juden, eine Art spitziger Peitschen, welche mit den Knuten der Russen Aehnlichkeit gehabt haben soll.

—, in der Kriegskunst, bei den alten Griechen, eine Kriegsmaschine, durch welche sie Pfeile abschossen, wie mit den Armbrüsten und Balästern.

— (Land-), Feldskorpion, s. oben, S. 58, 59.

— (Mauritanischer-), s. daselbst, S. 73.

— (Wasser-), s. unter Wanze, in W.; auch eine Art Fische, s. unter Meerskorpion, Th. 87, S. 221.

Skorpionfliege, Skorpionschwanz, gemeine Rüsseljungfer, Panorpa communis Linn.; Fr. la Panorpe commune, la Mouche Scorpion, ein Insekt, welches zu den Rüsseljungfern gehört, der Fliege ähnlich sieht, und da sich der Schwanz des Männchens in zwei gezähnte Spitzen endiget, welche sich wie eine Zange öffnen, und womit es sich zu vertheidigen sucht, obgleich es dem Menschen ganz unschädlich ist, die oben angeführten Namen erhalten hat. Die Flügel sind durchsichtig und braun gefleckt.

Skorpionflügelschnecke, Strombus Scorpius; Fr. le Scorpion, s. unter Strombus.

Skorpionkraut, ein Name einiger Pflanzen, als der Krebsblume oder des Raupenklees, Scorpiurus Linn., s. Th. 121, S. 237; der Europäischen

Stechginster, Genista spinosa, Dod. s. Th. 17, S. 356 u. f.; der kleinen Deutschen Geniste, Genista Germanica Linn.; s. daselbst, S. 344; der Sommerwende, Heliotropium Linn., s. diesen Artikel; des Mauseöhrchens, Vergißmeinnichts, Myosotis Scorpioides, Linn., s. Th. 86, S. 163.

Skorpion-Mäuseohr, s. den vorhergehenden Artikel.

Skorpionöl, Skorpionenöl, Oleum Scorpionis, ein Oel, worin Skorpione geworfen und getödtet worden, und welches den Biß des Skorpions und anderer giftigen Thiere heilen soll; s. oben, unter Skorpion, S. 69.

Skorpionpfriemen, die Benennung der Deutschen kleinen Geniste und der Europäischen Stechginster; s. unter Geniste, Th. 17, S. 344, 356.

Skorpionschildkröte, Testudo Scorpioides, eine Schildkrötenart.

Skorpionschnecke, Murex Scorpio, s. unter Murex Th. 98, S. 93.

Skorpionschwanz, Heliotropium Linn., s. Sonnenwende.

Skorpionsenne, Colutia s. Coronilla Emerus Linn., eine Art Kronwicken, welche im südlichen Europa einheimisch ist; s. unter Wicke, in W.

Skorpionspinne, Bücherskorpion, s. unter Weberknecht, in W., und Wandskorpion, s. Skorpion (Wand-). Eine andere Art Skorpionspinne, Phalangium cancroides Linn., s. unter Spinne.

Skorzoner, s. den folgenden Artikel.

Skorzonere, Scorzonera, eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der neunzehnten Klasse (Syngenesia Polygamia aequalis) des Linnēischen

Pflanzensystems gehört und folgende Gattungskennzeichen hat: die Staubbeutel sind verwachsen, die gehäuften Röhrenblümchen stehen auf einem gemeinschaftlichen Fruchtboden; jedes einzelne Blümchen trägt fünf Staubbeutel und steht über einem nackten Samen, der eine gefiederte Haarkrone hat. Die Wurzel enthält Milch und daher gehört sie nach Oken zu den Malchen, und wird Ader-Malche genannt.

1) Spanische Skorzonere oder Scorconere, Skorzoner, Skorzonerwurzel, Skorzonerwurz, Schlangenmord, Schlangenmordwurzel, Vipergras, Schwarzhafer- oder Haberwurzel, Schwarzwurzel, Scorzonera Hispanica, caule ramoso, foliis amplexi caulibus integris serrulatis. Linn. Hort. Cliff. 383. Scorzonera latifolia sinuata. Bauh. pin. 275. Scorzonera major Hispanica 1 Clus. hist. 2 p. 137. Tragopogon Hispanicus, sive Escorzonera aut Scorzonera. I. B. 2. 1060; Tragopogon peregrinus vel Hispanicus. Gesn. Hort. Engl. Common Scorzonera, Common Viper's grass; Fr. Scorsonere ou Salsifie d'Espagne, Cercifi ou Salcifi noir; Span. Scorsonera; Schwed. Skorzoner-rot; Dän. Schlange-Myrder, Kopatte.

Die Wurzel dieser in Spanien und Sibirien wild wachsenden Pflanze, deren Namen aus dem Italienischen, entweder aus Scorzonera, wegen der schwarzen Haut der Wurzel, oder aus dem Catalonischen Worte Escorso, eine Otter, und nicht wie Beckmann will, von Scorzone, dem Namen einer giftigen Schlange, wider deren Biß sie einmal empfohlen worden, entstanden, hat die Gestalt einer gelben Möhre (Daucus carotta); sie wird einen Fuß lang, etwa Fingerdick oder Zolldick, ist einfach, zart und leicht zu

zerbrechen; hat äußerlich eine schwärzliche Haut, innerlich ist sie weiß und besitzt einen Milchsaft, der süß und angenehm schmeckt. Die untern Blätter der Wurzel sind 9 bis 10 Zoll lang und in der Mitte $1\frac{1}{2}$ Zoll breit; gehen langgespitzt aus, und sind am Rande wellenförmig aus- und einwärtsgebogen. Ihre höchsten Blüthenstängel werden 2 bis 3 Fuß hoch, sind glatt, zertheilen sich oben hinauf in mehrere Zweige, und sind mit einigen schmalen, den Stengel umfassenden Blättern besetzt, welche zuweilen am Rande ein wenig gebogen nnd dunkelgrün sind; sie endigen sich, wie die sogenannten Wurzelblätter in eine lange und schmale Spitze. Die Blumen oder Blüthen entspringen an der Spitze oder am Ende der Stängel und Zweige in schuppichten Kelchen; sie bestehen aus vielen engen und zungenförmigen Zwitterblümchen, und liegen wie Dachziegel oder Fischschuppen eine auf der andern. Die Farbe ist hellgelb. Sie blühen im Junius oder Julius. Wenn die Blumen oder Blüthen abfallen, verwandelt sich der in dem gemeinschaftlichen Kelche stehende Fruchtknoten einer jeden einzelnen kleinen Blüthe in ein längliches und gestreiftes Samenkorn, auf welchem eine runde federartige Krone steht.

Man zieht diese Pflanze in England, Frankreich, Deutschland und auch in andern Reichen in den Gärten zum Küchengebrauche oder zur Küche, und zum Arzneigebrauche. Die Erziehung geschieht aus Samen, welcher im Ausgange des März oder im Anfange des Aprils in einen leichten, guten, frischen Boden gesäet werden muß. Am besten zieht man diese Wurzeln auf folgende Art. Man macht an der Schnur hinaus 1 Fuß weit von einander entfernte, flache Furchen, streut die Samenkörner in denselben umher; bedeckt solche etwa $\frac{1}{2}$ Zoll hoch mit eben solcher leichten Erde; verdünnt dann die aufgegangenen Pflanzen, da wo sie in den Reihen zu dicht stehen, wenigstens auf 5 bis 6

Zoll weit; nimmt dann zugleich auch mit der Hacke alles Unkraut weg, und wiederholt solches so oft, als es nöthig ist, weil sie sonst, wenn man das Unkraut zwischen ihnen ungestört fortwachsen läßt, zu schmächtig in die Höhe wachsen. — Andere säen den Samen über das ganze Beet, und versetzen nachher die Pflanzen in einer beliebigen Weite. Diese Methode soll aber nicht so gut seyn, als jene; denn weil ihre Wurzeln gerade unterwärts wachsen, so werden sie bei dem Verpflanzen leicht abgebrochen, verlieren dann ihren Milchsaft so sehr, daß sie nicht wieder in die Länge wachsen, und daher nie so ansehnliche Wurzeln bekommen, als solche, welche unverpflanzt stehen bleiben; sondern sie bekommen viele Nebenzacken, und sind daher lange nicht so viel werth, als wenn sie lang und gerade gewachsen wären. Beim Verziehen oder Herausnehmen, Verdünnen der zu dicht stehenden Pflanzen, kann man die herausgezogenen auf ein andres Beet 6 Zoll weit von der Schnur stecken; denn je mehr Raum man ihnen läßt, je stärker und größer wachsen sie. Sobald die Pflanzen ihre Blätter zu verlieren anfangen und sie also ihren Wachsthum vollendet haben, müssen sie aufgenommen werden. Man kann sie aber auch bis nach dem November stehen lassen und dann jedes Mal nur so viel aufnehmen, als man gebraucht. Wenn sie aber im März noch stehen, so gehen sie in Samen, und sind dann, weil sie dann fasicht und hart werden, nicht mehr so gut. Die Skorzonerwurzel ist unter allen Wurzelgewächsen die einzige, welche noch im zweiten und dritten Jahre, ungeachtet sie dann blühet und Samen trägt, gut und brauchbar bleibt; denn so lange sie noch Milch in sich haben, sind sie gut. — Die Stängel der jungen Pflanzen, welche man zum Samenziehen stehen lassen will, muß man nachher, damit sie nicht zur Erde fallen oder nicht abbrechen, an beigesetzte Pfähle binden. Im

Julius kommen sie zur Blüthe und geben etwa im Anfange des Augusts wieder Samen, welcher dann eingesammelt und zum künftigjährigen Gebrauche in einem trocknen Zimmer aufbewahrt werden muß. Die Skorzoneren erfrieren niemals und sind daher eine gute Winterspeise, denn sie werden nach dem zweiten und dritten Jahre, wie auch schon oben erwähnt worden, nicht hölzern oder zähe, sondern behalten ihre weiche und zarte Beschaffenheit. Wenn man sie zur Speise gebrauchen will, so muß man erst die schwarze Haut davon abschaben und sie eine halbe Stunde in Brunnenwasser einweichen, wodurch die Bitterkeit, welche sie bei sich haben, zum Theil herausgezogen wird. Wenn dann die Wurzeln gut abgekocht und abgebrüher worden, kann man eben so gut Salat davon machen, wie von andern Wurzeln; auch kann man sie in den Kräutersuppen, sogenannten Potagen, gebrauchen; auch gebraucht man sie, gebrannt, statt des Cichoriens zum Kaffee, auch wohl als Surrogat des Kaffees, wo Letzterer zu theuer seyn oder fehlen sollte.

Da die Skorzonere ihren Samen erst im zweiten Jahre bringt, so muß man nach demselben zur Zeit, wenn er reif wird, alle Tage sehen und den reifesten abnehmen; denn sobald als sich die Samenkapseln aufthun oder von einander gehen, so muß man ihn sogleich abnehmen, sonst wird er durch den Wind hinweggeführt. Die Wurzeln werden Anfangs des Mays ausgehoben und die schwarze Schale oder Haut abgeschabt; man legt sie dann auf einem luftigen Boden aus, wo ste die Sonne nicht bescheinet, und sie abtrocknen können. Man bringt sie dann zum Handel auf den Markt, wo sie von Materialisten und Apothekern Pfundweise gekauft werden. Beim Einkauf sieht man darauf, daß wenn die Wurzeln frisch abgetrocknet zu Markte oder in den Handel gebracht werden, sie schön

groß, holzig und ringelförmig sind; beim Bruch einen milchartigen Saft enthalten, und der Geschmack bitterlich ist. Man bringt sie auch eingemacht in den Handel.

In der Medizin gebrauchte man die Wurzel wegen ihrer zertheilenden Kräfte ehemals sehr stark in Ptisanen gegen hitzige Krankheiten; auch soll sie den Urin treiben, den Magen stärken und den Schweiß und die Monatszeit befördern; auch wird sie wider die Pocken, die Pest und den Biß der Ottern, Schlangen und anderer giftigen Thiere gerühmt. Boerhave räth in seiner Abhandlung de plantis Horti Lugduno-Batavi den Saft der Skorzonerwurzel zu drei Unzen eine Zeitlang des Morgens nüchtern getrunken, Personen, die vergiftet zu seyn befürchten. Die Spanier sollen sich des Saftes dieser Wurzeln wider den Schlangenbiß oder Stich bedienen, worin er ausserordentlich wirksam seyn soll, ja der Saft der ächten Spanischen Scorzonere soll so kräftig seyn, daß wenn man eine Schlange damit berührt, sie erstarrt, und wenn sie davon etwas ins Maul bekommt, soll sie sogleich sterben. — Der oben erwähnte Arzt rühmt diese Wurzel auch sehr wider diejenigen Krankheiten, die von der Hypochondrie herrühren, und die Verstopfung der Eingeweide zu heben. Nach seiner Vorschrift soll die Wurzel zerstoßen werden, indem man ein Gerstendekoct darüber gießt; denn sie soll sonst, wenn sie gekocht wird, ihre medizinischen Kräfte verlieren; diese Meinung wird auch von mehreren andern Aerzten unterstützt. Auf diese Weise zubereitet, soll sie nach der Erfahrung des Simon Paulli, nicht nur Leberkrankheiten, besonders Verstopfungen der Leber, heilen, sondern auch hartnäckige Gelbsuchten und anfangende Wassersuchten will der genannte Arzt damit glücklich geheilt haben. Die gekochte Wurzel soll nicht nur eine sehr gesunde Nahrung zu allen Zeiten und in

allen Alstern und Temperamenten seyn, sondern als Ptisane, wie auch schon oben erwähnt worden, bei allen Krankheiten, wo man einige Bösartigkeit befürchtet, getrunken, von sehr gutem Nutzen seyn; sie wurde von den meisten ältern Aerzten daher auch immer verordnet in allen hitzigen Krankheiten als ein solches Getränk. Nicolaus Monard, ein Spanischer Arzt, hat eine ganze Abhandlung von der Scorzonere geschrieben, in welcher er von dieser Wurzel bewunderungswürdige Sachen rühmt, die aber leider! durch die Erfahrung nicht bestätiget worden. Auch Dr. Joh. Mich. Fehr hat eine besondere Abhandlung de Scorzonere, den er Anchorum Sacrum betitelt, herausgegeben, worin gleichfalls die medizinischen Kräfte dieser Wurzel sehr herausgestrichen werden. Nicht so enthusiastische Aerzte von der Wirkung dieser Wurzel, halten sich nur an den durchgängig anerkannten Eigenschaften derselben. Die Blätter und Blumen der Scorzonere dienen um ein Wasser daraus zu destilliren, welches von 4 bis zu 6 Unzen in herzstärkenden und schweißtreibenden Juleppen und Tränken verordnet wird. Man nahm das destillirte Scorzonerwasser, nach der Pariser Pharmacopäe, zur Aqua divina. — Ptisanen in den Pocken, Masern, Rötheln und bösartigen Fiebern wurden auf folgende Weise verfertiget: 1 Unze gereinigte und geschnittene Scorzonerwurzel, wird in 2 Pfund Wasser bis auf $1\frac{1}{2}$ Pfd. eingekocht, hernach 2 Drachmen Süßholz zu gethan, eine halbe Stunde stehen gelassen und dann durchgeseihet. — Man nehme Grundwurzel (Lapathum acutum) 1 Unze; Alant-, Scorzoner- und Klettenwurzel, von jeder $\frac{1}{2}$ Unze; Erdrauch-, Scabiosen-Odermennig- und Kardobenedictenblätter, von jedem eine Handvoll; pulverisirtes und in ein Säckchen verschlossenes Spießglas, eine Unze. Alles in 4 Pfund Wasser bis auf 3 Pfd. eingekocht; dann durch Leinwand

geseihet, wobei man das Zurückgebliebene noch sanft hindurchpressen kann, und zu dem Durchgeseiheten noch 4 Unzen Erdrauchsyrub gethan. Von diesem Tranke wurden acht Tage lang täglich zwei Gläser lau genommen wider die Krätze, den Grind und andere Krankheiten der Haut. — Man nehme gereinigte Scorzonerwurzel, 1½ Unzen, in einem steinernen Mörser zerstoßen nnd nach und nach 1 Pfd. Gerstendekoct hinzugegossen; hierauf durch Leinwand geseihet und ausgepreßt; dann zu dem Durchgeseiheten ½ Unze Syrub von den fünf eröffnenden Wurzeln gethan, und dieses Dekoct einen Monat lang des Morgens nüchtern trinken lassen, soll sehr gute Dienste in Verstopfungen der Leber und Milz, in der Gelbsucht und anfangenden Wassersucht leisten. Mehrere andere Zubereitungen nicht zu gedenken. In der Arzneikunst unserer Zeit, nämlich des neunzehnten Jahrhunderts, findet man die Skorzonere nicht mehr in den neuesten Arzneimittellehren aufgeführt, es erging derselben, wie so vielen ihrer Schwestern; sie ist durch andere Mittel ersetzt worden. Indessen wird sie in England, Frankreich und Spanien noch immer als ein sehr gutes Heilmittel in den oben angeführten Fällen angewandt; nur hat man viele von den Zusätzen gestrichen, die eigentlich der Wurzel die wirkende Kraft benehmen, und wo es eigentlich schwer wird zu entscheiden, welches unter den zusammengesetzten Mitteln eigentlich gewirkt hat.

2) Niedrige Skorzonere, Berg- oder wilde Skorzonere oder Skorzonerwurz, Scorzonera humilis montana, caule sub nudo unifloro, folio lato-lanceolatis nervosis planis. Hort. cliff. 382. Scorzonera humilis latifolia nervosa. Bauh. pin. 275. Scorzonera humilis latifolia pannonica. Cluss. hist. 2. p. 138. — Der Stängel dieser auf dem sonnenrei-

chen Wiesen des mitternächtlichen Europas wildwachsenden Pflanze ist niedrig und hat fast gar keine Blätter, welche stark und breitlanzettförmig sind. Der Blumenstiel trägt nur eine einzige gelbe Blume. Die Wurzel ist größer und holziger, als die der Vorhergehenden, und hat einen bitterlichen Geschmack. Auch diese Wurzel wird gesammelt, und in den Apotheken oft statt der Spanischen Skorzonere gebraucht, da sie gewöhnlich gleiche Eigenschaften besitzt.

3) Schmalblätterige Skorzonere oder Skorzonerwurz, Scorzonera angustifolia, foliis subulatis integris, pedunculo incrassato, caule sinplicissimo, basi villoso. Jacq. vind. 140. Gouan. Monsp. 406. Scorzonera angustifolia prima. Bauh. pin. 275. Tragopogon pinifolium hispanicum. Barr. ic. 496.— Diese Pflanze wächst auf steinigten Hügeln in Spanien, Oesterreich und bei Montpellier, hat einen einfachen, an der Basis zweigigen und filzigen Stängel, dicht beisammen stehende, linienförmige, an der Spitze pfriemenförmig auslaufende Blätter, welche beinahe die Länge des Stängels haben; die am Ende des Blumenstiels auf ihrem Stiele dicht ansitzende Blume ist groß, hat gelbe, unterhalb purpurfarbige Kronblätter und lange Kelchblätter.

4) Orientalische oder Morgenländische Skorzonere oder Skorzonerwurz, Scorzonera Orientalis, foliis sinuatis denticulatis acutis, caulibus subunifloris. Linn. Spec. plant. Tom. II. p. 143. Die Blätter dieser Pflanze sind zahnförmig, tief eingeschnitten, beinahe wie diejenigen des Löwenzahns (Leontodon taraxacum), der Rand der Einschnitte ist gezähnelt; die kurzen blätterigen Stiele sind einblümig. Die Blume ist gelb und der Kelch besteht aus dachziegelförmig gelagerten Schuppen. Das Vaterland ist der Orient.

5) Grasblätterige Skorzonere, Portugiesische Skorzonere oder Skorzonerwurz, Scorzonera graminifolia, foliis linneari ensiformibus integris carinatis. Linn. Spec. plant. Tom. II. p. 112. Scorzonera lusitanica. Buxb. cent. p. 26. t. 21. Der Stängel dieser Pflanze, die in Portugal und Sibirien zu Hause gehört, ist zweigig, die Blätterlinien-schwerdförmig und ganzrandig, die Blume blaßgelb und die Kelchblätter spitzig.

6) Filzige Skorzonere oder Skorzonerwurz, Scorzonera tomentosa, foliis ovatis nervosis tomentosis integerrimis sessilibus. Linn. Spec. plant. Tom. II. p. 1112. Scorzonera orientalis latifolia nervosa candidissima et tomentosa. Tournef Cor. 36. — Diese im Morgenlande wildwachsende Skorzonere, hat einen geraden, einfachen und filzigen Stängel. Die Blätter sind länglichrund, filzig, beinahe halb den Stängel umfassend. Die Blüthen tragenden Zweige stehen einzeln und haben eine auch zwei Blumen.

7) Purpurfarbige Skorzonere oder Skorzonerwurz, Scorzonera purpurea, foliis lineari-subulatis integris planis, pedunculis cylindricis. Linn. Spec. plant. Tom. II. p. 115. Scorzonera angustifolia subcaerulea. Bauh. pin. 275. Scorzonera sylvestris Meutz. pug. t. 1. f. 1. — Diese Pflanze findet man wildwachsend in der Mark Brandenburg, in Oesterreich und in Sibirien. Sie hat linien-pfriemenförmige ganzrandige Blätter, fadenförmige Blumenstiele und blaue ins Purpurfarbige spielende Blumen. — Es giebt noch mehrere Arten Skorzoneren, da sie aber nur in botanischen Gärten gezogen werden, und in Lust- und Küchengärten nicht vorkommen, auch in den Gewerben bisjetzt von keinem Nutzen gewesen, so werden sie hier übergangen.

Skorzonere (Berg-), niedrige Skorzonere, wilde Skorzonere, s. oben, S. 82.
— (Filzige-), s. das., S. 84.
— (Grasblätterige), s. das., S. 83.
— (niedrige), s. Skorzonere (Berg-).
— (Orientalische), s. das., S. 83.
— (Portugiesische), s. das., S. 84.
— (Purpurfarbige), s. das.
— (Spanische), s. oben, S. 76. u. f.
— (wilde), s. Skorzonere (Berg-).

Skosi, eine besondere Art Ungarischer Gold- und Silberarbeit.

Skulle, im Dänischen, ein Platteis.

Skulleis, eine Art Englischer Kähne auf der Themse, in welchem nur ein Schiffsmann rudert und die nur dazu dienen, Personen hin und wieder zu führen.

Skuta, ein Finnisches Fahrzeug, vorne und hinten etwas zugespitzt, mit einem Maste ohne Mastkorbe, welches zum Verfahren der Güter und Waaren in den Finnischen Scheeren und Schottischem Meerbusen gebraucht wird. Es können zwei, vier bis sechs Lasten darauf geladen werden. Die Ausländer nennen sie gewöhnlich Schuiten, Schuten.

Slabbers, Fr. Slabres, eine Gattung kleiner Heringsbuysen, wovon auch eine gewisse Gattung Heringe den Namen Slabbers oder Slabbergut führen.

Slaboda, im Russischen Reiche, besonders in den Städten Moskau, Kiew, Smolensk, St. Petersburg ꝛc., eine Vorstadt für die Fremden; es bedeutet in den Deutschen Städten die Freiheit, weil den daselbst wohnenden Fremden und Soldaten eine besondere Freiheit und Schutz bewilligt werden.

Slawens, war eine besondere Ceremonie am Neujahrstage bei den Russen. Sie besteht darin, daß der Czaar nebst der ganzen Klerisei und vielen Knesen in Prozession auf Schlitten die Vornehmsten des Hofes

besucht, und wo sie einen Besuch in einem Hause abstatten, wird das Russische Te Deum laudamus, nebst dem Neujahrswunsche abgesungen, worauf der Hauswirth dem Czaar, als obersten Priester, nach abgeschafftem Patriarchate, eine Erkenntlichkeit an Geld giebt und die Gäste mit Essen und Trinken gut bewirthet.

Slee, eine Maschine der Holländer, Schiffe auf das Land zu ziehen. Sie besteht in einer Planke, so lang, als ein mäßiger Schiffskiel, hinten etwas, so wie die Seiten, erhaben. Es sind verschiedene Flaschenzüge darauf angebracht, die Planke wird unten, wie die Bettung, darauf sie laufen soll, fett eingeschmiert, unter den Kiel gebracht, und mit Klammern und Nägeln an den Kiel, wie auch mit einer starken eisernen Stütze am Hintentheile befestiget. Ein Mann kann das Schiff auf diese Art, vermittelst der Flaschenzüge, auf den Slee an sich ziehen.

Slemholz, s. unter Schiffsbaukunst, Th. 143, S. 8 u. f.

Slemklotz, s. daselbst.

Slichtal, in der Türkey, Reiter, welche im Felde auf dem linken Flügel und unter dem Befehle eines Aga stehen.

Slitkortorf, eine Art Torf, die Schwefel führt.

Slittades, Schlittades, Schlittenfahrten, s. Th. 146, S. 75.

Slivovizza, in Ungarn der Branntwein, welcher aus Zwetschen und Pflaumen gebrannt wird, und bei den Einwohnern dieses Landes sehr beliebt ist. Im Bannate wird er Kaki genannt. Man handelt ihn nach Eymern.

Sloepmeister, Fr. Maitre de Chaloupe, ein Holländischer Schiffsbedienter, welcher die Chalouppe führt, alles Schiffszeug in seiner Verwahrung hat, und Acht giebt, daß sich die Matrosen nicht verlaufen, wenn sie ans Land kommen.

Sloiknie, Blaasbalken, im Schiffbaue, s. unter Schiffbaukunst, Th. 143.

Slotas, eine Türkische Silbermünze, wovon das Stück 414 Holl. As wiegt. Der Gehalt ist 9 Loth 6 Gr.; sie enthält 241 Holl. As feines Silber, und ist nach dem 20 Fl. Fuß 15 Gr. 10 Pf. an Werth.

Slup, Fr. Sloop, ein Englisches Fahrzeug zum Kundschaften und zu geschwinden Fahrten anstatt der Fregatten. Im Bau und in der Ausrüstung gleichen sie den Corvetten. Die kleinsten führen zwei Maste und sechs Kanonen.

Sluggard, Englischer Name des zweifingrigen Faulthiers.

Smal-Atlas, eine Gattung Kupferplattenpapier, welches 25 Zoll hoch und 31 Zoll breit ist. Das Ries kostete zu Ende des vorigen Jahrhunderts 1 Pfd. 10 Schill. bis 2 Pfd. 10 Schill.

Smach, s. den folgenden Artikel.

Smack, Smach, s. Sumach.

Smalkens, dünne Zeuge, welche zu Harlem gemacht werden. Man hat davon verschiedene Gattungen, als leinene, seidene oder florett-seidene, mit Leonischem Golde oder Silber, so auch mit feinem Golde oder Silber durchwirkt. Diese Stücke sind gewöhnlich 20 Ellen lang.

Small-Fan, eine Gattung Kupferplattenpapier, welches in England $22\frac{3}{4}$ Zoll hoch und $13\frac{3}{4}$ Zoll breit ist. Das Ries kostete zu Ende des verwichenen Jahrhunderts 11 bis 18 Schilling.

Smalpost, eine Gattung Schreibpapier, welches in England $12\frac{1}{2}$ Zoll hoch und $16\frac{1}{2}$ Zoll breit gemacht wird. Das Ries kostet 7 Schill. 6 Pence.

Smalte, s. blaue Farbe, Th. 5, S. 611 u. f.

Smaragd, Schmaragd, Smaragdus, Gemma, pellucidissima, duritie quinta, colore viridi in igne permanente. Wall. Mineralogie, S. 156;

Limoniates Plinii; Prasimus; Gemma Neroniana; Gemma Domitiana; Silex Smaragdus Wern.; Nitrum quarzosum viride Linn.; Fr. Emeraude; Arab. Zamaruth; Pers. und Ind. Pacha, ein sehr geschätzter durchsichtiger, quarzartiger, im Anbruche glashafter, krystallförmiger, grüner feuriger Edelstein, der seinen Namen, nach Hill, wahrscheinlich von dem Griechischen Worte σμαραγδω, welches so viel, als leuchten oder glänzen bedeutet, erhalten hat. Er gehört nach neuern Mineralogen zu den Kiesthonarten mit Süßerde, zu dem Brenzthone.

Obgleich die Alten mehreren Steinen den Namen Smaragd geben, die mit unsern Smaragden gar nicht überein kommen, und einige derselben mit mehrerem Rechte zu den Prasern, Jaspis und andern Steinen gehören, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß derjenige Stein, den die Alten unter dem Namen Smaragd beschrieben haben, der jetzt bekannte ist. Nach dem Theophrast soll der Smaragd, wenn man ihn ins Wasser legt, demselben eine grüne Farbe mittheilen, so daß er den Augen sehr angenehm ist, und daher auch zu Siegelsteinen getragen wird. Nach diesem Schriftsteller findet er sich sehr selten und klein, und es sei daher nicht glaublich, daß man in Aegypten und Babylon Obelisken und andere große Stücke von diesem Steine gehabt habe. Den Tanos hält er daher für einen falschen oder Pseudo-Smaragd, wie auch den Cyprischen aus den Kupferbergwerken, und diejenigen, welche sich auf einer Insel, Carthago gegenüber, finden sollen, ob sich gleich daselbst keine Smaragde gefunden haben. Die aus Cypern hatten beinahe die Farbe der Chrysocolla, und man habe sie, wie diese, zum Goldlöthen gebraucht. Der wahre Smaragd scheint aus dem Jaspis zu entstehen, und man habe in Cypern einen Stein gefunden, welcher halb Jaspis und halb Smaragd gewesen sey; auch

meldet dieser Schriftsteller am Schlusse noch, daß der rohe Smaragd wenig Glanz habe und sich schwer poliren lasse. — Nach des Plinius Bericht vom Smaragd, soll die grüne Farbe desselben sehr angenehm und stärkend dem Auge seyn; auch soll er die Luft um sich her grün färben, und daher verboten worden seyn, denselben zu schneiden. Das Alterthum hat uns auch keine gute Smaragde hinterlassen, welche vertieft oder erhaben geschnitten wären; und man kann vielleicht überhaupt als wahr annehmen, daß die Alten niemals in die schönsten durchsichtigen hochfarbigen Edelsteine, z. B. in den hochfarbigen Rubin, Saphir ꝛc. geschnitten haben. Von den Scytischen und Aegyptischen Smaragden meldet Plinius, daß sie wegen ihrer Härte nicht bearbeitet werden können. Der Kaiser Nero habe in einem Smaragde, wie in einem Spiegel, dem Streite der Fechter zugesehen, und daher ist auch wohl nachher von Einigen der Smaragd Gemma Neroniana und Domitiana genannt worden.

Plinius erwähnt zwölf Arten dieser Steine, und beschreibt die Scytischen, als die besten; die Bactrianischen, als kleiner, wie die ersteren, die Aegyptischen und diejenigen, welche aus den Kupferbergwerken gebracht werden, wie auch die Aethiopischen schön grün, jedoch unrein, die Hermioneischen und Persischen als undurchsichtig, von vorzüglichem Glanze, den Augen der Katzen und der Panterthiere gleich, und daß sie zum Theil die Farbe der Galle und Luft hätten. Vielleicht werden hierunter alle diejenigen Steine verstanden, welche wir in neuerer Zeit Katzenaugen nennen, und die zum Theil die Farbe der Galle haben. Die Attischen, welche sich um Thoricos finden, sollen an der Sonne bleyfarbig erscheinen, und die Medischen, ein gesättigtes Grün haben, und allerlei Bildnisse oder Bildwerke vorstellen. Diejenigen Smaragde, welche von der

Natur nicht schön grün sind, sollen durch Wein und Oel solches werden. Die Carchedonischen werden als schlecht und unrein beschrieben, und ihr Fehler nannte man Sarcion. Nach dem Bericht des Juba wurde der Smaragd, welchen man Cholon nannte, so wie der Alabastrites in Arabien, in die Zierrathen der Häuser eingefaßt. Die Laconischen wurden auf dem Berge Teygetus ausgegraben. Man zählte auch unter die Smaragde den Persischen Tanos und den Chalcosmaragdum, die jedoch unrein und von schlechter Farbe seyn sollten. So viel von der Beschreibung des Smaragds bei den Alten.

In der neuern Zeit hat man den Smaragd die vierte Stelle nach dem Diamante eingeräumt. Man hat ihn bis jetzt fast immer krystallisirt angetroffen. Die primitive Form seiner Krystalle ist ein regelmäßiges sechseckiges Prisma. Die gewöhnliche Varietät, welche die Krystalle zeigen, ist ein regelmäßiges, sechsseitiges Prisma, an dem zuweilen die Kanten der Seitenflächen oder die der Grundflächen, oder die körperlichen Winkel, oder beide fehlen, und durch kleine Flächen ersetzt werden. Die Farbe desselben ist ein gesättigtes Grün, von derjenigen Schattirung, welche man smaragdgrün nennt, welche bisweilen bald dem lichten, bald dem dunklen Grasgrün sich nähert. Der Querbruch dieses Fossils ist blättrig; der Hauptstrich muschelig. Die Oberfläche der Krystalle ist stets glatt und glänzend; im Innern ist der Smaragd stark glänzend, und wie schon oben angeführt worden, von Glasglanz. Er ist gewöhnlich durchsichtig, wenn er aber Sprünge und eine dunkle Farbe hat, ist er bloß durchscheinend; er ist hart, jedoch darin vom Quarze wenig verschieden, aber ungleich weicher, wie der Rubin und Saphir. Sein specifisches Gewicht beträgt 2,65 bis 2,775. Er bricht die Lichtstrahlen doppelt, und wird nicht durchs Reiben, sondern durchs Erwärmen elektrisch. Legt man ihn ins

Feuer, so giebt er, wie der Schwefel, eine bläuliche Flamme; in starkem Feuer verliert er gänzlich seine Farbe und wird mehr oder weniger undurchsichtig, und ein Theil seiner Härte wird dem Krystalle gleich. Wird er nicht sehr lange im Feuer gehalten, so bekommt er zum Theil seine Farbe wieder und leuchtet eine Zeitlang im Finstern. Bei einer Temperatur von 150 Graden nach Wedgwood's Pyrometer, schmilzt er zu einer undurchsichtigen gefärbten Masse. Nach Dolomieu ist er vor dem Löthrohre an und für sich schmelzbar. Nach den Wallerius soll er seine Farbe, wenn er im Feuer geglühet worden, wieder bekommen, allein dieses widerspricht der Erfahrung. Der Smaragd giebt zwar am Stahle Feuerfunken von sich, man kann ihn aber dieserhalb nicht unter die härtesten Steine rechnen, und wenn einige ältere mineralogische Schriftsteller den Orientalischen Smaragd überaus hart nennen, so ist dieses der Erfahrung ganz entgegen. Von einer guten Feile wird er angegriffen und zeigt hier die Härte des Berills oder Aquamarins. — Nach Bergmann enthält der Orientalische Smaragd:

Kieselerde	24,
Alaunerde	60,
Kalkerde	8,
Metallisches Eisen	6.
	98.
Verlust	2
	100

In hundert Theilen dieses Fossils fanden:

Vauquelin.	Klaproth.	
64,60	68,50	Kieselerde.
14,00	15,75	Alaunerde.
13,00	12,50	Baryterde.
3,50	0,30	Chromoxid.
2,56	0,25	Kalkerde.

Vauquelin.		Klaproth.
——	1,00	Eisenoxid.
2,00	——	Feuchtigkeit und andere flüchtige Bestandtheile.
99,66	98,30	

Der Chromgehalt wurde vielleicht dadurch von Vauquelin größer, als von Klaproth gefunden, weil das von ihm untersuchte Exemplar eine gesättigtere Farbe hatte. Achard hat mit den Orientalischen Smaragden, welche grün und durchsichtig waren, durchs Reiben elektrisch wurden, und mit dem Stahle Funken gaben, folgende Versuche angestellt: 1) Ein 3 Gran wiegender Smaragd wurde 14 Stunden lang unter einer glühenden Muffel erhalten, ohne irgend eine andere Veränderung zu erleiden, als daß er seine Durchsichtigkeit verlor und einem Chrysopras ähnlich wurde. — 2) Acht Gran in einem agathnen Mörser fein geriebener Smaragd dem Schmelzfeuer ausgesetzt, floß zu einer undurchsichtigen, milchweißen, blasigten Masse. — 3) Gleiche Theile Smaragd in Weinsteinsalz flossen zu einer beinahe ganz undurchsichtigen, schmutziggrünen, im Bruche sehr blasigten Masse. — 4) Gleiche Theile Smaragd und Mineralalkali gaben eine glasartige, trübdurchsichtige, grünlichgelbe Masse, doppelt so viel Mineralalkali aber ein durchsichtiges, topasartiges Glas. — 5) Aus gleichen Theilen Smaragd und Borax wurde ein vollkommen durchsichtiges hellgelbes Glas. — 6) Ein Theil Smaragd und zwei Theile Harnsalz lieferten eine undurchsichtige, grünlichweiße, vollkommen geflossene, auf der Oberfläche und im Anbruche glänzende, fast porzellanartige Masse. — 7) Dreißig Gran fein geriebenen Smaragd, mit eben so viel Schwefelsäure und einer Unze Wasser bis zum Rothglühen der Retorte destillirt; die übergegangene Flüssigkeit war ohne Farbe, von einer reinen Schwefelsäure in nichts unterschieden, und es hatte sich nirgends ein Sublimat an-

gesetzt. Der weiße Rückstand wurde mit Schwefelsäure übergossen, und einige Tage digerirt; hierauf auf ein Filtrum gebracht und ausgesüßt. Nach der Trocknung wog er 25¾ Gran. Die Flüssigkeit wurde bis zur Tockne abgeraucht, und das Uebriggebliebene unter der Muffel durchgeglüht. Es hatte eine bräunliche Farbe. Nach dem Auslaugen blieben 1½ Gran einer bräunlichen Erde zurück, welche mit Oel zu einem Teige gemacht und gelinde geglühet, vom Magnete gänzlich angezogen, und in Salzsäure aufgelöset durch Blutlauge zu Berlinerblau niedergeschlagen wurde. Nachdem hierauf die vom Eisen befreite Lauge mit Weinsteinsalz gesättiget worden, so wurde ein weißer, 2 Gran wiegender, Niederschlag erhalten, der sich in Säuere mit Brausen auflöfete und mit Schwefelsäure Selenit gab. — 8) Einige concentrirte Salzsäure mit 30 Gran fein geriebenen und geschlämmten Smaragd einige Tage in gelinde Digestion gesetzt und dann bis zum Kochen erhitzt, erhielt eine gelbliche Farbe; die Mischung wurde filtrirt, und der Rückstand ausgesüßt, welcher nach dem Trocknen 25 Gran wog. Die Flüssigkeit ließ nach dem Abdampfen einen Rückstand, der ausgeglühet und dann ausgelaugt, aus 1½ Gran einer braunen Erde bestand. Diese mit Oel zu einem Teige gemacht und gelinde geglühet, wurde vom Magnet vollkommen angezogen und in Salzsäure aufgelöset, mit Blutlauge zu Berlinerblau niedergeschlagen. Die erhaltene Lauge setzte nach ihrer Sättigung mit Weinsteinsalz eine weiße Erde ab, die getrocknet 2½ Gran wog und sich als Kalkerde bewies. — 9) Eine Unze starke Salpetersäure mit 30 Gran Smaragd eben so, wie §. 8., digerirt, färbte sich nicht merklich. Die filtrirte Auflösung ließ einen Rückstand, der ausgesüßt und getrocknet 25½ Gran wog. Die abfiltrirte Flüssigkeit gab mit Weinsteinsalz einen bräunlichen, nach dem Trocknen 4 Gran wiegenden Niederschlag, der sich in Salzsäure vollkommen auflöfete. Diese dunkelgelbe Auflösung wurde bis zur Trockenheit abgeraucht, der

Rückstand ausgelaugt und dadurch $1\frac{1}{4}$ Gran von einer braunen Erde, Eisenerde, erhalten. Die Lauge mit Weinsteinsalz gesättiget, gab $2\frac{1}{4}$ Gran Kalkerde. — 10) Dreißig Gran fein geriebener Smaragd wurden mit 2 Drachmen reinem Weinsteinsalze in einem eisernen Tiegel geschmolzen, diese Masse wurde mit Wasser ausgelaugt und die Lauge mit Salzsäure gesättiget, sie trübte sich aber nicht, und es erfolgte kein Niederschlag. Die ausgelaugte und getrocknete, durch die Schmelzung des Smaragds mit dem Weinsteinsalze entstandene Masse wurde in Salzsäure aufgelöset. Es blieben $6\frac{1}{2}$ Gran unaufgelöset zurück. Das stärkste Schmelzfeuer veränderte diese Erde auf keine Art, mit Weinsteinsalz geschmolzen, gab sie Kieselfeuchtigkeit. Die Auflösung wurde bis zur Trockne abgedampft, der Rückstand unter einer Muffel ausgeglühet, und dann mit Wasser ausgelaugt. Die Lauge hatte keine Farbe. Mit Weinsteinsalz gesättiget gab sie einen weißen $2\frac{1}{2}$ Gran wiegenden Niederschlag, welcher sich als Kalkerde erhielt. Die nach dem Auslaugen zurückgebliebene Erde hatte eine gelbe Farbe und wog 22 Gran. Schwefelsäure lösete sie bis auf 4 Gran auf, die mit Oel angefeuchtet und geröstet vom Magnet gänzlich angezogen wurden. Die Schwefelsaure Auflösung gab bei hinzugetröpfeltem Weinsteinsalze, Alaunkrystallen, und diese enthielten 18 Gran Alaunerde. Diesen Versuchen zufolge enthalten 30 Gran Smaragd:

Kieselerde	$6\frac{1}{2}$ Gran
Kalkerde	$2\frac{1}{2}$ —
Alaunerde	18 —
Eisenerde	$1\frac{1}{2}$ —
	$28\frac{1}{2}$ Gran.

Nach Gerhard's Versuchen schmolz ein Smaragd von 8 Karat $8\frac{1}{4}$ Gr. nicht in einem Thontiegel, verlor aber $\frac{1}{2}$ Gran am Gewicht, und ganz seine Durchsichtigkeit; die Farbe verwandelte sich in eine Chrysoprasgrüne.

Im Kreidetiegel wurde ein Stein von 11 Gran Schwere gelegt; er gab kein Zeichen von einer Schmelzung. Im Kohlentiegel wurde ein Stein von 1 Karat $11\frac{1}{4}$ Gran gethan; er schmolz nicht, verlor aber seine Durchsichtigkeit und einen halben Gran am Gewicht. Die Farbe war ebenfalls chrysoprasartig, aber etwas schmutzig. — Viele Naturforscher haben angenommen, daß die Smaragde ihre Farbe von einer Mischung des Kupfers und Eisens haben. Brückmann schließt, daß vorzüglich das Eisen oder ein Eisenkies zu ihrer Farbe vieles beiträgt, daher, weil er einen schönen großen Smaragd gesehen, welcher durch und durch mit Kiespunkten eingesprengt war, welche wie polirtes Gold aussahen. Nach Sage soll der Smaragd seine Farbe vom Kobald haben; allein er bringt weiter keine Beweise für diese Meinung. — Wie schon oben angeführt worden, verliert der Smaragd nicht nur im Feuer seine Farbe und wird durch die Calcination leichter, sondern schmilzt auch für sich und mit Borax zum Glase. Nach Pott und Gerhard soll der Smaragd beim Glühen leuchten und dann im Finstern blau aussehen.

Die Fundörter des Smaragds sind in Afrika, Asien, Europa und Amerika. In Afrika findet er sich in den Gebirgen zwischen Aethiopien und Aegypten über Asseran hinaus, und auch in andern Gegenden, wie z. B. am Vorgebirge der guten Hoffnung ꝛc.; in Asien, in Ceylon, Pegu ꝛc.; in Europa fand ihn Dolomieu in dem Granit von Elba; auch hat man ihn im Salzburgischen entdeckt, wo er im Heubachthale im Pinzgau im Glimmerschiefer eingewachsen vorkommt. Nach Brückmann soll er auch in Italien, England und Ungarn, jedoch selten, angetroffen werden. In Amerika kommt er hauptsächlich in Peru und in Brasilien vor, aus dem Thale Tunka oder Tomana, und ehemals auch aus dem Thale Manta, die aber zu Ende des verwichenen Jahrhunderts als erschöpft angegeben worden. Nach Nie-

buhr, in seiner Reisebeschreibung, soll man in Arabien keine Smaragde finden; allein dieses ist kein Beweis, daß sich solche nicht vor und zu den Zeiten des Theophrasts und Plinius daselbst können gefunden haben; obgleich es ausgemacht ist, daß die wenigsten Steine welche von diesen Schriftstellern unter den Smaragden sind beschrieben worden, wahre Smaragde seyn können.

Die krystallinische Gestalt der Smaragde ist säulenförmig, prismatisch, sehr oft der Länge nach gestreift, größtentheils vier, fünf und sechsseitig, und endiget sich in dreiseitige und stumpfe Spitzen. Die Seiten der Prisma sind fast jederzeit sehr ungleich, so, daß die eine breit und die andere schmal ist. Man findet die Smaragde häufiger krystallförmig, wie die Rubine und Saphire, sie werden aber auch häufig im Oriente im Kiesel gefunden; die größten, die Brückmann gesehen, hatten die Größe eines Taubeneyes; sie werden selten ganz rein, ohne Federn und Risse, angetroffen. Die Peruvianische Smaragdgrube ist in dem Thale Tuma und Tomana, nicht weit von Neu-Carthagena, zwischen den Bergen von Granada und Popayan, von wo man sie nach Carthagena bringt. Auch findet man sie an der ganzen Peruvianischen Küste, von dem Kap St. Helena, in der Provinz Manta, bis an den Meerbusen von Bonaventura. Verschiedene Bäche in dieser Gegend haben die Benennung Ry de Esmeraldas, Ry pueblo de Esmeraldas, weil sie Smaragde führen. Diejenigen Peruvianischen Smaragde in Davila's Verzeichniß sind sämmtlich säulenförmig, und haben statt der Pyramide eine ebene Fläche, sitzen noch zum Theil auf ihrer Mutter, neben Bergkrystallen, im Quarz, Kalkspath und Asphalt. Der Regierungsrath Friderici in Blankenburg besaß einen rohen Smaragd, der aus den Philippinischen Inseln herstammen soll. Er war 1 Zoll 4 Linien Pariser Maß lang und gegen 9 Linien dick, an den Enden aber beschädiget. Er war säulenförmig und lag in einer quarzartigen Mut-

ter, welche mit Schwefelkies angeflogen war, worin der Kammerrath Cramer Goldgehalt entdeckt haben will. In dem Davilaischen Verzeichniß wird ein Stück einer ausserordentlich großen Smaragdsäule beschrieben, von welcher er ungewiß bleibt, ob sie zu den Peruvianischen oder Brasilianischen gehört. Sie hat beinahe sechs Zoll im Umfange, und scheint von einer Säule abzustammen, die zwölf Flächen von ungleicher Breite gehabt hatte; zwei schmale derselben waren einwärts gebogen und bildeten eine Furche.

Der Brasilianische, basaltförmige, oft schwärzliche, bräunliche oder schmutzige Smaragd oder Peridot ist bei Delisle die dritte Abänderung. Er hat eine längliche, mehrentheils gereifte Säule, mit sechs, acht, neun, zehn und zwölf ungleich breiten Flächen, welche sich in dreiseitige stumpfe Pyramiden endigen, deren Flächen, so wie die der Säulen, ungleich und veränderlich sind. Die Flächen der Säulen machen sehr oft eine Erhebung oder Bruch, auch öfters Einschnitte, oder der Länge nach Kerben. Einige sind bloß gereift und walzenförmig, so daß sich deren Flächen nicht gut bestimmen lassen. Von Laer und Davila haben sie solchergestalt genau beschrieben, und Letzterer führt ein Stück an, wo die Smaragdkrystalle in einen weissen durchsichtigen Quarz eingeschlossen sind; zugleich gewahrt man auf dem Quarze einen bloßen Abdruck eines solchen Smaragdkrystalls. Dergleichen Stücke beweisen, daß sehr oft die Edelsteinkrystalle schon vorher erzeugt worden seyn müssen, und daß erst nachher der Quarz, Bergkrystall oder eine andere Steinart sich um solche angelegt habe. Viele Drusen mit Sächsischen Topasen beweisen dasselbe, als welche das Muttergestein eben so umgiebt, daß oft nur ein oder zwei Flächen zu sehen sind, oder daß man bloß den Abdruck des Topaskrystalls sieht. Nach Delisle ist der Brasilianische Smaragd ein wahrer durchsichtiger Basalt, wie der Turmalin, und nach neueren Mineralogen ist es ein

grüner Turmalin; seine elektrische und phosphorescirende Eigenschaft ist schwächer, wie jenes seine. Man findet dann und wann, nach dem erwähnten Schriftsteller, die Brasilianische Smaragde oder Turmaline ganz klar und rein, wie die übrigen Smaragde. Sie mögen roh oder geschliffen seyn, so kann man sie durch das bloße Ansehen, wenn man sie gegen das Licht hält, erkennen; denn der Länge nach, sind sie jederzeit undurchsichtig, wenn sie auch sonst von allen Seiten durchsichtig sind. Einige dieser Art in der Sammlung Delisle's äusserten eine eben so starke elektrische Kraft, wie die Ceylonischen Turmaline; sie sind rein und durchsichtig, doch haben ste nicht den Glanz des schönsten Smaragds. Die berühmten und von vielen Reisenden angeführten Smaragde zu Loretto, sind aus Brasilien, über einen Zoll im Durchmesser, und sechsseitige Säulen ohne Pyramiden. Der 28¾ Pfund schwere Smaragd, welcher in dem Kloster Reichenau, welches auf einer Insel des Constanzersees liegt, befindlich ist, und dessen Kaysler in seiner Italienischen Reisebeschreibung erwähnt, ist, nach der Versicherung des Herrn von Beroldingen, ein bloßer Glasfluß, und die große Schüssel, die man zu Genua für Smaragd ausgiebt, ist bloß ein schöner grüner Jaspis. Ersterer wurde den Fremden nicht mehr gewiesen, seitdem man überzeugt worden, daß er nicht ächt sey. In der akademischen Naturaliensammlung zu Pisa befindet sich ein großer säulenförmiger Smaragd, welcher eine vollkommene Schörlfigur hat, in Quarz. In dem Ambrosianischen Kollegium zu Mayland befindet sich eine über eine Spanne lange Druse von grünen ächten Smaragden, in Gestalt ziemlich großer Schörlsäulen, nebst kleinen vieleckigen braunen Schörlkrystallen, in und auf Quarz. — Es ist übrigens ganz falsch, daß der ächte Smaragd, wie einige Naturforscher versichern, in und an dem Plasma di Smeraldo oder dem Smaragdpras wachse.

Was die Farbe der Smaragde anbetrifft, so steigt diese von der hellen bis zur dunklen hinauf; man theilt daher diese Edelsteine in zwei Arten ab. Der helle und lichtgrüne Smaragd ist der feurigste und schönste, und wird gemeiniglich der Orientalische genannt. Er hat einen lebhaftern und vorzüglichern Glanz, weil sich sein Grün oder seine Grundfarbe in das Gelbliche zu endigen scheint. Der dunkelgrüne Smaragd hat eine grasgrüne Farbe, und wird, obgleich mit Unrecht, der Occidentalische genannt; ob er gleich, wie der Erste, auch im Oriente und in Amerika gefunden wird. Er ist nicht so feurig, wie der lichtgrüne, weil sein Grün sehr gesättiget ist, oder in das Bläuliche sich zu endigen scheint. Der Orientalische Smaragd wird von neueren Mineralogen grüner Saphir genannt. — Die opalisirende Smaragde, die man hin und wieder in den Verzeichnissen der Mineralien angeführt findet, sind eigentlich Steine voller Risse oder Faden, woher auch die abwechselnden Farben, wie bei dem Bergkrystall und andern Steinen mehr, entstehen. — Die Rauchsmaragde, Fr. Emeraudes Morillons ou Negres cartes, sind eine Art falscher, hellgrüner, bläulichgrüner und ziemlich durchsichtiger Smaragde. Sie gehören eigentlich zu den Flußspathen und sollen von Carthagena kommen. Sie haben zehnseitige Krystallen, welche aus zwei vierseitigen, mit ihren Grundflächen zusammengesetzten Pyramiden bestehen, deren entgegengesetzte Spitzen abgeschnitten sind, daß daher viereckige oder längliche vierseitige Flächen entstehen. — Die großen Geschiebe, die man, nach Ferber, an vielen Orten in Bayern, von hochgrasgrünem, in dünnen geschliffenen Scheiben durchsichtigen Quarze, vielleicht Smaragdmütter, mit kleinen eingesprengten Granaten findet, woraus schöne Dosen ꝛc. verarbeitet werden, sollen eigentlich von grüner quarzartiger Steinerde seyn, welche die Franzosen Prime d'Emeraude, Andere, obgleich falsch, Smaragdmütter nennen.

Die Italienischen Steinschneider pflegen auch wohl diese Steinart für den Plasma di Smeraldo zu verkaufen, doch findet man nicht jederzeit darin die von Ferber angezeigten Granaten. Ob übrigens die Italienischen grünen Schörlkrystalle, so wie zum Theil die Brasilianischen, die Wirkung der Turmaline äussern, meldet der genannte Schriftsteller nicht. Es soll auch Bastardsmaragde geben, die weich, ohne Feuer und Werth seyn sollen; diejenigen, deren Farbe in das Braune und Gelbe fallen, nennt man Peridots, und solche sollen, wenn sie geschliffen werden, nicht selten die Wirkung des Turmalins zeigen.

Der Smaragd wird vom Magnete stark angezogen, wenn er, nach Brugmann's Angabe, auf Queckſilber, auf Papier, in Wasser ꝛc. gelegt wird. Der stark gefärbte und polirte Smaragd bekam sogar bei der Untersuchung auf Wasser, von einem darüber gehaltenen starken Magnet, Pole, jedoch wurde der Smaragd in seiner natürlichen Gestalt nur schwach angezogen. Auch die Plättchen, in welchen er bei einem heftigen Feuersgrade zerspringt, gaben eine sehr starke Vermehrung der magnetischen Kraft zu erkennen; denn sie wurden, wenn man sie auf Queckſilber legte, so stark angezogen, daß man bestimmte Pole an ihnen bemerken konnte. Die grüne Farbe war, wie natürlich erfolgen mußte, bei dieser Behandlung nicht verändert worden.

Nach dem Garcilasso de la Vega sollen die ehemaligen Bewohner des Thals Manta in Peru, die Göttin Smaragd, nämlich einen Smaragd von der Größe eines Straußeneys, angebetet haben. An den größten Festtagen sey dieser Stein allem Volke, welches aus verschiedenen Gegenden Haufenweise herbeigeeilet, daß sie ihm ihre kleinen Smaragde opferten, vorgewiesen worden. Die Priester und Kazikken sollen das Volk beredet haben, daß die Göttin Smaragd es sehr gnädig aufnehme, wenn sie derselben ihre Kinder, die kleinen Smaragde, zum

Opfer darbrächten. Es wären auf diese Weise eine große Anzahl dieser Steine zusammengebracht worden. Die Spanier fanden bei der Eroberung von Peru alle diese Steine oder Küchlein der Göttin; allein die Mutter, die Göttin selbst, haben die Spanier niemals entdecken, noch erfahren können, wie sie die Peruaner verborgen haben. Don Alvarado und seine Begleiter sollen die mehrsten dieser Steine zerschlagen haben, weil sie dafür hielten, daß wenn sie ächte Smaragde wären, solche nicht zerschlagen werden könnten. Ob, oder in wie weit diese Erzählung des Garcilasso de la Vega Glauben verdient, ist hier nicht der Ort auseinander zu setzen oder zu entscheiden.

Benutzung des Smaragds in der Medizin. Außer den aberglaubischen Kräften, die man diesem Edelsteine ehemals zueignete, und die hier übergangen werden müssen, glaubte man, daß er die Blutflüsse, die rothe Ruhr, und den Fluß der güldenen Ader hemme. Man nahm ihn, nebst andern Fragmenten von Edelsteinen, zu dem Electuario de Gemmis, und nebst dem Hyacinth und Saphir zur Confectione de Hyacinthis. Es war ein großer Streit unter den Schriftstellern von den Kräften dieser Fragmente. Viele haben geglaubt, daß die Kräfte, welche die Alten gerühmt haben, abergläubisch oder erdichtet sind, und daß man sie gänzlich aus den Apotheken weisen oder werfen sollte; Andere betrachteten sie nicht als ganz unnütz, sondern als alkalisch und absorbirend. Wenn man aber, sagt ein Schriftsteller, bei den Edelsteinen auf die Farbe, die von einer sehr dünnen metallischen Substanz kommt, Acht hat, so kann man mit Einigen annehmen, daß sie nicht ohne alle Kraft sind, und nicht als bloß alkalisch betrachtet werden können, die Kräfte, die sie besitzen, entlehnen sie von den Metallen. Man könnte hier einwenden, daß diese Fragmente so hart sind, daß sie gewöhnlich dem Scheidewasser widerstehen, und folglich von der Magensäure nicht aufgelöset werden können, und also so fortgehen, wie man sie genommen; diese Einwürfe

sind aber von keiner Wichtigkeit; denn wenn der Smaragd auf glühende Kohlen geworfen wird, so entzündet er sich wie Schwefel, und nachdem seine grüne Farbe mit der Flamme fortgegangen, so bleibt er durchsichtig und wie ein Krystall ohne Farbe zurück. Durch dieses Experiment ist es gewiß, daß die Edelgesteine aus zwei Theilen bestehen, von denen der eine crystallisch und fix, und der andere schwefelicht und flüchtig ist. Es ist ferner gewiß, daß der schweflichte Theil leicht fortgeht, indem der andere ganz zurückbleibt. Was daher bei diesem Versuche vermittelst des Feuers geschieht, kann durch die natürliche Wärme des Magens geschehen; und wenn sich gleich die krystallische Substanz dieser Steine nicht auflöset, so kann sich doch der schweflichte und metallische Theil von dem krystallischen scheiden, und wenn er auf diese Weise gelöset worden, so kann er seine Kräfte in den Feuchtigkeiten des menschlichen Körpers ausüben. Man kann aber hier einwenden, daß der metallische Theil dieser Steine zu klein sei, als daß er so große Wirkungen hervorbringen könnte; allein hierauf ist zu erwiedern, daß die Kraft der Mittel nicht immer von ihrem Gewichte abhängt. Eine kleine Dosis von Opium z. B. verschafft einen tiefen Schlaf und lindert die Schmerzen. Fünf Gran vom Tartaro emetico, welche Brechen erwecken, enthalten einen sehr kleinen Theil von Spießglas. Wie klein ist der Theil des Giftes, welchen die Otter, wenn sie sticht, mittheilt, und gleichwohl wird die ganze Blutmasse sehr geschwind verdorben. Daher, sagt ein Arzt der damaligen Zeit, sollte man die Edelsteine nicht ohne Ursache aus den Zusammensetzungen in der Apotheke, welche seit langer Zeit aufgenommen und durch eine lange nnd glückliche Erfahrung bestätigt worden, verwerfen, weil jeder von ihnen seine Kräfte hat.

Die Benutzung oder der Gebrauch des Smaragds ist zu dem Frauenzimmerschmuck, zu Ringen, Hals- und Armgeschmeiden ꝛc.; er soll sich, nach Büsching,

schwer bearbeiten und schwer schneiden lassen; allein dieses widerspricht der Erfahrung; denn weil er unter den feinen Edelsteinen zu den weichesten gehört, so folgt von selbst, daß er weniger schwer, als die übrigen härteren zu bearbeiten sey. Die feinen, wirklich ächten Smaragde erfordern keine Folie, sondern wenn sie, wie die Diamanten, auf Schwarz gesetzt werden, so erhalten sie das lebhafteste und angenehmste Feuer; sind sie dagegen von geringerem Werthe, so legt man die grüne oder grünliche Goldfolie unter. Man hat auch ehemals ein glänzendes seidenes Zeug oder die Blätter des Buxbaums, die jedoch ihre Farbe bald verlieren, dazu genommen. Wenn die besten Smaragde in Ringen einige Jahre getragen werden, verlieren sie leicht die Politur und bekommen Risse; diese Fehler können jedoch durch ein neues Schleifen wieder abgeholfen werden. Sie werden auf einer bleyernen Scheibe mit Schmirgel geschliffen und auf einer zinnernen mit Tripel polirt.

Die Preise des Smaragds im Handel sind nach ihrer Schönheit, Farbe und Größe, also nach dem Gewichte, verschieden. Ehe diese Steine häufig aus Amerika zu uns gebracht wurden, standen sie in einem ungleich höheren Preise, als gegenwärtig, wo sie weniger selten sind; so kostet ein untadelhafter Stein von einem Karat 2 Rthlr., von 4 Karat 15 Rthlr., von 5 Karat 20 Rthlr., von 6 Karath 30 Rthlr., von 7 Karat 70 Rthlr., von 8 Karat 100 Rthlr. und von 10 Karat 150 Rthlr. Vor mehr denn 50 Jahren bezahlte man einen fehlerfreien Smaragd von 3 bis 4 Karat noch mit 50 bis 60 Rthlrn. Ueberhaupt regulirt sich der Preis dieses Artikels auch nach der Mode und daher nach einer größeren Nachfrage, und dann nach dem Schleifen und Brillantiren.

Man hat die Smaragde auch nachzumachen gesucht, und sie wohl bei Nichtkennern für ächte ausgegeben. Man nennt dergleichen nachgemachte Smaragde,

Smaragdflüsse, auch wohl künstliche, falsche oder unächte Smaragde. Ob die Alten schon die Kunst verstanden haben, dergleichen Flüsse zu bereiten, darüber ist schon unter Saphir, Th. 136, S. 431, und unter Paste, Th. 107, S. 743, das Bekannte angeführt worden. Bei uns, in Deutschland, hat Kunkel zuerst aus Bleyglas, Kupferhammerschlag und Eisensafran unächte Smaragde bereitet. Hier nun folgende Vorschriften zur Bereitung unächter Smaragde oder Smaragdflüsse.

Erste Vorschrift. Den Orientalischen Smaragd nachzuahmen. Man schmelze 1 Pfd. Krystallfritte, setze $2\frac{1}{2}$ Pfd. nach guter Art präparirten Kupferkalk oder Oxid dazu, 2 Pfd. Eisensafran und 1 Pfd. Kupfer. Wenn Alles gut gemischt und geschmolzen worden, probirt man die Masse, um ihr die gehörige Farbe zu geben, indem man entweder mehr Fritte, oder mehr Kupferkalk und Eisensafran zusetzt, je nachdem man es nöthig findet.

Zweite Vorschrift. Man nimmt präparirten Krystall, 2 Unzen, und 6 Unzen Mennige, reibt beides gut zusammen und mischt es mit 18 Gran Grünspan-Krystallen, thut Alles in einen Tiegel, den man gut bedeckt und lutirt, und hierauf in den Ofen bringt.

Dritte Vorschrift. Man nimmt 20 Pfd. Krystallfritte, die mit weißer Sode bereitet worden, und 16 Pfund fein durchgesiebten Bleykalk oder Oxid, mischt beides gut zusammen und siebt es noch einmal durch. Diese Mischung wird in einem Tiegel in gelindes Feuer gesetzt, so wird binnen zehn Stunden die Masse schmelzen; dann löscht man sie im Wasser ab, wobei man immer das Bley absondert, das sich im Tiegel oder im Wasser reducirt hat. Die Masse wird hierauf wieder in den Tiegel gethan und sechs bis acht Stunden im Fluß gelassen; nachher noch einmal im Wasser abgelöscht. Auf diese Art wird das Glas von allem Schmutze des

Bleykalks und des Satzes gereiniget und erscheint vollkommen hell. Nachdem es abermals in Fluß gebracht worden, trägt man 6 Unzen kalzinirtes gelbes Kupfer, welches mit 24 Gran Eisensafran oder Eisenoxid, der mit Essig bereitet worden, vermischt ist, hinein, und zwar so, daß man nur immer ein Sechstheil davon auf einmal einträgt, das geschmolzene Glas jedes Mal umrührt, und zwischen jedem Eintragen zwei bis drei Minuten wartet. Wenn die Mischung noch eine Stunde lang gestanden, so wird die Probe damit gemacht, und wenn sie nach Wunsch ausfällt, so läßt man Alles noch acht Stunden lang ruhig stehen; dann kann man das Glas zu bearbeiten anfangen und Gefäße daraus machen, welche an Schönheit den schönsten Orientalischen Smaragden nichts nachgeben werden. Nimmt man statt des Gelbkupfers dieselbe Menge Rückstand von destillirtem Kupfervitriol oder schwefelsaurem Kupfer, so erhält man einen Smaragd von noch höherer Schönheit.

Vierte Vorschrift. Auf 12 Unzen pulverisirten Bergkrystall und rothes Weinsteinsalz nimmt man eine Erbse groß pulverisirten Grünspan, schlägt Alles durch ein Sieb, und füllt damit einen Tiegel zur Hälfte an, bedeckt und lutirt ihn, und giebt ihn einem Töpfer, um ihn in den Brennofen zu setzen. Wenn das Brennen vorüber ist, welches drei Tage und drei Nächte dauert, zerschlägt man den Tiegel und findet drin eine sehr schöne Smaragdmasse.

Fünfte Vorschrift. Man zerreibe in einem Krystallmörser, mit einer krystallenen Keule, kalcinirten Bergkrystall zum feinsten Pulver, vermische ihn mit eben so viel pulverisirtem rothen Weinstein und setze 60 Gran rothe Kupferblumen und 15 Gran Muschelsilber, welches beides vorher, jedes besonders, pulverisirt worden, dazu. Alles dieses wird auf einem Reibsteine vermischt, und in einen bedeckten Tiegel gethan, den man gut lutirt. Wenn das Lutum trocken geworden, setzt

man den Tiegel sieben Tage lang in gelindes Feuer und verstärkt es zuletzt, bis er zu glühen anfängt; dann in den Glasofen gesetzt und einen ganzen Monat lang darin gelassen; zuletzt läßt man das Feuer abgehn und den Tiegel von selbst erkalten. Man verstopft dieserhalb alle Zuglöcher und Oeffnungen des Ofens, nimmt dann den Tiegel heraus, zerschlägt ihn, und findet eine Masse, aus der man Smaragde erhält, die an Glanz, Schwere und Härte dem ächten nichts nachgeben.

Sechste Vorschrift. Mann nimmt hierzu Bergkrystall, welcher sechsmal kalcinirt, und sechsmal in kaltem Wasser abgelöscht worden, pulverisirt ihn in einem krystallenen Mörser, und schlägt das Pulver durch ein Sieb. Auf zwei Unzen dieser Materie nimmt man 10 Gran reine, dreimal kalcinirte Kupferschlacken oder Kupferhammerschlag. Sämmtliche Ingredienzien werden hierauf in einem gegossenen Mörser zerstoßen, vermischt, und noch 4 Unzen des schönsten pulverisirten Borax zugesetzt, und Alles wohlgemischt in einen Tiegel getragen, den man bedeckt und die Fugen lutirt. Wenn das Lutum trocken geworden, so setzt man den Tiegel sieben bis acht Stunden lang in ein helles Reverberirfeuer, verstopft am Ende die Oeffnungen des Ofens, und läßt die Masse gut kalt werden, damit sie sich nicht auflöset oder Blasen bekomme, und dann wird der Tiegel zerschlagen und man findet darin einen schönen Smaragdfluß.

Siebente Vorschrift. Man nehme $2\frac{1}{2}$ Theile Schieferweiß, $1\frac{1}{2}$ Kieselmehl, $\frac{1}{2}$ Salpeter, $\frac{1}{4}$ Borax und $\frac{1}{4}$ Arsenikglas. Dieser Fluß muß dreimal, stets in einem neuen Tiegel geschmolzen und um das Frischbley abzusondern, allezeit in helles Wasser geworfen und gelöscht werden. Man nimmt von diesem Flusse 15 Unzen und versetzt denselben mit 1 Quentchen Bergblau und 1 Gran Kobaldkalk.

Achte Vorschrift. Man nehme $1\frac{1}{2}$ Theile Schieferweiß, 1 Flintensteinmehl, $\frac{1}{2}$ Weinsteinalkali und $\frac{1}{4}$ gebrannten Borax, schmilzt ihn, wie in der siebenten

Vorschrift angegeben worden, und nimmt zu einer Unze dieses Flusses 20 Gran Spießglas und 3 Gran Kobaldoxid oder Kalk.

Pasten zur Verfertigung künstlicher Smaragde und andrer Edelsteine. Erste Vorschrift. Man nehme 3 Unzen Bleyasche und gieße hinlängliches Wasser darüber, so daß es ein bis zwei Finger hoch darüber steht; nachdem man es einige Mal umgerührt hat, läßt man es sich wieder abklären und gießt dann das Klare in ein anderes Gefäß. Dieses Wasser dient zur Befeuchtung der innern Seite des Topfes, worein die Materie getragen wird, damit sie sich nicht anhängt. Hierauf nimmt man 3 Unzen Mennige, mischt sie mit der oben angeführten Bleyasche zusammen, und setzt 1 Unze kalzinirten Krystall und 1 Skrupel Kupferspäne dazu. Wenn dieses alles zusammengemischt und pulverisirt worden, thut man es in einen glasurten Topf, welcher, wie oben angeführt worden, mit dem präparirten Wasser bestrichen worden, bedeckt ihn, und setzt ihn während drei bis vier Tagen in den Glasofen, oder einen Tag lang in glühende Kohlen, so erhält man eine schöne Paste, die man nach Gefallen schleifen lassen kann.

Zweite Vorschrift. Man löse Weinsteinsalz in warmen Wasser auf, filtrire die Auflösung durch Filz und lasse sie bis zur Trockne abrauchen. Das zurückgebliebene Salz wird aufs Neue aufgelöset, wieder abgeraucht, nun dieses dreimal wiederholt; dann zerreibe man Krystall zu einem feinen Pulver, und siebe es durch. 2 Unzen von diesem Krystallpulver, und eben so viel von dem obigen Salze werden mit einer Unze Grünspan, der vorher in Essig aufgelöset und krystallisirt worden, vermischt, zusammen in einen neuen irdenen Topf gethan und dieser mit einem Deckel bedeckt und lutirt. Wenn das Lutum recht trocken geworden, setzt man den Topf vier und zwanzig Stunden lang in einen Töpferofen und nimmt ihn nachher heraus, so findet man eine schöne

Smaragdmasse. — Wenn man andere Steine haben will, so wähle man statt des Grünspans andere Farben, z. B. Lasurstein zum Saphir, Zinnober zum Rubin, und rothe Korallen zum Hyacinth. — Die schönste Masse zu künstlichen Edelsteinen ist die, welche mit Krystall, Kieseln oder Böhmischen Topasen bereitet wird, die so aus Glas und Bley besteht, liefert weichere und schwerere Steine. Die Kiesel und der Böhmische Topas werden eben so, wie der Krystall kalzinirt, dann setzt man ihnen eine beliebige Farbe zu, nämlich Mennige und Grünspan zum Smaragd, Bleyweiß und Eisensafran zum Hyacinth, Mennige und Bleyweiß zum Chrisolith, Lasurstein, Salmiak und Silber zum Saphir ꝛc. — Die Krystalle, Kiesel und Böhmischen Topase werden auf folgende Weise kalzinirt. Man löset 1 Unze kalzinirten Weinstein in hinlänglichem Wasser auf und gießt die Auflösung in ein anderes Gefäß; dann nimmt man Stücken Krystall und glüht sie über dem Feuer in einem eisernen Löffel, und löscht sie dann in der Weinsteinauflösung ab. Dieses Auflösen und Ablöschen wird sechs- bis siebenmal wiederholt und die zurückgebliebene Masse getrocknet und fein pulverisirt. Von diesem Pulver mischt man etwas unter die Smaragd- oder eine andere Masse. Bei den Smaragden ist noch zu bemerken, daß der Krystall dazu in einem messingenen Mörser gestoßen werden muß, statt daß zum Rubin und andern Steinen ein Mörser von Eisen erfordert wird. Die Dosis, die zu jedem solcher Edelsteine erfordert wird, ist folgende: Zum Smaragd 2 Unzen von dem angeführten kalzinirten Krystall, 1 Unze Borax, 8 Quentchen Wismuthkalk und 24 Gran Braunstein. Alles wird in einen Tiegel gethan, der Deckel darauf gut lutirt, und so in einen Töpferofen gesetzt. Nachdem er ungefähr 2 Stunden darin gestanden, nimmt man ihn heraus, und läßt es erkalten; der Tiegel wird dann zerschlagen und

die Masse herausgenommen. Wie die andern Steine bereitet werden, s. diese Artikel in der Encyklopädie.

Man hat auch smaragdfarbige Steinarten, welche man in Afrika auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung finden soll. Diese Steinart ist smaragdfarbig, durchsichtig, feuerschlagend, quarzartig und blättericht. Die Blätter sind glänzend und concentrisch, etwas schillerlich und splitterich, und wie Pyramiden ineinander geschoben. Auf diesen liegen auf der Oberfläche platte, kurze, gereifte Krystallsäulen an und übereinander, jedoch unordentlich, und sind mit dem übrigen Gesteine innigst verbunden. Die größten dieser Säulen haben ungefähr $\frac{1}{2}$ Zoll in der Länge und $\frac{1}{4}$ Zoll in der Breite, sehen, so weit sie aus dem Steine hervorstehen, vierseitig aus, und haben an ihren Enden schräge Seiten, die eine Pyramide zu bilden scheinen, doch lassen sich so wenig die Seiten der Säule, als die der Pyramide bestimmen, weil alle zu tief in der Mutter verborgen liegen. An einigen Krystallen sehen die Enden gezackt aus. Ein ehemaliger Kommandant des Vorgebirges der guten Hoffnung, der Oberst von Prehn, hat große Stücke dieser Steinart von dorther mitgebracht. Ein Einwohner des Kaps soll sie in dem Innern des Landes entdeckt, und sie als eine Seltenheit mitgebracht haben. Eins dieser Stücke war etwas hohl und schien von einer inwendig krystallisirten Niere abgeschlagen worden zu seyn. Die oben beschriebenen Krystalle waren schön smaragdfarbig und auf der Oberfläche glänzend. An allen Stücken gewahrte man einen weissen, dünn aufliegenden Thon, welcher sich jederzeit dabei finden soll. Das größte Stück der Steinart konnte eine Viertelelle im Durchschnitt haben und 4 bis 5 Pfd. schwer seyn. An diesem Stücke waren die Krystalle zum Theil etwas gebogen und der Länge nach ein wenig gereift, und lagen wie Späne durch und übereinander; zugleich hatte solches zwei kugelichte Erhabenheiten, welche sämmtlich mit grünen Krystallen belegt waren. Alle Stücke dieser

Steinart waren unterwärts ein trüber weißgrauer oder weißgrüner Quarz, welcher nach und nach in eine blättrigte Steinart überging, deren grüne Farbe, je mehr sie sich den Krystallen näherte, der Smaragdfarbe ähnlicher wurden; doch übertrafen die Krystallen selbst jederzeit an Schönheit der Farbe der Muttergesteine. Von allen den Steinen die Brückmann theils gesehen, theils selbst besessen, ließen sich keine Krystalle absondern, aus welchen auch nur Ringsteine von mittelmäßiger Größe hätten geschnitten werden können. Diese Steinart bleibt also nur eine Seltenheit; man müßte denn Steine dieser Art entdecken, deren größere Krystallen sich als andere Edelsteine bearbeiten lassen. Mit der genannten grünen Steinart kommt eine andere in Ansehung der innern blättrichten Fügung sehr überein, und zugleich läßt sich an dieser sehen, daß die Blätter, wie bei dem blättrichten Zeolith, concentrisch zulaufen. Die Oberfläche des Steins hat länglichte oder zugerundete Erhabenheiten und gleicht überhaupt dem äussern Ansehen nach ganz vollkommen einigen Isländischen oder Faröischen getropften Chalcedonen, ist auch eben wie diese durchscheinend. Auf diesen Erhabenheiten befinden sich die kleinen, länglichten, viereckigten, platten und glänzenden Krystalle, die theils flach liegen, theils mit ihren Knoten in die Höhe stehen, so daß der Stein wie candirt aussieht. Diese Krystalle gleichen den vorhererwähnten grünen, der Figur nach, vollkommen, doch sind sie, der Farbe nach, silberweiß. Die Härte des ganzen Steins kommt auch mit der des grünen überein, und schlägt, wie Quarz und Chalcedon, Feuer. Unterwärts, wo der Stein aufgesessen hat, ist er löchericht.

Ueber den Smaragd sehe man nach:

Brückmann's Abhandlung von Edelsteinen, 2te Aufl. Braunschw., 1773, S. 101 u. f. — Dessen gesammelte u. eigene Beiträge zu seiner Abhandlung v. Edelsteinen, das., 1773, S. 56 u. f. — Dessen zweite Forts. der gesammelten

und eigenen Beiträge zu seiner Abhandlung von Edelsteinsteinen, daselbst, 1783, S. 56 u. f.

Abhandlung der Königl. Schwed. Akademie der Wissenschaften 29tes und 30tes Buch.

Zimmermann's Beobachtungen auf einer Harzreise, Braunschweig, 1775.

Ferber's Briefe aus Welschland, S. 166.

Beiträge zur Chemie und Geschichte des Mineralreichs, 1r Thl., S. 102.

Büsching's Geschichte und Grundsätze der Steinschneidekunst, S. 5.

Physikalische Beschreibung der Erde, Th. 1, S. 208.

Wallerius Mineralogie, übersetzt von Denso, 2te Aufl. Berlin, 1763, S. 156, 157, 171.

Macquer's Chymisches Wörterbuch; aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt von J. G. Leonhardi, 2te Aufl., 6r Th. Leipzig, 1790, S. 396, 397, und S. 679; 3r Th. S. 151, 736.

Achard's Bestimmung der Bestandtheile einiger Edelgesteine, S. 141 u. f.; daraus in Hochheimer's chemische Mineralogie, 1r Bd., Leipzig, 1792, S. 21 u. f.

Klaproth und Wolff, chemisches Wörterbuch, 5r Th., S. 40, 41.

John's Wörterbuch der allgemeinen Chemie, 4r Bd.

Ludovici und Schedels encyklopädisches Kaufmannslexicon, 6r Th. Art. Smaragd.

Schedels praktisches Taschenwörterbuch der Waarenkunde. 2r Th. Leipzig, 1798, S. 301.

Smaragd (ächter), eine Benennung des Peruvianischen wirklichen Smaragds.

— (Aegyptischer-), s. oben, S. 89.

— (Aethiopischer), s. daselbst.

— (Afrikanischer), s. das., S. 95.

— (Amerikanischer), s. daselbst.

— (Attischer), s. das., S. 89.

— (bactrianischer), s. daselbst.

— (basaltförmiger), s. das., S. 97.

— (Bastard-), s. das., S. 100.

— (Brasilianischer), s. daselbst.

— (Carchedonischer), s. das., S. 90.

Smaragd, (Ceylonischer), s. oben, S. 95.
— (dunkelgrüner), s. das., S. 99.
— (Europäischer), s. das., S. 95.
— (falscher), s. Smaragd (künstlicher).
— (Harz-), wird von Silberschlag *) in der Beschreibung des Brockenberges angeführt. Er will ihn am Sonnenberge des Brockens gefunden haben; allein unsere Mineralogen, welche den Harz und die Gegend des Brockens genau kennen, wollen von den Smaragden des Harzes nichts wissen.
— (hellgrüner), s. oben, S. 99.
— (Hermionischer), s. das., S. 89.
— (Katzen-), eine Benennung der Persischen Smaragde, s. oben, S. 89.
— (künstlicher), nachgemachter Smaragd, falscher Smaragd, unächter Smaragd, s. oben, S. 103 u. f.
— (Lakonischer), s. oben, S. 90.
— (lichtgrüner), s. das., S. 99.
— (Medischer), s. das., S. 89.
— (nachgemachter). s. das., S. 103.
— (opalisirender), s. das., S. 99.
— (Orientalischer), s. das., S. 91, 92, 99. Neuere Mineralogen nennen den Orientalischen oder Morgenländischen Smaragd, grünen Saphir.
— (Peruvianischer), s. oben, S. 95, 99.
— (Pseudo-), s. das., S. 88.
— (Rauch-), s. das., S. 99.
— (Scythischer), s. das., S. 89.

Smaragdart, Smaragdarten, die verschiedenen Arten des Smaragds, als Orientalischer, Brasilianischer, Peruvianischer, Rauch-, opalisirender ꝛc. Smaragd.

*) Beschäftigungen der Berliner Gesellschaft Naturforschender Freunde, 4ter Bd., S. 385.

Smaragdfluß, Smaragdglas, s. oben, unter Smaragd, S. 104.

Smaragdfundort, s. daselbst, S. 95.

Smaragdglas, s. Smaragdfluß.

Smaragdgöttin, s. oben, unter Smaragd, S. 100.

Smaragdgrube, s. das., S. 96.

Smaragdhandel, s. das., S. 103.

Smaragdit, Smaragdites, Fr. Diallage verte, Hauy, ein Fosil, welches in Rom unter dem Namen Verde di Corsica bekannt ist. Es hat ein blätteriges Gefüge und ist perlmutterartig schimmernd. Die Farbe ist bei einigen Exemplaren gras- und apfelgrün, bei andern grün und denen zwischen diesen Grenzen enthaltenen Mittelfarben. Nach einer Analyse des Vauquelin sind die Bestandtheile dieses Fosils:

50,0	Kieselerde,
13,0	Kalkerde,
11,0	Alaunerde,
7,5	Chromoxid,
6,0	Talkerde,
5,5	Eisenoxid,
1,5	Kupferoxid.
94,5.	

Der Smaragdit findet sich vorzüglich in Korsika und am Mont Rosa und in mehreren Gegenden der Schweiz, gemeiniglich in Jade (Saußürit) eingewachsen. Auch kommt es bei Prato im Toskanischen vor.

Smaragdkrystall, s. oben, S. 96.

Smaragdmutter, s. das., S. 99.

Smaragdpaste, s. das., S. 107.

Smaragdpras, s. das., und unter Prasem, Th. 117.

Smaragdpreis, s. das., S. 103.

Smaragdsäule, s. das., S. 96.

Smaragdstein, s. das., S. 109.

Smare, eine Gattung Hering, die wahrscheinlich zu den Sardellen oder Anschovis gerechnet werden muß, weil er als ein kleiner weißer Seefisch angeführt wird, der zu Marseille Hiaret, kleiner Hering, in Languedok und in Spanien aber Picaret genannt wird, weil er, wenn man ihn räuchert, und wenn er geräuchert gegessen wird, einen angenehmen Kitzel auf der Zunge verursacht; also geräuchert eine Art Sprotten ist. Von diesem Fische oder Fischchen wurden sonderbare Heilkräfte berichtet oder ihm wurden sonderbare Eigenschaften in der Heilkunst zugeschrieben. So sollte er, häufig von stillenden oder säugenden Frauen genossen, die Milch vermehren; auch wider den Biß der Schlangen und tollen Hunde sollte er, abgesotten genossen, gute Dienste thun. Sein Kopf gebraten oder verbrannt und zu Pulver gestoßen, sollte zur Reinigung der Wunden dienen und das darin befindliche wilde Fleisch verzehren, wenn das Pulver darauf gestreut wird, und wozu er nicht alles dienlich seyn sollte. Er ist aus der Heilkunst verschwunden. Im letzteren Falle, in der Chirurgie, haben ihn der Zucker und Höllenstein (Lapis infernalis) verdrängt. Daß dieser Fisch wohl in einigen Krankheiten von Nutzen seyn kann, z. B. im verdorbenen Magen, nach einem Trink- oder Saufgelage, wie Hering und Sardellen, ist wohl nicht zu bezweifeln, er muß dann aber, wie die genannten Fische, auch mit seinem Salze oder Pöckel, wie er in den Handel kommt, genossen werden, oder auch mit Essig, Provenceröl und Kapern.

Smeatons Luftpumpe, s. unter Luftpumpe; dessen Pyrometer, s. unter Pyrometer.

Smectis, Terra Saponaria, Seifenerde, s. unter Thon, in T.

Smeer, s. Schmeer, Th. 146, S. 521.

Smeerpfropfen, in der Artillerie, s. Pfropfen, Th. 112, S. 403.

Smelliſche Zange, in der Chirurgie, ſ. unter Zange.

Smergel, ſ. Schmergel, Th. 146, S. 693 u. f.

Smerle, ſ. Schmerle, daſelbſt, S. 701 u. f.

Smerling, ſ. daſelbſt.

Smeyten, Fr. Couets, auf den Schiffen, vier große Taue, wovon zwei an den beiden unterſten Spitzen des großen Segels, und die beiden andern an den zwei unterſten Ecken der Focke befeſtiget ſind, aber weiter gegen das Hintertheil des Schiffes angezogen werden, als die Schoten.

Smilax, in der Fabellehre, die Geliebte des Crocos, die in ein Gewächs ihres Namens verwandelt wurde. Die Beſchreibung dieſes Gewächſes, ſ. unter Stechwinde, welches der Deutſche Gattungsname der Smilax iſt, worunter die verſchiedenen Arten, ſo weit ſie von Nutzen ſind, werden angeführt werden.

Smile, in der Chirurgie, ein kleines Meſſer mit zwei Schneiden, und deſſen beide Schneiden an beiden Seiten krumm gehen, ſo daß die eine eingebogen, die andere gegenüberſtehende aber erhaben iſt. Die Spitze iſt nicht ſtumpf, ſondern ſpitzig. Man hat von dieſem chirurgiſchen Inſtrumente drei Arten, kleine, mittelmäßige und große.

Smintheus, in der Mythologie, Beiname des Apollo, welchen derſelbe vornämlich im Trojaniſchen, in einem ihm daſelbſt erbauten Tempel führte.

Sminuito, heißt in der Muſik, wenn anſtatt einer großen und langen Note, einige kleinere und kürzere geſetzt werden. Das Wort heißt verkleinert.

Smorzato, in der Muſik, ein Bogenſtrich, wovon der Klang des Inſtrumentes immer ſchwächer und ſchwächer wird, und gleichſam verlöſcht. Das Wort iſt Italieniſch und heißt verlöſchen.

Smyrnaiſche Feigen, Smyrnaiſche Feigen, ſ. unter Feige, Th. 12.

Smyrnaiſche Rechnungs-Löwenthaler, eine Münze, welche zu 100 Mines gerechnet, und zu 19 Holl. As fein Gold, und 264 As fein Silber gewürdigt wird, welcher nach dem 20 Fl. Fuß 18 Gr. 3 Pf. gilt.

Smyrnaiſche Roſinen, Smyrniſche Roſinen, ſ. unter Roſinen, Th. 127, S. 277.

Smyrnaiſche Seide, Fr. Soies de Smyrne, eine Benennung aller Levantiſchen und Perſiſchen Seide, welche aus der Stadt Smyrna nach Europa gebracht wird, weil dieſe Handelsſtadt im Oriente gleichſam der Stapel aller dieſer Arten von Seide iſt, und damit einen großen Handel treibt. Die Perſiſche Seide wird in vier Sorten eingetheilt, als die Sourbastis, Legis, Ardaſſines und Ardaſſes; ſ. auch Levantiſche Seide, unter Seide und Seidenzucht.

Smyrnaiſches Kameelhaar, ſ. unter Kameelhaar, Th. 33.

Smyrnen, ſ. den folgenden Artikel.

Smyrnenkraut, Smyrnen, Smyrnium Linn., eine Pflanzengattung, welche in die zweite Ordnung der fünften Klaſſe (Pentandria Digynia) des Linnēiſchen Pflanzenſyſtems gehört, und von der eine Art ehemals in den Apotheken gebraucht wurde, und die, ſo wie auch eine zweite, hier angeführt zu werden verdient.

1) Gemeine Smyrnen, gemeines Smyrnenkraut, Großeppich, Alexandriniſcher Peterlein, Alexander, Roßpeterlein, Roßeppich, Spaniſcher Eppich, Perſiſcher Eppich. **Smyrnum Olusatrum, foliis caulinis ternatis petiolatis serratis. Hort. Cliff. 105. Hipposelinum Theophrastis Smyrnium Dioscorides. Bauh. pin. 154. Macerone quibusdam Smyrnium semine**

magno nigro, L. B. 3, 126. Hipposelinum sive Smyrnium vulgare, Park. Petroselinum Alexandrinum. Trag. 436. Petroselinum Italicum; Apium grande vel magnum sylvestre. Equapium, Smyrnium vel Smyrnion Holeraceum, Hipposelinon vulgatum, Quorumd. Ital. Macerone, Alexandro, Herba Alexandrina; Engl. Common Alexanders or Alisanders; Holl. Petrosilie van Macedonien, Groote Eppe; Fr. Smirnium, Maceron ou gros Persil de Macedoine. Diese Pflanze gehört zu den zwei Jahre dauernden Gewächsen, und wächst in Schottland Wallis, Frankreich, Spanien uud Belgien wild. Die Wurzel ist mittelmäßig, lang, dick, weiß, voller scharfen und bittren Saftes, welcher im Geruch und Geschmack den Myrrhen einigermaßen ähnlich ist. Die Stängel sind 3 Fuß hoch, gefurcht oder gestreift, ein wenig röthlich und treiben viele Nebenzweige. Die Blätter gleichen denen des Wassereppichs, sind aber breiter, runder und gelappt, dunkelgrün, am Rande sägeförmig gezähnt, von aromatischem Geruche und an Geschmack der Petersilie ähnlich. Die Blüthenstängel, welche gleichfalls mit dreilappigen Blättern besetzt sind, und deren Zweige endigen sich in weißlichten Schirmblumen. Die Kronenblätter, fünf an der Zahl, sind zahnförmig gestellt, und haben eben so viele Staubgefäße in der Mitte. Wenn diese Blumen abgeblühet sind, folgen denselben zwei und zwei aneinander liegende, beinahe runde oder halbmondförmige, oben gestreifte, schwarze Samen, von bitterem Geschmacke. Diese Pflanze wächst an schattigen und sumpfigten Oertern auf den Felsen am Meere; sie wird auch in den Gärten cultivirt; blühet im Anfange des Frühlings, und ihre Samen sind im July reif. Man erzieht sie leicht aus Samen; und sie bleibt den ganzen Winter hindurch grün. Das erste Jahr macht sie keinen Stängel und geht das darauf folgende Jahr ein, nachdem sie vorher den Stängel gemacht und ihre Sa-

men zur Reife gebracht hat. Wenn die Wurzel im Herbste ausgerissen und den Winter über im Sande verwahrt wird, so wird sie zarter und besser zu Salat, wozu man sie gleich der Sellerie ꝛc. gebrauchen kann. Ehemals war diese Pflanze an vielen Orten eine gewöhnliche Speise; man aß ihre jungen Keime wie den Sellerie; dieser Letztere hat jedoch den Vorzug erhalten und Erstere aus unseren Küchengärten vertrieben oder verdrängt.

Kultur und Wartung. Man säet den reifen Samen auf ein offenes Stück Land im August; geschieht solches erst im Frühjahre, so schlägt die Aussaat entweder gänzlich fehl, oder der Same geht doch erst im zweiten Jahre auf. Macht man aber die Aussaat im Herbste, so schlägt sie selten so fehl, daß nicht aller Same nach Weihnachten aufgehen sollte; auch werden die Pflanzen ungleich stärker. Die Pflanzen werden dann im Frühjahre mit der Hacke so weit verdünnt, daß jede derselben auf allen Seiten 10 Zoll oder 1 Fuß weit Raum bekommt. Im folgenden Sommer muß man sie dann vom Unkraute beständig rein erhalten; denn wenn man dasselbe zwischen ihnen ungestört wachsen läßt, drängt es sie schmächtig in die Höhe, weil es die Nahrung mit denselben theilt oder theilen muß, wodurch die Pflanzen zum Genuß, zur Speise, gänzlich unbrauchbar werden. Im folgendeu Februar fangen sie dann auf's Neue stark an zu treiben. Man muß dann an jede Pflanze, um sie zu bleichen, Erde anhäufen; sie pflegen dann drei Wochen nachher eßbar zu seyn; hierauf werden sie ausgegraben und der in der Erde gelbliche Theil wird zur Speise gebraucht, und wie Sellerie gekocht und gegessen. Man baute sie ehemals stark in der Nachbarschaft der Stadt London und in den nördlichen Provinzen Englands, so wie überhaupt diese Pflanze in den nördlichen Gegenden am besten fortkommt, in den gemäßigten Klimaten findet man sie gewöhnlich im Schatten

und an feuchten Orten; große Hitze verträgt sie nicht, wenigstens gedeiht sie sehr schlecht, erreicht nie eine gehörige Vollkommenheit und große Vollsaftigkeit.

Dieses Smyrnenkraut war ehemals officinell, ist aber in neuerer Zeit aus den Dispensatorien gestrichen worden, wenigstens findet man es in den neuern Arzneimittellehren ꝛc. nicht mehr. Bei der chemischen Untersuchung erhält die Pflanze viel Oel und wesentliches Salz. Die Wurzel und der Same wurden in der Medizin gebraucht. Die Erste gebrauchte man statt der Eppichwurzel zu blutreinigenden Tränken. Des Samens bediente man sich gegen die Windkolik, Engbrüstigkeit, und nahm sie unter viele herz- und magenstärkende Zusammensetzungen statt des Macedonischen Petersiliensamens ꝛc.

2) Langblättriges oder rundblättriges Smyrnenkraut, Smyrnium, Myrrhenkraut, Smyrnium Perfoliatum, foliis caulinis simplicibus amplexicaulibus. Hort. Cliff. 104. Smyrnium peregrinum rotundo s. oblongo folio. Bauh. pin. 154. Smyrnium amani montis, Dod. pempt. 698. Smyrnium rotundi folium. Mill. n. 2. Engl. Foreign Alexanders with a round entire leaf; Ital. Smirno, Smirnio di Candia; Fr. Smirnium de Candie ou de Créte. Dieses Smyrnenkraut wächst in Sicilien und auf Creta wild, wird aber auch in andern Ländern auf dem Felde, und in Gärten gezogen. Die untern Blätter sind so stark gelappt, daß sie aus mehreren Theilen kleiner Blätter zu bestehen scheinen, deren jedes wieder aus drei Lappen besteht. Die Lappen selbst sind eyrund und am Rande zahnförmig. Der Blüthenstängel ist glatt und hohl, wird 3 Fuß hoch und theilt sich gegen den Gipfel zu in zwei oder drei Seitenzweige. An jedem Gelenke sitzt ein großes, rundes, den Stängel umfassendes, gelbgrünes, und am Rande nicht eingeschnittenes gekerbtes Blatt. Die Blüthen sind gelblich und stehen an der Spitze der Zweige in kleine Dolden, deren kleine

Dolden nicht alle gleich lang sind. Die Samenkörner sind schwarz und wie die in der vorigen Art gestaltet, nur sind sie kleiner. Auch diese Pflanze dauert zwei Jahre und stirbt nach der Reife des Samens ab. Sie blüht im Junius und bringt im August reifen Samen. Die Kultur und Wartung geschieht wie bei der Vorhergehenden. Man kann auch diese Art zum Küchengebrauch erziehen, sie soll sogar zum Bleichen den Vorzug vor der andern genießen, weil sie zarter ist und nicht ganz so stark schmeckt, als die Vorhergehende. Man hat die Blätter dieser Sorte ehemals eingemacht und gesalzen, und zur Speise gebraucht. Einige ältere Botaniker haben diese Sorte für eine Spielart der vorigen gehalten; allein neue Botaniker halten sie nicht dafür, sondern für eine eigene Art.

Ausser den beiden angeführten Arten hat man nun noch mehrere andere, wie z. B. den Aegyptischen, goldfarbigen ꝛc. Smyrnium oder Smyrnenkraut, Smyrnium Aegypticum, Aureum, ꝛc. ꝛc. die aber, wie schon oben angeführt worden, hier übergangen werden müssen, weil sie in den Künsten und Gewerben, so wie in der Oekonomie keine Anwendung finden.

Smyrnenkraut (Aegyptisches), s. oben.
— (gemeines), s. das., S. 116.
— (goldenes), s. oben.
— (langblätteriges), s. das., S. 119.
— (rundblätteriges), s. daselbst.

So, eine Partikel, welche in eine dreifache Gestalt üblich ist. I. Als ein Wörtchen, welches die Stelle eines relativen Förworts vertritt, da es denn in allen Zahlen und Geschlechtern unverändert bleibt, aber nur von einem Zeitworte gebraucht wird, welches die erste und vierte Endung erfordert, für welcher, welche, welches ꝛc. Die Heiligen, so auf Erden sind, Jerem. 44, 1. Alle Juden, so in

Aegyptenland wohnten, 1 Pet. 2, 12. Die, so von euch afterreden. Der Mann, so uns begegnete. Der Gott, so uns erschaffen hat. Dieses relative so, sagt Adelung, hat in der neueren Zeit von vielen sehr harte Feinde bekommen, welche es schlechterdings aus der Deutschen Sprache verbannt wissen wollen; allein ohne Grund, denn es ist von allen, selbst den besten Schriftstellern, unzählige Male gebraucht worden; man kaun es auch dann nicht entbehren, wenn es in einem und demselben Satze als welcher mehrmals stehen sollte, da denn dessen öftere Wiederholung einen Uebelklang machen würde. Der Brief ist verloren, welchen ich dem Manne mitgab, der gestern mit der Post, so nach Berlin ging, abreisete. In diesem hier angeführten Satze von Adelung kann das so wohl entbehrt werden, ohne das welcher zu wiederholen. Man darf nur setzen: der Brief ist verloren, den ich dem Manne mitgab, der gestern mit der Post, welche ꝛc., oder ich kann auch das welcher, wie zuerst angeführt worden, lassen, und statt das so, die setzen; allein es giebt Fälle, wo man es wohl in diesem Falle gebrauchen kann. Ein Grund mehr, sagt Adelung, dieses unschuldige Relativum nicht zu verstoßen, ist dessen Abstammung, indem es mit dem Artikel oder dem demonstrativen Fürworte der, die, das, bei dem Ulphilas sa, so, thata, im Isländischen, sa, su, that ꝛc. genau verwandt und in dieser relativen Bedeutung älter ist, als in den folgenden, welche bloße Figuren davon zu seyn scheinen.

II. Als ein Nebenwort, welches dabei aber gleichfalls relativ ist, und sich entweder auf ein vorher gegangenes oder darunter verstandenes, oder auf ein nachfolgendes Subject bezieht, und entweder (a) mehr demonstrativ ist, indem man die Sache, worauf es sich bezieht, gleichsam mit den Fingern zeigt, für auf diese Art, in diesem Grade, in welchem Falle es zugleich den Ton

hat. Ich mache mir nicht so viel daraus. Es sind ihrer so viele. So recht? so, auf diese Art ist es recht. Gellert führt es auf diese Weise an:

So recht mein Sohn,
Lucindens Herz ist, wenn Du folgst, Dein Lohn.

So, meine liebe Freundin immer vertheigen Sie mich bei meiner Braut, Gell. So spricht der Herr. Er machte es so ꝛc. So solls nicht seyn. So haben sie noch niemals geliebt, das heißt, auf diese Art, in diesem Grade. Die Sache verhält sich ungefähr so ꝛc. Ich habe es gedacht, daß es so kommen wird. So geht es, wenn man nicht hört. Wenn sie mir so kommen. So gefällst Du mir. Er hat mir nicht einmal darauf geantwortet, so nachläßig ist er. Hierher gehört auch das Verwunderung ausdrückende so? auf diese Art? ist's möglich? So? also hat er nur meine Tochter in die Rede bringen wollen? Gell. Ferner das wie so? sich nach der Art und Weise zu erkundigen. Ingleichen das in der vertraulichen Sprechart übliche so, so, etwas Zweifelhaftes, etwas Mittelmäßiges anzudeuten. Es geht so so, mittelmäßig. Es ist nun so, so, bedenklich. Bald so, bald so, bald auf diese, bald auf eine andere Art. Wenn man die Art und Weise einer Sache nicht genau bestimmen will, sagt man im gemeinen Leben in der vertrauten Sprechart häufig so und so viel, so und so groß ꝛc. Hierher gehört auch ferner das im gemeinen Leben und in der vertraulichen Sprechart übliche so ein, für ein solch, und so was, für so etwas, etwas von dieser Art. Dächten sie, daß ich zu so einer Bosheit geschickt wäre? Gell. Ich habe nicht gewußt, daß so ein schönes Buch in der Welt ist. Lassen sie sich so ein Glück nicht aus den Händen gehen. Wenn mir so einer wieder

Querfeld einkäme. So etwas thue ich nur zur höchsten Noth. Ich merke so was. Diese Formen sind in der vertraulichen Sprechart wohl erlaubt. aber nicht für die edlere, hier sind sie zu niedrig. — (b) Oder es ist mehr relativ, für, auf solche Art, in einem solchen Grade, da es denn den Ton nicht hat, ausser wenn es sich um des Nachdrucks willen mehr dem vorigen Demonstrative nähert. Ueberhaupt, sagt Adelung, sind die Grenzen zwischen beiden schwer zu bestimmen, indem es hier bloß auf das mehr oder weniger ankommt. Gesetzt es wäre so, als im Vorhergehenden gesagt worden. Ja es ist so. Er machte es eben so, auch so. Das ist nicht so, ist nicht wahr, gehört in die niedrige Sprechart. Ingleichen mit allerlei Bei- und Nebenwörtern. Waren ihrer nicht acht? Antw. Nein, es waren ihrer nicht so viel. Habe ich nicht so viel Macht, so viel Ansehen, so viel Geld. So wie ich ihn kenne. Der sogenannte Priester. Wenn man Jemanden einen Titel oder einen Namen nicht völlig zugestehen will. Es bekömmt hier, besonders in der vertraulichen Sprechart, allerlei Nebenbedeutungen, die oft bloß die Runde der Rede befördern hilft. Du hast so ganz unrecht nicht. Es ist mir nicht so recht. So genau weiß ich es nicht mehr. Gesetzt auch, daß meine Lebensart nicht so recht nach der Mode wäre. So gleich kann ich nicht kommen. Man muß die Oeffnung sogleich wieder verstopfen. Das ist nicht sogleich geschehen. Er versteht es so ziemlich. Sie that, als käme sie nur so von ungefähr; Gell. In allen den angeführten Fällen, welche aber durch eine Ellipse erklärt werden können, scheint das so, mit wenigen Ausnahmen, eine verstärkende Bedeutung zu haben, dem Satz Nachdruck zu geben, welches in andern Fällen noch mehr hervorsticht. Ich bin schon so oft da gewesen, sehr

oft. Er wird so bald nicht wieder kommen. Er meint es so redlich und hat so viele Verdienste um die Menschheit, um den Staat. Er ist doch so ein artiger Mann; er hat mir so viel Schönes vorgesagt. Weiße. Ihr seid doch ein so bejahrter Mann und thut noch so kindisch. Im gemeinen Leben wird es auch oft für ohne dieß, ohne sie gebraucht. Ich wollte so schon speisen, Haged. Ich denke es wird so nicht mehr lange mit mir werden, Gell.

Meinem Freund darf ich's nicht sagen,
Denn der predigt so genug, Zach.

(2) Dieses Wörtchen bezieht sich eben so oft auf etwas nachfolgendes, eine Art und Weise zu bezeichnen, welche in folgendem näher bestimmt wird. Es gewährt alsdann (a) eine bloße Beschreibung der Art und Weise, deren Bestimmung in einigen wenigen Fällen mit uns ausgedrückt wird. Seyn sie so gut und thun es. Sei so liebreich und komme ihm zuvor. Noch öfter mit wie. So wie die Rede geht. Es ist allenthalben so wie hier. Laß die Welt so wie sie ist. Ingleichen mit daß. So, daß es unmöglich ist. So viel, daß man es kaum glauben kann. — (b) Eine Vergleichung, so daß wie, oder noch mehr, als darauf folgt. So helle wie, oder als die Sonne. So sehr als er es verdient. Es ist so gut als geschehen. Wer ist so reich, als du? Wo das Wörtchen so in einigen Fällen auch verschwiegen werden kann, welches besonders in der frühern Schreibart zuweilen geschieht. Schön, als die Göttin der Liebe. Oefter wird das als weggelassen, doch nur, wenn es einem durch ein Zeitwort ausgedrückten Satz zur Begleitung dient. So bald ich kann. So viel genug ist. So hoch der Himmel über die Erde ist. So lange ich lebe. So oft du fehlst, so oft

wirst Du gestraft. So wahr mir Gott helfe! So viel meine Umstände leiden.

III. Diese Partikel ist auch ein Bindewort, welches gebraucht wird, verschiedene Glieder der Rede aneinander zu knüpfen. Man gebraucht es ferner sehr häufig, besonders in den Nachsätzen, wo sie fast die allgemeine Verbindungsformel ist. Sie ist: 1) Copulativa, für sowohl — als auch, in welcher Gestalt sie daher auch um der Kürze willen zuweilen von den Dichtern gebraucht wird. So Geduld, als Zeit verstrich, Haged. Ja, Grachus wird mir noch so Lust, als Ruhe rauben, Gottsch. — 2) Conditionalis, eine Bedingung zu begleiten, wo sie sowohl im Vordersatze, als im Nachsatze stehen kann. — (1) Im Vordersatze, für wenn. So Gott wird mit mir seyn — so soll der Herr mein Gott seyn, 1. Mos. 28, 20. So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seyd ihr meine rechte Jünger, Joh. 8, 31. So der Herr will, und wir leben, Jac. 4, 15. So ihr um Missethat willen leidet, 1. Pet. 2, 20. So mirs geht, wie ich will, Lagau. Dieses so des Vorsatzes wird im Hochdeutschen wenig mehr gebraucht. — 2) Im Nachsatze, so daß im Vordersatze wenn vorangeht. Wenn du fromm bist, so bist du angenehm. Wenn die Liebe nichts ist, als eine Pflicht, so wundert michs, wenn sie so viele Herzen an sich ziehen kann, Gell. Auch wenn dieses wenn verschwiegen wird, oder den Vordersatz andere Partikel andeuten. Finde ich dreißig darin, so will ich ihm nichts thun, 1. Mos. 18, 30. Verträgt sich dieser Charakter des Neidischen mit der Vernunft, so ist sie eine elende Anführerin zum Guten, Gell. Du hättest sie sollen ruhig machen, so sähe ich doch den Nutzen von deiner Geschicklichkeit, Gell. Das ist, wenn du sie ruhig gemacht hättest, so ꝛc. z. B.

Denn, geht ein Wort aus deinem Munde,
So wird der Schatz verschwunden seyn.
Gellert.

Gesetzt auch, daß meine Lebensart nicht recht nach der Mode wäre, so ist sie doch ruhig, ebend. Das so kann im Nachsatze auch zuweilen ausgelassen werden. Herr, so du willt, kannst du mich wohl reinigen, Matth. 18. So dich dein Auge ärgert, reiß es aus, Marc. 10, 12. Wenn sie wollen, will ich hingehen. Wenn sie mirs erzählen, wird es mir so neu klingen, als ob ichs selbst noch nicht wüßte, Gell. Wenn die Bedingung versteckt ist, so daß der Vorsatz ohne alle Partikel, einhertritt, so wird statt so, in der edlern Schreibart zuweilen und gebraucht. Lehren sie mich ihre Tugend nachahmen und ich werde sie als die Schöpferin meines Glücks anbeten. Denke Gott nur so gütig, als du deinen edelsten Freund denkst, und du wirst nicht mehr zweifeln, Gell. — 3) Consecutiva, eine bloße Zeitfolge zu bezeichnen, wo sie ihre Stelle in dem Nachsatze hat. Es währete nicht lange, so ließ er mir sagen, ꝛc. So lange mir mein Herz keine Vorwürfe macht, so werde ich die ihrigen mit Gelassenheit anhören, Gell. Es ist wahr, daß mit diesem so, wenn es eine bloße Zeitfolge bezeichnet, viel Mißbrauch voegeht, indem es noch als, nachdem, hernach ꝛc., oft sehr überflüssig gesetzt wird. Nachdem er es gesagt hatte, so schwieg er. Es läßt sich in diesen Fällen nur dann entschuldigen, und ist sogar nothwendig, wenn der Vordersatz lang ist, und wiederum aus mehreren Gliedern besteht, da denn der Nachsatz das so nicht entbehren kann. Wenn aber die Zeitfolge zugleich die Ursache enthält, so ist das so unstatthaft; dann ist es aber auch 4) Causalis, da es die Wirkung einer vorhergegangenen Ursache begleitet, wo

es auf doppelte Art gebraucht wird. (1) In einfachen Sätzen, einen Satz zu begleiten, der eine Folge einer vorhergegangenen Ursache ist (illativa). So mache dich auf, 1. Mos. 13, 6. So gehet nun hin und frohnet. So wollen wir nun den Anfang machen. O so gehe keiner zur Ruhe des Grabes, er habe denn süße Früchte getragen, und erquickenden Schatten über den Nothleidenden gestreut, Geßn. Wo es denn auch eine im Vorhergegangenen gegründete Frage begleitet. So ist es denn nicht wahr? So wollen sie mich nicht melden lassen? Gell. So wird er sie wohl gar noch in seinem Testament bedenken? Ebendersf. Ingleichen eine Aufmunterung. So kommen sie denn! Wie auch einen Unwillen. So höre doch!

(2) In zusammengesetzten, die Wirkung der im Vordersatze gemeldeten Ursache anzukündigen. Weil du des Herren Wort verworfen hast, so hat der Herr dich wieder verworfen. Da die Sache schon überall bekannt ist, so darf man weiter kein Geheimniß daraus machen. Nachdem er selbst die That gestanden, so braucht es keiner weitern Ueberzeugung. Wie man den Verstand nicht immer anstrengen kann, so ist es auch erlaubt, zuweilen etwas Seichtes zu lesen; Gell. Wie er das Glück der Menschen so aufrichtig begehrt, so rührt ihn auch das Elend derselben, Gell. Damit sie Alles um so besser verstehen, so will ich es ihnen erklären ꝛc. Wo das so, wenn damit vorhergeht, und solches nicht zu weit von dem Nachsatze entfernt ist, auch verschwiegen werden kann; damit es gewiß geschehe, will ich es selbst thun. — 5. Confessiva, wo es seine Stelle gleichfalls im Nachsatze hat. Ob es gleich schwer ist, so will ich es doch versuchen. Obgleich ein Geist keinen Raum einnimmt, so befindet er sich

doch irgendwo. Und stehen nicht Säulen umher, so stehen doch fruchtbare Bäume und Reben umher. Geßn. In welchem Range auch der Mensch geboren wird, so richtet sich die öffentliche Achtung doch allemal nach den Diensten, welche er dem Vaterlande leistet. Worin unsere Pflichten auch bestehen mögen, so ist es doch gewiß, daß sie ein weites Feld für unsere Tugend sind, Gell. ꝛc. Wo das so auch zuweilen den Vordersatz begleiten kann, es behalte nun seine Stelle, oder nehme den Platz des Nachsatzes ein. Die Freundschaft, so vortrefflich sie ist, hält uns doch nie wegen der Liebe schadlos, Gell. Dieß kann ich, so alt ich bin, doch wohl leiden, Ebend. Auch diesen Befehl nehme ich an, so sauer er mir auch wird ꝛc. — 6) Comparativa, eine Vergleichung anzustellen, gleichfalls im Nachsatze, wo es doch als ein bloßes Nebenwort angesehen werden kann, indem es hier mehr die Art und Weise, als eine eigentliche Vergleichung bezeichnet.. Wie man den Knaben gewöhnt, so bleibt er.. Wie ich merke, so mag ihr diese Tugend sehr natürlich seyn, Gell. So wie ich ihn kenne und wie man ihn mir beschrieben hat, so ist er ein Mann, dem man alles anvertrauen kann ꝛc. — 7) Adversativa, da es zuweilen, jedoch nur im gemeinen Leben, zur Begleitung des Aber gebraucht wird. Ich wollte euren Freund besuchen, so aber war Niemand zu Hause, ꝛc.; für aber oder allein es war ꝛc. — Adelung macht hierbei die Anmerkung, daß in manchen Fällen für dieses so das verlängerte also gebraucht wird. Oft dient auch diese Partikel zur Verstärkung oder Begleitung anderer Partikeln, mit welchem es von Manchen oft unnöthiger Weise zusammengezogen wird, welches sich nur dann vertheidigen läßt, wenn es das Relativum ist. Diese Partikeln sind

Bald, in sobald, besser so bald; dann, in sodann, oder so dann, für alsdann; in sofern oder so fern. Fort, in sofort, für sogleich, so ferner. Gar, in so gar; gleich, in sogleich; hin, in sohin; mir, in so mir; nach, in sonach; wohl, in sowohl, besser so wohl, ꝛc. In manchen Sprecharten lautet es auch für zu; es ist gar so groß, für gar zu groß.

Soago, ein Name des Borax, im Königreiche Tibet.

Sobieskischer Schild, Scutum Sobiescianum, ein Gestirn, welches Hevelius zu Ehren des Königs Sobieski in Polen so genannt. Es steht mitten in der getheilten Milchstraße, zwischen dem Antinous und dem Ophinchus, nördlich über dem Schützen, und enthält besonders drei kenntliche Sterne in einem kleinen Dreieck.

Sobol, eine Benennung des Zobels, s. diesen Artikel.

Soc, in der Baukunst, wird von Einigen die große Platte in dem Schaftgesimse einer Säule genannt, die man sonst auch Pflint nennt. — Auch ein Längenmaaß in dem Königreiche Siam führt diesen Namen und wird auch wohl Sock geschrieben. Es enthält eine halbe Kobiha oder Elle, und wird mit zwei Keubs eingetheilt.

Soccus, bei den Römern, eine Art Schuhe, mit einem Oberleder, wie die Pantoffeln, aber ohne Absatz, mit einer gleich dem Fuße auslaufenden Sohle, die mit keinen Riemen an den Fuß befestiget wurde. Sie waren gewöhnlich von gelblicher Farbe; aber auch von andern Farben, mit Perlen gestickt, oder mit Gold verziert. Sie wurden von Männern und Frauen getragen, eigentlich jedoch nur von beiden im Schauspiele, wie die Cothurnen in den Tragödien. Auch die Cyniker trugen sie; allein andere Männer von Ansehen gingen damit nicht gern aus; auch wurden sie für keine anständige Männertracht gehalten; siehe

auch unter Schuh, Th. 148, S. 628 u. f., und unter Sohle, weiter unten.

Sochs, eine Gattung Levantischer Baumwolle, die besonders nach Marseille geht.

Societät, s. Compagnie, Th. 8, S. 258 u. f.

Societäts-Contract, s. daselbst, S. 270 u. f.

Socii, bei den Römern, die Bundesgenossen derselben. Sie wurden in drei Klassen gebracht, nämlich in Völker, die mit den Römern niemals in Feindschaft gewesen, sondern sich bloß zu ihrem Schutze mit denselben in ein Bündniß eingelassen, wie anfangs die Juden; dann in Völker, die mit den Römern zwar ehemals im Kriege gestanden, oder Krieg geführt, und nach dem Friedenschlusse in ein Bündniß mit ihnen getreten, und in Völker, die im Kriege von ihnen überwunden worden, und von ihnen dann zu Bundesgenossen aufgenommen wurden, jedoch unter Bedingungen, die den Sieger zeigten. Die beiden Letztern mußten in einem Kriege der Römer eine gewisse Anzahl Leute zur Römischen Armee stellen, die ihnen von den Römern nach ihrer Stärke oder Schwäche, welche sie aus den Tafeln der Censoren genau sehen konnten, bestimmt wurde. Sie erhielten aus ihrer Mitte die Obersten und Officiere, so wie sie sich auch ihren General und Schatzmeister oder Quästor erwählen konnten; der General wurde bei ihnen auch Praetor genannt. Der Sold war dem der Römischen Soldaten oder der Römer gleich, nur mußte er von der eigenen Nation getragen werden, das Getreide lieferten ihnen dagegen die Römer. Die Vornehmsten waren darunter die Lateiner, Italiener und die Provinzialen. Es war aber auch ein besonderer Ehrentitel, wenn die Römer einen König Socium nannten, und dieser Titel erhielt noch mehr Ansehen, wenn er den Zusatz enthielt: et Amicum Populi Romani, mit welchem letzten Titel sie aber nicht sehr freigebig waren.

Socinianer, eine Religionsparthei, die ihren Namen von Lälius Socinus aus Siena, und von dessen Neffen Faustus Socinus erhalten. Sie entstand in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, breitete sich hie und da, vorzüglich in Polen, aus, und bekam ihre Gestalt besonders von Faustus Socinus, der die Idee seines Oheims, der zurückhaltender, auch in vielen Stücken mehr Zweifler, als Dogmatiker war, weiter ausführte, und es dahin brachte, daß die vorhin unter sich in manchen Punkten uneinigen Unitarier seine Meinung durchgängig annahmen. Unitarier ist nämlich der Name dieser Secte, weil sie behaupteten, daß durch die Lehre von drei Personen in der Gottheit, die Einheit des göttlichen Wesens aufgehoben würde, und mithin nur einen Gott erkannten, und daher jene verwarfen. In Polen war die Verfassung der Socinianer am ansehnlichsten bis auf das Jahr 1658, da sie auf dem Reichstage als Ketzer verdammt und genöthiget wurden in Zeit von zwei Jahren das Reich zu verlassen. Viele wendeten sich nach Siebenbürgen, wo sie jetzt noch ihre durch die Landesgesetze berechtigte Kirche haben. Auch findet man eine, obgleich uur geringe, Zahl in Preussen, z. B. zu Andreaswalde, die unter dem Schutze der Gesetze steht. Auch in England und den Niederlanden, hauptsächlich in Holland, findet man sie auch, jedoch nicht als eine privilegirte Parthei. Was ihre Lehrsätze, ihr Glaubensbekenntniß anbetrifft, welches in 56 Artikeln besteht, so müssen solche hier übergangen und anderwärts nachgelesen werden.

Socius, der Gefährte, Gesellschafter, s. Th. 8, S. 280.

Sock, s. Soc.

Socke, beim Hutmacher, ein alter wollener Strumpf, den er über die Hand zieht, den Filz auszustoßen, wenn er den Hut richtet. — Socken werden auch diejenigen Ueberzüge von Wolle, Tuch, Filz ꝛc. ge-

nannt, die man über oder unter die Strümpfe, über die Schuhe oder Stiefeln ꝛc. zieht, und die nicht weiter gehen, als der Fuß, oder Schuh. Man hat gestrickte, gewebte, auch von Leinen, und auch von Tuch genähete. Die leinenen dienen, um sie über einen schweißigen Fuß zu ziehen, das heißt, man zieht sie über die bloßen Füße. Sowohl diese, als die gestrickten, nennt man Strumpfsocken. Diejenigen Socken, welche von Haaren oder grober Wolle so weit gestrickt worden, daß man sie über die Schuhe ziehen kann, werden auch Pariser, Filzsocken ꝛc. genannt. Diese Letztern werden um der Wärme willen, besonders des Winters, statt Pantoffeln oder Pantoffelschuhe getragen, und haben eben den Nutzen, den die Englischen Patins haben, weil man damit die Zimmer oder Stuben reinlich erhalten kann, wenn man schmuzzige Schuhe hat. Man kauft die Socken von Tuchecken, Salbenden oder Salleisten in großen Städten von den Verfertigern derselben, die sie nicht nur auf den Straßen herumtragen, sondern auch in ihren Wohnungen ꝛc. feil haben. Die Socken von Filz bekommt man bei den Hutmachern und Huthändlern, sowohl schwarz gefärbt, als auch in ihrer natürlichen Farbe. Die Socken von Wolle ꝛc. kauft man bei den Strumpfstrickern, Strumpfwebern ꝛc. — In den Salzsiedereyen nennt man das Socken, wenn das Salz beim Sieden sich zu Boden setzt, körnigt wird und ausgenommen werden kann. — Auch die Rasen oder Soden heißen an einigen Orten Socken. — In der Sprachlehre scheint das Wort Socke, nach Adelung's Vermuthung, von Sack abzustammen, oder doch ein Verwandter davon zu seyn, und entweder den Begriff eines Gewebes oder auch eines hohlen Raumes, der Bekleidung, zu haben. In dem ältern Fragmente auf Karl den Großen bei dem Schilter Soke; in der Monseischen Glosse Sochili, wo es

durch Caliculas übersetzt wird. Im Niedersächsischen heißt es Socke, im Angelsächsischen Socc. im Englischen Sock, im Schwedischen Socka, im Franz. Socque, im Spanischen Cueco, im Lateinischen Soccus, s. auch oben, S. 129. Es soll ein sehr altes Wort seyn, welches schon bei dem Pollux τυκχα und bei dem Hesychius τυκχος lautet. Auf den Socken gehen, im gemeinen Leben auf den bloßen Strümpfen.

Socke (Filz-), s. oben, S. 132.

— (gestrickte), s. daselbst.

— (gewebte), s. das.

—, beim Hutmacher, s. das., S. 131.

— (Leinwand-), s. das., S. 132.

—, in der Salzsiederey, s. das.

—, in der Sprachkunst, s. das.

— (Strumpf-), s. das.

— (Tuch-), s. das., S. 131, 132.

— (Wollen-), s. daselbst.

Socken, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort von Socke, mit Socken versehen, am häufigsten in dem Zusammengesetzten besocken.

Socken, ein rückwirkendes Zeitwort, welches nur in den Salzwerken üblich ist. Das Salz sockt sich, wenn es sich nach und nach auf den Boden setzt oder senkt. Eben daselbst läßt man die Salzstücke absocken oder abtröpfeln. Es ist mit dem Norddeutschen socken gleichbedeutend, und ein Intensivum von dem gleichfalls in Salzwerken üblichen sogen; s. auch oben das Socken, das Hauptwort von socken.

Sockele, eine Art Körbe oder Ballen von Matten, die von Blättern gemacht werden. Man verschickt darin die Muskatenblumen; jeder enthält 160 Pfd.

Sockenblume, Epimedium Linn., s. Bischofshut, Th. 5, S. 504.

Sockerfalk, s. Sakerfalk, unter Falk, Th. 12, S. 130.

Sod I., ein nur in einigen Gegenden des nördlichen Deutschlands in der niedrigen Sprechart übliches Wort, einen gegrabenen Brunnen zu bezeichnen; daher Pumpsod, ein Brunnen mit einer Pumpe, der Sodeimer, der Brunneneimer, Sodwasser, Brunnenwasser ꝛc. Frisch und andere Sprachforscher leiten es von sieden, als wenn damit auf das Sieden oder Rauschen des Wassers gezielt würde; es scheint aber, sagt Adelung, zu dem Norddeutschen sied, niedrig, zu gehören, und den Begriff des in der Tiefe ausgegrabenen hohlen Raumes zu haben; s. Seit. Bei den älteren Friesen war Sad, eine Grube, ein Graben. Hierher scheinen auch Socke, ein abgestochener Rasen, zu gehören, und socken, Rasen ausstechen, ausgraben.

Sod II., der auch das Sod, oder die Söder, in einigen Gegenden auch die Sode, ein im Hochdeutschen unbekanntes, und nur in einigen gemeinen Sprecharten des südlichen und nördlichen Deutschlands übliches Wort, welches von sieden abstammt. 1. Im Niedersächsischen ist das Sod, so viel Wasser, als zu einem Gebräude Bier nöthig ist. 2. In andern Gegenden, sowohl des nördlichen, als südlichen Deutschlands, ist das oder der Sod, die Sode, eine Brühe. Eine gute Sode, eine gute Brühe. Einen Karpfen in einer Sode kochen. Hiervon stammen ab, die im gemeinen Leben übliche Redensarten in seinem Sode leben, in seinem Sode aufwachsen, in oder nach seinen Lüsten, sinnlichen Begierden; in welchen und andern ähnlichen figürlichen Redensarten es nur in der Einheit mit einigen Vorwörtern gebraucht wird. Man sagt auch in der vertrauten Sprechart, auch wohl im Diminutivum, in seinem Södchen leben, nach seiner Phantasie, in seinem sinnlichen Vergnügen. Im nördlichen Deutschland sagt man von Jemanden, welcher einen

halben Rausch hat, er sei halb söde. Im Oberdeutschen sagt man, die Hände mit im Söde haben, mit im Spiele. Es scheint, daß mit diesem Worte auf das Sieden, das ist Rauschen und Brausen, sinnlicher Vergnügungen gezielt werde.

Der Sod, III, ein größtentheils veraltetes und nur in der Redensart der Sod brennt mir, das Sodbrennen haben, mit dem Sode geplagt seyn, übliches Wort, wodurch man eine brennende Empfindung bezeichnet, welche sich von dem Magenmunde bis in den Schlund erstreckt und von einer verderbten Säure im Magen herrührt. Man kann es von 1 Sod, Brunnen, Schlund, ableiten, wenn es nicht wahrscheinlicher wäre, daß es ein Ueberrest des alten Sot, Krankheit ist, welches bei dem Ulphilas Seuth, und im Schwedischen noch jetzt Sot lautet, und wofür wir jetzt Sucht sagen; s. Siech und Sucht.

Beim Seifensieder ist der Sod, Sud, die ganze Vorrichtung des Siedens der Seife. Auch die Siedung einer, mit einem salzigen Körper geschwängerten oder angefüllten Lauge, als Vitriol, Alaun, Salpeter, Kochsalz und Aschenlauge. Auch die Menge, welche von einer mit Salz geschwängerten Lauge versotten wird, nennt man Sod.

Soda, Sode, Soude, Sörsalz, Schmalzsalz, Aschensalz, Mineralalkali, Natrum, Soda, Fr. Soudes, und Englisch Sode, eine Pflanzenasche, die man von Meer- oder Seepflanzen gewinnt, s. den Art. Natrum, Th. 134, S. 2 u. f. Die Pflanze selbst, woraus es gezogen worden, s. den Art. Salzpflanze, daselbst, S. 575 u. f.

In den Handel kommt die Soda entweder in Stükken oder in Pulver vor; man bezieht sie von Spanien, Italien und Frankreich. Die beste Soda ist die Alexandrinische, die man zu Konstantinopel Taya-Tachi nennt; dann folgt die Spanische, diese

Waare ist reiner, als diejenige der beiden andern Reiche, daher auch stärker gesucht. Die unter dem Namen Alikantische Soda bekannte Gattung giebt einen wichtigen Handelsartikel ab, indem sie in den besten Färbereyen, Bleichen, Metallschmelzen, Glas- und Seiffabriken unentbehrlich ist. Die Alexandrinische Soda kommt zu uns in steinharten, grauen, mit kleinen weißlichen und größern schwärzlichen Stücken schattirten Klumpen. Sie bleibt an der Luft trocken und enthält neben wenigem Kochsalze, viel Mineralalkali. Beim Zerbrechen muß man einen starken Laugengeruch spüren. — Die Spanische Soda unterscheidet man in vier Sorten. Die beste Sorte oder Barilla ist in den Provinzen Murcia und Valenzia. Die Aguaazul geht besonders häufig nach Marseille. Die unter dem Namen Bourde, Spanisch Sosa vorkommt, ist eine dritte Sorte, die in Valenzia, bei Elda, und in Castilia bei Camunas und Villahorta bereitet wird. Diese findet in den Englischen und Französischen Seifensiedereyen Verbrauch. Die geringste Sorte führt den Namen Salicor oder Salicorbarilla. Die beste Sorte muß gut trocken, recht rein und von Farbe bläulichgrau seyn; die Stücken müssen, wenn man daran schlägt, klingen; auch auswendig muß sie überall kleine Löcher oder Augen haben, und wenn man sie anfeuchtet, nicht morastig riechen; dann darf sie auch keine grüne Kruste oder Rinde haben, und nicht mit Steinen oder anderm Unrathe vermischt seyn. Die Sizilianische Soda folgt in der Güte auf die Spanische, und kommt in drei Sorten in den Handel. Die großen Stücken werden von dem Italiener Ballate, kleinere Stücke Tocchi oder Tocchetti, und der Staub polvere di Soda genannt. Dann hat man noch mehrere Sorten, wie z. B. die Varecsoda, die Soda von Cherbourg, eine Soda von Bourde, die aus Smyrna kommt,

weißgräulich aussieht und viel Erde enthält. Das Meiste von dieser Soda geht nach den Häfen von Livorno, Venedig und Marseille, und von dort wird sie nach den übrigen Reichen verladen. Man muß bei dieser Waare beim Oeffnen der Ballen genau darauf sehen, daß diese nicht aufgeschnitten, und die guten Stücke heraus und dafür schlechte oder Steine hineingethan worden. Man hat daher lieber diejenige Soda, welche aus kleinen Stücken, wie Kieselsteine, besteht, und dieserhalb Calotis genannt wird. Diejenige Sodasorte, welche etwas geringer und nicht so blau ist, als die beste, kleinere Löcher hat, kommt auch in großen Ballen zum Handel. Die Soda de Bourde und die Soda von Cherbourg, Soude de Cherbourg, werden nicht sehr gerne genommen und nur im Nothfall, weil sie steinicht und feuchter sind. Die Spanische Soda kommt in Ballen von 6 bis 7 Quintales in den Handel, und man giebt darauf zu Hamburg 30 Pfd. Thara. Auch in Ungarn bereitet oder brennt man jetzt Soda, besonders um Mihaly, sie giebt der Spanischen nichts nach. Es werden daselbst verschiedene Sorten dieses Artikels oder dieser Waare bereitet, nämlich Spanische Soda, rohe Soda; dann krystallisirte, kalzinirte und gereinigte. Sie wird größtentheils in das Oesterreichische verfahren, also im Lande verbraucht. Man hat auch Soda, welche aus Seetang bereitet und Tangsoda genannt wird. Sie enthält nicht so viel Alkali, als die Kalisoda, oder welche aus dem Salzkraute, Salsola Kali, bereitet wird. Man macht sie in der Normandie und verbraucht sie in den dortigen Glashütten. Der Hauptverbrauch der Soda ist auf den Glashütten; denn nur bei Anwendung derselben kann man ein recht helles und sauberes Krystallglas machen.

Schedels praktisches Taschenwörterbuch der Waarenkunde, 1r Th., S. 252, 253.

Sodaalkali, der eigentliche Name des Sodasalzes, welches man jetzt Natrum nennt, s. oben, unter Soda.

Sodalauge, beim Färber, eine Lauge, welche aus der Soda bereitet und zu den Farbebeitzen gebraucht wird. Man zerbricht und zerstoßt das Sodasalz und macht daraus mit Wasser eine Lauge, die so schwer ist, als die specifische Schwere eines Hühnereyes, so, daß sie mit dem Laugengewichte eine Schwere bekommt. Man setzt derselben auch, um ihr mehr Schärfe zu geben, etwas ungelöschten Kalk zu. Man macht auch eine Art von Sodalauge, die man zweites Seifensiederwasser nennt, indem man eben die Asche noch einmal auslaugt, welche die erste Lauge gegeben, wozu man noch eine Quantität von eben gelöschtem Kalke hinzuthut.

Sodaarsenikleber, s. unter Arsenik, mineralische Arsenikleber.

Sodales, bei den Römern, ein Verein oder Verband von Leuten zu einem gemeinschaftlichen Zwecke. So waren die Sodales arvales dazu bestellt, auf die Grenzen und Raine der Felder Acht zu haben. Die Sodales Tatii mußten Acht haben, daß der Dienst der Sabinischen Götter nicht unterblieb, nachdem diese Nation sich mit den Römern vereiniget hatte. Romulus soll sie eingesetzt haben, um die Sabiner, nach dem Tode ihres Königs Tatius, an Rom zu fesseln. Besonders aber heißen diejenigen Gesell-, Brüder- oder Kameradschaften Sodales, welche dazu bestellt waren, den Dienst derjenigen Kaiser, die unter die Götter versetzt worden, zu verrichten. Dergleichen Gesellschaften waren die Sodales Alexandrini, welche zum Dienste des Alexander Severus gesetzt worden. — Die Sadales Antoniniani, welche dem Mark Aurel,

mit dem Beinamen der Philosoph, zugeordnet waren. — Die Sodales Augustales, welche die Dienste des Octavian Augustus versehen mußten. Diese letztere Gesellschaft bestand aus lauter vornehmen Personen, zu denen auch noch Tiber, Drusus, Claudius und Germanikus traten. Es gab auch dergleichen Vereine in den Provinzen und Kolonien der Römer, in welchen man es, um den Römern zu schmeicheln, nachmachte, in welchen man die Decurionen erwählte. Dergleichen waren ferner die Sodales Aureliani, Flavii, Helviani etc. — Auch auf mehreren Deutschen Universitäten gab es und giebt es noch auf einigen Sodales oder Kameradschaften, welche sich zu einem gewissen Zwecke verbinden.

Sodalitas, s. Collegium.

Sodbrennen, Magenweh, Herzweh, Magendrücken. Ob die angeführten Namen dieser Krankheiten alle sich auf eine und dieselbe Krankheit beziehen, oder ob noch einiger Unterschied zwischen ihnen obwaltet, und sich dieser Unterschied durch besondere Symptome zeigt, ist schwer zu bestimmen. Ueber Magenweh, Herzweh und Magenkrampf, sowohl bei Menschen, als Thieren, ist schon Th. 82, S. 268 u. f. das Nöthige gesagt worden. Das Sodbrennen ist auch eine Art Magenweh und hat dieselben Symptome, wie dieses, nur fühlt der Kranke dabei eine Angst, Hitze, welche sich hinauf bis in die Speiseröhre erstreckt und solche zu beengen scheint. Dabei hat der Kranke überhaupt eine Beklemmung, Mattigkeit, Neigung zum Erbrechen, einen Ausfluß eines klaren Wassers aus dem Magen; das Athemholen ist wegen der scheinbaren Beengung der Luftröhre beschwerlich; ein Verlust an Kräften, Kälte in den äußeren Gliedmaßen, häufiges Aufstoßen, wodurch der mit dieser Krankheit Behaftete gewöhnlich Linderung erhält, Kopfweh, Schwindel, Zittern, ein

schwacher, aussetzender und ungleicher Puls, ein blasses, gelbliches oder doch mißfarbenes Gesicht, überhaupt mehr oder weniger von den genannten Zufällen sind die Begleiter des Sodbrennens. Man muß das Sodbrennen von demjenigen Drücken und von der unangenehmen Empfindung im Magen unterscheiden, welche nur die Wirkung von der Ueberladung desselben mit Speisen, der Kolik oder einer Ohnmacht sind. Die Ursachen sind dieselben, wie in dem oben angeführten Art. Magenweh beschrieben worden, häufige scharfe und saure Säfte im Magen, Blähungen, ein Verlust seines Schleimes, gewürzhafte und scharfe Speisen, Würmer, eine Versetzung rheumatischer und gichtischer Materie ꝛc. auf den Magen. Fette Speisen, besonders wenn kalte, schwache Getränke gleich nach ihrem Genusse getrunken worden. Eine gallichte Materie, welche man sowohl an dem bittern und ekelhaften Aufstoßen, als an der gelben oder grünlichen Materie erkennt, die der Kranke ausbricht; Congestionen des Blutes in der Gegend des Magens von einer Vollblütigkeit oder von Krämpfen ꝛc.

Das Verhalten bei dieser Krankheit ist eine leichte Diät zu beobachten, besonders Speisen aus dem Thierreiche zu genießen, weil viele Speisen aus dem Pflanzenreiche, besonders Kräuter, leicht Säure erzeugen. Das Getränk des Kranken darf nicht so beschaffen seyn, daß es leicht in Gährung kommt, daher Wasser und Branntwein, oder irgend ein geistiges Wasser, oder auch Wasser, worein geröstetes Brod eingeweicht worden, ist in der meisten Zeit am dienlichsten; auch Kamillenthee, welcher die krampfhafte Bewegung des Magens stillt; auch die mineralischen laugensalzigen Wasser und destillirten Wasser sind zum gewöhnlichen Getränke sehr gut.

Was die Arzneimittel betrifft, so kann man bei vorhandener Magensäure eine Unze zu Pulver geriebene

Kreide, ½ Unze feinen Zucker und ¼ Unze Arabischen Gummi in ein Quart Wasser mischen, und so oft als nöthig ist, eine Thee- oder Kaffeetasse voll davon nehmen. Auch das Weinsteinöl und die weiße Magnesia sind vortreffliche Mittel, wenn das Sodbrennen von einer Säure im Magen entsteht. Von dem Ersteren nehme man zu 20 und mehreren Tropfen in einem Glase Wasser, und von dem Zweiten, dem Pulver, nehme man so viel, als nöthig ist; die gewöhnliche Gabe ist ein großer Theelöffel voll in einer Tasse Thee oder in einem Glase Krausemünzenwasser; man kann sich aber auch noch einer größeren Gabe bedienen, oder weniger nehmen, je nachdem die Constitution des Kranken und die Krankheit selbst heftig oder weniger heftig ist. Ist bei der Säure zugleich die Verdauung schwach, so muß man mit der Magnesia in gehörigen Zwischenzeiten bittere Aufgüsse mit gelindem Gewürze nehmen. Man kann auch Arabisches Gummi, in Wasser aufgelöset, nehmen. Ist die Schärfe sauerer Art, so bringt sie einen eigenen nagenden Schmerz zu wege, ist sie laugensalzig, so ist der Schmerz brennend. Wenn eine von den beiden Schärfen vorhanden ist, die durch heftigen Zorn entstanden, so muß die Krankheitsmaterie zuerst durch den Stuhlgang ausgeleert werden. Salpeter in kleinen Gaben, oft wiederholt, ist hier von Nutzen; man kann auch hin und wieder einen Trunk kaltes Wasser reichen, und Tücher, die aus einer warmen Bähung ausgerungen sind, auf den Magen legen, bis sich ein Schweiß über den ganzen Leib einstellt. Dieses ist selbst von Nutzen, wenn das Sodbrennen von einer Gallenkrankheit begleitet wird. Wenn diese Krankheit aus dieser Ursache auf ein dreitägiges Wechselfieber folgt, so muß die Heilung mit einem Brechmittel angefangen werden. Ist mit einem gallichten Sodbrennen ein Erbrechen verbunden, so wähle man hitzige blähungentreibende Mittel, und gebe

dem Kranken sogenannte Hoffmannische Tropfen oder dessen schmerzstillenden Liquor (Liquor anodinis mineralis Hoffmanni) in gehörigen Gaben, und so oft, als die dringenden Umstände es erfordern. Kommt das Uebel von fetten Speisen her, so muß der Kranke warmes Wasser trinken und darauf ein wenig von irgend einem geistigen Getränke. Sind Gewürze oder stark gewürzte Speisen die Ursache, so schafft häufiges Trinken vom warmen Wasser die geschwindeste und wirksamste Hülfe. Hat ein übertriebener Gebrauch geistiger Getränke Anlaß zu dieser Krankheit gegeben, so sind die besten Heilmittel der Chinin und die Schwefelsäure vor und nach der Mahlzeit, mäßige Leibesübung und die mineralischen laugensalzigen Wasser. Wenn Blähungen und ein schwacher Magen die vornehmsten Ursachen sind, so schaffen blähungentreibende Mittel Linderung, wie z. B. Wachholderbeeren, Anis, Ingber, Cardamomen ꝛc. Man kann dieselben entweder kauen oder in Wein oder Branntwein aufgießen.

Dieser Krankheit sind besonders Personen unterworfen, die viel sitzen müssen, als Gelehrte, die fleißig studiren oder arbeiten, Leute, die Künste und Gewerbe treiben, wobei sie viel sitzen müssen, wie die Uhrmacher, Schneider ꝛc. ꝛc. Sehr oft findet man bei dieser Lebensart, daß der Körper stark ist. Hier, wo eine Schlaffheit des Magens statt findet, ist die Peruvianische Rinde in Pulver des Tages zwei- oder dreimal zu einem halben bis einem ganzen Quentchen genommen, oder ungestoßener Senf des Tages zwei- oder dreimal zu einem mittelmäßigen Löffel voll genommen, oder, wenn diese Mittel nicht die gehörige Wirkung thun, nehme man erwärmende Mittel und die stinkenden Gummis, wie Assa foetida mit schwachen Stahlmitteln versetzt. Sind Würmer an der Krankheit Schuld, so vermeide man alle scharfe wurmtreibende Mittel. Man gebe warme Milch, Krausemünze-, Poley- oder ein anderes

einfaches destillirtes Wasser. Im hysterischen und hypochondrischen Sodbrennen müssen schwache Aufgüsse von Chinin mit Rhabarber und kleinen Gaben von fixem Laugensalze, Stahlwasser, und, wenn es möglich ist, das Reiten gebraucht werden. Wenn eine Congestion von Blut nach verhinderten oder unterdrückten, periodischen Ausleerungen Anlaß zu dieser Krankheit giebt, so lasse man zur Ader, gebe krampfwidrige Mittel, und bemühe sich, den ordentlichen Ausfluß wieder in Gang zu bringen. Ueberladung des Magens sind zuweilen die Ursachen, in welchem Falle man nach einem Brechmittel Kamillen- oder Cardobenedicten-Thee geben kann, und wenn die Diät vorher faulicht gewesen ist, so lasse man Weinessig und andere vegetabilische Säuren nehmen. Heftige Brechmittel, drastische Purgiermittel und scharfe ätzende Gifte bringen diese Krankheit zuwege, und wenn dieselben die Ursachen davon sind, so gebe man reichlich warmes Wasser, um zwei- oder dreimal ein Erbrechen zu erregen, und darauf Milch und ölichte Arzeneien, nebst kleinen Gaben Opium. Klystiere sind nützliche Nebenmittel in allen Fällen dieser Art. Gichtische und andere dergleichen Materien im Magen, welche dieses Uebel verursachen können, müssen durch hitzige herzstärkende Mittel weggeschafft werden, welche der Kranke in mäßigen Gaben nimmt, bis der Magen die gehörige Wärme bekommt. Wie viel davon erfordert wird, kann nur allein die Empfindung des Kranken bestimmen. Aeußerliche Mittel zur Linderung des Schmerzes im Magen werden am besten, wenn das Uebel in der obern Oeffnung desselben sitzt, auf die linke Seite, in der Gegend des achten und neunten Wirbelbeins gelegt; in andern Uebeln in diesem Theile, als Ekel, Erbrechen ꝛc., sind sie am wirksamsten, wenn sie auf die linke Seite, nach dem Rücken zu, und in

die Gegend der falschen Rippen gelegt werden. S. auch den Art. Sod.

Sodbrot, eine Benennung der Hülsenfrucht des Johannisbrodbaumes, Ceratonia Siliqua Linn., s. Th. 30, S. 600, welche gegen das Sodbrennen gute Dienste thut, indem sie, genossen, die Säure des Magens dämpft; s. den angeführten Theil, S. 602.

Sode, s. Sock und Sod.

Södels, ein Ausdruck bei Kluftdeichen, welcher so viel bedeutet, als Reihen von Soden oder Rasen, die stromwärts an, in und vor solchen Deichen, im gehörigen Bande aufgesetzt worden.

Soden, ins Quadrat geflochtene Angerrasen, 1 Fuß lang und breit, und 3 bis 4 Zoll dick, die zu Dämmen, Rasenbänken ꝛc. verbraucht werden. Solche müssen allemal schräg untergestochen und auch so wieder angesetzt werden, weil sie so besser an einander binden.

Sodendeich, Holl. Soodendyk, ein zu beiden Seiten bloß mit Soden oder Rasen dicht und fest bekleideter oder grün benarbter flacher Deich, zum Unterschiede der Steindeiche, Holzdeiche, Stroh- und Flächendeiche. Ein solcher Erddeich ist, nach Albert Brahms Ausspruche der stärkste, sicherste, wohlfeilste und beständigste Bau von allen, die möglich sind, obgleich derselbe, nach Beschaffenheit des Erdreichs, mehr oder weniger, einiger Sinkung oder vielmehr Zusammendrückung unterworfen ist. Das Gras giebt die beste, wohlfeilste und dauerhafteste Bedeckung von allen. Es wächst von sich selbst allemal neu, erhält sich selbst, will aber keinen zu magern, steilen oder sonst höckerigten und löcherigten Boden haben, sondern je flacher und ebener derselbe ist, desto dichter und fester bewächst er, und dieses ist auch, wofür man dabei ohnehin sorgen kann und muß. S. unter Damm, Th. 8, wo von dem Deichbaue gehandelt worden.

Sodengrüfte, beim Deichwesen, diejenigen sumpfigen und niedrigen Stellen eines grünen Angers, woselbst zum Behufe der Deicharbeit, bereits vorher Rasen oder Soden ausgestochen worden.

Sodomit, ein Einwohner der ehemaligen Stadt Sodom in Palästina, daher hier bemerkenswerth, weil davon ein Laster, die Sodomiterey, s. diesen Artikel, seinen Namen erhalten; also eine Person, welche sich dieses Lasters schuldig macht oder schuldig gemacht hat.

Sodomiterey, die Sünde Sodoms, das ist, das Laster, welches ehemals in dieser Stadt herrschte; welches von den Einwohnern Sodoms begangen wurde, und in der unnatürlichen Vermischung mit Personen einerlei Geschlechts besteht, und wovon die Knabenschänderey, Päderastie, eine Art ist, s. Th. 41, S. 160 u. f. In weiterer Bedeutung wird auch die unnatürliche Vermischung mit Thieren Sodomiterey genannt, welche Benennung man jetzt nur in diesem Falle gebraucht, indem man das Erstere, Knabenschändung, Päderastie, für das oben angeführte Laster anwendet. Daß die Knabenschänderey die eigentliche Sünde Sodoms gewesen, erhellt aus 1. Mos. 19, 4. Ueber das Laster der Sodomiterey wird hier wenig zu sagen seyn, da in dem Art. Knabenschänderey, auch schon die Vermischung mit Thieren hin und wieder erwähnt worden, und man gern dergleichen unnatürliche Laster übergeht, weil sie keine Böswilligkeit voraussetzen, sondern eine Art Krankheit sind, und nicht mit der gesunden Vernunft übereinstimmen. Ich will hierüber dasjenige anführen, was der Doktor Z. G. Hußty Edler von Raßynya, darüber in seinem Diskurs über die medizinische Polizei, 1r. Bd., S. 171, sagt: „Gewöhnlich gut organisirten Menschen, deren Einbildungskraft noch nicht über die Sphäre des Instinkts

auszuschweifen pflegt, hat selbst die Natur Abscheu genug eingepflanzt, um sich vor diesem Verbrechen bewahren zu können. Die menschliche Natur hat allerdings ihre unendlichen Abweichungen von sich selbst, jeder Nerve, in oder ausser seinem Konsensus, ist diesen Abweichungen, sowohl zur Ueberspannung und Erschlaffung, als zu einer specifiken Empfänglichkeit, durch Krankheit, Erziehung, Beispiel und manchen unvorhergesehenen Zusammenfluß von Eindrücken fähig. Daher entstehen die unendlichen Grade und Varietäten des verdorbenen Gefühls und Geschmacks, und wenn je bei dem Verbrechen der Sodomie etwas richtig gedacht wird, so ist es der Ausdruck, welcher es zum Verbrechen wider die Natur gemacht hat. Wenn man mit Montesquieu den Abscheu und die betrübten Folgen, welche für die Religion, Moral und Politik aus diesem Laster erwachsen müssen, wenn es sich verbreiten sollte, anerkennt; eben so muß man auch mit Voltaire die Billigkeit anerkennen, es mehr in einige Vergessenheit zu begraben, als es öffentlich zu bestrafen, besonders wie es früher geschehen, mit Scheiterhaufen und Blutgerüsten. Es sind übrigens der Unglücklichen nur wenige, die davon überführt werden und überführt werden können, und überdies ist die sogenannte Bestialität, die wohl von der Knabenschänderey unterschieden werden muß, auch der öffentlichen Sicherheit eben nicht im Wege, wie beide, die Bestialität sowohl, als die Knabenschänderey es geachtet worden. Die Aufmerksamkeit, welche letztere vor jener verdient, und die schwere Ahndung ist gegründet genug, wenn man die öffentliche Sicherheit zum Maaßstabe der Gesetzgebung annimmt. Bestrafungen von Seiten der Polizei sind für moralische Krankheiten gute Heilmittel, so gerecht immer die Anklage des mitschuldigen und verstimmten Nervensystems dabei seyn mag; allein zum öffentlichen Bei-

spiele sollte dies nicht geschehen, damit nicht etwa hier und da eine Prädisposition durch die Lebhaftigkeit des Eindrucks mit der Gelegenheits-Ursache zugleich der Beweggrund zur behutsamen Verheimlichung ergreife." Der oben genannte Schriftsteller führt zugleich hierbei die vielleicht noch Manchem bekannte Anekdote an, wo einem Monarchen ein Urtheil, Kraft dessen ein Soldat, der den Zoll der Liebe seiner Stute entrichtete, und nach der alt hergebrachten peinlichen Halsgerichtsordnung, zum Tode und Feuer verdammt war, zum unterschreiben gereicht wurde, und derselbe darunter schrieb: der Deliquent ist für ein Schwein zu erklären, man muß ihm künftig einen Wallachen zum Reiten geben. Diese philosophische Sentenz verdient gewiß Achtung und zeigt den Scharfblick des Fürsten bei den Verirrungen der Natur, auch ihre Abweichungen zu schonen und sie mit dem Mantel der Gnade zu decken. Hußty sagt: „Ich betrachte sie als Narrheit und werde sie auch als solche den Richtern suchen begreiflich zu machen. Narrheiten können nie ein Gegenstand des Kriminalforums seyn. — Ob übrigens die Begattung zweier verschiedenen Gattungen nach phisiologischem Sinne empfangen machen können, ist gegenwärtig eine müßige Frage; sie kann in der Philosophie der Naturgeschichte weitläuftig beantwortet werden. Es scheint aber, als ob die Gesetzgeber voriger Jahrhunderte, wer weiß, was für Ungeheuer, durch die Bestialität erzeugt haben wollten *), da sie auch das als mitschuldig angesehene Vieh zum Feuer ver-

*) Ne forte ex homine et veterino semine equorum
Confieri credas centauros posse, nec esse:
Aut rapidis canibus succinctas seminarinis
Corporibus scillas et caetera de genere horum
Inter se quorum discordia membra videmus
Lucret. de rer. nat.

urtheilten, und das Urtheil an dem Scheusale, welches, um die Jugend zu schonen, verdeckt bleiben sollte, öffentlich vollziehen ließen. Im Schwabenspiegel Kap. 166, V. 23, heißt es: die Priester hätten Kaiser Friedrich verläumdet und ihm nachgesagt, er wäre Sodomit und habe das Vieh verunreiniget, oder er sei ein Ketzer. Die Ketzer wurden nämlich im 15ten nnd 16ten Jahrhunderte auch Sodomiten genannt; s. Ketzer, Th. 37.

Auch der Verfasser des Grabes der Chicane sagt über die Sodomiterey in Hinsicht der Ehescheidung: „Noch scheint es eine zweifelhafte Frage zu seyn, ob, wenn ein Ehemann eine sodomitische Sünde begangen hat, die Ehefrau davon eine rechtmäßige Ursache, um auf die Ehescheidung anzutragen, hernehmen kann. Diese Art von Vergehung ist von der Beschaffenheit, daß man sie nicht gern neunt, und auch, wenn es zur Verhütung eines öffentlichen Aergernisses geschehen kann, so wenig als möglich rügt. Eine, mit einem unvernünftigen Thiere begangene Sodomiterey ist ein Verbrechen, welches man gemeiniglich nur unter den geringen Klassen wahrzunehmen pflegt, und ich glaube kaum, daß eine Frau von dieser Gattung sich gegen ihre Kuh so eifersüchtig bezeugen wird, als sie es gegen das Weib ihres Nachbars ist. Sollte sie indessen hierunter delikater seyn, als es der Wahrscheinlichkeit nach zu vermuthen ist, so kann ihr allerdings die deshalb begehrte Scheidung von ihrem Manne nicht versagt werden. Jedoch muß hierbei ausdrücklich vorausgesetzt werden, daß er deshalb überwiesen und verdammet worden seyn müsse; denn bloße Muthmaßungen finden bei dieser Brutalität nicht so, wie bei dem Ehebruche, statt. Da aber früher in vielen Ländern auf ein dergleichen Verbrechen die Lebens- oder doch wenigstens ewige Gefängnißstrafe gesetzt zu seyn pflegt, so hört dadurch die Ehe von selbst auf,

und es läuft daher die ganze Sache auf ein Quaestionem otiosam hinaus.

Soersalz, s. Soda.

Soersalzkraut, s. daselbst.

Soff, von dem Zeitworte saufen, nur in den niedrigen Sprecharten. 1. Die Fertigkeit des Saufens. Dem Soff ergeben seyn. 2. Die Handlung des Saufens, ein unmäßiger Trunk. Einen Soff thun. Auf einem Soffe austrinken. 3. Ein Getränk. Ein elender, ein guter Soff. S. auch Th. 137, S. 292.

Sog, ein nur bei den Schiffen und in der Schiffahrt im doppelten Verstande übliches Wort. 1. Die Spur, welche das Schiff im Segeln auf der Oberfläche des Wassers hinter sich läßt, und welches auch das Fahrwasser genannt wird. Ein Schiff legt sich in des andern Sog oder Fahrwasser, wenn es dessen Spur nachfährt. 2. Ein Kasten hinten am Besanmaste, welcher bis auf den Boden des Schiffes geht und in welchen sich das Wasser zieht, welches in das Schiff kommt. Er hat die Gestalt eines Brunnens und die Lage ist so, daß sich das Wasser, welches in das Schiff getreten, leicht nach ihm hinziehen kann. In diesem Abzuge stehen zwei Pumpen, gegen jeden Bord eine, wodurch das Wasser wieder herausgeschafft wird. — Im Wasserbaue, ein in das Vorland hinein gehendes Loch, um ein Schiff darein zu legen. Es kommt besonders unter dieser Benennung im Herzogthume Oldenburg vor, wo es ein kurzer ins Ufer gezogener Graben oder Bassin bedeutet, wo kleine Schiffe, wie in einem Hafen, darin sicher anlegen können. Liegt ein Vorbau an dem Ufer, ist der Deich dahinter ein Saardeich oder käme sonst der Sog in einen zur Deicherde bestimmten Graben zu liegen, so muß derselbe an den beiden Seiten mit Brettern oder Busch eingefaßt

werden. Man muß, um einen solchen Sog anzulegen, auch die obrigkeitliche Erlaubniß nachsuchen. — Man versteht auch unter Sog eine kleine schadhafte und gefährliche Stelle im Deiche, durch welche das Wasser landwärts eindringt. Gewöhnlich rühren dergleichen Stellen nur von Ratten-, Mäusen- und Maulwurfslöchern und Gängen her, oder es sind fremde Theile zwischen der Erde im Deiche, an welchen sich das Wasser nach und nach durcharbeitet und herzieht. In Zeit der Noth hat man stromwärts Segeltücher davor angebracht, welches noch vorläufig die besten und sichersten Mittel dagegen sind, bis solche bedenkliche Deichstellen gehörig auf- und nachgegraben und mit der besten, reinsten und thonigsten Erde sorgfältig wieder zugestampft werden können. — Sog, Soge, der Pumpenkasten in einem Schiffe, s. oben.

Soga, oder Champignonsessenz. Man nehme eine gute Menge der besten Champignons, zerdrücke sie mit den Händen und thue sie in einen großen irdenen Topf, nebst einer Handvoll Salz; menge es durcheinander und lasse es zwei Tage lang stehen; setze es dann in einer Kasserolle auf und lasse es kochen. Hernach den Saft durchgeseihet, am besten durch ein leinenes Tuch, und wenn er kalt geworden, gut gepfropft und in mit Papier überbundenen Bouteillen an einem kühlen Orte aufbewahrt. Man braucht diese Essenz zu allerlei braunen Gerichten. Der Geschmack wird davon eben so gut, als von frischen Champignons.

Sogbäume, in der Salzsiederey, viereckig geschlagene Hölzer, welche über die Salzpfanne gelegt werden, und auf welche die Sogspäne zu liegen kommen.

Sogbrüstung, im Schiffbaue, die Abnahme der Stärke eines Schiffes im Vorder- und Hinter-

theil, nach unten zu, so viel, als es sich verjüngt, wird es schmäler.

Soge, in der Schifffahrt, die Wirbel im Wasser, welche entstehen, wenn ein Schiff durchläuft, das Fahrwasser. S. auch oben, unter Sog.

Sogen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches nur in Salzsiedereyen üblich ist, in welchen man es im doppelten Verstande gebraucht. 1. Für triefen, tropfen. Das Wasser von den Salzkörben sogen lassen, wofür daselbst auch das Intensivum socken üblich ist. 2. Das Salz soget, das ist, körnet sich, krystallisirt sich, indem es dabei gleichfalls auf den Boden der Pfanne sinkt, wofür auch socken gebraucht wird. Auf eine ähnliche Art gebraucht man sintern, sowohl tropfenweise rinnen, als auch gerinnen. Nach Adelung soll dieses Zeitwort bloß eine gröbere Aussprache von siegen, sinken seyn, welches unter andern auch von flüssigen Körpern gebraucht wird.

Soggen, s. Socken.

Sogo-Fisch, Holocentrus; Fr. Holocentre, eine Gattung Fische, die nur in den heißen Ländern zu Hause gehört, und mit dem Bodianfische, Bodianus; Fr. Bodian, und dem Lutjane, Lutianus; Fr. Lutian, viele Aehnlichkeit hat. Bloch hat diese drei Geschlechter bestimmt und abgesondert, die eine Menge von Gattungen unter sich begreifen, welche einander sehr ähnlich sind, aus den heißen Ländern kommen, meistens wegen ihrer glänzenden, scharf abgeschnittenen Farben merkwürdig, und bis jetzt mit den Barschen (Perca) und den Gattungen der beiden folgenden Geschlechter, der Lippfische (Labrus) und der Meerbrassemen (Sparus) verwechselt worden sind. Die Geschlechter der Lippfische und Meerbrassemen begreifen daher nach Blochs Bestimmung keine andere Gattungen mehr, als diejeni-

gen, welche sich unter keines der vorhergehenden Geschlechter bringen lassen, und welche folglich Kiemendeckel ohne Stacheln und Zacken haben; s. die Art. Lippfisch und Meerbrassen, Th. 79, S. 430, und Th. 87, S. 20. Die oben angeführte Gattung Sogofische hat als Gattungskennzeichen einen Leib mit stark gezähnelten Schuppen, 2 bis 3 Kiemendeckel nebst Zacken oder Zähnelung, sehr starke Rücken- und Afterstacheln, eine kurze Schnauze. Besonders merkwürdig ist der rothe Sogofisch, Holocentrus ruber. Er hat die Gestalt eines Karpfens, ist sehr schön roth und mit goldgelben Längsstreifen geschmückt. Man findet ihn, so wie überhaupt alle Arten der oben genannten drei Gattungen, in den Meeren heißer Länder. Diese genannte Art ist wegen ihres weichen und blättrichten Fleisches sehr geschätzt. Die übrigen Arten werden hier übergangen, weil sie, so wie die erwähnte, in Europa nicht vorkommen.

Sogpfanne, in der Salzsiederey, ein Werkzeug auf Salzkothen, darin Salz bis zum Socken gesotten wurde. In neuerer Zeit ist sie nicht mehr gebräuchlich.

Sogspäne, Stücken Bretter, welche über die Sogbäume gelegt werden, die Salzkörbe darauf zu setzen.

Sogstiele, im Salzwerke, Schaufeln, womit der Salzwirker das gesottene Salz aus den Pfannen in die Körbe füllt.

Sogur, eine Benennung des Murmelthiers.

Sohdengruft, Sohdenspittung, die Strecke, woraus die Sohden gestochen werden.

Sohdenspittung, s. Sohdengruft.

Sohdung, s. Lückung.

Sohire, in der Baukunst, die reich gezierten Felderdecken von Schnitzwerk oder architektonischen Zierrathen, die man bei den Säulenordnungen findet.

Sohlband des Eisensteines, im Bergwerke, der unterste Boden oder die Sohle des gewonnenen Ei-

fensteines, der bei dem Gewinnen desselben allemal an den Orten, wo er gefunden oder ausgehauen worden, stehen bleibt. Dieser Sohlband wird allemal gleich mit Erde bedeckt, da denn an diesem mit der Zeit wieder neues Eisen wächst.

Sohlbeere, ein Name der schwarzen Johannisbeere, wahrscheinlich von dem alten sal, schwarz, schmuzzig, s. Johannisbeere.

Sohlberg, im Bergwerke, im Bergbaue, das Gestein, welches wie ein Keil zwischen zwei Trümmern, darein sich bisweilen ein Gang zerschlägt und auseinander giebt, steht, und einen scharfen Winkel hat. Es soll vielleicht Sahlberg heißen, weil der Gestein oder der Berg das Salband von beiden aufeinander gehenden Trümmern berührt oder zwischen Saalbändern steht.

Sohlbolzen, s. Sohlstück.

Sohle, ein Wort, welches so, wie 1. Sahl nicht nur sehr vielfacher Bedeutungen fähig ist, sondern zum Theil wirklich in denselben gebraucht wird. Es bedeutet: 1. Salzwasser, besonders natürliches, wie es aus der Erde quillt, in welchem Verstande es vorzüglich in den Salzsiedereyen üblich ist. Das Salz wird aus der Sohle gesotten, die Sole geht zu Salz, wenn sich das Salz in derselben körnt oder krystallisirt. Die wilde Sohle, das nach der Krystallisation übrig gebliebene Wasser; s. Mutterlauge, im Art. Salz. Diese Bedeutung, sagt Adelung, ist eine der ältesten, und mit Salz, sal, genau verwandt. Man schreibt es hier auch Soole. 2. Mit dem herrschenden Begriffe der Flüssigkeit oder auch des Schmutzes, der Unreinlichkeit, ist die Sohle bei den Jagern einiger Gegenden, eine Pfütze, ein Sumpf, worin sich das Hirsch- und Schweinwildpret abzukühlen pfiegt, wo es zunächst aus Sudel zusammengezogen zu seyn scheint, und

auch Sohllache, Suhllache lautet; s. Sudel.— 3. Mit dem Hauptbegriffe der Ausdehnung in die Breite oder in die Länge, und als ein Verwandter von Schale ist die Sohle. (1) Bei den Wundärzten, ein langes hohles Werkzeug, worein die zerbrochenen Glieder zur Heilung gelegt werden, wo es aber auch den Begriff der Vertiefung, des hohlen Raumes bedeutet. So führt in der Chirurgie ein Stück Pappe, eines Fußes lang, dessen eine Seite mit Leinwand überzogen und mit zwei Bändern versehen ist, deren jedes $1\frac{1}{2}$ Elle lang und einen kleinen Querfinger breit ist, den Namen der Sohle. Diese Sohle legt man unter die Fußsohle, jedoch so, daß dessen mit Leinwand überzogene Seite unmittelbar dieselbe berührt, dann wird sie mit den beiden Bändern fest gebunden, die man kreuzweis über einander legt, und an den drei oder vier Bändern, womit die Schnüre festgemacht sind, anheftet. Man bedient sich dieser Sohle beim Bruche des Schienbeins, um den Unterfuß zu unterstützen, und unbewegsam zu halten, damit nicht durch dessen Bewegung die Enden des zerbrochenen Beines wieder von einander weichen. — (2) Eine Art Plattfische oder Schollen, mit einem länglichen und ganz scharfen Körper, welche wegen der Aehnlichkeit ihrer Gestalt auch Zungen genannt werden, Pleuronectes Sola Linn., Fr. Sole, s. unter Scholle, Th. 147, S. 626.

4. Mit dem herrschenden Begriffe der Tiefe, des Untersten, ohne den Begriff der Ausdehnung auszuschließen, ist es noch in sehr vielen einzelnen Fällen gangbar. So wird die horizontale Grundlinie oder Grundfläche bei den Marktscheidern im Bergbaue ꝛc. häufig die Sohle genannt. So ist die Sohle bei den Markscheidern die Grundlinie eines rechtwinklichten Triangels; im Bergbaue die horizontale Grundfläche eines Stollens. Auch der Stein-

bogen, worauf ein Flötz liegt; auch daselbst die Sohle des Orts, das Ende oder das Gesenk des Schachtes, der unterste Boden. So ist die Sohle des Stollens, das Tiefste auf dem Stollen eines Bergwerkes, dagegen die Füße des Stollens, das Oberste desselben. — Die Sohle im Schmelzherde auf Hüttenwerken, ist der Boden. Ein solcher Herd bekommt eine doppelte Sohle oder Boden. Die erste wird gleich über die Steine und Schlaken, die über die Abzucht gelegt und gestreut worden, einen Fuß hoch von Leim geschlagen, worauf die rechte Sohle folgt, die vom Gestübe geschlagen wird und Leimsohle heißt. Sie geht von der Form des Ofens bis zu dem Stichherde, und muß, sobald sie geschlagen ist, abgewärmt werden. — So hießen in den Pochwerken die steinernen oder eisernen Platten, worauf gepocht wird, die Pochsohlen. — Bei den Zimmerleuten heißt ein jeder horizontal auf der Erde liegender Balken, sobald er die erste Grundlage zu einer Verbindung giebt, sowohl die Sohle, als die Schwelle, welches letztere genau damit verwandt ist. — Die untere horizontale Fläche an einem Pflughaupte und das eiserne Beschläge derselben führt gleichfalls den Namen der Sohle. — Bei den Tischlern ist es die untere glatte Fläche des Hobels, die auch die Bahn genannt wird. — Bei den Jägern heißt die hornartige Klaue an dem Wildprete die Sohle oder Schale, wo es aber auch den Begriff des hohlen Raumes leidet. — An dem Pferdehufe ist die Sohle das dünne Horn zwischen dem untern starken Horne, welches das Hufeisen trägt, und dem Strahle, welcher auch die Fleischsohle genannt wird, zum Unterschiede von der untern Hornsohle; s. den Art. Huf, Th. 25, und unter Pferd, Th. 110, S. 230, 231 und an andern Stellen. — An dem menschlichen Fuße ist die Sohle oder Fußsohle, die untere Fläche des Fußes, worauf man

geht, daher auch derjenige Theil der Kleidungsstücke, welcher diese Fläche bedeckt, die Sohle genannt wird. Die Sohle eines Strumpfes, die Strumpfsohle. Beim Schuhmacher, das äußerste oder unterste Stück starken Leders unter einem Schuh oder Stiefel und Pantoffel, womit unmittelbar auf die Erde getreten wird, zum Unterschiede der Brandsohle. Bei den Alten sind die untergebundenen Sohlen mehrentheils einen Finger dick, und bestehen aus mehr, als aus einer Sohle, zuweilen waren deren fünf zusammengenähet, wie durch eben so viel Einschnitte an den Sohlen einer schönen Pallas, in der Villa Albani, angedeutet worden, welche Sohle zwei Fuß dick ist. Die aus vier Sohlen bestanden, hießen Quadrisole. Zur Verfertigung der Sohle soll man Korkholz genommen haben, weil es leicht ist und keine Feuchtigkeit anzieht, welches Holz auch in späterer Zeit zu diesem Gebrauche genommen wurde, weshalb es den Deutschen Namen Pantoffelholz erhalten. Von oben und unten war die Sohle mit Leder belegt, welches über das Holz in einem Rande hervortritt, wie sich an einer kleinen Pallas von Erz zeigt, die sich gleichfalls in der Villa Albani befindet; in Italien tragen noch einige Nonnen Sohlen von Korkholz. Von dieser Art sind die Sohlen einer großen Pallas in Lebensgröße in der Villa Ludovisi, deren Meister Antiochus aus Athen ist. Die Alten, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, trugen auch Sohlen aus Stricken, nach Art eines Netzes geflochten. Wie man sie an den Figuren der Gottheiten auf einem Altare in der Villa Albani findet. Eine andere Art Sohlen von Stricken hat sich im Herkulanum gefunden, an welchem die Stricke in länglichen Kreisen um einander herumgelegt sind, es war auch das Stück, welches die Ferse bedeckte, aus Stricken und an der Sohle befestiget. Der Cothurnus war eine Sohle

von verschiedener Dicke und Höhe, gewöhnlich eine Handbreit hoch. S. auch den Art. Schuh, wo die Fußbekleidung der Alten berührt worden. Die Sohle beim Strumpfwirker, der Fuß des Strumpfes, s. auch oben. — In der Artillerie ist es das Sohlstück, s. dieses. — Im Wasserbaue ist die Sohle beim Schleusenbaue dasjenige Stück Holz, wo die Schleusenthüre anschlägt.

Sohle, bei den Alten, s. oben, S. 156.
—, in der Artillerie, s. daselbst, S. 157.
—, im Bergwerke, s. das., S. 154.
— (Brand-), s. das. S. 156.
—, in der Chirurgie, s. Sohle, beim Wundarzt.
— (Fleisch-), s. oben, S. 155.
— (Frohn-) Kaufsohle, bei dem Salzwerke zu Halle diejenige Sohle, welche bei dem Mangel anderer Einkünfte, den Pförnern, um einen festgesetzten Werth zum Besten des Thales verkauft wird, und welche jetzt am häufigsten Kaufsohle heißt; die Fröhnung.
—, des Hobels, s. oben, S. 155.
— (Fuß-), s. daselbst.
— (Horn-), s. daselbst.
—, bei den Jägern, s. das.
— (Kauf-), s. Sohle (Frohn-).
—, in der Landwirthschaft, s. das., S. 155.
—, an einer Lavette, s. unter Kanone.
— (Leim-), s. oben, S. 155.
—, beim Markscheider, s. das., S. 154.
— beim Menschen, s. das., S. 155.
—, beim Pferde, s. das.
— (Poch-), s. das.
—, in der Reitkunst, s. das.
— (Salz-), s. das., S. 153.
— (Schuh-), s. das., S. 156.
—, im Schmelzherd, s. das., S. 155.
—, beim Schuhmacher, s. das., S. 156.

Sohle, (Stollen=), s. oben, S. 156.
— (Spende=), s. unter Salz, Th. 132.
— (Strick=), s. oben, S. 156.
— (Strumpf=), s. daselbst und S. 157.
—, beim Tischler, s. das., S. 155.
—, im Wasserbau, s. das., S. 157.
— (wilde), s. das., S. 153.
—, b. Wundarzt, in der Chirurgie, s. das., S. 154.
—, beim Zimmermann, s. das., S. 155.

Sohlen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches nur beim Hüttenbaue gebräuchlich ist, und mit sintern von gleicher Bedeutung zu seyn scheint, und also gerinnen bedeutete, und gleichfalls zu Sohle, die Grundfläche, gehören würde. In alten Werken und auch neuern über die Hüttenkunst, den Hüttenbau, findet man daher dieses Zeitwort öfters angewendet, wie z. B. beim Kupfererze beruhet der größte Vortheil im langsamen, gelinden Rösten, weil im starken Feuer das Erz, wie auch der Kupferstein mit dem Arsenik gleich sintert und soolt (sohlet). Sogen oder siegen und sintern, bedeuten gleichfalls abwärts rinnen, und hernach gerinnen.

Sohlengeschwulst, Fußsohlengeschwulst, werden die Schwielen der Fußsohle genannt. Diese Schwielen haben zur Ursache entweder ein lange anhaltendes Reiben oder ein beständiges Drücken, und entstehen durch eine Erweichung und Abschabung des Oberhäutchens, welches, da es beständig den Reibungen ausgesetzt ist, ganz besonders sehr angegriffen wird. Da sich das Oberhäutchen so leicht und geschwind wieder erzeugt, so geschieht es, daß, sobald als es von dem Corpore mucoso getrennt worden ist, sich dasselbe nicht wieder so daran befestigen kann, weil es schon eine ganz andere Form angenommen hat. Diese erste Haut trocknet dann aus, weil sie keine Nahrung mehr erhält. Die öfters wiederholten

und entstehenden Reibungen lösen mehrere davon ab, welche sich hernach zusammen vereinigen und diese schuppenhafte Verdickung bilden, welche die sogenannte Schwielen ausmachen. Die Schwielen befallen alle Theile des Fußes, die einem Reiben und einem beständigen Drucke unterworfen sind. Die Landleute und die Gärtner, welche sehr oft mit bloßen Füßen gehen, haben nur eine einzige Geschwulst oder Schwiele, die ihnen die ganze Fußsohle einnimmt; sie dient ihnen statt der Schuhsohle, Da sie gewöhnlich doch auf den Steinen gehen, ohne die geringste schmerzhafte Empfindung zu fühlen; man würde sich eines spitzigen Körpers oder Instrumentes, gleich dem Pfriemen der Schuhmacher bedienen müssen, wenn man sie durchstechen wollte. Die Barfüßer-Mönche und alle diejenigen, welche nur Sohlen unter ihren Füßen tragen, haben rings um ihre Fußsohlen eine schwielichte Wulst, weil die fleischichten Theile an den Seiten nicht zurückgedrückt worden und daher durch das Gehen um die Sohle herum gequetscht und geklemmt werden, welches den Kreislauf des Blutes und mithin der Säfte unterbricht, und eine Austrocknung und Stockung in diesen Theilen zuwege bringt. Die Departements-Männer, die Frauenzimmer, welche öfter Pantoffeln tragen, befinden sich in demselben Falle; hier ist aber diese Geschwulst, hier sind diese Schwielen mehr um die Ferse herum, weil es nur dieser Theil ist, der nicht zurückgehalten wird und der diesen Quetschungen ausgesetzt ist.

Wenn die Schwielen eine gewisse Dicke erlangt haben, und ganz trocken geworden sind, haben sie die Härte des Hornes, und dieses ist der Zeitpunkt, da sie Schmerzen verursachen, weil sie die fleischichten Theile um sich herum, während des Gehens oder einer andern mit den Füßen verrichteten Bewegung, ganz ausserordentlich peinigen, zerstoßen und wund machen, und

aus diesen wundgeriebenen Stellen kommt eine Feuchtigkeit heraus, welche mit Geschwulst und Röthe vergesellschaftet ist, ja bisweilen wohl gar in einen Abscess übergehen, welches besonders in der Artikulation geschieht, wo die große Zehe mit den ersten Knochen des Metatarsi in Verbindung steht; am öftersten pflegen sich diese Schwielen an diesen Orten, wie auch an den Fersen anzusetzen. Die Schwielen sind nicht schmerzhaft, wenn sie mit keinen andern Zufällen vergesellschaftet sind; sie bringen einzig und allein die nämliche Beschwerlichkeit, als die Leichdornen hervor, das heißt, sie schwellen durch die Feuchtigkeit auf, und ziehen sich in der Trockenheit zusammen, welches alsdann ein empfindliches Reissen und Ziehen verursacht. Sie vergehen wieder und zerstören sich von selbst, wenn man die Ursache, welche dazu Gelegenheit gegeben hat, wegnimmt, ohne daß man das Geringste darauf zu legen nöthig hat; da es aber unmöglich ist, die Ursachen, wodurch sie an den Füßen entstehen, gänzlich aufzuheben, und man sich nothwendigerweise alles Gehens gänzlich enthalten müßte, so hat man nur ein Mittel, um sich Linderung zu verschaffen, dieses Mittel ist, sie zu verkleinern, besonders wenn sie schon eine beträchtliche Dicke erreicht haben; durch dieses Mittel wird man die Verwundungen, die Risse in der Haut an den Fersen, und die andern Nebenzufälle, welche sich öfters dazu gesellen, vermindern. Diese Operation läßt sich ohne Schmerzen mit einem schneidenden Instrumente machen. Man löset nämlich, nachdem man die Fußsohle in einem Fußbade erweicht, und den Fuß herausgenommen hat, mit dem Instrumente die dicke Haut oder Geschwulst schichtweise oder Schicht vor Schicht ab, welches aber nicht tief geschehen muß, weil sonst dadurch während des Gehens ein Schmerz entstehen würde, auch noch andere verdrießliche Folgen hieraus entstehen können. Man kann bei einem

Nebenzufalle und bei einem sehr großen Schmerze ein Cerat, welches aus dem Mehle von Schwarzkümmel, von Roggen und aus ganz frischem Wachse zu gleichen Theilen besteht, und Alles gut untereinander gemischt worden, darüber legen, oder auch ein Emplastrum emucilaginibus. Auch warm gemachtes Oel ist sehr gut, die Schwielen zu erweichen. Mit diesen Mitteln wird man im Stande seyn, den üblen, manchmal darauf folgenden, Zufällen vorzubeugen; auch kann man sie bei einer solchen Erweichung sehr leicht mit den Nägeln der Finger lösen; gewisser geschieht es aber mit einem Instrumente, wenn man nur die dabei nöthige Vorsicht anwendet, wie bei den Leichdornen oder Hühneraugen. Man kann auch die Schwielen oder harte Haut, nachdem vorher die Füße eine Weile ins warme Wasser gesetzt worden sind, um sie zu erweichen, mit Bimsstein, Fischhaut ꝛc. stark reiben. Wenn ein Wund- oder Hartseyn an der Ferse oder bei der Artikulation der großen Zehe mit dem Osse metatarsi ist, und in der harten Schwiele ein ausserordentlicher Schmerz empfunden wird, bei derselben aber herum eine Hitze und Entzündung wäre, so kann man in diesem Falle die nämlichen Mittel anwenden, welche oben zum Erweichen angezeigt worden, und zwar besonders schleimigte Mittel. Sobald als dieselbe erweicht worden, nimmt man diese harte Haut Schicht vor Schicht leicht weg; wenn man aber gewahr wird, daß sich ein Abscеß bilden will, muß man der Materie sogleich einen Ausweg verschaffen; den Theil hernach wieder mit einem geistigen Mittel oder warmen Wein stärken; dann das Emplastrum Diachylum cum gummatibus darüber legen, welches eine völlige Heilung befördern wird. Die Blasen, welche bei den Schwielen herum bisweilen entstehen, müssen nicht geöffnet werden; wenn gleich daraus nichts Uebles entsteht, so würde es doch Schmerzen verursachen. Es ist immer besser, wenn man es nicht dahin kommen läßt, daß die

Haut unter den Füßen zu hart wird. Man muß daher mehrere Male im Monate ein Fußbad nehmen oder sich doch wenigstens die Füße mit warmen Wasser waschen; am besten alle vierzehn Tage, und sich dann immer die Fußsohle mit dem Messerrücken abkratzen, um dadurch die harte Haut zu entfernen; denn thut man dieses nicht, so borstet sie zuweilen an einigen Stellen, und die geborstene harte Haut verwundet dann um so empfindlicher die darunter sitzende oder sich gebildete zarte Haut beim Gehen. Die Empfindung ist dann, als wenn man mit Nadeln sticht. Auch das Einschmieren der Fußsohle mit erweichtem Hirschtalge ist zu empfehlen, so wie überhaupt alle fettige und gummichte Mittel sehr gute Dienste leisten, wenn man sie etwas warm einreibt. Das Waschen der Fußsohlen kann mit bloßem warmen Wasser geschehen, worin man etwas weiße Seife auflöset. Das Fußbad wird auf folgende Weise bereitet: Man lasse eine gehörige Menge Flußwasser warm machen, wenn es nahe am Kochen ist, wirft man einige Hände voll Rockenkleye dazu, läßt es durch Leinwand oder ein Sieb über ein Fußbecken oder eine Wanne durchseihen; hernach wird so viel kaltes Wasser hinzugethan, als nöthig ist, um zwei Füße bequem setzen zu können, die man dann ungefähr eine halbe Stunde darin läßt. Diejenigen Personen, welche viel gehen müssen, haben das Wasser durchzuseihen nicht nöthig, weil selbst die Kleyen vieles beitragen, die Unreinigkeiten von den Füßen wegzunehmen; es muß sehr wenig warm seyn, weil es dann die Haut nicht so sehr erschlaft und die Schweißlöcher öffnet. Man kann sich auch Fußbäder der Reinlichkeit wegen mit einem dicken Breye aus trockenen bittern Mandeln mit Wasser machen; diesen macht man hernach dünner und bestreicht damit die Füße, setzt sie hierauf ins Wasser, reibt und wäscht sie mit der Hand wieder ab; dann trocknet man sie mit einer erwärmten Serviette gut ab, benetzt sie mit einem geistigen Wasser, mit Eau de Cologne, de Josephine,

de Lavande ꝛc., welches Bad der Haut große Güte thut.

Viele Personen, es sei nun wegen einer zu großen Reinlichkeit, oder um sich den Schmerz zu lindern, den sie von ihrer Schwiele oder Fußsohlengeschwulst haben, setzen die Füße alle Tage oder alle zwei Tage ins Wasser, weil sie glauben, daß je öfterer sie dieses thun, desto mehr Linderung sie auch erhalten; allein man kann ihnen sehr leicht das Gegentheil beweisen; denn diejenigen, welche überhaupt von den Bädern Gebrauch machen, wenn sie keine Ursache haben ihre Füße ins Wasser zu setzen, und wenn dieses durch ihren Arzt nicht ist verordnet worden, schwächen sich sehr durch diesen Gebrauch, weil es die Feuchtigkeit der Haut zu sehr heraustreibt, und dadurch die Haut austrocknet. Denn diese Feuchtigkeit bildet den callösen Theil der Schwielen und giebt denselben eine gewisse Feuchtigkeit und Weichheit, welche sie einem feuchten Pergamente ähnlich machen. So lange sie in diesem Zustande sind, hat man Linderung, sobald, aber die Schwielen der Fußsohlen zum Austrocknen kommen, ziehen sie sich zusammen und verursachen durch ihr Einschrumpfen ein sehr schmerzhaftes Ziehen in den nervigten und fleischichten Theilen, welche mit ihm in einer Verbindung stehen. Man kann sich auch die Fußsohlen alle Abend vor dem Schlafengehen mit einem Schwamm, den man in warmes Wasser taucht, oder auch mit dem Zipfel einer Serviette, womit man es eben so macht, waschen, dann mit einem trockenen Tuche abtrockenen; dadurch wird nicht nur der Schmutz vom Fuße genommen, sondern auch die trockene Haut erweicht. Leute oder Personen, die mit schweißigten Füßen behaftet sind, haben dieses auch nöthig, jedoch nicht in dem Grade, weil ihre Fußsohle immer weich bleibt und keine trockne spröde Haut bekommt. Bei ihnen geschieht es bloß wegen des aufgefangenen Schmutzes, der sich leichter an einen solchen Fuß anhängt. Am folgenden

Morgen, wenn man aus dem Bette steigt, und die Füße noch feucht sind, muß man sie mit einer wohl gewärmten und recht trockenen Leinwand abwischen; dann werden sie mit Lavendel-Spiritus überfahren oder auch mit Köllnischem Wasser; auch kann man bloß Spiritus vini oder auch reinen Kornbranntwein, mit Wasser vermischt, nehmen. Man kann dazu ein Wenig von einem wohlriechenden Wasser mischen. Besonders ist diese Methode denjenigen Personen anzurathen, welche einen schweißigen Fuß haben; sehr oft verliert sich derselbe dadurch, ohne Folgen zu hinterlassen, man muß aber mit diesem Mittel oder dieser Verfahrungsweise eine Weile fortfahren. Nach der Zurückkunft von einer Fußreise, von der Jagd, einem Ball ꝛc., worauf man tüchtig getanzt hat, muß man sich die Füße, besonders aber die Fußsohlen mit einer erwärmten leinenen Serviette abtrocknen, um den Schweiß zu stillen und abzuhalten; hernach aber sie mit dem vorhin angezeigten Wasser befeuchten oder sie überstreichen. Die einsaugenden Gefäße werden in einem Augenblicke eine Menge von diesem Wasser in sich saugen, welches die Haut sehr stärken wird. Alle Fußbäder, worin wohlriechendes Wasser geschüttet worden, können von Frauenzimmern nur mit Vorsicht gebraucht werden, weil sie der Gesundheit schädlich sind oder doch werden können, wenn hysterische oder sonst nervenschwache Personen sich derer bedienen.

Hauptsächlich um die Fußsohlen, so wie überhaupt die Füße gut zu erhalten, muß man auch auf die Bekleidung derselben sehen. Die Strümpfe müssen keinen Druck verursachen, wie solches oft geschieht, besonders bei schweißigten Füßen in wollenen Strümpfen, wenn man nämlich mit diesen nicht oft wechselt und sich daher der Staub ꝛc. in die Fußsohle fest setzt und eine Art Kruste bildet, die dann die Fußsohlen leicht verletzt; auch bei dem Tragen von leinenen Strümpfen ist dieses der Fall. Der Fuß der Strümpfe verengt sich nicht nur dadurch,

indem er zusammenläuft, sondern er verursacht auch einen Druck, ein Pressen auf den Fuß. Daher muß man öfters mit den Strümpfen wechseln, besonders im Sommer, wo dieses ein Paarmal in der Woche geschehen kann. Dann müssen die Schuhe oder Stiefeln bei den Mannspersonen von gutem, weichem Leder angefertigt worden seyn, besonders muß die Sohle darin eben und nicht hockerig seyn, und die Schuhe die gehörige Größe und Weite haben, damit sie nicht drücken. Man muß sich überhaupt die Schuhe so bestellen, daß die Absätze, wenn man sie der Mode wegen tragen will, bis nach der Fußsohle hinreichen, bis dahin müssen sie ganz und gar der Erdlinie gleich seyn, und hernach kann man ihnen einen Abschuß bei den Frauensschuhen geben. Durch dieses Mittel wird der Fuß wegen der natürlichen Krümmung der Fußsohle zurückgehalten werden. In solchen Schuhen werden die Zehen entweder nur wenig, oder gar nicht gedrückt werden. Alles wird ein gewisses Gleichgewicht bekommen, wovon der Ruhe- oder Stutzpunkt in der Mitte der Fußsohle seyn wird, dieses ist an sich nicht schwer. Wenn Absätze getragen werden, so sind die hölzernen gänzlich zu vermeiden, weil sie eine beständige Bewegung während des Gehens mit wahrnehmen lassen. Personen von mittlerem bis hohem Alter, oder Schwangere sollen Sohlen von mittelmäßiger Dicke tragen. Dergleichen Personen können eher hölzerne Absätze tragen, die aber gehörig von allen Seiten und unten mit Leder überzogen seyn müssen. Der Nutzen solcher Schuhe ist: weil die Reibungen, die während des Gehens an der Fußsohle und an den Zehen entstehen könnten, durch den Widerstand in der Mitte der Sohle vermieden werden, welche in diesem Alter oder in diesen Umständen sehr schmerzhaft seyn würden. Diejenigen jungen Leute, welche der Mode ergeben sind und gern recht enge und anschließende Schuhe tragen, müssen darauf achten, daß ihre Schuhe für den Sommer

größer, als für den Winter gemacht werden; denn durch die Trockenheit dieser Jahreszeit zieht sich das Leder, wenn die Schuhe schon gemacht worden sind, in etwas zusammeu, und weil durch die Wärme sich das Blut mehr ausdehnt, und sich gern nach den Füßen hinzieht, so würden sie diese, ohne diese Aufmerksamkeit, sehr drücken.

Bei den Kindern beiderlei Geschlechtes muß man besonders auf gute Schuhe sehen, weil durch zu enge oder knappe Schuhe, besonders wenn das dazu genommene Leder hart ist, leicht kleine Geschwulste entstehen. Bei den Kindern müssen die Sohlen wo möglich glatt und eben, und überhaupt der ganze Schuh nur von weichem und biegsamen Leder gemacht werden; denn ist solches zu steif, so schadet es den noch zarten Füßen. Kinder haben und kennen überhaupt keine andere Beschäftigung, als die Schuhe aus- und anzuziehen, oder sie doch herunter und herauf zu ziehen oder zu stoßen. Durch diese Spielerey zerbrechen sie das Leder, was einen Widerstand thut, und sobald als es zerbrochen ist, so verursacht es durch das öftere An- und Ausziehen und durch das Hin und Herstreifeln üble Gestalten an den Füßen. — Am besten ist es jungen Mädchen leinene Socken unter wollenen Strümpfen tragen zu lassen, weil die bloße Wolle Reibungen veranlaßt, und oft die Fußsohlen vermundet. Gestrickte Socken sind den gewirkten vorzuziehn, weil die Nähte allemal dicker gemacht sind. Man wirkt indessen auch Strümpfe ohne Naht und Knoten, welche dann den gestrickten vorzuziehen sind. Diejenigen, welche gewohnt sind, einige Paar Strümpfe anzuziehen oder überzuziehen, müssen sie umgekehrt bis an die Ferse anziehen und sie nur erstlich ein wenig heraufziehen, hierauf sich die Schuhe anziehen und dann erst die Strümpfe in den Füßen glatt machen. Diese Vorsicht würde für das unterste Paar nicht ganz nöthig seyn, allein bei den andern ist es höchst nöthig; denn indem

man sich die obersten Strümpfe ohne umgekehrt anzieht, oder wenn man sie sich vorher, ehe man sich die Schuhe angezogen hat, aufzieht, so giebt sich denn das unterste Paar gegen das Knie wieder zurück, so wie die Hemdärmel sich nach dem Elbogen begeben, wenn man nämlich ein Kleid anzieht, und nicht Acht darauf hat. In diesem Falle befinden sich die Zehen in einer solchen Klemme, daß die Nägel, weil sie gedrückt werden, sich nothwendiger Weise krumm biegen müssen und die dann dem herumliegenden Fleische sehr beschwerlich fallen. Bei aller Aufmerksamkeit, die man für seine Füße hat, kann doch der Fall kommen, daß durch die Schuhe oder durch ein langes anhaltendes Gehen, besonders im Sommer, Erhitzungen, ja oftmals auch Durchreibungen oder Wundseyn an den Fußsohlen und zwischen den Zehen entstehen, welches auch durch einen scharfen und häufigen Schweiß geschehen kann, der das Oberhäutchen angreift, daß es sich hernach abstreift. Durch folgendes Mittel, welches eins der besten in diesem Falle ist, kann man diesem Uebel wieder abhelfen und heilen.

R. Olei Rosarum ℥ij.
Vitelli Ovarum recentis No. j.

Dieses wird zusammen in einem bleyernen Mörser zerrieben, bis es die Consistenz einer Pommade erhalten hat. Man streicht dann etwas auf Leinwand, und umwickelt damit den Fuß, welches alle Tage wiederholt werden muß. Bisweilen giebt auch der Schweiß und das beständige Drücken der Schuhe Gelegenheit zu einer übermäßigen Hitze an der Fußsohle und zu so heftigen Schmerzen, daß sie oftmals den Schlaf verhindern. In diesem Falle kann man folgendes gebranchen.

R. Fol. et Flor. Sambuc. a. a. M. j.
Sal. commun. Cochl. ij.

Dieses wird mit einigen Quart Wasser gekocht, in

welches man dann die Füße eine Weile hineinsetzt. Wenn sie herausgenommen oder gezogen worden, so lege man folgendes Cataplasma über. Man nimmt von dem grünen Mose, welches oben auf dem Wasser schwimmt oder sich an den Schiffen herum angelegt hat; dieses wird in Schweinfett gebraten und über die Fußsohle gelegt. Es bewirkt die gänzliche Heilung.

Ueber die Kunst die Füße zu besorgen ꝛc. Aus dem Französischen des Herrn Laforest übersetzt und mit Anmerkungen versehen von J. G. Hoffmann. Leipzig, 1788. S. 66 u. f.

Sohlengeschwulst beiden Pferden, s. unter Huf, Th. 25, S. 484 u. f.

Sohlengewicht, Soolengewicht, ein Gewicht, in Salz-, Vitriol- ꝛc. Siedereyen, womit die Salzlaugen, es seyen Vitriol-, Salpeter-, Alaun- ꝛc. Laugen probirt werden und deren Gehalt erforscht wird. Zu einem solchen Gewichte gehört ein gläsernes Gefäß oder auch eins von Bley, je nachdem die Lauge kalt oder warm untersucht werden soll. Zu der letzten Art gebraucht man am besten bleyerne Gefäße und zu der erstern, zur kalten, ein Glasgefäß. Diese Gefäße müssen oben enge zusammenlaufen, damit sie desto genauer vollgegossen werden können. Es ist gut, wenn sie ein gewisses Maaß haben, z. B. ein halbes oder ganzes Quart. Man setzt ein solches Gefäß auf eine Wage, und macht ein Gegengewicht von Bley, welches genau so schwer, wie das Gefäß seyn muß, welches man das Glas- oder Bleygewicht nennt. Man füllt dann das Gefäß mit recht frischem und klarem Brunnenwasser, welches recht kalt seyn muß, weil warmes Wasser leichter ist. Man setzt es nun wieder auf die Wage, legt das erste Gegengewicht hinzu, und dann noch soviel hinzu, daß es mit dem gefüllten Gefäße wieder übereinstimmt, welches man dann das Wassergewicht nennt. Es

kommt bei diesem Sohlengewichte auf zweierlei an, sowohl auf das Maaß, als auch auf das Gewicht und die Salze, was solche am Gewichte halten. Die gegen das Wasser ungefähr in der ganzen Masse den vierten Theil betragen, so nimmt man das Wassergewicht, so viel nämlich das klare Wasser am Gewichte hat, und theilt es in vier Theile, den vierten Theil theilt man wieder in zwei und dreißig Theile, und jeder Theil bedeutet 1 Loth. Das Abwiegen des Wassers geschieht am besten mit einem Richtpfennig, weil man die Ausrechnung nach den kleinen Theilen um so genauer machen kann. Zum Beispiel das Wassergewicht oder das Gewicht des klaren Brunnenwassers in dem Gefäße hält nach dem Richtpfennig 2 Mark 10 Loth $2\frac{1}{2}$ Quentchen, oder 174592 Theile, solches in vier dividirt, ist der vierte Theil 43648 Theile; dieses wieder mit 32 dividirt, kommen 1364 Theile, welche 1 Loth bedeuten. Hiernach wird nun das Sohlen- oder Laugengewicht eingetheilt; als:

32	Loth thun nach dem Richtpf.	43648 Theile.
16	" " " " "	21824 —
8	" " " " "	10912 —
4	" " " " "	5456 —
2	" " " " "	2728 —
1	" " " " "	1364 —
$\frac{1}{2}$	" " " " "	682 —
$\frac{1}{4}$	" " " " "	341 —

Nachdem die Gefäße groß oder klein sind, können solche nach der Ausrechnung zum Sohlen- oder Laugengewichte eingerichtet und das Gewicht darnach abgetheilt werden. Sind die Gefäße groß, so wird das Gewicht schwer; sind sie aber klein, so muß es nach solchem Verhältnisse auch klein werden, obgleich die großen Gefäße und Gewichte besser sind, als die kleinen. Will man nun mit diesem Gewichte den innerlichen

Gehalt der Sohlen untersuchen, so wird das Gefäß, worin zuvor das klare Wasser gewesen, mit Sohle oder Lauge angefüllt, auf die eine Wagschale gesetzt, und in die andere Wageschale die beiden Gegengewichte von dem Gefäße und klarem Wasser angelegt, was denn die Sohle schwerer ist, ist Salz, Vitriol, Salpeter ꝛc., oder was es für Lauge gewesen. Man muß aber die Lauge jederzeit kalt wiegen, weil sie warm leichter ist.

Sohlengradirung, Soolengradirung, s. unter Salz und Salzsiederey, Th. 132, S. 498.

Sohlenholzbaum, Quercus suber; s. Korkbaum, unter Kork, Th. 44, S. 548 u. f.

Sohlenkunst, Soolenkunst, s. unter Salz und Salzsiederey, Th. 132, S. 620.

Sohlenlöthigkeit, Soolenlöthigkeit, s. das., S. 360.

Sohlenprobe, Soolenprobe, s. das., Th. 133, S. 99.

Sohlenriß, im Bergwerke, wenn man verschiedene auf dem Papiere neben einander liegende Linien zulegt, so daß man dabei die Länge und Breite einer jeden Sache nach dem Raume verzeichnet, den sie auf einer sohligen Fläche einnimmt, wenn von ihr seigere Punkte gefällt werden, so nennt man eine solche Zeichnung einen Sohlenriß oder auch einen Grundriß. Man trägt auf einen solchen Riß den Kompas, damit man wissen kann, in welche Stunden die aufgetragenen Linien fallen.

Sohlensalz, Soolensalz, s. unter Salz und Salzsiederey, Th. 132, S. 259 u. f.

Sohlenzwecke, beim Schuhmacher, eine Art Zwecke mit doppelten Köpfen, womit die Schuhsohlen an die Leisten, wenn sie an das Oberleder genäht werden sollen, angezweckt werden; s. auch unter Schuh, Th. 148, S. 647.

Sohley, Sohleney, Sooley, in denjenigen Gegenden, wo Salzsiedereyen sind, Eyer, welche in der Sohle oder von Natur salzigen Wassern hart gesotten und dadurch gesalzen werden.

Sohlfaß, Soolfaß, in den Salzsiedereyen, Fässer, worin die Soole getragen und hernach daraus weiter in die Pfannen geschöpft wird.

Sohlhammer, beim Schuhmacher, ein Hammer mit einer glatten Bahn, womit das Sohlleder auf dem Schlagesteine gerade und fest geschlagen wird.

Sohlholz, in der Baukunst, so viel, als Schwelle.

Sohlig, in der Marktscheidekunst, so viel als horizontal oder eine Linie, die mit dem Horizonte parallel ist.

Sohliger Bruch, in den Bergwerken, an einer Treibekunst die kleinen 7 bis 8 Zoll dick liegenden Schwingen, die sowohl horizontal am Kehrrade, als auch an dem Korbe des Göpels befestiget sind, und dazu dienen, daß die Last von dem ganzen Korbe nicht an einem krummen Zapfen allein hängen kann, deshalb auf der andern Seite des Kehrrades entweder noch ein eben solches Feldgestänge, als zum Kunstwerke schon angelegt worden, oder man legt auch zur Ersparung mehrerer Böcke auf einerlei Böcke drei oder vier Straßbäume neben einander, und bringt zwischen zwei die Schwingen von dem einen, zwischen zwei aber die Schwingen von dem andern Krummen. Die Schwingen nun, die neben den Schwingen liegen, welche in einer geraden Linie von einer Kurbe zur andern gehen, werden, wie gedacht, durch einen sohligen oder horizontalen Brnch mit den Korbstangen, und zwar vermittelst der gedachten kleinen Schwingen, verbunden. Sie gehen durch eine 18 Zoll dicke und 4 bis 6 Fuß hohe stehende Welle mitten durch, jedoch beweglich, daß sie von den Kunststangen hin und wie-

der und mit ihrer vereinigten Kurbe bewegt werden können; s. unter Kunst-Gezeug, Th. 55.

Sohlighauen, im Bergwerke, wenn bei einem angegebenen Stollen eine Strecke oder ein Ort in einem Bergwerke getrieben wird, und man bis auf den Grund kommt und die Sohle weghauet.

Sohlkunst, Soolkunst, in der Salzsiederey, eine Wasserkunst, wodurch die Sohle aus dem Sohl- oder Salzbrunnen gefördert wird. Sie besteht aus denselben Theilen, woraus andere Wasserkünste im Bergwerke bestehen; s. unter Kunst-Gezeug, Th. 55.

Sohllache, s. Sohle 2.

Sohlleder, ein dickes starkes Leder, von starken Rind- oder Pferdehäuten, auch von den Wildschweinshäuten bereitet, s. unter Leder, Th. 68, S. 52, 147, 629, 661 u. f.

Sohlleder, (Danziger), s. unter Leder, Th. 68, S. 664.

— (Deutsches), s. daselbst, S. 666.

— (Engländisches), s. das., S. 661.

— (Hamburger), s. das., S. 664.

— (Königsberger), s. das., S. 663.

— (Lüneburger), s. das., S. 664.

— (Lütticher), Luyker Sohlleder, s. das., S. 665.

— (Luyker), s. daselbst.

— (Saalfelder), s. das., S. 665.

— (Ungarisches), s. das., S. 663.

Sohllinie, im Bergbaue, die horizontale Linie.

Sohllöffel, im Bergwerke, das achte Unterstück eines Bergbohrers. Die ganze Höhe des Löffels beträgt nur 8 bis 10 Zoll, auf daß man damit ganz auf die Sohle oder den Boden des Bohrlochs, wenn man in einem Bergwerke bohrt, kommen kann. Die Weite dieses Stückes ist nur $1\frac{1}{2}$ Zoll und etwas kleiner, als das schon gebohrte Bohrloch. Oben gegen das

Mittelstück wird auf der Grundfläche ein halbzölliges Loch gemacht, damit das Wasser recht rein in dasselbe kommen kann. Dieses Loch wird mit einem Deckel verdeckt, welchen man mit einer an dem Löffel befestigten Feder fest macht, damit bei dem Hineinstoßen und Herausholen des Löffels kein wildes Wasser in diesen Löffel kommen kann. Damit man aber zu seiner Zeit den Deckel öffnen kann, so wird an diesen Deckel eine Feder befestiget, die so lang ist, als die Bohrstange, womit man denn den Deckel, wenn der Löffel auf der Sohle des Bohrlochs ist, durch Ziehen so lange offen halten kann, bis der Löffel mit Wasser gefüllt ist. Wan hat auch noch eine andere Art von Sohllöffel. Man macht nämlich in die Höhlung des Sohllöffels zwei Boden, oben und unten, und eine Stange, deren Kolbe die Löcher in diesen Böden genau zuschließt. In die Wölbung über dem obersten Boden macht man verschiedene kleinere Löcher, wodurch die Luft herausziehen kann, wenn das Wasser in den Löffel steigt, über die Kolbenstange aber eine Feder, damit diese die Stange beständig an die Löcher in den Boden drückt. Stößt man nun dieses Werkzeug auf die Sohle des Bohrloches, so geht die Stange in die Höhe, und es steigt denn das Wasser durch die ungleich weiten Löcher der Boden in den Löffel; hebt man dagegen diesen Löffel wieder in die Höhe, so drückt die Feder die Stange wieder fest an die Löcher an, wodurch das Wasser in dem Sohllöffel erhalten wird, und ohne Vermischung mit anderm Wasser zu Tage geschafft werden kann. Dieser Löffel dient zur Erforschung, ob man eine Salzquelle angebohrt habe.

Sohlmeister, Soolmeister, in einigen Salzwerken, ein Aufseher über die Bornknechte bei Ausschöpfung der Sohle; s. unter Salz und Salzsiederey, Th. 132.

Sohlrinne, Soolrinne, in den Salzsiedereyen, eine hölzerne Rinne, die Salzsohle aus dem Salzfasse in die Pfanne zu treiben; s. Th. 132.

Sohlröhre, Soolröhre, daselbst, Röhren, durch welche die Sohle aus dem Brunnen in die Salzkothe geleitet wird; s. Th. 132.

Sohlschacht, Soolschacht, daselbst, ein Schacht über der Salzquelle, worin die Sohlkunst steht.

Sohlschiene, in der Landwirthschaft, die eiserne Schiene, womit die Sohle unter dem Streichbrette der Pflugschare beschlagen ist; man nennt sie auch Sohlschwiene.

Sohlschwiene, s. den vorhergehenden Artikel.

Sohlspindel, Soolspindel, ein Instrument, den Gehalt der Salzsoole zu erforschen; s. unter Salz und Salzsiederey, Th. 132.

Sohlstein, der gevierte Stein, welcher mitten auf dem Krätzanzucht des Treibherdes, wie auch auf den andern Anzuchten der Hohen-, Stich- und Krumöfen liegt, worauf nachher die Schlacken geschüttet werden und der Leimherd geschlagen wird.

Sohlstück, Sohle, in der Artillerie, ein dickes Stück Holz oder eine Bohle, welche zwischen die Wände einer Laffete eingesetzt wird, und worauf die Kanone ruht. Ueberhaupt heißen Sohlstücke nicht nur die Schwellen unter Gebäuden oder Wänden, sondern auch die untern horizontalen Hölzer an Gebäuden und Maschinen, z. B. an einem Krahne; daher führen auch die Unterschwellen bei viereckigen Einfassungen von gehauenen Steinen der Fenster- und der Thüröffnungen, oder die untersten horizontalen Stücken, worauf die perpendikulären stehen, diesen Namen. Auch das unter dem Pochkasten mit harten Wänden übermauerte starke Holz oder der Boden des Pochkastens, worauf bei dem Pochen die Pochstempel mit dem Pocheisen treffen. —

Sohlstück, in der Artillerie, s. oben, S. 174.
—, in der Baukunst, s. daselbst.
—, im Hüttenwerke, s. daselbst.
Sohlung, im Wasserbau, s. Lückung.
Sohlwage, s. unter Salz und Salzsiederey, Th. 132, S. 346.
Sohlwanne, Soolwanne, in den Salzsiedereyen, eine Wanne, die Sohle oder Soole daraus in die Pfanne zu schöpfen. Man bedient sich derselben zuweilen statt der größeren Sohlfässer.
Söhmen, Schlenker, in der Baukunst, lange leichte Stücken Holz zum Unterlegen bei Stellagen gebräuchlich, welche auf die Rinnenhölzer gelegt werden, auf welche hernach Bohlen zu liegen kommen, worauf die Rinne gestellt wird.
Sohn, im Diminitivum Söhnchen, und Söhnlein, eine Person männlichen Geschlechts, in so fern sie ihr Wesen durch unmittelbare Mittheilung von einer andern empfangen hat, dem Ursprunge, der Erhaltung und dem Eigenthume nach in derselben gegründet ist, so wie Tochter eine solche Person weiblichen Geschlechts bedeutet. — 1. Im engsten Verstande, in Beziehung auf die unmittelbaren Aeltern, das ist, sowohl auf den Vater, als auf die Mutter. Jemandes Sohn seyn. Von einem Söhnlein entbunden werden. Der erstgeborne Sohn. Ein nachgeborner, angenommener, ehelicher, natürlicher Sohn. Der Schwester Sohn oder Schwestersohn, des Bruders Sohn oder Brudersohn. — 2. In weiterer Bedeutung. (1) In Beziehung auf die sogenannten Stammeltern, eine nur in der biblischen und höhern Schreibart übliche Bedeutung. Christus war der Sohn Davids. Die Söhne Adams, alle von ihm abstammende Menschen männliches Geschlechts. (2) Oft ist es auch

eine Person männliches Geschlechtes, zwischen welcher und einer andern nur eine Aehnlichkeit des Verhältnisses, in Ansehung der Erhaltung, der Erziehung, des Unterrichts ꝛc. statt findet. Ein Pflegesohn, Stiefsohn, Schwiegersohn, Beichtsohn. Daher in noch weiterem Verstande ältere Personen, jüngere Personen männliches Geschlechts, welche, den Jahren nach, unmittelbar von solchen abstammen könnten, in der vertraulichen Sprechart mit mein Sohn anzureden pflegen. (3) In der biblischen Schreibart werden alle vernünftigen Geschöpfe männliches Geschlechtes, so fern sie alle in Gott gegründet sind, Söhne Gottes genannt, unter welcher Benennung auch zuweilen die Engel vorkommen. In noch weiterem Verstande ist nach einer morgenländischen Figur in der Deutschen Bibel der Sohn eine männliche Person, deren nähere Beschaffenheit durch ein beigefügtes Hauptwort ausgedrückt wird. Söhne der Bosheit, boshafte Leute männliches Geschlechtes. Söhne des Unglaubens ꝛc. Welche sonst im Deutschen ungewöhnliche Figur auch wohl in der höheren Schreibart nachgeahmt wird. Söhne der Natur, im Stande der Natur lebende Personen männlichen Geschlechtes. Ein Sohn der Freiheit; ein Sohn der Liebe; ein Sohn des Glückes; Du bist Fortuna's Sohn; ein Sohn der Kirche ꝛc. So wird Sohn auch mit erhabenen ausgezeichneten Eigenschaften, Thaten oder Handlungen ꝛc. verbunden, gleichsam von diesen Eigenschaften und Handlungen oder Thaten abstammend, wie Göttersohn, ein Liebling der Götter; Musensohn, ein Liebling der Musen, sagt man von einem Dichter ins Besondere, und im Allgemeinen benennt man damit alle Studirende, die eine Universität besuchen, um sich einer Wissenschaft ausschließlich, als Broderwerb, Brodstudium, zu wid-

men; Heldensohn, sagt man von einem Individuum, welches sich im Kriege ausgezeichnet und dessen Vorfahren schon glänzende Thaten verübten; gleichsam darauf anspielend ꝛc. Aber auch mit niedrigen, schimpflichen Eigenschaften und Handlungen hat man Sohn in Verbindung gebracht, wie Hurensohn, nicht nur ein von einem Freudenmädchen geborner Sohn, sondern auch ein Individuum zu bezeichnen, welches sich den Lüsten der Hurerey, der Liederlichkeit ganz hingiebt, dem gleichsam dieses Laster angeerbt worden; Bacchus Sohn, ein Mensch, der sich dem Trunke hingiebt, sonst kann man es auch auf eine mehr edlere Art wenden oder kehren und damit einen Weintrinker bezeichnen, der sich dem Genusse des Weins wohl öfters hingiebt, dabei aber sich nicht stets betrinkt und zum Viehe herabsinkt; Diebessohn, der vom Stehlen Profession macht ꝛc. ꝛc. — So wird auch Sohn mit dem Stande und Gewerbe des Vaters verbunden, so sagt man: eines Königs Sohn, oder ein Königssohn, eines Grafen Sohn, eines Predigers Sohn, ein Bürgersohn, ein Bauersohn, eines Kaufmanns Sohn, eines Schlächters Sohn, eines Brauers Sohn ꝛc. ꝛc. Ehe die eigentlichen Geschlechtsnamen üblich wurden und noch jede Person ihren eigenen Namen führte, war es sehr gebräuchlich diesen Namen nach dem Namen des Vaters mit dem Beisatze Sohn beizufügen, um sich dadurch von andern gleiches Namens zu unterscheiden. Diese noch unter den heutigen Juden und Morgenländern übliche Gewohnheit ist sehr alt und findet sich schon in den ersten Altern der Welt, auch war sie ehemals in dem nördlichen Europa bis in Friesland gangbar. Simonssohn, Jacobssohn, Davidssohn, Petersohn, Abrahmssohn, Isaakssohn. Jakob Andreas Sohn; Paul Dirks-(Dietrichs)

Sohn ꝛc. Mit der Zeit ward dieſes Sohn in ſen und dann nur in s verkürzt und dem Namen des Vaters angehängt, der dann nachmals in dieſer Geſtalt gar zu einem Geſchlechtsnamen wurde. Jakob Andersen odrr Anders, Paul Dirkſen oder Dirks, Friedrich Peterſen oder Peters, Hans Paulſen oder Paulus; Karl Michelſen oder Michels ꝛc., daher denn die noch jetzt in Deutſchland, beſonders in deſſen nördlichem Theile gangbaren Geſchlechtsnamen: Lüders, Peterſen, oder Peters, Clauſſen, Jakobs, Mertens, Ebers ꝛc. entſtanden ſind. Im Lateiniſchen drückt man dergleichen Namen durch den Genitiv aus, ſo daß filius darunter verſtanden wird; Jacob Andreae, Paulus Diterici etc., welche Form gleichfalls ſehr oft zu einem gangbaren Geſchlechtsnamen geworden iſt, wohin die Namen Andrae, Pauli, Chriſtiani, Friederici, Martini, ꝛc. ꝛc. gehören.

In dem Iſidor Sun, bei dem Kero, Ottfried ꝛc. Sunu; im Niederſächſiſchen Söne, bei dem Ulphilas Sunus; im Angelſächſiſchen Sune; in den Slavoniſchen Mundarten Syn. Adelung ſagt: es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der Begriff der Verwandſchaft, der Verbindung in dieſem Worte der herrſchende iſt, da es dann zu Zunft, dem alten Allemaniſchen Sune, Horde, Familie, zu Geſinde und vielleicht auch zu dem Zeitworte ſöhnen gehören würde. Das Femininum die Söhnin oder Sohnin iſt längſt veraltet, indem dafür Tochter eingeführt worden. Man nennt jedoch noch jetzt in einigen ſüddeutſchen Gegenden eine Schnur oder Schwiegertochter Söhnin oder Söhnerin, Sühnerin. — Was den Sohn als Familienglied, als Kind des Hauſes anbetrifft, ſo wie deſſen Rechte in Hinſicht ſeines Vermögens, welches er nach ſeiner Mündigkeit zu fordern

hat ꝛc., so sehe man darüber die Art. Verwandschaft und Vater unter V nach, wo das Nöthige darüber gesagt werden wird, weil sich solches nicht gut trennen läßt, wo auch die Pflichten des Sohnes gegen die Eltern ꝛc. mit berührt werden sollen.

Söhnen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches aber ausser der Zusammensetzung veraltet ist und nur noch zuweilen in der dichterischen Schreibart gebraucht wird. Es bedeutete ehemals den Streit und Unwillen bei andern heben, sie besänftigen, zufrieden stellen, welches entweder durch gütliche Vorstellungen oder durch Abtrag und Genugthuung, oder auch durch richterliche Entscheidung des Streites geschah. David sprach zu den Gibeonitern, was soll ich thun und womit soll ich Euch söhnen? 2. Sam. 21, 3, was soll ich euch für Genugthuung geben, um euch zu besänftigen? Scheltworte kann man söhnen, Sir. 27, 23. Es wird ein Unfall auf dich fallen, den du nicht söhnen kannst. Es. 47, 11. Dieses Verbum wird nur noch in den Zusammensetzungen aussöhnen und versöhnen gebraucht; jedoch nur in eingeschränkter Bedeutung. So auch die Söhnung. Nach Adelung hat es ehemals auch sühnen geheißen. Bei dem Kero, Ottfried ꝛc. soanan; im Niedersächsischen gleichfalls sönen, im Schwedischen und Isländischen Sona. Das Hauptwort der Sohn, häufiger aber die Söhne, Sühne, bei dem Ulphilas Saun, die Beilegung streitiger Händel, ingleichen ein Vertrag, Vergleich, ist noch mehr veraltet. Bei dem Kero ist suanan, richten, suana das Gericht, und suanar, suano, der Richter, weil das Recht sprechen auch nichts anders ist, als ein Söhnen oder eine Ausgleichung streitiger Partheien; es gehört entweder gleichfalls zu Sohn, so daß der Begriff der Vereinigung, Verbindung der herrschende ist, oder auch

zu sanft, in dem besänftigen in einem ähnlichen Verstande gebraucht wird.

Sohnopfer, Sühnopfer, Sündopfer, in der Deutschen Bibel und bei den älteren Juden, ein Opfer, welches zur Aussöhnung und Versöhnung Gottes für eine begangene Sünde gebraucht werden mußte, daher es auch das Sündopfer hieß. Man sagt aber auch häufig ich habe ihm ein Sühnopfer gebracht, wenn man sich mit Jemandem ausgesöhnt hat.

Sohnschaft, ein von einigen Neuern eingeführtes gutes Hauptwort, die Eigenschaft, das Verhältniß zu bezeichnen, da Einer des Andern Sohn ist. Es ist hier gleichsam eine Beweisführung, wie Vaterschaft, um dadurch seine Eigenschaft als Vater zu beweisen.

Sohr, in der Forstwissenschaft, s. Sor.

Soja, im Japanischen, eine Art Branntwein.

Soje, eine Art Zeug, welches von gekämmter Wolle gewebt, und etwas besser als Rasch ist, weil es auf der rechten Seite geglättet ist. Das Wort ist aus dem Italienischen Soia, Fr. Soie, im mittlern Latein Essaium. Man nannte es ehemals auch Cardines, Cardies, Catties, von dem Französischen carder, Wolle kämmen. Gegenwärtig ist dieses Zeug aus der Reihe der Modeartikel verschwunden, wenigstens unter diesem Namen, unter einem andern, etwas verändert im Gewebe, kann es noch fort existiren, wie z. B. Merino, Circassienne ꝛc. ꝛc.

Sol, Sor, eine Gattung Rosinen ohne Kern, die aus Spanien zu uns in den Handel gebracht wird. — Auch eine Französische Scheidemünze, welche 12 Denniers gilt und auch Sou genannt wird. 20 Sols machen einen Livre; die Münzsorten mögen gesteigert oder verändert werden, wie sie wollen. Nach unserem Gelde machen sie $\frac{4}{5}$ Pfennige, 20 machen 8 Groschen, und 60 einen Thaler Courant oder gutes Geld.

Sol, Sonne, Sonnengott, der Apollo; es finden sich indessen so unendlich viele Stellen bei den Alten, wo Apoll vom Sol unterschieden wird, oder wo sie als zwei ganz verschiedene Gottheiten dargestellt werden. Hier kann also nur vom Sol, wie er bei mehreren alten Schriftstellern angeführt wird, die Rede seyn. In der Nachricht von der Herkunft des Sol, sind die Schriftsteller verschiedener Meinung. Hesiodus in seiner Theogonie nennt den Hyperion und die Thia als seine Eltern, nach Andern soll Jupiter der Vater und die Euriphässa seine Mutter seyn. Es ist aber, sagt ein anderer Schriftsteller, bei diesen Widersprüchen zu merken, daß es drei Personen dieses Namens giebt. Der eine war ein Sohn des Vulkans und Enkel des Nilus, der andere des Rhodus und der Archanto Sohn, welcher Heliopel gebauet haben soll; der dritte endlich ist Hyperion. Sol hatte keine Gemahlin, indessen pflegte er die Liebe mit mehreren Mädchen, so zeugte er mit der Neära, einer Nymphe, die Lampetie, Aegle und Phaetusa. Einige lassen aber die Aegle fort; diese werden die Heliaden genannt. Mit der Clymene, des Oceans Tochter, den Phaeton, nach dem Ovid; des Cephalus und der Aurora Sohn, nach dem Hesiodus. Er soll ein König in Molossus, oder nach dem Cato ein Fürst in Ligurien, welche Gegend ihren Namen von dem Ligysthus, des Phaetons Sohn, erhalten hatte, gewesen seyn. Die Begebenheit des Phaeton mit dem Sonnenwagen ist schon unter Phaeton, Th. 112, S. 485 u. f. erzählt worden. Mit der Calypso, den Augias oder Augeas; Einige nennen ihn Titus Sohn. Er war König in Elis und hatte einen Stall mit 3000 Ochsen, welchen ihm zwar Herkules reinigte, allein da er ihn den versprochenen Lohn entzog, ihn erschlug. Mit der Perseis oder Creta, die

Ichne und Pasiphae; diese Letztere war Minos Gemahlin und lebte zu Dädalus Zeiten, und dann den Perses, König in Taurcia. Er war gegen die Fremden sehr grausam, und wurde von Medon, Medeens Sohn umgebracht. Dann den Aeetes, König in Colchis, Gemahl der Hecate und Vater der Circe, nach Andern soll sie des Aeetes Schwester seyn. Sie verheirathete sich an einen Sarmatischen König, den sie, als eine gute Giftmischerin, bald aus dem Wege schaffte, um allein zu regieren. Ihre Unterthanen waren aber ihrer Regierung bald überdrüßig und jagten sie vom Throne. Sie floh nach Italien und lebte dort auf dem Berge Circäus, welcher einen großen Ueberfluß von Kräutern hatte. Hier verwandelte sie durch die Kraft ihrer Kräuter den Glaucus in ein Seeungeheuer, den Lateinischen König Picus in einen Specht ꝛc. Da sie aber auch hier sehr viel Unheil verübte oder anstiftete, so wurde sie auch hier vertrieben, und floh daher nach Aeäa im Tyrrhenischen Meere und sann auf neues Unglück. Daselbst besuchte sie der Ulysses, der einige seiner Schiffsleute vorangeschickt hatte, um bei den Einwohnern eine gute Aufnahme zu bewirken, und als sie zur Circe kamen, hatten sie das Schicksal in Thiere verwandelt zu werden. Da nun Ulysses seine Leute nicht wiederkommen sah, so stieg er selbst ans Land, um sich zu der Circe zu begeben. Unter Weges begegnete ihm Merkur und befahl ihm die Moly auszugraben, welches nach dem Plinius, XXV, 4, ein Kraut ist, welches gegen die stärksten Gifte dient, und an dem Pheneus und Cyllenius wachse. Nach dem Homer soll es eine schwarze, runde, zwiebelartige Wurzel seyn, deren Stängel eine weiße Blume trägt, und nur selten gefunden wird; Andere geben die Blume davon gelb an. Mit dieser Blume begab sich nun Ulysses zu

Circe und wurde durch die Kraft derselben erhalten. Er zeugte auch nachher einige Kinder mit derselben; und Juno verwandelte sie zuletzt in einen Vogel, welcher Torquilla, Dreh- oder Wendehals genannt wird. Nach ihrem Tode erhielt sie den Namen Marica und hieß die Göttin des Minturnischen See's. Ferner erzeugte er mit der Perseus die Medea und Absyrthus oder Aegialeus. — Mit der Ocyrrhoe, einer Nereïde, dem Phasis, welcher die Stadt seines Namens in Colchos erbauete, die auch Phäschis, Fazo, Fasso oder Phazzeth genannt wird. — Mit der Leucothoe, den Thersanon. Mit der Venus die Rhodos. Mit seiner Tochter, der Rhodus, den Ochimus, den Cercaphus, nach welchem die Rhodierinnen Cercaphidae genannt wurden. Er wird auch für des Poleades Sohn ausgegeben. Den Macar, Actis, Tenages, Electryo, Triopas, und den Candaules, welcher König in Lydien war und eine sehr reizende Gemahlin besaß. Zu dieses Königs Zeiten lebte in Lydien ein Schäfer mit Namen Gyges. Bei einem starken Gewitter und Erdbeben, welches einst entstand, sah Gyges bei dem Zerplatzen und Bersten des Bodens eine Höhle; er ging hinein und gewahrte darin unter andern Dingen ein Pferd von Erz, in dessen Bauch ein Fenster gemacht war, wodurch er den Leichnam eines großen Mannes erblickte, welcher in dem Pferde verborgen lag. Dieser trug einen sehr glänzenden Ring am Finger, welchen Gyges, nachdem er das Fenster geöffnet und sich in den Bauch des Pferdes begeben hatte, abzog und mitnahm. Dieser Ring, gegen den Leib gehalten, machte unsichtbar. Da nun Giges die Kräfte des Rings erprobt hatte, so machte er sich desselben zu Nutze, und brachte durch dieses Kunststück nicht allein große Reichthümer, sondern auch Ansehen

zu wege, so daß er des Candaules Freund wurde. Dieser verheimlichte ihm nicht die Reize seiner Gemahlin, und stellte ihn einst hinter eine Wand, als sie sich entkleidete. Die Königin entdeckte aber die Gefälligkeit ihres Gemahls gegen seinen Freund, und erzürnte sich so sehr darüber, daß sie einst den Gyges rufen ließ, und ihm die Krone und ihre Hand anbot, wenn er den Candaules, ihren Gemahl, auf die Seite schaffen würde. Gyges vollführte diesen Auftrag ohne gesehen oder entdeckt zu werden, und wurde König an seiner Statt; so erzählt es Plato (de Republica). Die übrigen Kinder des Sol waren Mausoleus, König in Carien und Gemahl der Artemisia, welche nach seinem Tode ihm das unter dem Namen Mausoleum erbaute Grabmal setzen ließ, welches unter die Wunderwerke der Welt gezählt wurde, s. Th. 86, S. 165. Jalysus, Lindus und Camirus, welche Städte nach ihrem Namen auf der Insel Rhodus erbaueten. Hemithea und Angeronia. So weit seine Genealogie.

Die Tempel des Sol standen 1) auf der Insel Thrinacria, wo er seine eigenen Herden hatte, welche die Nymphen und Horen hüteten. Homer führt sieben Herden Rinder und sieben Herden Schaafe, wovon jede 50 Stück enthielt, an. Auf der Insel Aeäa weideten seine weißen Rosse, und eine andere Herde weidete auf dem Pierischen Gebirge. 2) In Heliopel oder nach dem Hebräischen On, zwischen dem Nil und rothem Meere, Menphis gegenüber. 3) In Lybien; denn die Lybier verehrten nach dem Herodot nur die wohlthätige Sonne und den Mond. 4) In Rom, in der 4ten Region der Stadt, von dem Sabinischen Könige Tatius aufgebaut und angeordnet, und dann in der 7ten und 14ten Region von Kaiser Aurelian errichtet. 5) In Persien, weil die alten Perser auch die Sonne und den Mond

verehrten. — Man bildete ihn ab oder stellte ihn dar auf einem vierspännigen goldenen Wagen, mit vier geflügelten Pferden, fahrend, welche ein rosenrothes Feuer von sich warfen, und mit goldenen Zäumen regiert wurden. Dieser Wagen war ein Meisterstück des Vulkan. Die Alten glaubten, er tauche sich, wenn es Abend wird, in das Weltmeer, und Virgil in seiner Georgica III. sagt: Praecipitem Oceani rubro lavit aequore currum, welches Kleist so giebt:

„Die Sonne taucht sich bereits
Ins Meer — und Fluth und Himmel schien
Im Feuer zu glüh'n."

Und Gesner beschreibt den völligen Untergang sehr malerisch. Ich sah noch den Phöbus, wie er hinter den Streifen jener Berge sich verlor, er lachte das letzte Mal zurück durch den leichten Nebel, der wie ein goldener Flor entfernter Weinberge, Haine und Fluren glänzend umschlich; die ganze Natur feierte im sanften Wiederscheine des Purpurs, der aus streifigten Wolken flammte, seinen Abzug. Die Vögel sangen ihm das letzte Lied, und suchten gepaart die sichern Nester. Der Hirt von längerem Schatten begleitet, bließ, nach seiner Hütte gehend, sein Abendlied. 2) Mit strahlendem Gesichte und einem Schlüssel in der Hand; 3) auf einem strahlenden Wagen in den Wolken, mit dem Thierkreise umgeben; 4) als Brustbild, mit einem brennenden Rade auf der Brust, den Schlüssel gegen die Brust haltend; auf diese Weise wurde er zu Rom verehrt; 6) mit zwei Fackeln; 7) mit goldenen Haaren und einer Krone mit zwölf Strahlen, die Monate anzudeuten. Man findet ihn so zu Rom auf einer Marmortafel, die Hieronymus Alcander weitläuftig beschrieben hat; 8) in einen rothen Mantel gehüllt, sich mit der rechten Hand auf ein goldenes Rad stützend; 9) in Persischer

Kleidung, mit einem Löwengesicht, in beiden Händen die Hörner einer Kuh zusammendrückend; 10) mit Hörnern, in Phrygischer Kleidung, einem Löwengesichte, mit den Füßen auf einem Globus stehend, aus welchem sich eine Schlange empor und um den Leib des Sol windet oder schlägt, und ihren Kopf gegen seinen Mund hält. In der Hand hält er einen Schlüssel gegen die Brust; von seinen vier Flügeln stehen zwei in die Höhe und zwei sind gegen die Erde gerichtet;*) 11) mit einer Schale in der Hand auf einem Schiffe stehend; 12) als ein Jüngling in Phrygischer Kleidung, mit einem Ochsenhaupte in der Hand; 13) gewaffnet, mit einem Stabe in der Rechten, worauf ein Mensch steht, und in der Linken drei Blumen haltend; 14) zwischen zwei Gefangenen, die auf dem Boden sitzen. Die Rechte in die Höhe gehoben, und in der Linken einen Globus. — Was nun die Opfer, die man ihm darbrachte, anbetrifft, so bestanden sie in Pferden. Der Hahn und das Pferd waren ihm heilig, jener wegen seiner Wachsamkeit, dieses wegen seiner Schnelligkeit. Bei den alten Schriftstellern kommt er unter folgenden Namen vor: Methra, Mithram, bei den Persern: Osiris, Serapis, Heliopolitanus, Invictus, Moderator, der Beherrscher und Regierer der Dinge, der Vorsteher des menschlichen Lebens (Vitae humanae praeses). Leoniformis oder der Löwenähnliche; Frater lunae, des Mondes Bruder; Hecatos, Lampas Coeli, die Himmelsleuchte; Genita-

*) Conspicitur ibi imago, corpore humano, capiteque leonino; pedibus insistit globo, ex quo serpens egressus ejus corpus circumplicar, ejusque ori caput immittit; simmlacrum manibus pectori admotis claves tener, alae quatuor humeris haerent, quarum binae vessus coelum, totidemque versus terram tendunt. Montfauc. Antiq. T. I.

lis, als eine Anspielung auf die Geburt des Menschen, weil er bei derselben zuerst das Licht erblickt; Gradivus, wegen der Bahn, die er läuft; Pater tempestatum, der Vater oder Beherrscher der Zeiten (Rex anni); Claviger, der Schlüsselführer; Pulcher, der Schöne; Rex astrorum, der Sternenkönig, oder Beherrscher der Sterne, wie ihn Ovid, Met. II. 1. beschreibt; Igneus, der Feurige; Ignicomus, der Goldlockige; Rex ignis, Ignivomus, Flammiger; Croceus, Auneus, Nitidus, der Glänzende; Primus Deum, der erste Gott; Titan, Lucifer; Dux, Mundiperans, der Weltregent; Indagator, der Allessehende; Frugifer, der Fruchtbringende; Alebrius Vitae dator, der Urheber des Lebens; Immaculatus, die helle Sonne; Omnipotens, der Allmächtige; Omnipraesens, der Ueberallgegenwärtige; Radiosus, der Strahlende; Pater Aurorae; Sangus, der Beschützer der Treue; Aquilustrius; Quaestor Justitiae, der Richter der Gerechtigkeit; Excelsissimus, der Höchste; Trossulus equirius, der schön zu Pferde sitzt; Circanaeus ales, der seine Bahn durchfliegt; Aglabalus, bei den Phöniciern; Magnus; Indefessus, der Unermüdete; Heliogabalus, von seinem Tempel in der 7ten Region, den Antonius Varus gebauet hatte, und wo vorher die Aedes des Pluto gestanden; Gratiosus, der Angenehme, Gütige; Curulis, Rector plaustri; Leucadius oder Neritius, von der Acarnanischen Halbinsel Neritis oder Leucadia; Hyperion; Indugena, der von Geburt schön ist; Almus, der Gütige; Hyperionides; Rhodius, der Rhodier, wel-

ches Volk ihm zu Ehren durch den Chares aus Lindus den berühmten Kolossus errichten ließen, welches eine Bildsäule 70 Fuß hoch und von Erz gegossen war, und 300 Talente kostete. Die beiden Füße waren ausgespannt, so daß ein Schiff mit aufgespannten Segeln durchfahren konnte. Es wurde für ein Wunderwerk der Welt gehalten und durch ein Erdbeben im Jahre 218 vor Christi Geburt umgeworfen. Im Jahre 651 oder nach Andern 655 schlug es ein Armenischer Kaufmann in Stücke und führte das Erz auf 900 Kameelen hinweg. Angenommen ein Kamel trage 15 Centner, so wog die Bildsäule in Erz 13,500 Pfd. Dieser Koloß hatte auch noch den Nutzen den Schiffen den Weg zu weisen, indem man ihm eine brennende Leuchte in die Hand gab. **Purpureus, Roseus, Coruscus**, von der Abendröthe; **Auxiliaris**, der Helfende; **Lucens**, weil die Sonne alle Tage neu erscheint; **Phoebus**, welches der gewöhnliche Name dieses Gottes, war, das Lebenslicht, der Unbefleckte, der Weissagende; **Vaticinans**, der Wahrsagende; **Moderator et Dux horarum, temporum**, der dem Jahre vorsteht; **Sinistumus noctis**; **Fidicen**; **Apollo**, nach diesem Namen wird er von Einigen für eine und dieselbe Gottheit mit dem Apollo, dem Gott der Musen, gehalten; allein aus dem bisher Angeführten wird man das Gegentheil hinlänglich ersehen.

In der Chemie oder bei den Chemisten, ist Sol das Gold, und bekommt dieses ☉ Zeichen. — Was die Verehrung des Sol, als Sonne, und was deren Eigenschaften anbetrifft, s. unter Sonne. — In der Musik oder bei dem Musiker ist Sol die fünfte unter den Guidonischen Musiksylben. Diesen Namen führt auch der G Schlüssel.

Sola, ein kleines Ostindisches Gewächs, welches man nur unter diesem Namen in älteren Wörterbüchern verzeichnet findet, und das wegen seines Stengels sehr in seinem Vaterlande geschätzt wird. Dieser ist von verschiedener Dicke, nach Beschaffenheit des Erdreichs, worin er gewachsen; der dickste füllt eine geschlossene Hand oder soll diese Dicke haben; seine Höhe ist 3 bis 4 Fuß, auch wohl darüber, und auch darunter. Seine Hülle oder Haut ist gelbbräunlich, und seine innere Substanz ist weich, zart, weiß, schwammicht und daher sehr leicht, fast dem Marke des Hollunders gleich, aber weit fester. Man macht daraus allerhand Zierrathen, Blumen ꝛc., so auch Dochte für die Lampen, und zu Kohlen gebrannt, dient er statt des Zunders. Wahrscheinlich ist dieses Gewächs unter einem andern Namen in der Botanik bekannt, unter dem angeführten, mit den genannten Eigenschaften, finde ich dasselbe, wie schon gesagt, nur in mehreren alten Wörterbüchern der Wissenschaften und Künste.

Solaken, bei den Türken, diejenigen unter den ehemaligen Janitscharen, welche Bogen und Pfeile führten. Sie machten die Leibwache des Sultans aus.

Solanapfel, eine Benennung des Liebesapfels, s. unter Solanum.

Solanus, eine Benennung des Windes, welcher aus dem Osten oder Morgen bläset.

Solanum, der Lateinische Name des Nachtschattens, einer bei uns einheimischen Pflanze, wie das Bittersüß, Solanum Dulcamarum Linn., welches auch mehrere andere Namen führt; und des Saukrautes oder gemeinen Nachtschattens, Solanum nigrum Linn. ꝛc.; s. den Art. Nachtschatten, Th. 100, S. 250, wo auch bemerkt worden, daß das Wort Nachtschatten von allen neuern Deutschen Botanikern als ein Gattungsname für alle Arten der

Pflanzengattung Solanum Linn. angenommen worden; und daher gehört hierher auch die Kartoffel, Solanum tuberosum, die Eyerpflanze, Solanum melongena, der Liebesapfel, Solanum Lycopersicum ꝛc. ꝛc.; s. den angeführten Theil, S. 260 u. f. und 266 u. f.

Solarium, bei den Alten, eine Sonnenuhr, dann aber auch ein Saal oder ein ähnliches Gemach, ein ähnlicher Raum, ein Obertheil eines Hauses, wo man auch im Winter das volle Sonnenlicht haben konnte. Es hat den Namen von Sol, hat es aber den Namen von Solum, oder wird es von diesem Worte abgeleitet, hergenommen, so bedeutet es eine Abgabe, die Jemand von einem Hause geben mußte, das auf einem freien Platze erbauet worden. In Rom hieß auch ein besonderer Ort ad Solarium, vermuthlich weil eine Sonnenuhr daselbst angebracht gewesen. Es finden sich an diesem Orte gewöhnlich Leute von Stande ein, um sich zu erholen.

Solato, Jselotte, eine Türkische Silbermünze. Man hat deren alte und neue; die ersten gelten 90, die andern 80 Asper.

Sola-Wechsel, eigener Wechsel, trockener Wechsel, unförmlicher, uneigentlicher Wechsel; Lat. Litterae, s. Tesserae cambiales; Cambium siccum, s. proprium; Fr. Lettre de change propre, Rentenier; Engl. Letter of exchange, Bill of exchange; Ital. Lettera di Cambio, ein von dem Aussteller auf sich selbst zahlbar gestellter Wechsel. Die Ausdrücke unförmlicher oder uneigentlicher Wechsel, beziehen sich darauf, daß vormals nur die trassirten Wechsel üblich waren, und daher wurden diese auch eigentlich förmliche Wechsel genannt, hingegen die eigenen Wechsel, unförmliche, weil sie erst später eingeführt wurden. Bei dem eigenen Wechsel macht der Aussteller, wie schon

oben erwähnt, sich anheischig einen eigends ausgestellten Wechsel zur Verfallzeit nach Wechselrecht zu bezahlen. Die Erfordernisse zu einem eigenen Wechsel bestehen in folgenden Punkten. 1) Die Ueberschrift, welche nicht nur den Ort, Tag, Monat und Jahr, an welchen der Wechsel ausgestellt worden ist, sondern auch den Betrag des Wechsels im Gelde (mit Ziffern ausgedrückt) auch Anzeige der Geldsorten, in welchen die Zahlung geschehen soll, und die Bemerkung, obes ein Sola- oder Prima-Wechsel sei, enthält. — 2) Der Inhalt selbst, welcher begreift: a) den Ausdruck des Wortes Wechsel, ist aber statt dessen der Ausdruck, nach Wechselrecht, gebraucht worden, so soll dieses eben so gültig seyn. b) Die Verfallzeit oder der festgesetzte Zeitpunkt, in welchem der Wechselaussteller die darnach übernommene Verbindlichkeit erfüllen will oder muß. Dieser Zeitpunkt wird gewöhnlich vom Tage der Ausstellung an gerechnet; indessen schadet es auch der Kraft eines Wechsels nicht, wenn man in demselben, entweder eine festgesetzte Aufkündigungszeit angiebt; z. B. drei Monate nach der beiden Theilen frei bleibenden Aufkündigung, oder sogleich die Verfallzeit anzeigt, wenn man z. B. statt der in folgendem Formular erwähnten sechs Monate vom 23sten April an, sogleich den Termin der diesfalsigen Verfallzeit, also den 23sten October setzt. — c) Den Namen des Gläubigers, und, um wieder verhandelt (indossirt) werden zu können — mit dem Ausdrucke: oder dessen Ordre. Indessen macht die Unterlassung des letzteren Beisatzes nach den Churfächsischen oder Königlich Sächsischen und einigen andern Verordnungen bei eigenen Wechseln kein Hinderniß zum Indossament. — d) Die zu bezahlende Summe Geldes mit Buchstaben ausgeschrieben, nebst den Geldsorten. In jedem Wechsel sollte, so viel immer möglich, die Zahlungssumme in einer Linie

enthalten seyn. — e) Die Verbindlichkeit solche zu zahlen. — f) Der Ausdruck der Valuta oder des Werthes, welchen der Aussteller bei Ablieferung des Wechsels erhalten hat, ob er nämlich in baarem Gelde, Waaren oder Rechnungen bestanden. — g) Im Fall ein Wechselgericht im Orte vorhanden ist, wird die Klausel der Unterwerfung unter Wechselgericht beigesetzt. Nach dem Königlich Sächsischen Rechte ist es für den Gläubiger sehr räthlich, die Beisetzung dieser Klausel zu verlangen, weil ihm sonst die Auswirkung eines Kapturbefehls zur Last zu fallen scheint.

3) Die Unterschrift enthält: a) zur rechten Hand den Vor- und Zunamen des Wechselschuldners oder Ausstellers eigenhändig, und im Fall er nicht schreiben kann, muß er durch eine andere Person mit Beisetzung eines Zeichens + seinen nöthigen Tauf- und Familiennamen unter den Wechsel setzen lassen, doch ist im letzteren Falle nothwendig, diese fremde Unterschrift durch ein gerichtliches Protokoll beurkunden zu lassen. Im Fall der Wechsel nicht eigenhändig geschrieben worden, wird zur Vorsicht noch nöthig, auch nach einigen Gesetzen verordnet, daß derjenige, welcher ihn unterzeichnet, die Summe, welche der Brief enthält, noch einmal wiederhole, z. B. Gut für Sechstausend Gulden ꝛc., wo solches die Summe des Briefes ist, und dann erst unterschreibt. Eigentlich soll aber bei eignen Wechseln nicht nur die Unterschrift, sondern auch der ganze Wechsel vom Aussteller selbst geschrieben seyn. — b) Zur linken Hand die Annahme des Wechsels, unter Wiederholung der namentlichen Unterzeichnung des Schuldners (dieser letztere Punkt ist jedoch nicht durchaus wesentlich erforderlich) und Benennung des Wohnorts, zuweilen auch mit dem weitern Beisatze: oder allen Orten, wo ich anzutreffen seyn werde. Um des Abschwörens willen ist die Untersieglung nicht unnütz.

Was das Formular dieser Wechselbriefe anbetrifft, bei welcher in der Regel nur zwei Personen, der Ausstellen oder Schuldner und der Inhaber oder Gläubiger, an welchen er bezahlt wird, vorkommen, pflegt nach folgender Form ausgefertiget zu werden:

Berlin, den 20sten May 1830.

200 Rthlr. Friedrichsd'or.

Drei Monat nach Dato zahle ich Endesgenannter, gegen diesen meinen Sola-Wechsel, an die Ordre des Herren Banquier Meyer die Summe von zweihundert Thalern in Friedrichsd'or. Valuta habe ich richtig und baar erhalten, und verspreche zur Verfallzeit richtige Bezahlung nach Wechselrecht.

August Wilhelm Schenk.

An mich
August Wilhelm Schenk,
aller Orten, wo ich anzutreffen bin.

— 700 Rthlr. Cour. — Leipzig, den 12. Jan. 1830.

Auf diesen meinen Sola-Wechsel verspreche ich Endesunterschriebener, zur Leipziger Ostermesse dieses Jahres, an Herren Jakob Humbold oder dessen Ordre zu bezahlen die Summe von Siebenhundert Reichsthalern, schreibe 700 Rthlr. Cour., den Werth in Waaren erhalten.

Friedrich Hennig.

Stuttgard, den 23. April 1829, Fl. 1000 Reichswhg.

Sola.

Gegen diesen meinen Sola-Wechselbrief zahle ich, von heute an in sechs Monaten, an Herren Friedrich Reinhard oder dessen Ordre die Summe von Eintausend Reichsgulden, den Werth habe ich baar empfangen, leiste zur Verfallzeit richtige Zahlung, unterwerfe mich dem Königl. Würtembergischen Wechselgerichte, und nehme Gott zu Hülfe.

Joh. Peter Helion.

Auf mich selbst:
Joh. Peter Helion
in Stuttgard,
oder aller Orten, wo ich anzutreffen seyn werde.

Ein solcher eigener Wechsel wird in Frankreich Billet de change genannt und lautet wie folgt:

Je paierai au vingt du mois prochain, au Sieur Etienne Maurepas, marchand de cette ville, ou à son ordre, la somme de deux mille Francs, Valeur reçue en argent comptant. à Paris le Juin 2. l'an 1828.

Jean Aimé du Titre.

In England lautet ein solcher Wechsel:

Leipzig, Aug. 5. 1820.
for. 500 Dollars.

Three Months after Date pay this my valid Bill of Exchange to Mr. Charles Fikle or Order, the Sum of Five Hundred Dollars, at Forty Pence Sterl. per Dollar, for the Value of himself, and place it to Acct. as per Advice from

Sir

Yours

David Handsome.

To Mr. Thomas Thale
in Bristol.

Im Falle zu der Wechselverbindlichkeit noch besondere Nebenverträge hinzugekommen sind, so werden sie mit kurzen Worten beigefügt, z. B. a) Wenn der Wechselbrief mit einer Bürgschaft versehen werden soll, so muß auch der Bürge ihn unterschreiben. Zur Bürgschaft gehört die Beisetzung der Formel.

In Mangel der Zahlung zahle ich den Inhalt nach Wechselrecht als Selbstschuldner.

Joseph Hallbaum

oder ausführlicher:

Für die Sicherheit der in diesem Wechselbriefe verschriebenen Summe von Eintausend Gulden, nebst den verfallenen Zinsen verbürge ich Endesunterschriebener mich dergestalt, daß im Fall Herr Helion zur Verfallzeit nicht richtige Zahlung leistet, sich der Innhaber dieses Wechsels an mich als Schuldner zu halten haben soll, nach Wechselrecht.

Joseph Hallbaum.

Diese Bürgschaft kann entweder in einer besonderen Urkunde, oder dergestalt geschehen, daß solche gleich unter den Wechsel gesetzt wird, welches Letztere avallum genannt zu werden pflegt. Die erste Art ist lediglich nach gemeinen Rechten zu beurtheilen; das avallum (aval) bewirkt aber in Ansehung der wechselseitigen Personen die Wechselverbindlichkeit, und verpflichtet den Bürgen eben so, wie der Wechsel den Hauptschuldner, in so fern nicht hier und da besondere Gesetze ein anderes verordnen. b) Wenn der Aussteller durch Verpfändung seines Vermögens noch besondere Sicherheit geben will, wird die Formel: Unter Verpfändung meines Vermögens beigesetzt; in diesem Falle muß aber in manchen Orten die obrigkeitliche Bestätigung hinzukommen, oder am Ende des Inhalts eine Cession mit den Worten: „Zu mehrerer Sicherheit verpfände ich obgedachten meinem Herrn Gläubiger mein mir eigenthümlich zugehörendes Wohnhaus in der Fürstenstraße (hier wird denn dieses Aktivum noch näher beschrieben) — welches im Nichtzahlungsfalle, so viel zum Abtrage des Wechselkapitals, Zinsen und Kosten von Nöthen, ich hiermit förmlich cedire. c) Soll ein Interesse bezahlt werden, so kann dasselbe entweder im Wechselbriefe nicht ausdrücklich angezeigt und gleich zur Hauptsumme gebracht werden (welches

aber in Frankreich verboten ist) oder wird dasselbe ausdrücklich gedacht; z. B. mit Interesse zu fünf vom Hundert. Die Zinsen sind ein Zuwachs zur Kapitalschuld, was also bei dem Wechselkapitale selbst Rechtens ist, das ist auch in der Regel bei jenen Rechtens. Gesetzt also es seyen Jemanden 1200 Fl. in Species Dukaten, jeden zu 5 Fl. 24 Kr. gerechnet, zu 6 oder 7 Prozent jährlichen Zinses geliehen worden, so muß der Schuldner auf die Verfallzeit nicht nur das Kapital in Spec. Dukaten entrichten, sondern auch die Zinsen, wenn gleich der Spec. Dukaten zur Zeit der Zahlung einen äußerlichen Werth von 5 Fl. 30 Kr. oder 5 Fl. 46 Kr. Silbergeld haben sollte; in so fern nicht etwa ein andres zwischen den Contrahenten ausgemacht ist. Eigene Wechselbriefe unter den erwähnten Modifikationen würden dann folgender Gestalt lauten:

Wien den 17. May 1804. für Fl. 1600 in Franz. Thalern zu Fl. $2\frac{3}{4}$, nebst Zinsen zu 5 Procent.

Prima.

Sechs Monat von heute zahle ich gegen diesen meinen Prima-Wechselbrief an Herrn Albert Thierry oder dessen Verordnung, die Summe von Eintausend Sechshundert Gulden in Französischen Thalern zu Zwei und Dreiviertel Gulden, nebst fünf vom Hundert jährliches Interesse. Den Werth habe ich baar empfangen, leiste zur Verfallzeit richtige Zahlung nach Wechselrecht, unter Verpfändung meines Vermögens, so viel hierzu von Nöthen, und nehme Gott zu Hülfe.

Friedrich Baumgärtner.

Auf mich selbst

Friedrich Baumgärtner zu Wien — In Mangel der Zahlung zahle ich nach Wechsel-

oder wo ich anzutreffen recht als Selbstschuldner
seyn werde. Joseph Buirette.

Zu mehrerer Sicherheit des Gläubigers dient die Entsagung des Schuldners auf die verschiedenen rechtlichen Ausflüchte, nach folgendem Beispiele:

Leipzig, den 20. Juny 1825. 3000 Rthlr. in Golde, nebst Interesse à 6 Procent.

Erster.

Sechs Monat von heute an zahle ich Endesunterschriebener gegen diesen meinen Ersten Wechsel an Herrn Aloys Dittmar oder dessen Verordnung, die Summe von Dreitausend Thalern in vollwichtigen Louisd'ors zu fünf Thalern; den Werth habe ich von demselben in guten, tüchtigen Waaren erhalten. Ich verzinse diese Summe bis dahin mit sechs vom Hundert, begebe mich aber aller deshalb zu machenden Ausfluchten des nicht richtig empfangenen Werthes, 1) der Verletzung über die Hälfte, 2) der Verjährung, 3) der Moratorien, 4) der Meß- und Marktfreiheiten, 5) der Deposition oder wie sie auch sonst Namen haben mögen, unterwerfe mich aller Arten der Strenge des Leipziger Wechselrechts, leiste zur gesetzten Zeit richtige Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe.

Eberhard Wacker.

Auf mich selbst
Eberhard Wacker in Leipzig
und allen Orten, wo ich anzutref-
fen seyn werde.

Hat nun ein Wechselgläubiger seinem Schuldner das in seinem Wechsel verschriebene Kapital nicht baar gegeben, sondern es rührt die Ausstellung des Wechsels aus einem Waarenhandel oder Negoce her, wovon der Schuldner behaupten kann, daß ihm die gelieferten

Waaren weit über ihrem wahren Werthe und zwar noch einmal so theuer angegeben und gerechnet wären, so ist er zu einer Wiederklage berechtiget, die er aber durch Verzichtleistung auf diese Ausflucht sich begiebt; auch kann er zu einem Landesherrlichen Freiheitsbriefe, Moratorium, eiserner Brief, genannt, s. diesen Artikel, Th. 93, S. 763 u. f., seine Zuflucht nehmen, wodurch er auf eine gewisse Zeit von seinen Gläubigern gesichert ist, und seine Geschäfte ungehindert betreiben kann. Die sogenannte Marktfreiheit kommt überhaupt allen und jeden Wechseln zu gute; nur dann findet sie nicht weiter statt, wenn entweder der Aussteller des Wechsels derselben ausdrücklich entsagt hat, oder wenn die Verfallzeit auf einen gewissen Tag in der ersten Meßwoche festgesetzt worden ist, weil letzteres allezeit, sowohl nach Königl. Sächsischen, als auch nach gemeinen Rechten für eine stillschweigende Entsagung der Meßfreiheit angesehen wird, welche Entsagung jedoch nur so viel bewirkt, daß der Wechselschuldner bei entstehender Zahlung in den folgenden Messen mit Arrest belegt werden kann, da diese hingegen in der Messe, da der Wechsel verfällt, von keiner Wirkung ist. Hierdurch begiebt sich ein Wechselaussteller der gerichtlichen Hinterlegung des Wechselinhalts an Kapital, Zinsen und Kosten, und muß Alles sogleich an den Inhaber des Wechsels selbst berichtigen. Ferner wird dadurch dem Schuldner die Gelegenheit benommen, wegen vermeintlicher Gegenforderungen an den Creditor, wenn sie noch nicht liquid sind, gewissermaßen auf dessen Wechselforderungen Arrest zu legen, und muß gegen seinen Gläubiger auf den gewöhnlichen Rechtswegen klagen, ohne daß dieser eine Sicherheitstellung, wenn er den Prozeß verlieren sollte, bestellen darf. An dem Ende des obigen Wechsels wird dann beigesetzt:

„Ich agnoscire meine Unterschrift und gelobe noch

einmal zur oben gesetzten Zeit richtige Zahlung zu leisten. Leipzig, den 16. July 1825.

Eberhard Wacker.

Diese Anerkennung der Unterschrift muß aber, wie hier, später geschehen, als der Wechsel ausgestellt wird, sonst hat sie keine Kraft. Auf einen solchen agnoscirten Wechsel wird gleich auf Arrest erkannt.

Ist in dem Wechsel eine solidarische Verbindlichkeit enthalten, welche anzeigt, daß dem Wechselinhaber das Recht zustehe, unter mehreren Schuldnern seine Schuldforderung, von wem er wolle, zu verlangen, obgleich nur der eine der Haupt- oder eigentliche Schuldner oder auch jeder zu seinem Antheile nur der Schuldner ist — so muß in demselben der Ausdruck: „Einer für Beide oder Beide für Einen, und wenn mehr als zwei ihn ausgestellt haben: Einer für Alle, Alle für Einen gebraucht werden, indem, wenn dieser fehlte, die bekannte Rechtswohlthat der Vertheilung statt finden würde.

Berlin, den 16. Oktober, 1820.

300 Thaler in Preuß. klingend. Courant.

Von Dato über sechs Monat zahlen wir Endesunterschriebene, Alle für Einen und Einer für Alle, also in Solidum, an den Herrn Banquier Friederich Beneke allhier oder dessen Ordre, die Summe von|300 Rthlrn., sage drei hundert Thaler in Preußischem klingenden Courant. Valuta haben wir richtig und baar empfangen. Wir verzinsen diese Summe bis dahin mit 6 Prozent, unterwerfen uns allenthalben der Strenge des Preußischen Wechselrechts, und leisten zur gesetzten Zeit richtige Zahlung.

Johann Martin Wenzel.
Christian Andreas Schuft. ꝛc.

An uns selbst
aller Orten, wo wir
anzutreffen sind.
Johann Martin Wenzel
Christian Andreas Schuft ꝛc.

Stuttgard, den 20. Mai 1820. für Fl. 2000 —
Reichswhg.

Sola.

Gegen diesen unsren Sola-Wechsel zahlen wir Endes-Unterschriebene, Einer für Beide, und Beide für Einen, mithin in Solidum, von heute an über ein Jahr an Herrn Martin Brugger oder dessen Verordnung, die Summe von Zweitausend Gulden Reichswährung, den Werth baar empfangen, wir leisten zur Verfallzeit gute Zahlung, und unterwerfen uns dem Königl. Würtembergischen Wechselgerichte.

Ferdinand Rather.
Philipp Folgegern.

An uns selbst
aller Orten, wo wir
anzutreffen sind
Ferdinand Rather
Philipp Folgegern.

Die Wechsel, die von einer Gesellschaftshandlung ausgestellt werden, machen alle Theilnehmer derselben nach Wechselrecht verbindlich, und es bedarf daher bei diesen des Ausdrucks in Solidum nicht, weil die Theilhaber einer Societät gewöhnlich für alle Geschäfte ihrer Handlungen in Solidum haften müssen; daher pflegt gewöhnlich nur einer der Interessenten im Namen der ganzen Gesellschaft zu unterzeichnen und in der Ordnung sollte bei jeder Errichtung einer solchen Handlung in dem Berichtschreiben angezeigt werden, daß Einer für den Andern jede Verbindung

als von ihm selbst eingegangen erfüllen wolle. An solchen Orten, wo die Wechselgesetze verordnen, daß die Unterschrift nur eines Compagnon zur Sicherheit des Gläubigers nicht hinlänglich ist, und dieser gegen den nichtunterschriebenen Compagnon, wenn auch unter der Handlungsfirma ein solcher trockener Wechsel ausgestellt worden, nicht wechselmäßig seiner Zeit verfahren könne, hat der Wechselnehmer den Wechsel von jedem Gesellschafter eigenhändig unterschreiben zu lassen. Die Einwendung eines Handelsgesellschafters, daß die Wechselsumme seinen zur Handlung gegebenen Fond übersteige, kann ihn von der strengen Wechselverbindlichkeit nicht befreien. Zuweilen ereignet sich der Fall, daß eine Societät, oder Compagnieschaft, in welcher der Fond durch Aktionairs hergeschossen ist, Kapitalien auf Wechsel negocirt; dann stellen diejenigen, welche von der Gesellschaft zu Direktoren oder Faktoren ernannt sind, und denen die Firma übertragen ist, unter dieser den Wechsel aus; beim Ausbleiben der Zahlung kann dann die Execution nur auf das Vermögen oder den Fond der Societät, nicht aber auf die Personen, die im Namen der Gesellschaftshandlung unterzeichnet haben, gesucht werden.

Hier ist nun noch ein Unterschied zwischen Meß- und Nichtmeßwechsel zu machen. Von den Nichtmeßwechseln, von denen bisher die Rede gewesen, unterscheiden sich die Meßwechsel. In diesen Letzteren, deren Zahlungstag die Meßordnungen bestimmen, muß im Inhalte der Ort und die Benennung, in welcher Messe, und bei der Unterschrift der Name des Meßorts und das Quartier des Ausstellers angegeben werden. Ist der Aussteller nicht persönlich an dem Meßorte, so muß er einen Mann benennen, bei welchem der Wechselinhaber sich wegen der Wechselzahlung melden kann. Hier ein Beispiel.

Frankfurt a. M., den 14ten März 1820. für Fl. 1200 — im Conv. Fl. 24 Fuß.

Sola.

Gegen diesen meinen Solawechsel zahle ich Endesunterschriebener zur Frankfurter Herbstmesse dieses Jahres an Herrn Maximilian Wallbaum oder dessen Ordre, die Summe von Zwölfhundert Gulden in Conventions Fl. 24 Fuß; den Werth habe ich in guter, selbst erhandelter Waare richtig erhalten, und verspreche auf die festgesetzte Zeit richtige Zahlung nach Wechselrecht.

Wilhelm Sabinus.

An mich selbst
zur Zahlungszeit in Frankfurt a.
M. im goldenen Lämmlein
oder wo ich sonst anzutreffen bin.
Wilhelm Sabinus.

Frankfurt a. d. O., den 12. October 1823.

500 Thaler kl. Preuß. Courant.

Gegen diesen meinen Sola-Wechsel zahle ich Endesunterschriebener zur kommenden Ostermesse 1824, an den Herrn Friedrich Schadt oder dessen Ordre die Summe von Fünfhundert Reichsthalern in klingendem Preußischen Courante, nebst Zinsen zu fünf Procent; den Werth habe ich in Waaren erhalten und verspreche zur Verfallzeit richtige Bezahlung nach Wechselrecht.

Philipp Drewes.

An mich zur Verfallzeit
aller Orten, wo ich an-
zutreffen bin.
Philipp Drewes.

Gewöhnlich hält man diese Meßwechsel für eine der ältesten Arten von Wechseln, welche die Kaufleute, die ehemals ihren ganzen Handel auf Messen betrieben, unter sich ausstellten. Es waren viele unter ihnen,

welche die gekauften Waaren nicht baar bezahlen konnten, aber doch Kredit hatten. Diese stellten daher Wechsel auf sich selbst an die Ordre dessen, der ihnen Waaren verkauft hatte, aus, und versprachen darin, dieselben in der nächstkommenden Messe mit baarem Gelde einzulösen. Die domicilirten Wechsel, sind Wechsel, welche meist auf Messen gestellt worden, werden an einem andern Orte acceptirt und bezahlt, als in demjenigen, wo der Aussteller eines eigenen Wechsels wohnt, z. B. Ferdinand Bauser in Chemnitz stellt einen Wechsel auf sich selbst, bei Franz Drake und Compagnie in Leipzig domicilirt aus, und bezahlt damit an Philipp Sorgenfrey eine Summe von 500 Rthlrn. in Dukaten zu 3 Rthlr.; er bedient sich dieses Weges zur Zahlung, weil er nicht selbst die Leipziger Neujahrsmesse besuchen wird, und merkt an, daß man die Zahlung bei diesem Leipziger Freunde seinetwegen empfangen werde. Ein dergleichen Papier bleibt bis zur Zahlung ohne Acceptation, es sey denn, der Aussteller befände sich zur Messe in Leipzig, wo allenfalls die nachmalige Acceptation von ihm verlangt werden kann. Drake und Compagnie bleiben hierbei ausser aller Verbindlichkeit. Remtirt ihnen Bauser die nöthigen Fonds, so leisten sie Zahlung; widrigenfalls sind sie zu nichts verbunden. Das Papier geht dann mit Protest zurück, die Giranten halten sich dann Einer an den Andern, bis die Reihe an Sorgenfrey kommt, der seinen Regreß an den Aussteller nimmt. Hier ein Beispiel:

Chemnitz, den 20. November 1831. für Rthlr. 500
in Dukaten à 3 Rthlr.

Sola.

Künftige Neujahrsmesse 1822 zahle ich Unterzogener, gegen diesen meinen Solawechsel, an die Verordnung des Herrn Philipp Sorgenfrey, die Summe von Reichsthalern Fünfhundert in

wichtigen Dukaten zu drei Thalern, den Werth von demselben empfangen; ich leiste gute Zahlung nach Wechselrecht.

Ferdinand Bauser.

Auf mich selbst
Ferdinand Bauser in Chemnitz
zahlbar in Leipzig bei Herrn Franz Drake und Compagnie.

Was das Indossiren, s. Th. 29, S. 678, oder die Uebertragung des Wechsels an einen Dritten anbetrifft, so bedürfen eigene Wechsel, wenn sie indossirt werden, bei der Verfallzeit von Seiten des darin benannten Gläubigers der Vorzeigung zur Acceptation nicht, weil der Aussteller, der zugleich Acceptant ist, den Mann wissen muß, dem er seine versprochene Wechselverbindlichkeit zu erfüllen schuldig ist. Im Allgemeinen ist es jedoch gut, und an mehreren Handelsplätzen, z. B. in Hamburg, sogar nothwendig, die eigenen Wechsel, gleich bei der Ausstellung, von dem Schuldner acceptiren zu lassen. Wenn aber ein solcher Wechsel vom ersten Gläubiger indossirt ist, so muß der Indossat den Wechsel noch vor der Verfallzeit dem Schuldner vorzeigen und von demselben acceptiren lassen, damit der Innhaber erfahre, ob sich der Aussteller zu seiner Unterschrift bekenne. Nicht selten wird die in einem eigenen Wechselbriefe bestimmte Zeit, wenn sie zu Ende läuft, oder auch schon zu Ende gelaufen ist, unter den Wechsel weiter hinausgesetzt. Diese Verschiebung der Zahlung des Wechsels auf eine andere Frist wird die Prolongirung oder Prolongation (Verlängerung) des Wechsels genannt. Soll ein Wechsel prolongirt werden, so muß solches mit Einwilligung des Wechselgläubigers und Wechselschuldners geschehen, und schriftlich beurkundet werden, etwa auf folgende Art in Beziehung auf das oben, S. 193 gegebene Formular:

Den Wechsel von 1000 Fl. auf neue sechs Monate mit unserer beiderseitiger Genehmigung prolongirt. Stuttgart, den 23sten October 1820.

Joh. Peter Helion.
Friedrich Reinhard.

Hat aber der Wechselschuldner allein die Prolongation unterzeichnet, so wird des Wechselgläubigers Einwilligung dazu vermuthet. Wenn in dem Wechsel zugleich von Zinsen die Rede ist, so wird bei der Prolongation ebenfalls erwähnt, daß die verfallenen Zinsen richtig abgetragen werden. Sollten etwa im Wechsel selbst keine Zinsen verschrieben worden seyn, so kann solches alsdann bei der Prolongation noch bedungen und bemerkt werden.

Die Pflicht des Wechselgläubigers ist: 1) Dahin zu sehen, daß der Wechsel in allen Stücken seine rechtskräftige innere und äussere Form erhalte; er muß also zum Beispiel keine Wechsel von solchen Personen annehmen, die nicht wechselfähig sind und keines ansehnlichen Verlages in ihren Geschäften bedürfen, auch darauf halten, daß der Wechsel das enthalte, was er vorschriftsmäßig enthalten muß. — 2) Das in dem Wechsel verschriebene Geld dem Schuldner sofort gegen den Wechsel einzuhändigen; denn wenn das in vier und zwanzig Stunden nicht geschieht, nachdem der Gläubiger den Wechsel genommen, so ist der Schuldner berechtiget, eine Wechselklage gegen denselben anzustellen. — 3) Gleich bei der Verfallzeit auf die Bezahlung zu dringen, und in deren Ermanglung protestiren, s. den Art. Protest, Th. 118, S. 1 u. f., zu lassen, zu klagen oder den Wechsel erneuern, das ist die Bezahlung im Briefe weiter hinaussetzen, prolongiren zu lassen; jedoch geschieht dieses nur in dem Falle, wenn der Wechsel ausserhalb des Gläubigers Aufenthaltsorte bezahlt werden soll oder an einen Dritten indossirt worden. Ist der

Inhaber des Wechsels jedoch gesonnen, sich bloß an den Wechselschuldner zu halten, ohne von dem Regresse gegen den Indossanten Gebrauch zu machen, so hat derselbe auch in diesem Falle nicht nöthig, den Wechsel prolongiren zu lassen. Ohne Prolongation behalten die eigenen Wechsel ihre Kraft nur noch ein Jahr und nur nachher verlieren sie durch die Verjährung ihre Wechselkraft. — 4) Den Wechsel sorgfältig zu verwahren, weil in der Regel Niemand eine Wechselklage anstellen kann, der nicht einen Wechsel in den Händen hat, und der wegen des verlorenen Wechsels entstehende Verzug der Bezahlung und aller übrige daher erwachsende Schaden bloß dem unachtsamen Gläubiger zur Last fällt. — 5) Bei geschehener Zahlung den Brief an den Schuldner wieder (quittirt) auszuhändigen. Sollte der Wechsel indessen verloren gegangen seyn, so ist der Gläubiger verbunden, durch ein besonderes Bekenntniß diesen Wechsel über eine getilgte Schuld für kraftlos und unverbindlich zu erklären; s. Mortifikationsschein, Th. 94, S. 382.

Die Pflicht des Schuldners ist dagegen: 1) Den Wechsel in gehöriger Form auszustellen. — 2) Ihn nicht eher zu überliefern, als bis er das Geld bekommt, wenigstens 24 Stunden darauf zu klagen, wenn der Gläubiger den Wechsel genommen hat, und ihn mit der Zahlung trüglich hinhielte. Ereignet sich jedoch der Fall, daß die Valuta nicht sogleich bezahlt oder vergütet wird, so muß sich dann der Wechselaussteller hierüber von dem Gläubiger ein Bekenntniß in der Form eines eigenen sogenannten Interimswechsels geben lassen. — 3) Zur Verfallzeit promte Zahlung in den gehörigen Münzsorten, und zwar ohne vorherergehende Erinnerung, zu leisten oder mit Bewilligung des Gläubigers den Wechsel zu erneuern. Ist in dem Wechsel ein besonderer Zahlungstermin

ausdrücklich festgesetzt, so ist die Sache für sich schon klar; lautet aber der Wechsel auf eine Messe, so muß man sich nach den auf einzelnen Handelsplätzen eingeführten Zahltagen richten. An einigen, obgleich wenigen, Orten geniessen auch die eigenen Wechsel noch vor der Verfallzeit die sogenannten Respecttage, s. diese, Th. 123. — 4) Muß man sich bei der Wiederbezahlung den Wechsel quittirt zurückgeben lassen, und ihn aufheben oder verwahren; auch kann man ihn vernichten. — 5) Sollte der Wechsel nicht bei der Hand seyn, so kann er das Geld entweder gerichtlich deponiren, bis der Wechsel sich wieder vorfindet, oder sich vom Gläubiger einen Schein wegen der geschehenen richtigen Wiederzahlung geben lassen. Diesen Schein muß er aber sorgfältig aufbehalten, um sich damit, wenn über kurz oder lang der Wechsel wieder aufgefunden und die Bezahlung darauf noch einmal gefordert würde, zu rechtfertigen.

Bei eigenen Wechseln steht es dem Schuldner frei die Zahlung auch noch vor der Verfallzeit zu leisten. An denjenigen Orten, wo öffentliche Banken vorhanden sind, ist es gewöhnlich erlaubt, die Wechselzahlungen auch durch sogenannte Banknoten zu verrichten, welche der Schuldner dem Wechselgläubiger statt des baaren Geldes einhändiget, und welche Letzterer bei der öffentlichen Bank nach Gefallen wieder verwechseln kann. Im Falle sich aber während der Zeit eine Veränderung mit der Münze in Ansehung des innern Gehaltes oder äusserlichen Werthes ereignet hat, so muß dann allemal auf die Zeit der Ausstellung einzig und allein Rücksicht genommen und die Zahlung nach dem Werthe der darin verschriebenen Münzsorte geleistet werden.

Was die Pflichten beider Contrahenten anbetrifft, so müssen dieselben, da die Wechselordnungen in so mancherlei Stücken von einander abweichen, sich diejenige

Wechselordnung bekannt machen, wonach der Aussteller im Nichterfüllungsfalle verurtheilt werden würde. Gewöhnlich wird diejenige zum Grunde gelegt, welche an dem Orte ihre Wirkung hat, wo der Wechsel ausgestellt worden ist, uud diese dient dem Gläubiger zum Wegweiser, wie er auf die kürzeste und vorschriftsmäßige Art zu seinen Rechten gelangen kann und muß. Der Aussteller eines eigenen Wechsels ist übrigens, nach gemeinem Wechselrechte, wie ein andrer Wechselschuldner in Hinsicht auf die Tratten zu behandeln, wozu der Grund allein, und ohne Rücksicht auf die Natur des eingegangenen Hauptgeschäftes, in der freiwillig erwählten Wechselform des Contractes liegt.

Da übrigens die Ausstellung eigener Wechsel keinen Hauptvertrag ausmacht, sondern nur als ein zur Sicherheit des Gläubigers eingegangener Nebenvertrag zu betrachten ist, so kommt es bei ihnen auf eine bestimmte Form eben nicht an, sondern es können statt derselben auch gemeine Schuldverschreibungen gebraucht werden, die entweder die Anfangsworte „Auf diesen meinen Sola-Wechsel zahle ich oder die Klausel des Zahlungsversprechens nach Wechselrecht enthalten. Ein Mehreres über die Wechsel, Wechselverbindlichkeit, Wechselklage ꝛc., s. unter Wechsel, in W.

Handbuch der Wechselkunde 1r Bd., Stuttgart, 1802, S. 21 u. f.

Solcher, ein Fürwort, welches demonstrativ-relativ ist und sich entweder auf ein vorhergehendes oder auf ein nachfolgendes Subject bezieht. Es ist wieder 1) Conjunctivum welches sein Hauptwort bei sich hat. Alle solche Schriften können mir nicht gefallen, von der im vorhergehenden beschriebenen Art. Von solchem Kampfe wird mein Herz ge-

foltert. Ich kann es solcher Gestalt nicht thun, auf solche Art. Ich will von einer solchen Weise predigen, daß der Herr zu mir gesagt hat ꝛc., Ps. 2, 7. Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden, Matth. 8, 10. Warum kommen solche Gedanken in eure Herzen? Luc. 24, 38. Wo es oft für so groß, so sehr, so viel ꝛc. steht. Wenn zwischen solches und seinem Hauptworte ein anderes Beiwort steht, so kann das es von dem erstern in der vertraulichen Sprechart verschwiegen werden; weil es solch schönes Wetter ist, für solches schönes Wetter. Die solch gutes Deutsch schreiben, Gottsch. Dieses Fürwort leidet den unbestimmten Artikel ein, ingleichem das Beiwort kein vor sich. Er ist kein solcher Mann. Eine solche Heldenthat traue ich ihm nicht zu. Wer sollte einen solchen Ausgang vermuthet haben. Wofür man im gemeinen Leben und in der vertraulichen Sprechart gern so ein sagt. So eine Heldenthat traue ich ihm nicht zu. Wer sollte so einen Ausgang vermuthet haben. Der unbestimmte Artikel kann in diesen Fällen auch hinter dem Fürworte stehen, da es aber, so wie welch, die Gestalt eines Nebenwortes bekommt und seine Endsylbe verliert. Solch eine Heldenthat traue ich ihm nicht zu. Wer sollte solch einen Ausgang vermuthet haben. Solch ein Mann. Welche Form, wo solch für das bloße so steht, doch auch der vertraulichen Sprechart am angemessensten ist.

2. Absolutum, so daß das Hauptwort verschwiegen wird. Man bestraft die Fehler an den Kindern, damit sie solche nicht mehr begehen, selbige, dieselben. Gieb es solchen, welche es verdienen. Das sey ferne von mir sol-

ches zu thun, 1 Mos. 44, 17. Israel soll solches thun, 2 Mos. 12, 47. Solches mußte Christus leiden, Luc. 24, 26. Solcher ist das Himmelreich, Matth. 19, 4. Ingleichen mit dem unbestimmten Artikel und mit kein. Er ist auch ein solcher. Einen solchen habe ich noch nicht gesehen. Er ist kein solcher, als du glaubst. Ein Fehler, sagt Adelung ist es, dieses Fürwort statt des persönlichen er, sie, zu setzen. Cajus ist angekommen, und solcher will oder es will solcher weiter reisen. Die Engländer weigern sich Truppen zu halten, auch wollen solche die Gnadengehalte nicht auszahlen. Nach Adelungs Vermuthung ist dieses Fürwort aus der Partikel so und aus dem Relativo und dem Suffixo lich gebildet worden, und wahrscheinlich in der Absicht, diese Partikel als ein Beiwort gebrauchen zu können. Die Zusammensetzung erhellt aus allen alten Formen dieses Wortes. In dem Isidor, bei dem Kero und Ottfried lautet es solih, sulih, und bei denjenigen Schriftstellern, welche für so swa, sam, sus, brauchen, swaleik, wie beim Ulphilas, im Angelsächsischen zusammengezogen swilk, bei dem Notker suslih, alsuslih, bei dem Hornek samlih etc. Manche Mundarten ziehen dieses solch noch mehr zusammen, wie die Niedersachsen in ihrem suk, wofür sie auch sülk sagen, die Engländer in ihrem such, die Schweden in ihrem Slik, ehemals Solik etc., etc.

Solchenfalls, ein Nebenwort, welches in den Kanzleyen und in dem gemeinen Leben für in solchem Falle üblich ist.

Solcherley, ein unabänderliches Beiwort, welches im Hochdeutschen veraltet ist, für von solcher Art. Welcherley der irdische ist, solcherley sind auch die irdischen, 1 Cor. 15, 48 ꝛc. ꝛc. Man

hat auch die Nebenwörter solchergestalt, solchemnach ꝛc.

Sold, Stipendium, Fr. Solde, Paye, der Lohn, dasjenige, was man einem Andern für seine geleisteten Dienste bezahlt. Der Tod ist der Sünden Sold, Röm. 6, 23. Wo es nur in engerer Bedeutung von demjenigen Gelde gebraucht wird, welches man Truppen oder Soldaten, für ihre Kriegesdienste bezahlt. Daher um Sold dienen, Truppen in Sold nehmen; den Truppen ihren Sold auszahlen. Der Monatssold. Im gemeinen Leben und von dem Solde gemeiner Soldaten ist dafür Löhung üblich. In andern Fällen ist von solchem Solde, welchen man Jemandem für seine beständigen Dienste entrichtet, das zusammengesetzte Besoldung üblicher, ausser wo von körperlichen Diensten Lohn eingeführt ist. Alle Departements-Männer, alle im Dienste des Staates stehende Beamten werden besoldet, und alle die im Dienste einer Herrschaft stehen, wo mehr ihre körperliche Dienstleistung, als die geistige in Anspruch genommen wird, empfangen Lohn. Eben so ist es auch bei den Soldaten, welche Löhnung empfangen. Bei den Römern erhielten die Soldaten in der ersten Zeit keine Löhnung, sie mußten sich von dem Ihrigen unterhalten; späterhin, im Jahre 347, nach Erbauung der Stadt Rom, wurde den Fußsoldaten zuerst und drei Jahre darauf auch den Reitern eine Löhnung zugestanden. Beim Anfange der Löhnung erhielt der Mann des Tages 2 Obolen oder 1 Groschen unseres Geldes; ein Hauptmann empfing 4 Obolen oder 2 Groschen, und für einen Ritter mit dessen Pferde und Knechte, 6 Obolen oder 3 Groschen, wofür aber andere Schriftsteller 5 Aß (asses) setzen, welches 18 Pfennige, oder den Denar zu 2 Groschen 2 Pfennige gerechnet, 16 Pfennige betragen hat. Julius Cäsar ver-

doppelte den Sold der Legionen, jeder Infanterist oder Fußsoldat erhielt 10 Aß; da aber der Denar zuletzt auf 16 Aß gesetzt wurde, und 10 Aß nicht mehr als höchstens 1 Groschen 10 Pfennige und 1 Heller betrugen, wollten die Soldaten damit nicht zufrieden seyn und forderten wenigstens ihren Denar, den sie dann auch erhielten. Der Sold wurde ihnen von den Schatzmeistern, Quästoren, ausgezahlt, die dieses Geld wieder von den Tribunis aerarii erhielten, jeder wurde besonders aufgerufen, seinen Sold zu empfangen; den Quästoren standen zur Seite bei diesem Geschäfte des Geldeinziehens die Münzwardeine, Libripendentes. Augustus errichtete eine besondere Kriegeskasse dazu, aus welcher dann der Sold bestritten wurde. Zur Auszahlung ward ein gewisser Tag festgesetzt, und da solcher nicht immer gehalten wurde, so entstanden oft Empörungen unter den Soldaten, indem sie ihn mit bewaffneter Hand forderten. Sie erhielten ferner ausser dem Solde, dem Baaren, auch noch, der Fußsoldat, einen halben Medimnus oder $1\frac{1}{4}$ Scheffel Weitzen, und der Reiter zwei Medimni oder 5 Scheffel Weitzen, und 7 Medimni oder $17\frac{1}{2}$ Scheffel Gerste für ihn, seinen Knecht und sein Pferd; für diese Getreidelieferung, so wie für die Kleidung und Waffen, welche ihnen geliefert wurden, mußten sie sich einen kleinen Abzug von ihrem Solde gefallen lassen.

Der Sold, die Löhnung, s. Th. 80, S. 241, die Besoldung der Armee, geht in den meisten Heeren von den bei jeder Division angestellten Kriegskommissairs aus, welche nicht nur mit den Regimentern und Bataillonen, sondern auch mit dem Theile des Kriegsministerii, von dem sie abhängen, und mit der General-Militairkasse, ihre Abrechnungen halten. Der Sold der Officiere und des Unterstabs wird gewöhnlich monatlich und vorausbezahlt, den Unter-Of-

ficieren und Gemeinen aber alle fünfe oder alle zehn Tage. Der Feldwebel jeder Kompagnie empfängt das dazu erforderliche Geld für alle Personen, welche zu seiner Kompagnie gehören, von dem Regiments-Quartiermeister oder dem dazu bestimmten Officier oder Unterofficier, Rechnungsführer genannt; dieser steht wieder unter Aufsicht des Kommandeurs, unmittelbar mit dem Kriegskommissair in Verbindung.

Soldanella, die Lateinische Benennung einiger Pflanzen, wie z. B. des Meerkohls, Brassica Marina, Convolvulus Soldanella Linn., s. Th. 87, S. 153; der Drattelblume, Soldanella alpina Linn. ꝛc.

Soldat, Miles, Solidarius, Fr. Soldat, Engl. Soldier, Ital. Soldati oder Soldato, überhaupt genommen eine Person, welche sich gegen einen gewissen Sold eidlich zu Kriegsdiensten verpflichtet hat, welches hier, ohne Rücksicht auf den Stand, von jedem gesagt wird, der dergleichen Dienste nimmt, in dergleichen Dienste tritt; daher die Ausdrücke: ein guter, ein schlechter Soldat, ein feiger, ein tapferer Soldat; ein Landsoldat, welcher zu Lande dient, ein Seesoldat, Schiffssoldat, welcher zur See oder auf dem Schiffe dient. Der Unterschied zwischen Seesoldat und Schiffssoldat ist, daß Ersterer auf Linienschiffen, Fregatten, überhaupt auf Kriegsschiffen, Letzterer auf Kauffahrern dient. Ein Stadtsoldat zum Unterschiede von einem Feldsoldaten. In engerer Bedeutung von den gemeinen Personen dieses Standes, zum Unterschiede von den Officieren. Ein gemeiner Soldat, wird oft nur Soldat schlecht hin genannt; auch die obengedachten Zusammensetzungen werden häufig in dieser engeren Bedeutung gebraucht. Soldat ist demnach, wie auch schon oben bemerkt worden, ein jeder wirklicher Krieger, als Glied eines stehenden Heeres, welcher nicht nur im

Kriege dient, sondern auch den Staat in Friedenszeit beschützt, und bei einem entstehenden Kriege gleich gerüstet und geübt ins Feld ziehen kann; auch bei einer Volksbewaffnung erhält er diesen Namen, sobald er Sold erhält, s. oben, unter Sold, und dieser Sold nicht nur im Baaren, sondern auch in Naturalien ꝛc. besteht. Die Landwehr in Preussen ist in diese Kathegorie zu stellen. Der Soldat der Landwehr ist so lange Soldat in Friedenszeiten, als seine Uebungszeit dauert, während welcher er Sold empfängt, sobald diese aufhört, tritt er wieder in seinen ursprünglichen Stand zurück, und ist Bürger. Im Felde, wo er so lange dienen muß, als der Feldzug währt, ist er auch so lange Soldat, und empfängt seinen Sold ꝛc. Der eigentliche Soldat bleibt so lange im Dienste, es sei Krieg oder Frieden, als die Militairgesetze es bestimmen. Was nun die Soldaten bei den alten Völkern anbetrifft, so ist darüber schon Vieles in verschiedenen Artikeln der Encyklopädie vorgekommen. So ist von den Soldaten der Israeliten schon unter Krethi und Plethi, Th. 48, S. 690 u. f., unter Kriegs-Heer, Th. 50, S. 702 u. f., u. unter Kriegsgebräuchen, Th. 49, S. 540 u. f. die Rede gewesen. Die Soldaten der Israeliten wurden aus der Gesammtzahl der Nation genommen; es war also ein jeder Soldat, wenn es die Noth erforderte, und dieses vom zwanzigsten Jahre an bis zum funfzigsten; folgende Ausnahmen fanden jedoch statt, wenn nämlich einer ein neues Haus gebauet und es noch nicht bezogen, oder einen Weinberg gepflanzt und die Frucht davon noch nicht genossen, oder eine Frau geheirathet und sie noch nicht heimgeführt, oder wenn er nicht beherzt war, und Furcht zeigte; diese Ausnahmen standen jedoch den Israeliten nur im Kriege zu, die man ohne Befehl Gottes unternahm, oder die zur Vertheidigung des Landes

geführt wurden. Sie wurden zu den Kriegesdiensten durch Herolde aufgefordert oder es wurde eine Fahne von einem hohen Orte ausgestellt und dazu mit der Trompete oder Posaune geblasen. Wenn man zu einem Kriege nicht das Aufgebot in Masse nöthig hatte, so wurde eine Auswahl getroffen, oder man setzte das Heer von Freiwilligen zusammen und theilte das Ganze in tausend, in hundert, in funfzig und in zehn Mann; sie hatten demnach auch ihre Chiliarchos, Hecatontarchos, Pentecontarchos und Decarchos; überall war nach Moses und Josua ein Richter, der König oder ein von diesem erwählter Feldhauptmann oder General gesetzt. — Von den Soldaten der Griechen und Römer, s. im Art. Kriegesheer, Th. 50, S. 712 u. f., u. S. 778 u. f. Hier wäre von den Römern noch dasjenige abzuhandeln, welches unter dem Art. Kriegsheer, Th. 50, S. 733 hierher verwiesen worden. Die Werbung, das Aufgebot der Römer, Delectus, geschah jedesmal, wenn ein Krieg beschlossen worden, von Seiten des Generals oder Feldherren, welches entweder ein Dictator, Prätor, Proconsul, oder sonst ein dazu Befähigter war, entweder durch einen schriftlichen Anschlag oder durch die Ausrufer, Praecones. Es wurde nun ein Tag bekannt gemacht, an welchem die zum Kriege dienliche Mannschaft vor ihm erscheinen sollte, und zwar auf dem Kapitol, welches gewöhnlich hierzu bestimmt war, sonst geschah es auch auf dem Marsfelde, campo martio. Es wehete von dem Tage an, wo das Aufgebot geschah, eine rothe Fahne vom Kapitol. Nachdem dreißig Tage von der ersten Ankündigung an, welche Dies justi hießen, verstrichen waren, erschien auch der Bürgermeister auf dem Kapitol, setzte sich auf seinen Sessel (Sella curulis), und wenn die Obersten (Tribuni) erwählt worden, und sie, wie die Abthei-

lungen des Volkes (Tribus), erscheinen sollten; so setzten sich so viele, als zu einer Legion gehörten, besonders in einiger Entfernung vom Bürgermeister. Die Tribus wurden nun nach ihren Centurien getheilt, und dann eine Centurie nach der andern vorgefordert. Die Obersten oder Tribuni hatten das Verzeichniß sämmtlicher Bürger mit ihrem Alter, Vermögen und andern Umständen vor sich. Es wurden nun erst viere aufgerufen, von denen die erste Legion erst einen, die andere den zweiten, die dritte den dritten und die vierte den vierten bekam; dann wurden wieder vier andere aufgefordert, von denen die zweite Legion den ersten, die dritte den zweiten, die vierte den dritten und die erste den vierten bekam, und so ging es fort bis die Legionen voll waren. Zuerst wurden die Leichtbewaffneten (Velites, Milites armaturae laevis), welche Pfeile führten, dann die mit Spießen oder Piken Bewaffneten (Hastati); hierauf folgten die in den Schlachten Voranstehenden, Vornehmsten; (Principes), welche Degen führten, und dann die Veteranen oder lange Gedienten (Triarii); welche die dritte Linie bildeten und Wurfspieße führten, gewählt, jedoch wurden die Waffen von den genannten Truppentheilen späterhin mit andern vertauscht. Bei der Wahl wurde erst jedesmal einer der Bürger oder der zum Kriegesdienste Aufgeforderten aufgerufen, z. B. Valerius, Statorius, Salvius ꝛc., welche Namen man für gute Vorbedeutungen zum Kriege hielt, nicht aber die Namen Minutius, Curtius, Furius ꝛc. Wenn nun die Legionen auf diese Weise voll waren, so wählte man die Reiter, Ritter (Equites); so wie nun diese in der ersten Zeit des Römischen Staates der Infanterie folgten, so war es späterhin umgekehrt der Fall. Wenn einer bei der Wahl oder dem Aufgebote nicht erschien, so wurde er als ein Verräther der Frei-

heit betrachtet und zum Knecht oder Sklaven gemacht; man hielt ihn für unwürdig in der Reihe der Freien zu stehen. Uebrigens konnte so leicht Niemand verborgen bleiben, weil Aller Namen in dem Verzeichnisse enthalten waren, und bei einer genauen Controlle wohl keiner übersprungen werden konnte, und geschah dieses wirklich, so war doch gewiß das übersprungene Individuum zugegen, weil sie alle, ohne Unterschied, auf den Aufruf sich stellen mußten; es wäre denn gewiß ein besonderer Zufall gewesen, daß gerade der in der Liste Uebergangene auch sich verborgen haben und nicht erschienen seyn sollte. Der bei Name Aufgerufene mußte antworten, daß er da sey, geschah dieses nicht, und er wurde beim Controlliren der Mannschaft gefunden, daß er zugegen war, so mußte er eine bedeutende Strafe erlegen; es kam hierbei auf den Wählenden an, ob dieser es scharf, oder nicht scharf nahm; die geringste Strafe war ein Schaf, die größte war die Confiscirung seiner Güter. Nur eine wirkliche Krankheit entschuldigte, auch ein jährliches Opfer, so an demselben Tag einfiel, feindliche Gewalt ꝛc. Wenn alle Legionen in Ordnung gebracht waren, so mußten sie Legionsweise schwören, daß sie dem Feldherren gehorchen, ihrem Anführer folgen und ihre Fahnen nicht verlassen wollten, und was Alles mehr war. Der Schwur wurde von Einem vorgesagt und die Andern mußten ihn nachsagen, worauf ihnen dann angezeigt wurde, wenn sie wieder mit ihren Waffen erscheinen sollten.

Der Eid, Sacramentum militare, den die Römischen Soldaten leisten mußten, und wer ihn nicht geleistet, für keinen Soldaten gehalten wurde, ist, den Worten nach, nicht ganz bekannt. So viel weiß man indessen, daß sie schwuren ihrem Officiere zu folgen, wohin er sie führen würde. Vorher aber schwuren die Soldaten untereinander selbst, und zwar die Ritter

Decurien- und die andern Centurienweise, daß sie weder der Flucht halber, noch der Furcht wegen fortgehen, noch aus ihrer Ordnung weichen wollten, ohne ein Gewehr ergriffen, oder dem Feinde Schaden zugefügt, oder einen Römischen Bürger gerettet zu haben. Unter den Kaisern nannten sie den Namen derselben mit, und unter den Christen schwuren sie per Deum et per Christum, et per Spiritum sanctum, et per majestatem imperatoriam omnia se facturos strenue, quae praeceperit imperator, nunquam deserturos militiam, nec mortem recusaturos pro Romana republica, welches ungefähr heißt: Bei Gott, Christo, dem heiligen Geiste und der Kaiserlichen Majestät will ich strenge all mein Thun nach den Vorschriften des Kaisers richten; niemals den Kriegesdienst verlassen, sondern mein Leben der Römischen Republik weihen. Es scheint aber auch, daß sie auch schon zu den ältesten Zeiten Mann für Mann haben schwören müssen. Ein dergleichen Eid ist wahrscheinlich derjenige, welchen Scipio einige junge Römer zu thun zwang, da sie sich durch die Flucht aus Italien entfernen wollten; dieser war: Ex animi mei sententia juro, ut ego remp. Romani populi non deseram, neque alium civem Romanum deserere patiar. Si sciens fallo tum me, Juppiter optime maxime, domum, familiam remque meam pessimo leto allicias. Welches heißt: Nach dem Wunsche meines Herzens schwöre ich, daß ich die Republik des Römischen Volkes nicht verlassen, noch dulden will, daß sie ein anderer Römischer Bürger verläßt ꝛc. ꝛc.

Die Soldaten bei den Römern waren verschiedentlich klassificirt. So gab es Milites adscriptitii s. adscriptivi s. accensi, welches Soldaten waren, die sich als Extraordinarii oder Supernu-

merarii bei der Armee befanden, keine Waffen hatten, und wenn Soldaten aus den Legionen ansschieden, das heißt krank oder getödtet wurden, in deren Stelle eintraten. Sie befanden sich in gewisser Anzahl bei jeder Legion, und um sie doch wenigstens auf einige Art wehrhaft zu machen, so gab man ihnen keine Schleuder und stellte sie unter die Soldaten mit leichten Waffen (Velites). — Die Milites Augustales, waren diejenigen Soldaten, die Octavian Augustus noch über die ordentliche Zahl hinzufügte. So hießen die Supernumerarii des Nero Augustanos, und da es überhaupt bei alten Soldaten Mode war, daß ihnen ein kleines Zeichen in die Hand gebrannt wurde, so hießen sie hiernach Theodosiani, Honoriani, Valentianense ꝛc., wenn sie dieses Zeichen von einem dieser Kaiser bekommen hatten. — Die Milites caussarii, waren Soldaten, die man wegen chronischer Krankheiten oder sonst unheilbarer Schäden von der Armee entließ. — Die Milites commentales, waren Soldaten, die von ihren Obersten oder Tribunen Urlaub erhielten, nach ihrer Heimath zu reisen und ihre Legion auf eine gewisse Zeit zu verlassen; während dieser Zeit zog der Oberste die Löhnung für seine Person, welches zwar von den Kaisern zum öfteren scharf verboten wurde, allein es konnte doch nicht ganz abgeschafft werden, und noch weniger unter den Kaisern, wo die Leibwache, überhaupt der Soldat, ein großes Gewicht hatte, und die Kaiser ab und auf den Thron setzte. — Milites consummati, waren die Soldaten, welche ihre erforderten Feldzüge gethan hatten und zu den Veteranen gehörten. — Milites duplares s. duplicarii, waren Soldaten, die vor andern doppelten Sold erhielten, weil sie sich bei einem Gefechte besonders gut gehalten hatten. Sie bekamen täglich 2 Drachmen als Sold, statt der gewöhnliche Soldat nur 1 Drachme als Sold erhielt. — Milites

gregarii, waren diejenigen Römischen Soldaten, die keine Officiere, sondern nur Gemeine waren. Einige hießen sie Milites subitarii, allein mit Unrecht, diese Letzteren waren andere Soldaten, s. diesen Artikel. — Milites mercenarii, waren Soldaten, die um einen gewissen Lohn zum Dienste sich verpflichtet hatten, aber Ausländer waren. Dergleichen Soldaten waren schon bei den Israeliten, die Krethi und Plethi, s. oben, S. 214. Bei den Römern kamen diese Miethssoldaten erst im Jahre Roms 539 auf, da man in Spanien die Celtiberier um Sold annahm. Dergleichen Miethlinge haben aber nicht viel getaugt; man hat sie daher nur im höchsten Nothfalle, und bei Spaltungen der Partheien in Rom, in den Provinzen genommen, damit jeder seine Parthei recht ansehnlich machen wollte, sonst nahm man lieber einheimische Soldaten ꝛc. — Milites missicii, s. Missitii, waren Soldaten, die ihre Zeit ausgedient und daher ihren Abschied oder Erlaß der Kriegsdienste bekommen hatten; sie wurden zu den Veteranen gezählt, die im höchsten Nothfall noch herangezogen wurden, sich auch wohl willig bei großer Gefahr des Vaterlandes stellten; sie gehörten zu den Triariern, wie oben angeführt worden. — Milites navales, wurden zu Rom erst von den Legionen gebildet, späterhin aber besonders dazu erwählt, und Classiarii oder Classici Milites genannt, und da die Flotte in zwey Korps getheilt worden, davon das eine zu Ravenna, das andere zu Miseno stand, daher hießen die Soldaten des einen Korps Misenates oder Misenenses, die andern hingegen Ravenates, welche beide Korps auch ihre Lager zu Rom hatten, entweder die Wachen damit zu versehen, oder wenn sie besoldet oder entweder recrutirt wurden; und wie sie gleich beständige Soldaten waren, so waren sie doch die geringsten, und suchten daher, wo sie nur konnten, besser anzukommen. — Milites

ostensionales, waren diejenigen Soldaten, die nur bei den Ein- und Aufzügen der Kaiser oder andern dergleichen Feierlichkeiten sich stellten, und mehr Staat zu machen, als zu einer andern Function dienten, mithin auch mit prachtvoller Montur und Gewehr versehen waren; sie hießen eigentlich Gallasoldaten. — Milites Praetoriani, s. unter Prätor, Th. 117, S. 138. — Milites provinciales, waren diejenigen Soldaten, welche, nachdem alle Römische Unterthanen das Römische Bürgerrecht erlangt hatten, aus den Provinzen zu den Legionen genommen wurden; sie wurden aber auch wieder zur Besetzung und Vertheidigung der Provinzen gebraucht, wogegen man diejenigen, welche man in Italien dazu annahm, auch zu diesem Lande und vornehmlich zur Beschützung der Stadt Rom gebrauchte. — Milites psili, waren mit den Milites levis armaturae gleich. Sie führten zu ihrem Gewehre oder zu ihrer Waffe Bogen und Pfeile, Wurfspieß oder Schleuder. — Milites statarii, waren diejenigen Soldaten, die in der Schlacht ihre Glieder hielten, und nicht wie die Velites unter einander fochten, wie sie ankamen; es waren also reguläre Truppen. — Milites stationarii, waren diejenigen Soldaten, die in gewissen Orten ihren Aufenthalt hatten, und da gleichsam auf ihrem Posten standen, um sowohl die Straßen rein zu halten, als dem Aufruhre zuvorzukommen oder zu stillen ꝛc. Sie wurden von dem Augustus angeordnet, und von dem Tiberius vermehrt. Sie hatten auch den Dienst beim Zollamte; nahmen die Zölle der Waaren, gegen Quittung, ein, und lieferten das Geld an den Vorsteher ab und dieser an den Schatzmeister. Man brachte auch bei ihnen die Klagen an, wenn Einem in einer Sache Unrecht geschehen, welches aber die Kaiser verboten, und solches vor ihren Statthalter gebracht wissen wollten. — Milites Subitarii, Soldaten,

welche bei den schnellen Ueberfällen von Feinden, bei Aufruhr ꝛc. aufgefordert wurden, und ohne Unterschied, alt und jung, mit fort mußten. — **Milites veteranii** hießen bei den Römern diejenigen, welche zwanzig Feldzüge gethan hatten, und nachher von den Diensten frei waren, ausser wenn die Republik in Gefahr gerieth und eine schnelle Hülfe verlangte, oder sie zogen mit einem Feldherrn freiwillig mit. Die Dienstzeit derselben, oder um ein Veteran zu werden, war zur Zeit der Republik auf fünf und zwanzig Jahre gesetzt, Augustus, um sich bei den Soldaten beliebt zu machen, setzte sie auf zwanzig Jahre herab, und solches bei der Infanterie, bei den Reitern war das Ziel zehn Jahre. Was aber Einige von den Jahren reden, sagen andere von den Feldzügen oder den Löhnungen, deren einer zu Fuß von zwanzig bis sechs und vierzig Jahren, oder da er die Zahl nicht erfüllt hatte, bis in sein funfzigstes Jahr zu dienen gehalten war; dagegen mußte einer zu Pferde seine zehn Feldzüge gethan haben, und ehe er solche nicht gethan hatte, konnte er zu keinem bürgerlichen Amte gewählt werden; damit sie also um so eher dazu gelangten, so begaben sich viele aus Ehrgeiz schon vor ihrem siebzehnten Jahre dazu, welches der Anfang in Kriegsdienste zu gehen war; späterhin wurde dieses durch die Gesetze der Grachen auch verboten. Hatte nun ein solcher seine Feldzüge zurückgelegt, so wurde er Emeritus genannt, und wenn er im Fall der Noth wieder zu Felde gehen mußte, ein Evocatus; er bekam dann auch zu seinem ferneren Unterhalte einige Feldgüter angewiesen und mit der Zeit an Gelde 12,000 Sestertien oder 375 Reichsthaler. — **Milites Urbani**, waren zur Zeit der Republik eine oder mehrere Legionen, welche zur Garnison zu Rom blieben, da die andern zu Felde gingen; es war aber die eine Parthie so viel als die andere. Unter den Kaisern hatten die

Stadtsoldaten oder die in der Stadt bleibenden Legionen einen größeren Vorzug; doch standen sie den Prätorianern nach, welche, wie oben angeführt worden, des Kasers Leibwache war. Sie erhielten aber einen Vorzug vor den Feldsoldaten. Sie bekamen daher nur halb so viel Sold, als die Prätorianer; jedoch ein Drittel mehr, als die andern Soldaten, und konnten nach sechzehn Jahren wieder entlassen werden, da hingegen die andern zwanzig Jahre dienen mußten. Ihr Befehlshaber war der Praefektus der Stadt, und derjenige der Prätorianer der **Praefectus Praetorii.**

Bei den alten Deutschen war keiner vom Soldatenstande ausgeschlossen, sie waren alle Soldat, vom einundzwanzigsten Jahre an. Von diesem Alter an ward der Sohn von seinem Vater in die Versammlung gebracht, und wenn er stark und alt genug war, so gab ihm einer der Vornehmsten, oder der Vater selbst oder auch ein Befreundeter Spieß und Schild, wodurch er wehrhaft gemacht und Soldat war. Sie dienten größtentheils zu Fuße. Die Reiterei der alten Deutschen wurde selbst von den Römern gelobt, die doch sonst andern Völkern nicht gern Gerechtigkeit wiederfahren ließen; auch wurde sie immer glücklich gegen die Feinde der Deutschen gebraucht. Sold bekam Niemand, nur eine gute Zeche, ein gutes Gelach stellte Alles zufrieden. Ihre Generale und Officiere wählten sie aus den Tapfersten; sie durften sich aber an keinen der Untergebenen vergreifen, sondern sie mußten sie durch gute Worte und Beispiele regieren; wenn aber einer eine Strafe verdiente, so hatte der Priester die Entscheidung. Ihre Waffe war ein Spieß mit einem langen scharfen Eisen, mit dem sie sowohl stachen, als warfen; sie hatten auch noch ihre besondern Wurfspieße, Einige hatten Degen; späterhin erhielten sie ihre Schlachtschwerter, die sie mit beiden Händen führten und damit so derb ein-

hieben, daß zum öftern Mann und Pferd gespalten wurde, wie solches selbst Karl der Große gethan haben soll, der einen gewaffneten Reiter mit einem Hiebe vom Kopf desselben bis durch das Pferd hindurch, also Mann und Pferd getheilt haben soll, welches der Erzbischof und Rath des Kaisers Turpinus berichtet. Der Schild, den sie führten, war groß und farbig; Einige hatten Panzer und Helme. Diese schlechte Bewaffnung rührte daher, daß es ihnen an Eisen fehlte; sie mußten also alles durch Kraft und Muth verrichten, und nur dadurch gelang es ihnen, den durchaus gut bewaffneten Römern Niederlagen beizubringen. So schlecht übrigens ihre Waffen auch waren, so hielten sie doch solche sehr hoch, und wo sie zusammen kamen, sey es zum Opfer, bei Gastmälern oder an sonst andern Festen und Gelagen, so kamen sie nie ohne dieselben. Verlor Einer seinen Schild in der Schlacht, so durfte er weder zu einem Opfer, noch zu einer andern Versammlung mehr kommen, und diese Schande soll einen so tiefen Eindruck gemacht haben, daß derjenige, den dieses Schicksal traf, sich darüber selbst das Leben genommen hat. Der Kriegs-Dienst der alten Deutschen war ein freier, der von der ganzen Nation, so weit sie wehrhaft war, gethan werden mußte und gethan ward. In ihren feierlichen Versammlungen, welche sie im Freien hielten, wurde der Krieg in Berathung gezogen und das Aufgebot an die Nation gemacht; jeder Wehrhafte waffnete sich dann so gut er konnte und stellte sich zu dem Aufgebote, welches ins Feld rückte. Diese Dienstzeit dauerte aber nur so lange, als der Krieg währte, sobald dieser beendigt war, so wurde der Heerhaufen entlassen. Man gewahrt also hieraus, daß bei den alten Deutschen der Kriegsdienst ein ganz freier und jeder dazu verpflichtet war, welcher die Waffen führen konnte.

Der Soldat in Europa oder in den Europäischen Reichen fing nach dem Sturze oder dem sich Auflösen des Römischen Reiches in Westen nach und nach sich aus den Nationen als ein besonderer Stand zu erheben an. So lange war er bei den alten Völkern mit der Nation verbunden oder wenigstens war der Nähr- und Wehrstand eins. Es war ein Aufgebot in Masse bei einem Kriege, wie wir dieses bei den Israeliten, Griechen, Römern, Deutschen ꝛc. in der Geschichte finden; stehende Heere waren ihnen unbekannt; hörte der Krieg auf, so gingen die Heere auseinander und jeder einzelne Krieger kehrte zu seinem Herde, zu seiner Familie zurück. Dieses war nicht nur der Fall mit den Gemeinen, sondern auch mit den Officieren, von welchem Range sie auch waren; denn oftmals wurde ein Feldherr, Oberster oder General, von dem Pfluge, von seiner häuslichen Beschäftigung zum Dienste des Staates gerufen uud an die Spitze der Legionen gestellt. Man kann mit diesen Aufgeboten unsere Landwehr vergleichen, die sich nur wenige Zeit im Jahre in den Waffen übt, dann zu ihren bürgerlichen Beschäftigungen zurückkehrt, bei einem Kriege ins Feld zieht, und nach demselben, wieder aufgelöset, zur bürgerlichen Beschäftigung zurück tritt. Die erste Periode nach der Völkerwanderung und nach dem Sturze des Römischen Reiches in dem Wehrstande, war der Heerbann. Die Länder wurden nämlich in Herzogthümer, über welche ein Herzog, mit Civil- und Militairgewalt, gesetzt war, getheilt; dann theilte man die Herzogthümer wieder in Grafschaften, deren Vorsteher in den Deutschen Provinzen Graf, in den Römischen Comes genannt wurde. Die Grafschaften waren wieder in Centurien oder Hundert, und diese Hundert wurden wieder in Zehner eingetheilt, welche schon eine eigene Obrigkeit hatten. Eine solche Centurie war nun

nicht bloß ein Distrikt von hundert Höfen, sondern Districte die hundert Mann zum Heere stellen mußten. Jeder freie Grundeigenthümer zog in den Krieg, und nach einer Verordnung Karls des Großen vom Jahre 807 jeder freie Mann, der drei Mansos zu bestellen hatte, das heißt, der drei Acker besaß, die von Leibeigenen bestellt wurden. Dieses war demnach auch ein Aufgebot in Masse, nur knüpfte sich hieran schon ein gewisser Stand, nämlich der Stand der Freien und der Vermögenden oder Reichen, Begüterten ꝛc. Wenn also bei den Römern ein jeder im Volke Soldat war, so konnte hier nur derjenige es seyn, der gewisse Besitzthümer nachwies oder haben mußte. Hier fing sich also schon der Wehrstand in einiger Rücksicht von der übrigen Volksmasse an abzuscheiden. Noch mehr geschieht dies aber in Deutschland unter Heinrich dem Ersten oder dem Vogler, der feste Plätze im Deutschen Reiche anzulegen anfing und sie mit geübten Kriegern besetzte, welche Burgbewohner, Burgmänner oder Bürger genannt wurden. Diese Burgmänner genossen ansehnliche Privilegien dafür, daß sie nicht nur die Burg, in welche sie gesetzt waren, sondern auch das Land vertheidigen halfen; sie waren eigentlich die ersten Soldaten, die ersten Schützen, die man als stehend betrachten konnte, und von denen die Schützengilde ihren Ursprung hat, da sie sich im Schießen nach einem gewissen Ziele üben mußten; s. den Art. Schützengilde, Th. 149, S. 691 u. f. Besonders aber wirkte zu dem sich immer mehr und mehr isolirenden Wehrstande das Lehnsystem, welches die Longobarden überall, wo sie hinkamen, verbreiteten; denn die Anführer jener Horden, wie z. B. Odoacer, der das Weströmische Reich auflösete, waren nur mächtig durch ihre tapfern Kampfgenossen, die an ihrer Seite

fochten; um nun gegen diese die Pflichten der Erkenntlichkeit zu lösen, und sie sich bei den fernern Zügen zu erhalten, so mußten sie ihnen zum Lohne für ihre Waffenthaten Land und Leute geben, die dann immer bei jedem Aufgebote dienstbar waren; so entstand nun die Lehnmiliz und hob den Heerbann auf, oder wenigstens erhielt er durch diese eine neuere Form. Die nun als Besoldung gegebenen Lehngüter wurden bald erblich, welche Erblichwerdung der Lehne theils in der Verbesserung der Ländereyen durch die Vasallen, theils aber auch in den Schwierigkeiten bei der Separation lag. Am meisten trug aber zu dieser Erblichkeit folgendes bei. Der Gütervorrath, welchen die Fürsten geben konnten, erschöpfte sich bald; und dann kamen auch die Krieger um ihre kriegerische Ehre, wenn die Vasallen allein das Recht hatten, im Kriege zu dienen. Darum drängte sich Alles nach Lehen, welches so weit ging, daß die Gutsbesitzer ihre Güter dem Fürsten als Lehnsbesitzer schenkten. Daher entstand der Unterschied zwischen Feuda data und Feuda oblata. Um nun diesem ihrem nützlichen Eifer entgegen zu kommen, erklärten die Lehnherren sehr gerne die Lehen für erblich, woraus dann das Feudalsystem entstand, welches das Ansehen der Landesherren in der Folge sehr schwächte, denselben oft sogar sehr gefährlich wurde; denn durch die Erblichkeit und Vergrößerung der Lehen entstanden wieder Afterlehen, deren Interesse mit dem ihrer Herren verknüpft war. Der Nachtheil war wesentlich; denn der Staat zählte um so viel mehrere kleine Regenten, die dem Willen guter Herrscher ihren Unterthanen wohl zu thun, ihnen vieles zu erleichtern, hemmend entgegen traten, weil diese Erleichterungen nicht in ihrem Interesse lagen, oder vielmehr sie noch nicht so erleuchtet waren, um einzusehen, daß dieses auch für sie in der Folge von

gutem Nutzen seyn würde, wie sich so Manches in späterer Zeit erwiesen hat, wo sie gezwungen wurden nachzugeben, was sie nicht nöthig gehabt hätten, wenn sie früher auf gütlichem Wege sich zu kleinen Opfern verstanden hätten. Die kaum vollendete Ausbildung des Lehnsystems, dieser rein militairischen Verfassung, fällt in die Zeiten der ersten Kreuzzüge. Das wirklich Gute, was aus dem Schooße dieser Verfassung in damaliger Zeit hervorging, war jener Geist der Chevallerie, bei welchem Religion und Politik sich vereinigten, der Tapferkeit und der Liebe eine Richtung zu geben, durch welche eine höhere Kultur sich festzusetzen vermochte, um die Lücken einer noch rohen Gesetzgebung durch Tapferkeit und Seelenadel zu füllen, und sie mithin für die Gesellschaft unkräftig zu machen. Man weilt mit einer kaum zu beschreibenden Empfindung bei den Scenen des Ritterthums, und wenn vielleicht die Empfindung überwiegend gegen die Wirklichkeit ist, wie sich unsere Nachkommen vielleicht die Heereszüge der Franzosen unter Napoleon, die Heere der Verbündeten im Befreiungskriege, die wirklich einen Anklang an jene Zeit geben, da in dem zuletzt genannten Kriege nicht nur der ritterlichen Thaten so viele geschahen, sondern auch der Frauen Liebe um das Vaterland, durch Aufopferung des Köstlichsten, was Herz und Hand nur geben konnte, zur Rettung desselben beitrug, mit romantischen Zügen ausmalen werden, wie sie die Wirklichkeit in ihrem Zusammenhange nicht in diesem Grade geben kann, und welche Empfindungen sie beim Lesen so ausserordentlicher Dinge, welche in unserer Zeit geschehen, hegen werden, eben so steht das Ritterthum jener Zeit mit seiner Minne, seiner Tafelrunde, seinen Jagdpartheien, und was Alles überwiegt, mit seiner zarten Sitte der Achtung und Beschützung der wehrlosen Menschheit vor uns; so tritt es uns aus jener düsteren Zeit

wie ein leuchtender Stern der aufkeimenden Humanität entgegen; sie ist die schönste Periode des Mittelalters, die edelste des Wehrstandes, der Kultur und der Humanität damaliger Zeit. Hier tritt der Wehrstand in dasjenige Licht, oder besser er erhält hier diejenige Beleuchtung, was er eigentlich seyn soll, welches eigentlich der Zweck seiner Ausbildung, seiner Uebung ist. Wenn man auch die Nachrichten von Karl's des Großen Paladinen mit Recht in das Gebiet der Fabel verweiset, so kann man doch nicht umhin schon während des ersten Kreuzzuges die Spuren jenes Instituts zu finden; denn aus den Rittern bestand überall die vorzüglichste Stärke der christlichen Heere, und wenn je Frankreich auf etwas stolz seyn kann, so ist es gewiß auf die Geburt der Ritterschaft, und wenn sie auch, wie viele Schriftsteller wollen, aus Spanien über die Pyrenäen zu ihnen gekommen, so hat sie doch erst bei ihnen ihre Veredlung und Ausbildung erhalten, und man erstaunt über den Contrast, den die Zeiten unter Karl dem Neunten, und der Revolution unter Ludwig dem Sechzehnten, mit jener thatenreichen Zeit bilden; man glaubt kaum, daß es ein und dasselbe Volk ist, das in seinem Schooße die höchsten Tugenden und die scheußlichsten Laster, wie sie uns besonders die Revolution gezeigt, bewahren konnte; doch bei der letztern waren es nur die Hefen des Volks, nicht die Edlen in demselben, und diejenigen, die sich zu denselben, um Grausamkeiten aller Art mit zu begehen herabließen. — Man erlaube mir hier nur noch kurz eine Stelle aus Haken's Gemälde der Kreuzzüge, Th. 1, S. 11, anzuführen, welche sich, bei der nur kurzen Anführung des Ritterwesens des Mittelalters, auf diese Zeit bezieht, und zeigt, was eigentlich aus diesen Zügen für Wohlthaten hervorgegangen: „Hätte nur ein Mißgeschick nicht gewollt, sagt Haken, daß dieser Kern und Adel der Nationen, so

wie er aus der Wiege des Krieges hervorgegangen war, ausschließlich auch einer kriegerischen Richtung folgte! Das Schwerdt hat der Welt ihre gegenwärtige Gestalt gegeben, nur durch die Kraft und den Trotz des Schwerdtes konnte sie darin erhalten werden. Nie galt das schreckliche Recht des Stärkern allgemeiner und drückender, als in den Jahrhunderten, die dem Zeitalter der Kreuzzüge zunächst vorangingen. Man mußte entweder die Waffen führen, oder als heilige Person der Kirche angehören, um für frei und selbstständig zu gelten. Selbst mußte man Treiber des Volkes seyn, um nicht mit der knechtischen Heerde, die getrieben wurde, vermengt zu werden. Auf diese Weise glich denn fast ganz Europa einem weiten Sklavenbehälter, in welchem die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Bewohner sich jeder politischen Gerechtsame beraubt sah. Unaufhörlich lag die Ruthe ihrer Zuchtmeister auf ihrem Nacken, und nicht einmal das traurige Vergnügen genossen sie, diese sich unter einander aufreiben zu sehen, ohne mit ihrem eigenen Blute die Feden derselben ausfechten zu müssen." — Uebrigens war es sehr natürlich, daß sich der Ritter, der Soldat damaliger Zeit, sehr an Körperkraft und Gestalt vor den übrigen der Nationen auszeichnete, und auch auszeichnen mußte, weil die ritterlichen Uebungen von Jugend auf, die Turnire, die Jagd ꝛc., den Körper nur stählern konnten. De la Curne de Sainte-Palaye sagt in seinem Werke: Das Ritterwesen des Mittelalters*) Die Jagdbeschäftigung schien ein wesentliches Stück bei der Erziehung der Prinzen und des Adels zu seyn. Sobald das Alter es erlaubte, lernten sie reiten; sie

*) Aus dem Französischen übersetzt, und mit Anmerkungen, Zusätzen ꝛc. von D. Johann Ludwig Klüber. 3r Bd., Nürnberg, 1791., S. 6, 9.

machten nur kleine Jagdpartien, die ihren Kräften angemessen waren. Was ihren Muth belebte, das bildete sie zu körperlichen Beschwerden, und flößte ihnen Furchtlosigkeit ein; Eigenschaften, die ehemals fast allein im Streite entscheidend waren. Der Adel, der von Natur thätig, hitzig und eifersüchtig auf auszeichnende Thaten war, mußte sich demnach ohne Rückhalt einer Uebung überlassen, die man als die Schule des Krieges betrachtete, und die ihn in der gefährlichen Laufbahn der Waffen weiter brachte. Man kann daher leicht denken, daß der Adel die Ausübung der Jagd auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht habe. Der ganze Adel hegte, nach dem Beispiele der Fürsten, eine ausserordentliche Leidenschaft für die Jagd, und keine Beschäftigung war auch passender für Krieger, die nur allein damit umgingen, wie sie ihre körperliche Stärke und Geschicklichkeit vermehren möchten. Dieselbe Leidenschaft theilte sich auch der Geistlichkeit mit, und diese überließ sich derselben mit einer Art von Unanständigkeit; trotz dieser entheiligenden Mißbräuche, die damals der Adel, wie die Geistlichkeit beging, so hinderte es doch nicht, daß die Jäger des Sonntags sich mit der Verehrung Gottes beschäftigten und sich der Jagd ehrfurchtsvoll enthielten. So suchte man in den Jahrhunderten der Rohheit und Unwissenheit fast immer Dinge, die einander entgegengesetzt waren, zu vereinigen. Gegen das Ende der Könige vom zweiten Stamme in Frankreich verschwanden die Jagden aus der Geschichte dieses Reichs. Karl der Große, der der Französischen Monarchie den Glanz wiedergab, den sie unter den letzten Merovingischen Königen verloren hatte, nutzte die kurzen Zwischenzeiten, die ihm seine Kriege und Staatsgeschäfte übrig ließen, zum Jagdvergnügen. Was die Ritter, Knappen, Landsknechte ꝛc. jener Zeit anbetrifft, so sehe man

darüber den Art. Ritter, Th. 125, nach. Die Kreuzzüge, wenn gleich ein Ableiter der Gährungen, die sich in jener Zeit in Europa zeigten, und die theils durch übermüthige Vasallen, theils durch den Druck, der auf den Völkern lastete, hervorgebracht worden, gaben doch auch dem in Schaaren mitziehenden Volke Gelegenheit, sich kriegerisch zu bilden, und der Name: Soldaten Gottes, den man ihnen beilegte, wirkte ungemein in jener Zeit, obgleich sie diesen Namen durch Schandthaten aller Art nicht heiligten; und daß die Vorsehung diesen wiederholten Zügen in das gelobte Land nicht günstig war, beweiset der jedesmalige unglückliche Ausgang derselben. Und wenn gleich den Fürsten Europa's das Umkommen so vieler mächtigen Vasallen in diesem sogenannten heiligen Kriege sehr günstig zur Consolidirung ihrer Reiche war, so machten ihnen doch die zurückkehrenden Reste der Kreuzmänner Manches zu schaffen, die verwildert, trotzig ihren Lohn für die ausgestandenen Mühseligkeiten und Gefahren forderten. Genug der kriegerische Geist der Nationen war dadurch wieder geweckt worden, welches die auf die Kreuzzüge folgenden vielen Kriege, besonders mit Frankreich und England, bewiesen; denn statt diese mit so vielen Mühseligkeiten verbundenen Züge hätten ein Abkühlungsmittel werden sollen, um die Waffen ruhen zu lassen, so waren sie vielmehr ein Mittel zu neuen Fehden; man zog gern ins Feld, weil man hier Beute zu machen hoffte. S. auch die Art. Kreuzherr und Kreuzzug, Th. 49, S. 176 u. f., und S. 391 u. f.

Die dritte Periode des Soldatenstandes oder der Kriegesmiliz beginnt daher nach den Kreuzzügen. Sie fängt zuerst mit den Schützen an, die zum Gefechte in der Ferne bestimmt waren; die Lohnmiliz bestand größtentheils nur aus Reiterei. Schon beim Beginnen des vierzehnten Jahrhunderts findet

man diese Schützen im offenen Felde, die früher nur zur Vertheidigung der Burgen ꝛc. dienten, wie schon oben angeführt worden. Durch sie konnte Eduard der Dritte in Frankreich so große Thaten verrichten, und eben so sein Sohn, der unter dem Namen der schwarze Prinz in der Geschichte bekannt ist. Diese Bogenschützen wurden auch zugleich als Lanzenknechte geübt und erhielten Sold. Mit ihnen beginnt also die Periode der besoldeten Miliz und des Krieges nach gewissen Regeln der Taktik, welche die Alten anwendeten. Bei dieser neuen Art der Kriegführung gebrauchte man die Lehnmiliz als Cavallerie; die Infanterie fing aber jetzt an die Hauptrolle zu spielen, und das Ritterthum verschwand, welches sonst diese Rolle gespielt hatte. Diese besoldete oder Miethsinfanterie kam nun unter dem Namen Soldati oder Soldato vor. Ob nun dieser Name aus dem Italienischen kommt, oder ob er Deutschen Ursprungs ist, da das Stammwort Sold deutsch genug ist, liegt noch einem Zweifel unter; indessen scheint das Erstere gewisser, weil die eigentlichen Lehnsoldaten Italienischen Ursprungs sind; denn nach der ältesten Kriegsverfassung der Deutschen machten die Dienstleute den Kern der Kriegsheere aus, deren Aftervasallen und Leibeigene dagegen die Stelle der gemeinen Soldaten vertraten; sie wurden Knechte, Kriegsknechte, Reisige, Heermänner ꝛc. genannt, und als in späteren Zeiten die Lehnsoldaten auch in Dentschland aufkamen, wurden sie Söldner genannt, weil sie Sold empfingen, bis dann zuletzt Sóldat an die Stelle trat.

Auch die Erfindung des Schießpulvers gab den Soldaten einen andern Stand, und erhob besonders die Infanterie und Artillerie; allein an stehenden Heeren dachte man noch nicht; man warb zu jedem Kriege ein Heer, welches nach der Beendigung dessel-

ben wieder entlassen wurde; denn die wenigen stehenden Soldaten, die man hatte, dienten zu Leibwachen der Fürsten, zur Beschützung der Städte, Stadtsoldaten, ꝛc. Ein förmliches System eines stehenden Heeres war nicht vorhanden; nur erst mit dem dreißigjährigen Kriege fangen die stehenden Heere allgemeiner zu werden an, ia selbst in diesem Kriege warb man noch die Heere in Deutschland an, wie wir solches beim Wallenstein gesehen haben, der sich ein Heer auf seine Kosten warb. Der Soldat war also nicht an die Scholle mehr gefesselt, sondern jedem feil, der ihn haben wollte und gute Löhnung gab, oder wo er mehr Beute zu machen hoffte. Daher vergrößerte sich auch das Heer des Wallenstein so ansehnlich, weil der Soldat bei seinen Zügen durch Deutschland gut leben und Beute machen konnte. Nach dem dreißigjährigen Kriege fangen die stehenden und besoldeten Heere in allen Europäischen in der Kultur vorgeschrittenen Staaten an wichtig zu werden, eben so der Bürgerstand, weil er das Geld zur Besoldung derselben anschaffen konnte. Im Jahre 1681 wurde auf dem Reichstage ausgemacht, daß das Deutsche Reich beständig 40,000 Mann unterhalten sollte, nämlich 12,000 zu Pferde und 28,000 zu Fuße. Zwanzig Jahre darauf, im Jahre 1702, sollten die Reichstruppen noch einmal so viel betragen, also 80,000 Mann, und zu Kriegeszeiten 120,000 Mann; allein wegen Uneinigkeit der Stände ist eine dergleichen Macht niemals gestellt worden. Nach dieser kurzen Uebersicht der Geschichte des Soldatenwesens von dem Heerbanne oder dem Aufgebote in Masse an, bis zu den stehenden und förmlich besoldeten Heeren, worüber man auch die Art. Krieg, Th. 49, Kriegsbann, Th. 49, S. 758 u. f., und Kriegsheer, Th. 50, S. 642 u. f. nachlesen kann, will ich nun zu einzel-

nen, den Soldatenstand betreffenden Gegenständen übergehen, und wo sie schon in der Encyklopädie abgehandelt worden, sie nachweisen. Wie schon oben bemerkt worden, hat die Erfindung des Schießpulvers auch eine bedeutende Reform in dem Soldatenwesen hervorgebracht, besonders in Hinsicht der Bewaffnung. Die erste Bewaffnung der Soldaten nach der Erfindung des Schießpulvers: war zwei Theile mit Piken und ein Theil mit Musketen, die man beim Feuern, ihrer Schwere wegen, auf einen Gabelstock, den die Soldaten bei sich führten, legen mußte. Ohngefähr in der Mitte des 17ten Jahrhunderts wurden diese Musketen so leicht gemacht, daß man die Gabelstöcke entbehren konnte; man änderte daher auch die Bewaffnungsart, und bewaffnete zwei Drittel mit Musketen und nur noch ein Drittel mit Piken. Späterhin schafften die Oesterreicher in dem Kriege in Ungarn gegen die Türken die Piken ganz ab, und bedienten sich statt derselben kleiner Spanischen Reuter, von welchen die Soldaten die sogenannten Schweinsfedern selbst tragen mußten, die vor das Bataillon gesetzt wurden. Späterhin hörte auch dieses auf, und die ganze Infanterie wurde mit Gewehren bewaffnet. Ein Mehreres über die Waffen und Bekleidung der Soldaten, s. unter Kriegs-Waffen und Kleidung, Th. 52, S. 562 u. f. — Was die verschiedenen Truppenabtheilungen anbetrifft, als Infanterie, Kavallerie und Artillerie, und dann wieder die Unterabtheilungen, als leichte Infanterie oder Schützen, Füseliere; dann Grenadiere, Musquetiere, und bei der Kavallerie, leichte Kavallerie, als Husaren, Dragoner, Ulanen, und schwere Reiterei, als Küraſſiere; Fußartillerie und Artillerie zu Pferde, Pioniere ꝛc., so sehe man darüber den Art. Kriegs-Heer, Th. 50, S. 746 u. f.

und die einzelnen genannten Artikel in der Encyklopädie nach, in welchen wenigstens die Worte erklärt worden, weil es früher in dem Plane des Dr. Krünitz nicht lag, ausführlicher darüber zu seyn oder sie ausführlicher abzuhandeln, wie er späterhin den Plan abgeändert hat; man sehe daher die Art. Infanterie, Th. 29, S. 757; Schütze, Th. 149, S. 686; Grenadier, Th. 20, S. 14; Muskete, Th. 99, S. 1 u. f.; Husar, Th. 27, S. 1 u. f.; Minirkunst, Th. 91, S. 190 u. f.; Ingenieur, Th. 30, S. 19 u. f. ꝛc. ꝛc. Diejenigen Artikel dieses Zweiges, welche in der Encyklopädie übergangen worden, wie Artillerie, Dragoner ꝛc., so wie die verschiedenen Abtheilungen in den Europäischen Kriegesheeren, s. unter Truppe und Truppen-Abtheilung, unter T.

Bei dem Soldaten muß zuerst seine Verpflichtung zum Kriegesdienste in Betrachtung gezogen werden, und in diesem Falle muß man erst auf die frühere Militair-Einrichtungen zurückgehen, woraus die neueren Einrichtungen in den Heeren mehrerer Europäischen Staaten gebildet worden, oder doch wenigstens hervorgegangen sind. Die erste Einrichtung, die bei den stehenden Heeren statt fand, um eine Armee, um Truppen zu stellen, war das Kantonwesen und dann die Werbung durch Handgeld. Das Erstere betrifft die Landeskinder, das Zweite die Ausländer, Fremdlinge, oder wer sich sonst von Inländern freiwillig, ohne dazu verpflichtet zu seyn, zum Militairdienste stellte, wie z. B. im Preußischen die Residenz- und Großstädter, Berlin, Potsdam, Magdeburg, Posen, welche Städte früher vom Militairdienste befreiet waren. Diese Begünstigung, diese Privilegien hatten ihren Grund in der Emporbringung der Wissenschaften, Künste, Gewerbe und des Handels, und waren nicht nur den Städten, sondern

auch dem Staate von großem Nutzen, weil zur Ausbildung junger Leute zu Wissenschaften, Künsten ꝛc. Zeit gehört, und eine Unterbrechung durch Militairdienste, der Ausbildung mancher Talente zum Nutzen des Staates schaden würde. Diese Privilegien waren also zum Wohle, zum Nutzen des Staates, und diese Begünstigung, worin so Viele eine Ungerechtigkeit finden wollten, konnte wohl zu einer Zeit, wo Alles darauf ankam, große Städte zu heben und deren Einfluß auf die Landeskultur geltend zu machen, nicht als eine solche gelten.

Uebrigens gehörte die Gestellung der zum Kriegesdienste nöthigen tüchtigen jungen Mannschaft mit zu der Zahl derjenigen ausserordentlichen Pflichtleistungen, wozu sowohl der Bürger, als auch besonders der Bauernstand gegen den Landesherren und den Staat verbunden ist. Der stehende Soldat, Miles perpetuus, ist einmal in neuerer Zeit zur Beschützung der Staaten höchst nöthig geworden; denn bei der steigenden Bevölkerung, bei der steigenden Kultur, bei der Ausbildung der Gewerbe und des Handels, sind auch Schutzmänner nöthig, die jede störende Einwirkung von aussen abhalten können, und immer zu jedem Kampfe gerüstet stehen, das Vaterland zu vertheidigen. Nach der Größe, nach der Ausdehnung des Landes muß auch das Heer größer seyn, welches zur Beschützung dienen soll. Um nun dieses durch eine Mannschaft zu erreichen, auf deren Treue man sich verlassen konnte, entstand die Kantonpflichtigkeit im Lande. Vaterlandsliebe, Treue und Gehorsam sind von einem Landeskinde doch wohl eher zu erwarten, als von einem Miethlinge, von einem Söldlinge, und wenn ein Landeskind zwar auch seinen Sold erhält, so ist dieser bei ihm gewiß der geringste Bewegungsgrund, oder muß es bei ihm der geringste seyn, ihn an die Dienste des Regenten und des Vaterlandes zu fesseln, und die Be-

schützung des Vaterlandes, die Erhaltung des Staates und seiner Verfassung, kommt auch seinem und der Seinigen Vermögen und dessen Sicherheit zu gute. Es giebt zwar einzelne Fälle, wo man auch mit Söldlingen im Kriege glänzende Thaten verrichten und das Vaterland schützen kann; allein es gehören, um eine solche fremdartige Masse zusammenzuhalten und zu fesseln, auch außerordentliche Feldherrn-Talente dazu. So verrichtete Friedrich der Große im siebenjährigen Kriege mit einer Armee, die beinahe zur Hälfte aus Ausländern bestand, die glänzendsten Thaten; allein welcher Disciplin bedarf hierbei nicht das Heer, welcher Liebe, welches Vertrauens der Feldherr, der es leitet. Ganz anders ist es mit National-Truppen; sie sind an den Heerd, an das Vaterland gekettet; ihre Selbstständigkeit und die Selbstständigkeit ihrer Familien, erweckt das Gefühl der Tapferkeit, der Folgsamkeit; denn was sie thun, das thun sie für sich selbst und für die Ihrigen mit, welches aber bei den Söldlingen, den Fremden nicht der Fall ist; es fesselt sie selten etwas an ein fremdes Vaterland, und um so mehr, da der größte Theil nur auf einem Wege in die Dienstbarkeit gelangt ist, den er verabscheuen muß; denn er ist von den Werbern hintergangen, betrogen worden, welche Liebe kann ihn nun wohl festhalten, sein Blut für eine fremde Sache zu verspritzen? daher sind Inländer, Landeskinder, immer die besten Vertheidiger ihres Vaterlandes.

Wenn nun gleich alle Einwohner eines Staates, denselben zu beschützen verpflichtet sind, so kann man doch nur dazu die tüchtigsten gebrauchen; daher müssen von allen Dienstpflichtigen nur diejenigen ausgewählt werden, welche Strapatzen ꝛc. im Dienste ertragen können; am besten hierzu sind die Burschen aus dem Bauernstande, die schon an rauhe Arbeit und mancherlei Mühseligkeiten und Plackereyen von Jugend auf gewöhnet sind; ihr Körper ist so abgehärtet, wie

er zum Kriegsdienste nöthig ist, nicht so derjenige des Städters, der schon eine mehr weichliche Erziehung genossen; je kerniger der Stamm, je besser die Thaten. Die weniger stämmigen und rüstigen müssen zu Hause zu dem Nahrungsgeschäfte zurückbleiben. Da nun durch diese Nothwendigkeit dem Staate zu dienen, dem Nahrungsstande ein großer Theil der besten und tüchtigsten Arbeiter entzogen wird, so ist es auch nothwendig geworden, hierauf alle Aufmerksamkeit zu richten; denn die Erhaltung des Nahrungsstandes und besonders des Bauernstandes ist am wichtigsten, weil ohne Nährstand kein Wehrstand möglich ist; daher ist es nöthig, daß beides vorher wohl erwogen werde; denn wenn das Keiegsfeuer erst auf der Gränze lodert, ist an die Erhaltung eines richtigen Gleichgewichts dieser beiden sich gerade entgegenstehenden Staatsbedürfnisse nicht mehr zu denken; die Gefahr des Krieges setzt dann alle andere Betrachtungen aus den Augen und das bekannte Sprichwort: necessitas non habet legem, das ist, Noth bricht Eisen, findet nur allein Statt. Es war daher nöthig, daß man schon in den Zeiten des Friedens, der Ruhe, diejenigen Mittel anordnete, um den Nahrungsstand in eine solche Verfassung zu setzen, daß seine Söhne und Mitglieder, die er bei einem entstandenen Kriege abgeben muß, nicht gemißt werden, sondern sein Gewerbe dessenungeachtet seinen ungestörten Fortgang hat. In den Preußischen Staaten war man besonders seit Friedrich Wilhelm dem Ersten bedacht, nicht nur ein tüchtiges Heer auf den Beinen zu erhalten, sondern auch den blühenden Nahrungsstand des Landmanns nicht zu stören. Vor dieser angeführten Zeit war in diesem Staate nicht diejenige gute Ordnung, die man jetzt darin antrifft, wahrzunehmen. Man war zwar von der Sache überzeugt, daß die Landeskinder die besten Soldaten seyen; man hatte aber an

eine zweckmäßige Vertheilung der verschiedenen Distrikte und der verschiedenen Regimenter nicht gedacht, und daher entstand die dem Lande sehr schädliche Folge, daß ein Regiment dem andern in Enrollirung der Rekruten vorzugreifen suchte. Hierdurch wurde das ganze Land in eine große Verwirrung gesetzt, weil Niemand wußte, an wen er sich bei einem entstandenen Excesse zu wenden hatte. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, sind späterhin einem jeden Regimente, sowohl von der Infanterie, als Kavallerie, gewisse Distrikte angewiesen worden, aus welchen sie nur allein die zum Vollzählichmachen erforderliche Mannschaft nehmen können. Bei der Aushebung der zum Kriegsdienste nöthigen Mannschaft mußte jederzeit der Landrath des Kreises gegenwärtig seyn und ohne dessen Beyflichtung konnte nichts geschehen. Die Absicht dieser Verfügung war: daß das Land nicht ohne Noth bedrückt, und von Leuten, die zum Ackerbau nothwendig sind, und in der Armee leicht entbehrt werden können, entblößt werde. Daher geschah es auch früher, daß jedes Regiment eine gewisse Anzahl Ausländer haben mußte, um durch diese die Stellen von denjenigen zu besetzen, die der Landmann zum Ackerbau bedurfte, der bei der früher noch geringen Bevölkerung würde gedrückt worden seyn, wenn man ihm hätte alle Feldarbeiter zum Kriegsdienste wegnehmen wollen. Um den Nahrungsstand des Landmannes so wenig, als möglich, zu unterbrechen, wurde unter andern auch verordnet, daß die einzigen Söhne der Landbau betreibenden Eltern, wenn diese durch Alter, Krankheiten ꝛc. nicht im Stande sind, ihr Gewerbe fortzutreiben, nicht allein von der Enrollirung gänzlich frei bleiben, sondern auch, wenn sie schon wirklich ausgehoben worden, und der Vater entweder gestorben oder seine Nahrung wegen Krankheit nicht betreiben konnte, ihrer Dienste entlassen werden sollten. Wenn

gleich Pack-, Proviant- und Artilleriekneche zu Kriegszeiten aus dem Lande auszuheben, unumgänglich nöthig ist, so stand es doch keinem Officiere frei, die für seine Person nöthigen Bedienten und Reitknechte aus dem Kanton zu nehmen, sondern ein jeder mußte sich seine Bedienung selbst miethen, die er gebrauchte. Die weise Absicht dabei war, die Entvölkerung des Landes dadurch abzuwehren, und den Ackerbau zu heben. Damit nun die Regimenter auch nicht selbst wegen der zu eines Regimentes Kanton gehörigen jungen Mannschaft in Streit und Uneinigkeit gerathen sollten, so ward festgesetzt, daß bei einem jeden zum Kriegsdienste tüchtigen Individuum, der Ort seiner Geburt und das Regiment, zu welchem er gehört, bestimmt wurde. Es konnte daher ein Vater zwei und mehrere Söhne haben, von denen jeder unter ein anderes Regiment kam, welches besonders bei solchen Leuten, wie Hirten, Schäfer ꝛc. angetroffen ward, welche ihren Aufenthalt öfters verändern. So trug es sich auch oft zu, daß ein Landmann, der in fremde Länder entlaufen war, späterhin aber in sein Vaterland zurückgekehret, und in der Fremde Söhne erzeugt hatte. Hier entstand nun die Frage: wenn er die Söhne in sein Vaterland bringt, welchen Regimentern an diesen in der Fremde erzeugten Söhnen ein Enrollirungsrecht zu steht? Diese Frage löset sich dahin auf, daß wenn der Sohn nicht, wie von den Beschüzzern des Kolonistenwesens behauptet wird, als ein von aller Enrollirung eximirter Kolonist angesehen werden kann, er doch keinem von beiden Regimentern zugehört, welche auf ihn Anspruch zu haben vermeinen; denn da der Geburtsort wegfällt, so fällt auch der Anspruch auf dieses Individuum fort, welches sich bloß da niedergelassen und erzogen, aber nicht geboren worden. Ehemals waren in den Preußischen Ländern die fremden Kolonisten von aller Werbung und

Enrollirung gänzlich befreiet, so daß weder sie, noch ihre Söhne, sie mochten außerhalb Landes oder im Lande geboren worden seyn, niemals zum Soldatenstande gezwungen werden konnten, weshalb sie auch in keinen Kantons-Listen aufgeführt waren. Dieses war eine Bedingung, welche sich diese Fremdlinge bei ihrem Anerbieten, ihr Vaterland zu verlassen, und sich unter Königl. Preuß. Schutz zu begeben, machten; da ihnen nun solches versprochen worden, so war es auch gerecht und billig, daß das Versprechen erfüllt wurde. Dem Staate selbst war auch an dieser unverbrüchlichen Erfüllung dieses Versprechens sehr gelegen, indem, wenn solches nicht geschehen, dadurch die fernere Bevölkerung sehr behindert worden wäre. Auch litt die Armee darunter nicht, weil sie sich ohne diese Fremdlinge doch hätte im Lande recrutiren, oder so viele Ausländer anwerben müssen, als zur Vollzähligkeit nöthig ist. Auch gewann das Land dabei, nicht nur an Bevölkerung, sondern auch in der Kultur.

Das erste Erforderniß bei einem Soldaten ist, dessen Tüchtigkeit zum Dienste, wie auch schon oben angeführt worden. Diese Tüchtigkeit besteht nun theils in einer gewissen Größe, und theils in einer gewissen Leibesstärke, die mit dem Kriegesdienste verknüpften Beschwerden auch ertragen zu können; denn es kann wohl einer Armee wenig an Schwächlingen liegen, von denen ein großer Theil, bei einigen Strapatzen im Kriege, nur in das Lazareth gebracht werden müßte. Schwache und kleine Soldaten sind zu rüstigen Uebungen, wie die Kriegsübungen, nicht geschickt, wenn sich aber keine Schwäche damit verbindet, so thut die geringe Größe nichts zu ihrer Tauglichkeit zum Militärdienste, wie wir in der neuesten Zeit gesehen haben; im Gegentheil, sind kleine Leute (wenn sie nur nicht zu klein sind, und ihre Größe wenigstens 5 Fuß

und ein paar Zoll beträgt), mit gedrungenem Körperbaue, weit geschickter zur Ausdauer im Felde, als große, und man kann sie sowohl zur Kavallerie, als zur Infanterie gebrauchen. Bei der Ersteren geben sie gute Husaren und Dragoner, und bei der Letztern gute Schützen ab; auch besteht gegenwärtig das Schützenkorps und das dritte Bataillon eines jeden Regimentes, die sogenannten Füseliere, aus lauter kleinen Leuten. Ehemals sah man aber auf große Leute, und gebrauchte die kleinen zu Tambours, Pfeifer, und unter der Artillerie zu Kanonieren, die damals größtentheils nur aus Leuten bestanden, die etwas über 5 Fuß groß waren. Man nahm früher den Maaßstab der alten Deutschen Krieger zum Vorbilde, und glaubte, daß ein Deutscher Krieger nur groß, stark und kräftig seyn müsse. Wenn nun dieser Maaßstab, an und für sich betrachtet, nicht unrichtig ist, indem die alten Deutschen wohl ein größerer und kräftiger Menschenschlag gewesen seyn mögen, als ihre Enkel es jetzt sind, welches leider in der modernen, weniger kräftigen Erziehung, in dem Schwelgen von fast kindischen Genüssen liegt; denn was wußten unsere Ahnen vom Kaffee, Thee, Chocolade, von Fricassees und Ragouts, vom Zuckergebackenen aller Art, kurz von der ganzen Französischen Conditor- und Kochkunst, von Venus und Merkur oder Speichelkur, so ist es doch auch gewiß, daß sie nicht alle von gleicher Größe waren, und es auch kleine darunter gab, nur waren sie kräftig und rüstig. Ein derber Schlag von gutem Schrote und Korne, dem das, was nicht oben hinaus wollte, in die Breite schoß. Es war daher unbillig, nur die größere Mannschaft zu wählen und sie, der Größe wegen, der kleinern vorzuziehen. Um dieses auszugleichen, war man daher genöthiget, in den kleinern Dorfschaften, wo die junge Mannschaft, die männliche Jugend, zu einem besondern Wachsthume gedieh, und daher vor-

zugsweise zum Militairdienste ausgehoben wurde, diesen Verlust an Arbeitern durch andere von andern Dörfern, die einen kleinern Menschenschlag hatten, zu ersetzen, um so das Gleichgewicht wieder herzustellen. So z. B. lagen in einem Kreise mehrere Dörfer nicht weit von einander, die lauter große und zum Kriegesdienste tüchtige junge Leute hatten, dagegen andere Dörfer in demselben Kreise, so wenig große Leute aufzuweisen hatten, daß man daraus wenig oder gar nichts nehmen konnte; es war daher billig, daß diese von der Aushebung verschont gebliebenen Dörfer, die andern, welche, so zu sagen, die Last des ganzen Cantons getragen hatten, auch schadlos hielten, und ihnen so viele tüchtige Arbeiter im Ackerbaue abgaben, als jene über das Verhältniß der allgemeinen Verbindlichkeit verloren hatten; denn geschah dieses nicht, so verlor die Aushebung der jungen Mannschaft zum Kriegsdienste die Natur einer gemeinen Landespflicht. Es werden dadurch verschiedene durch den Schaden und Nachtheil der andern erhalten, und diese wieder durch das Verschonen, so jenen widerfahren muß, zu Grunde gerichtet.

In einigen Staaten war gemeiniglich die jährliche Aushebung der jungen Mannschaft zur Vollzähligmachung des Kriegsheeres den Landständen überlassen. Bei diesem Verfahren kann in Ansehung der Dorfschaften eine weit genauere Gleichheit beobachtet und alle Prägravationen vermieden werden, wodurch dem Lande und dessen Einwohnern eine gewisse Erleichterung wird; allein die Heere sind dabei auch in Gefahr mit untauglicher Mannschaft besetzt zu werden. Wenn man nun in Erwägung zieht, daß die Erhaltung des Landes und die Versorgung des Kriegsheeres mit tüchtigen Streitern, zwei gleich nothwendige Stücke des Staates sind, so ist es wohl besser, wenn jedesmal bei Aushebung der Mannschaft, auch ein Königlicher

Kommissair, der aus dem Militairstande besteht, dabei zugegen sey, sonst würde vielleicht auf den Nährstand zu viel und auf den Wehrstand zu wenig Rücksicht genommen werden; denn die Erhaltung des Landes erfordert auch kräftige Beschützer, und eins kann nicht zum Nachtheil des andern übervortheilt werden. In großen Kriegsheeren, bei welchen, nach der früheren Militaireinrichtung, viele ausländische Mannschaft sich befand, konnte es nicht unterbleiben, daß es unter derselben, besonders in Friedenszeit, viele Mißvergnügte gab, die bei der Werbung getäuscht worden, und daher jede Gelegenheit wahrnahmen, um zu entkommen. Da nun dem Staate, folglich auch jedem Bewohner desselben, daran gelegen seyn mußte, diese entwichenen Soldaten wieder zu ihrer Treue, zu ihrer Fahne, zurückzuführen, so war es auch nöthig, daß ein jeder Landmann und Einwohner bei dem Signale: daß ein Soldat entlaufen, auch auf denselben zu viguliren, um sich seiner wieder zu bemächtigen. Die Königlich Preußischen Gesetze haben daher den sämmtlichen Unterthanen des Landes, besonders aber dem Bauerstande in demselben, weil derselbe die meiste Fähigkeit und Gelegenheit dazu hat, zur Pflicht gemacht, die aus dem Kriegsheere entwichenen Treulosen, im Falle sie solche antreffen und sich ihrer bemächtigen können, sie wieder an die Regimenter zurück zu liefern. Auch selbst in den Ländern, wo die Verfolgung und Anhaltung der treulosen Flüchtlinge des Heeres nicht durch ausdrückliche Gesetze verordnet worden, ist solches eine Schuldigkeit, die ein treuer Unterthan, wes Standes er auch sey, ohne sich sträflich zu machen, nicht unterlassen darf. In den Königlich Preußischen Landen sind verschiedene Verordnungen dieserhalb ergangen, um die Unterthanen an diese Pflicht zu erinnern. In allen Besatzungsorten, wo mehrere Regimenter, oder auch nur Kompagnien zusammenstehen,

ward, sobald die Desertion eines Soldaten bekannt geworden, die sogenannte Lärmkanone gelöset, und durch ein dreimaliges Abfeuern derselben, den nächst belegenen Dorfschaften das Zeichen, daß eine Desertion vorgegangen sei, gegeben. Sobald solches gehört worden, mußte in den Dorfschaften die Sturmglocke gezogen, und die dort auch zusammengerufene Gemeine, theils zur Durchsuchung der ganzen Feldmark, und besonders des darauf befindlichen Gebüsches, beordert, theils aber auch zum Wachehalten auf den Wegen und Straßen vertheilt werden. Diese ausgestellten Wachen durften nicht eher, als nach Verfließung von drei Tagen oder bis sie deshalb von dem Regimente nähere Befehle erhalten hatten, fortgehen. An denjenigen Orten, wo das Zeichen der Lärmkanone nicht gut gehört werden konnte, sondern die Nachricht von der geschehenen Desertion durch die nachsetzenden Officiere oder Unterofficiere überbracht ward, mußte ein Gleiches geschehen. Es ist nur Wenigen gelungen fortzukommen oder durchzukommen; denn immer sind sie von den Nachstellern ertappt worden. Einer jeden Gemeinde, die durch ihre hierunter bewiesene Wachsamkeit, solche Deserteurs aufgefangen und zurückgeführt hat, wurden zur Belohnung und Vergütigung ihrer dabei gehabten Versäumnisse, für einen jeden Mann, den sie zurückbrachten, eine Vergeltung von 10 Rthlrn. ausgesetzt, welche ihnen sofort von dem Regimente, zu welchem der ertappte Deserteur gehörte, bezahlt werden mußte.

Was nun ins Besondere die Verpflichtung der Unterthanen oder Staats-Bürger im Preußischen Staate zum Militairdienste anbetrifft, so ist schon von früher her im Preußischen, als einem militairischen Staate, dessen Grenzen nicht die Natur, sondern nur die Waffen decken und schützen, jeder Unterthan zum Kriegsdienste verpflichtet gewesen, mit Ausnahme der schon oben ange-

führten Städte. Die Preußische Kanton-Verfassung ist die Einrichtung und Vertheilung der sämmtlichen Feuerstellen im Lande, oder der darauf wohnenden Familien in Werbungs- und Recrutirungs-Distrikte zur Ersetzung des Abganges der Regimenter durch Einländer. Auch in Preußen, so wie in allen Deutschen Landen, geschah ehemals zur Zeit eines Krieges entweder das Aufgebot der Ritterschaft, wie z. B. das Aufgebot der gesammten Ritterschaft gegen die Türken, im Jahre 1530, oder es geschahen allgemeine Aufgebote, Aufgebote in Massen, wie das allgemeine Aufgebot gegen die Türken, im Jahre 1541. Eben so findet man mehrere allgemeine Aufgebote zur Kriegesrüstung, um das Vaterland und die Religion zu beschützen, im Jahre 1586, und ein Jahr darauf wegen der Gefahr der ins Römische Reich eingedrungenen Spanier. Diese Aufgebote, sich zum Kriege zu rüsten, Haus für Haus, geschahen auch hier bis nach dem dreißigjährigen Kriege, wo man zur Errichtung eines ansehnlichen stehenden Heeres die nöthigen Anstalten traf. Das Land mußte nun die zum stehenden Heere nöthige Mannschaften liefern, und die nöthige Anzahl von Recruten wurde im Lande ausgeschrieben. Man legte bei der Ausschreibung in den Dörfern und Städten die Häuser- und Seelenzahl zum Grunde. Es fanden aber auch freiwillige Werbungen im Lande statt, so daß die Regimenter in ihren Standquartieren und Garnisonen bei öffentlichem Trommelschlage und gegen Bezahlung eines bestimmten Handgeldes, zur Ergänzung ihres Abganges warben, hierbei war aber alle gewaltsame Werbung ausdrücklich verboten; dann wurden den Regimentern zur Werbung gewisse Provinzen und Distrikte angewiesen, dabei wurde ihnen die Freiheit gelassen, mit jungen Leuten auf gewisse Jahre zu kapituliren, und nach dem Ablaufe der Kapitulation ihnen gewisse Wohlthaten angedeihen zu lassen. Unter

König Friedrich Wilhelm dem Ersten, der bei der Vergrößerung des Staates, auch das Heer zu dessen Beschützung ansehnlich vermehrte, und dem, bei seiner Liebe zur Gerechtichkeit und Ordnung, die bei der freiwilligen Werbung im Staate vorgefallenen Unordnungen, Unregelmäßigkeiten und Bedrückungen mißfielen, geschah eine andere Einrichtung, um den Abgang des Heeres durch Rekruten zu ergänzen. Es wurden im Jahre 1733 alle im Lande vorhandenen Feuerstellen in Werbungs-und Recrutirungsdistricte unter die Regimenter vertheilt, oder vielmehr er theilte das Land in Cantons, so daß jedes Regiment Infanterie 5000, und jedes Regiment Kavallerie 1800 Feuerstellen erhielt. Die Bezirke, aus denen die Regimenter Leute zum Kriegsdienste zogen, hießen Regiments-Cantons; in solchen hatten ehemals die Regimenter die alleinige Disposition, und die Hauptleute oder Rittmeister noch ins Besondere über die Districte ihrer Kompagnien, oder die Kompagnie-Cantons, welche letztere aber, nach der Instruktion vom 20. September 1763, und dem neueren Cantonreglement abgeschafft worden. Die in den Regiments-Cantons angelegten neuen Kolonieen und Etablissements gehören aber nicht dem Kanton-Regimente, sondern werden vom Könige andern Regimentern, die entweder keinen oder nicht hinlänglichen Kanton haben, zugetheilt. Das Recht des Kanton-Regiments geht auf alle in seinem Kanton geborene Personen männlichen Geschlechts; es mögen die Eltern mit ihren Kindern im Kanton bleiben, oder nach einem andern ziehen, oder auch nach einem Enrollements freien Orte; als die Söhne der Hirten und Einlieger, der beurlaubten Einländer, der sich ansässig gemachten Ausländer, auch Findlinge ꝛc. Den Geburtsort der Söhne, in so fern er der gewöhnliche Aufenthaltsort der Eltern ist, bestimmt das Regiment, das sie enrollirt, nur machen

die Söhne der Königlichen, städtischen und adelichen Forstbedienten eine Ausnahme. Das ganze Kantonwesen wurde von den ehemaligen Königl. Kriegs- und Domainen-Kammern mit den Königl. General-Inspecteurs und Regimentern gemeinschaftlich reoulirt; unter denselben standen die Kanton-Revisions-Commissionen, die aus einem Stabsofficier, Hauptmann oder Rittmeister des Kanton-Regiments, einem Officier vom dritten Bataillone, dem Land- oder Steuerrath des Kantondistrikts, und einem Mitgliede der Kammer, oder einem Kreisdeputirten oder auch einem städtischen Bürgermeister bestehen. Die streitigen Fälle wurden von dem Königl. Ober-Kriegs-Collegium und von dem Königl. General-Finanz-Directorium abgemacht.

Da nun die Kanton-Bezirke die Bestimmung haben, den Ersatz des Abganges von Soldaten der Kanton-Regimenter, dann Knechte für die Armee im Felde zu liefern; auch in ausserordentlichen Fällen, wo eine Truppenvermehrung nöthig ist, sie daraus zu erhalten, so ist auch eine ordentliche Aufnahme und Conscription der Enrollirten nothwendig. Es wurden daher Conscriptions- und Kanton-Rollen angefertiget, das ist, ein Verzeichniß, worin alle Kantonisten von 16 bis 45 Jahren, jedes Ortes, mit Bemerkung der Hausnummer und Zahl der Feuerstelle ihrer Eltern, deren Standes und Besitzung, ihres Alters, ihrer Größe, Tüchtigkeit, Dienstbestimmung, das ist, ob in das Kantonregiment oder zum Knecht, und aller übrigen Umstände, die auf die Kanton-Verpflichtung Einfluß haben, gebracht und aufgenommen worden, welches Verzeichniß die Kantonrolle genannt wird, und diejenigen, welche eingetragen worden, Kanton-Enrollirte des Regiments oder Kantonisten. Sowohl das Militair, als die Civilbehörden führen gleichstimmige Rollen und Kantonbücher; oft halten auch die

Obrigkeiten und Gemeinen das Triplikat der Kantonrolle. Beistehendes Schema zeigt eine solche Kantonrolle, wie sie vorgeschrieben worden.

Die Kantonrevisionen geschahen jährlich, gewöhnlich zu Anfange des Herbstes von den Kantonrevisions-Commissionen. Die damaligen Königlichen Kammern vereinigten sich mit dem General-Inspector und den Regimentern über die Termine der Revision, und die Land- und Steuerräthe verfügten darnach die Erscheinung der jungen Mannschaft. Zur Revision stellten sich alle Kantonpflichtige von dem oben, S. 249, genannten Alter, mit Ausnahme der Eximirten und der zum Militairdienste für untauglich Erklärten. In den Städten führten die Polizey-Commissarien oder Bürgervorsteher, in den Dörfern die Dorfgerichte die Enrollirten ihres Ortes vor, wobei dann ein Verzeichniß von den Ausgetretenen, den weggezogenen Wirthen und neu eingezogenen Einländern, auch die Listen von den geborenen und gestorbenen Individuen männlichen Geschlechtes des verwichenen Jahres, die von den Predigern angefertiget und an Eides Statt unterschrieben worden, überreicht werden. Die die junge Mannschaft Vorführenden bleiben dann so lange bei der Gestellung gegenwärtig, um über alles, was vielleicht noch eine Erörterung zu lassen könnte, Auskunft zu geben. Die Listen der Prediger wurden nach der Consistorial-Verordnung vom 23. July 1767 nach den Rubriken: 1) Namen der Hauswirthe und Einlieger, auch Mütter unehelicher Kinder; 2) Anzahl der Söhne; 3) Namen; 4) Alter; 5) Aufenthalt, gemacht und zur festgesetzten Zeit bei Strafe abgegeben. Auch durften die Prediger mehrere Söhne eines Kantonisten nicht auf gleiche Vornamen taufen, um Irrungen zu verhüten. Nach diesen Verzeichnissen wurden dann die Kanton-Rollen berichtiget, die Gestorbenen gelöscht

und die Gebornen eingetragen. Auſſer der Reviſion durfte aber kein Regiment zur Aufzeichnung oder Einziehung anderer Nachrichten Commandirte in die Kantons ſchicken, noch weniger die Kantoniſten zuſammenfordern; dagegen konnten die Militair-Commiſſarien zur Hülfe beim Aufſchreiben und Meſſen der Kantoniſten einen oder mehrere Unterofficiere in den Kanton mitnehmen. Uebrigens darf nach dem neuen Kanton-Reglement, §. 102, kein Kantoniſt verheimlicht oder ſonſt vorenthalten werden. Die Behörden aber, die ihre Pflichten, in Abſicht der Geſtellung eines Kantoniſten bei der Reviſion verabſäumen, werden nach §. 104 und 105 geſtraft. Auch ſind für diejenigen, die ſich auf Schiffe begeben und ſich dadurch ihren Verbindlichkeiten zum Kriegesdienſte entziehen wollen, Strafen feſtgeſetzt. So lange die Enrollirten noch nicht in Reihe und Glied ſtanden, alſo förmlich Soldat waren, waren ſie der Civil-Obrigkeit ihres Ortes unterworfen und konnten ſich ohne Trauſchein des Kantonregiments verheirathen. Der Trauſchein der Gerichtsobrigkeit war aber erforderlich, auch durften ſie ſich nicht ohne Vorwiſſen des Landraths oder Magiſtrats des Ortes aus ihrer Heimath, und ohne Vorwiſſen der Regierung nicht aus der Provinz entfernen. Handwerksburſchen mußten ſich vor ihren Wanderjahren wenigſtens ein Mal bei der Kanton-Reviſions-Kommiſſion ſtellen und bekamen dann von derſelben Wanderpäſſe. Von den in Städten ſich aufhaltenden wandernden kantonpflichtigen Geſellen mußten jährliche Liſten aufgenommen und ſolche den Kantonreviſions-Kommiſſionen übergeben werden. Dieſe Kommiſſion maaß und beſichtigete die Kantoniſten nach ihrer Größe und Leibesbeſchaffenheit, welche in der Rolle bemerkt ward. Die mit äußerlichen Wunden und Schäden behafteten Kantoniſten wurden dem Regiments-Chirurgus zur Kur übergeben, und die Koſten der Arz-

neimittel für Unvermögende aus der Kriegskasse bezahlt. — Die im Kantonbezirk gefundenen, fremden Kantonisten Landgestütknechte, Handwerksburschen ꝛc. wurden in besondere Listen eingetragen, so auch die fehlenden, deren Aufenthalte nicht ausgemittelt werden konnte, oder deren Aufenthalt im Lande auch bekannt war. Die zum Knechtdienste bestimmten Kantonisten wurden besonders notirt, die tüchtigsten für den Artillerie- und Provant-Train vorläufig ausgesucht und vereidet, und die Listen von denselben der Regierung eingeschickt. Sie waren zwölf Jahre verpflichtet, das ist, sie hatten zwölf Jahre hindurch die Verpflichtung im Falle eines Krieges, während dieser Zeit zu dienen, blieben aber so lange ungestört in ihrem Gewerbe. Auch pflegten die Regiments- und Trainpferde in der Kanton-Revision aufgezeichnet und taxirt zu werden. Aus sämmtlichen bei der Kanton-Revision gesammelten Nachrichten ward ein Extract von der Größe des Kantons nach gewissen Rubriken angefertiget, wie beistehendes Schema zeigt.

Jährlich war auch jeder Magistrat gehalten, nach der Revue (Manöver, Heerschau, Musterung,) eine Kanton-Tabelle einzureichen, welche enthielt: 1) Die Zahl der Kantonisten der Stadt überhaupt, von 16 bis 45 Jahren nach Größe und Maaß. 2) Die Zahl der einzigen Söhne darunter, und bei welchen eine Exemption Statt findet. 3) Wie viel in dem abgewichenen Jahre bei dem Regimente einrangirt worden. 4) Wie viel aus Reihe und Glied entlassen worden und wie solche angesetzt worden. 5) Wie viel angesessene Soldaten noch in Reihe und Glied stehen und wie solche die Güter acquirirt haben, und zwar überall mit der Balanze gegen das vorige Jahr. Hieraus formirte der Steuerrath von seinen Städten eine General-Tabelle, die Kammer eine dergleichen von der ganzen Provinz, und das ehemalige General-Finanz-

Directorium die General-Tabelle von allen Provinzen an den König.

Die Aushebung und Einragirung der Kantonisten oder Rekruten geschah wie folgt. Jedes Regiment fertigete jährlich eine Abgangsliste, welche die Zahl der einzustellenden Rekruten oder jungen Soldaten zeigte, an, und zwar sechs Wochen vor der Einstellungszeit, worin die Abgegangenen speciell in den Listen nach Namen, ob sie gestorben, dimittirt, desertirt ꝛc. aufgeführt worden. Diese Listen wurden von den General-Inspecteurs unterschrieben und den Königlichen Kammern übergeben, welche darnach das Nöthige wegen Aushebung und Ablieferung der zum Ersatz des Abganges erforderlichen Kantonisten an die Land- und Steuerräthe verfügten. Diese Letzteren besorgten nun die Aushebung der Kantonisten, und hoben dann diejenigen als Soldaten aus, welche die Kanton-Revisionscommission für die tüchtigsten erkannt hatte. Ausser diesen wurden noch für jede Kompagnie zwei Mann zur Reserve gestellt, wovon aber die nicht gebrauchten in die Kantone zurückgeschickt wurden. Ueber die Ablieferung der jungen Mannschaft und ihre Einstellung in Reihe und Glied, als Soldat, ward dem Land- und Steuerrathe förmlich vom Regimente quittirt und solches in der Kantonrolle bemerkt. Nachdem die nöthige Anzahl Rekruten abgeliefert worden, hatten die Regimenter bis zur nächsten Einziehung keine Ansprüche an die Kantonisten. Nach den Königlichen Verordnungen vom Jahre 1792, 1796 und 1797 sollten bei einer Kompagnie Infanterie, ausser den vier Artilleristen, Tambours und Zimmerleute, 93 bis 94 Mann, bei einer Kompagnie des dritten Bataillones Mustetier 76, bei einer Füselier-Kompagnie 96, bei einer Eskadron Kürassier oder Dragoner 96, und einer Eskadron Husaren 75 Mann an Einländern einragirt

werden. Nach diesem Etate berechneten sich die Kammern mit den Regimentern, und kein Regiment hatte das Recht mehrere Einländer, als vorgeschrieben worden, einzustellen, eben so wenig Einländer gegen Ausländer zu vertauschen, an andere Regimenter zu vertauschen ꝛc. Zur Vorbeugung alles Mißbrauches mußten die Regimenter jährlich eine Liste der bei denselben vorhandenen Einländer nach Namen, Geburtsort, Alter, Maaß und Qualität nach beigefügtem Schema bei den Königlichen Kammern einreichen. Gleiche Nachrichten mußten die Land- und Steuerräthe in Ansehung ihrer Kreise und Inspectionen an die Kammern senden, damit solche Nachweisungen mit einander verglichen werden konnten. Die Vertheilung der Rekruten oder jungen Soldaten war Sache des Regimentes. Die Vertheilung der Artillerie- und Proviant-, Train- auch Packknechte die Sache der Kammern und der Land- und Steuerräthe. Auch bei deren Aushebung wurden einige zur Reserve mitgeschickt.

Befreit vom Soldatendienste waren wegen des Ranges und Standes: 1) Der Adel, der persönlich frei ist; 2) alle im Dienste des Staates stehende vereidete Königl. Civil-Bediente ohne Unterschied; 3) die Söhne der Königlichen Räthe aller Art, der Landstallmeister, der Professoren und lesenden Doktoren auf Königlichen Universitäten, der expedirenden Sekretaire bei Landes-Collegien, Accise und Zolldirectionen, Prinzlichen Kammern, der Landschaft und Königlichen Salzämter. Ferner waren kantonfrei einige Städte, Länder und Kolonien, wie z. B. Berlin, Potsdam, Brandenburg, Magdeburg, Danzig, Thorn, Posen ꝛc. Die Provinz Cleve, die Gebirgskreise, einige Festungsstädte und Kolonien in Schlesien ꝛc. Unbedingt waren vom Soldatenstande eximirt: 1) die bürgerlichen Besitzer adeliger Güter bei einem Werthe von 12,000 Thaler an.

Auch hatten die Söhne adeliger Gutsbesitzer, bürgerlichen Standes, wenn sie sich dem Kriegsdienste widmeten und bei Garnison-Regimentern, oder der Artillerie, bei den Husaren bis zum Kapitain oder Rittmeister hinaufgestiegen waren, von Friederich dem Großen die Versicherung erhalten, daß sie nach einer zehnjährigen Dienstzeit als Hauptmann oder Rittmeister in den Adelstand erhoben werden sollten. — 2) Wirkliche ansäßige Bauern und Kossaten (nicht aber Häusler, Gärtner und andere Besitzer nur kleiner Wirthschaften) große Gärtner-, Fischer- und Viehnahrung-Treibende, Papier- und Mahlmüller; dann wirkliche ansäßige Bürger, Handwerker, Künstler, Manufakturisten und Fabrikanten. — 3) Alle ausländische Manufakturisten, Fabrikanten und Professionisten, mit ihren mitgebrachten Söhnen und Knechten, wenn sie sich im Lande niederliessen. Bedingt waren eximirt: 1) Die Söhne Königlicher Civilbeamten unter Raths Range, der Domainen Beamten und Pächter großer adelicher Güter von 3000 Rthlr. Pacht, der sämmtlichen Prediger und ersten Schullehrer, und auch der Stallmeister, wenn solche sich den Studien, der wissenschaftlichen Oekonomie, der Salzkunde und dem Handel widmen, und von ihrem Fleiße, Geschicklichkeit und guter Aufführung Zeugnisse der Lehrer beibringen konnten; wenn sie aber liederlich, relegirt und beim Examen abgewiesen wurden, so traten sie in die Kantonpflicht zurück; dann auch die Söhne der Accise-Calculatoren. 2) Die Bergleute, die Hüttenbedienten, metallische Fabrikanten, oder vielmehr die Verfertiger von Metallarbeiten, Officianten bei Salzwerken, bei der Bernsteinfischerey und den Landgestüten für sich und ihre Söhne, wenn Letztere bei einem solchen Gewerbe bleiben oder auch nach den Bedingungen in 1) — 3) Die Söhne der Kaufleute, welche jährlich 5000

Rthlr. in ihrem Verkehr umsetzen, oder Fabrikanten von 12 Stühlen oder 12 Ouvriers; und Personen von 10,000 Rthlr. Vermögen nach obiger Bestimmung, und wenn sie nicht aus dem Stande der Bauern, Ackerbürger und Professionisten sind; ingleichen Damastweber, Seidenwirker, Weber, Bleicher, Schönfärber ꝛc. für einen oder mehrere ihrer Söhne, wenn sie bei dem Gewerbe bleiben, oder nach den Bedingungen in 1). 4) Die einzigen Söhne der Bauern und Kossäten, die Alters und Krankheitshalber ihre Wirthschaft nicht mehr vorstehen können, oder absterben, auch die zweiten Söhne großer Bauerngüter, wenn solche abgebauet werden, und die Söhne der Handwerker, Künstler und Bürger, welche die väterliche Wirthschaft, Kunst und Profession fortsetzen müssen. — 5) Die Schiffer von eigenen großen Schiffen, Schiffsrheder, Seefahrer, Schiffszimmerleute, Lootsen, Ducker- und Haffischer, Schafmeister von 1500 Schafen, Postillions von 3 bis 4 Zoll Größe, und zum Theil auch ihre Söhne. — 6) Diejenigen Individuums, welche sich dem öffentlichen Schulunterrichte widmen ꝛc. — Der Religion wegen sind vom Kriegsdienste und von Einziehung in die Kantonrollen frei: 1) Die Mennonisten, nach dem Königlichen Edikte vom 30sten July 1789. Sie zahlten wegen ihrer Enrollirungs- und Werbefreiheit seit dem Jahre 1773 eine jährliche Beisteuer von 5000 Rthlrn. an die Kadettenschule in Kulm. Sie hatten dafür schon ein Königliches Gnaden-Privilegium unter dem 24sten Marz 1780 für sämmtliche Mennoniſten-Gemeinen in Ost-Preußen erhalten; als aber die Mennonisten späterhin Kriegsdienste nahmen und sich sehr wohl verhielten, so wurden denen, die sich zu Kriegsdiensten entschlossen, verschiedene Vortheile bewilliget. — 2) Die Mährischen Brüder; 3) die Juden. Beide durften aber keine

cantonpflichtigen Stellen erwerben oder bewohnen, auch nicht zum Nachtheil des Militairs mehrere Häuser und Grundstücke, als ihnen erlaubt worden, an sich ziehen. — Die Söhne der Königl. Oberförster und Rechnung führenden Forstbedienten, auch der Stadtförster sind dem reitenden Jägerchore verpflichtet; die der Unterförster und adlichen wirklichen Revier-Jäger dem Feldjäger-Regimente zu Fuß.

Die Entlassung der Kantonisten geschah auf ländliche und städtische Nahrungen, wenn sie die einzigen Söhne waren und ordentliche Bauerhöfe von ihren Eltern annahmen, oder wenn einem Kantonisten ein Gut, das eine Wittwe oder Tochter besaß, durch Heirath zufiel, oder auch wenn ein zweiter Sohn, auf einem zweiten, den Eltern zugefallenem Gute, angesetzt werden sollte. Die Gesuche um einen Abschied wurden von den Land- und Steuerräthen durch ein Attest bestätiget. Ferner geschah die Entlassung der Kantonisten, wenn sie durch Erbschaften oder Heirathen zu größeren Ackerwirthschaften, Gärtnereyen, Fischerwirthschaften, Viehnahrungen, oder in Städten zu Brauereyen, Branntweinbrennereyen, Gastwirthschaften und Professionen gelangten, oder unter gewissen Umständen solchen Niemand anders vorstehen konnte. Hierbey ist aber zu bemerken: 1) daß kein Kantonpflichtiger ohne Einwilligung der Kanton-Revisions-Kommission zum Bürger und Meister angenommen wurde. Dann konnte keine Gerichtsobrigkeit bei 50 Rthlr. Strafe einem in Reihe und Gliede stehenden Kantonisten eine Ackerwirthschaft übergeben, sondern er mußte erst verabschiedet seyn. Die Landeskinder, wenn sie zwanzig Jahre gedient hatten, sollten ihren Abschied, wenn sie ihn forderten, und zugleich mit Bescheinigung des Vermögens, sich selbst zu ernähren, auf die Invaliden-Wohlthaten Verzicht thaten, verabschiedet werden; dabei sollte ein

Kriegsjahr für zwei Friedensjahre gerechnet werden. Es mußten daher alle Land- und Steuerräthe jährlich den ersten August die Listen solcher Soldaten bei den Kammern einreichen, und die Königl. Kammern mußten den Abschied derselben bei den Regimentern erlangen und bewirken. Wenn aber dergleichen Soldaten unvermögend waren, sich lebenslang selbst zu ernähren, so mußten sie so lange im Dienste bleiben, bis sie völlig unbrauchbar wurden, wo sie dann vom Staate versorgt wurden. Alle Verabschiedungen geschahen mit Vorwissen der Kanton-Revisions-Kommission, und kein Regiment konnte für sich privative einen Mann entlassen. Die Abschiede wurden von den Regimentern unentgeldlich ausgefertiget und den Land- und Steuerräthen zur Uebersendung an die Gerichtsobrigkeit eingeschickt, damit man gewiß war, daß das Etablissement erfolge. Der Abschied der Enrollirten ward Kanton-Abschied, der wirklich gedienten Soldaten aber Regiments-Abschied genannt. Die Verabschiedung eines Enrollirten ward in der Kantonrolle angemerkt. Grundherrschaften konnten für einige ihrer Unterthanen Kinder, wenn sie solche auf ihre Kosten in der Oekonomie, Jägerey, Gärtnerey, Kochkunst :c. unterrichten ließen, Befreiung von der Einstellung fordern, so lange sie sich nämlich im Dienste der Herrschaft befanden. Kein Sohn eines Bauern durfte ein Handwerk ohne schriftliche Erlaubniß seiner Gerichtsobrigkeit lernen; auch sollten Söhne der Bürger, Handwerker und Bauern, deren Stand die Exemption nicht begründet, nicht ohne vorhergegangene Prüfung ihrer Fähigkeiten zum Studieren und nicht ohne Erlaubnißschein der Kanton-Revisions-Kommission studieren, und durften die Universitäten sie bei 25 Thaler Strafe nicht immatrikuliren. Wenn Landeskinder, die als Soldaten eintreten sollten, oder auch schon eingestellt worden, entwichen, so wurden sie

von der Gerichtsobrigkeit citirt, blieben sie fort, so ward ihnen der Prozeß gemacht, und ihr Vermögen fiel der General-Invaliden-Kasse zu. Es mußte von den ausgetretenen Landeskindern, deren Vermögen, Anzeige der Confiscation desselben oder der deshalb getroffenen Anstalten, oder, wenn sie kein Vermögen hatten, ein obrigkeitliches Attest darüber an die Kammer eingesendet werden.

Was nun die Verstärkung des Heeres durch Ausländer anbetrifft oder die Werbung der Fremden zum Soldatenstande, worüber schon oben Einiges angeführt worden, so geschah dieses in Preußen, vor der jetzigen Militair-Verfassung, nach bestimmten Regeln oder Vorschriften, und die Preußischen Werber erregten überall Aufsehen durch ihre Feinheiten in Betreibung dieses Geschäftes; sie waren darin berühmt oder berüchtiget wie man will. Diese Werbungen geschahen in fremden Ländern gegen Handgeld. Die Besorgung davon hatten die General-Inspecteurs, jeder für seine unterhabenden Regimenter durch dazu befehligte Stabs- und andere Officiere. Zu Frankfurt a. M. war ein General-Major bestellt, der die allgemeine Aufsicht und Direction über alle auf Werbung stehenden Officiere hatte. Die Kosten dieser Werbung wurden aus der General-Werbekasse bestritten, die unter der Aufsicht des Ober-Kriegs-Collegii stand. Die gewaltsame und unerlaubte Werbung war verboten, jedoch nahmen sich die Werber alle Freiheiten, bedienten sich aller Mittel und List, um zu ihrem Zwecke zu gelangen. Die Anwerbung geschah nach Vorschrift auf Kapitulation, auch sollte nach dem Reglement mit der größten Ehrlichkeit dabei verfahren werden; Niemand durch Unwahrheit hintergangen oder durch falsche Versprechungen getäuscht werden; auch sollten jedem Rekruten die Kapitulationspunkte bekannt gemacht werden. Die

Kapitulation war bei der Infanterie auf 10 und bei der Kavallerie auf 12 Jahre festgesetzt, und stand es nach abgelaufener Kapitulationszeit jedem frei aufs Neue zu kapituliren, aufs Neue Handgeld anzunehmen oder seinen Abschied zu verlangen. Das Handgeld war für Ausländer in dem Werbe-Reglement und Manifest fest bestimmt; und ging nach der Beschaffenheit und dem Maaße ihrer Größe, auch nach der Anwerbung zum Infanteristen, Dragoner, Küraſſier oder Husaren, von 2 bis 26 Species-Dukaten. Sobald sie einrangirt worden, wurden ihnen die Preußischen Kriegsartikel bekannt gemacht. Wenn sie im Dienste des Staates invalide geworden, so erhielten sie einen lebenslänglichen Unterhalt; daher mußten auch jährlich Tabellen von ausrangirten und etablirten ausländischen Soldaten oder angeworbenen Ausländern bei den damaligen Kammern eingereicht werden.

Bei der Werbung oder dem Engagement der Ausländer zum Militairdienste vermittelst des Handgeldes und der Kapitulation, bediente man sich, wie schon oben erwähnt, aller Mittel um schöne große Leute zu bekommen. Jeder Inhaber eines Regimentes sparte kein Geld, wenn er nur zu seinem Zwecke gelangen konnte; deshalb hatten auch diejenigen Officiere, welche auf Regimentskosten warben, ein freieres Spiel, als diejenigen, welche für Rechnung der Regierung dieses Geschäft trieben. Man warb Studenten, als Regimentsfeldprediger, Auditeure, Feldärzte; Handlungsdiener, als Regimentsquartiermeister, Regimentsschreiber, Regimentskassierer; und Handwerker, als Regimentsglaser, Regimentsschlosser, Regimentsschmiede, Regimentsschneider und Schuhmacher ꝛc. ꝛc., an, und wenn sie, die Angeworbenen, zu dem Orte ihrer Bestimmung gelangten, mußten sie gemeine Soldaten werden. So schickte ein Französischer Dragoner-Lieutenant einen Unterofficier in ein Bene-

diktinerkloster in Lothringen, unter der Maske eines reuigen Sünders, der hier Gelegenheit fand, mit den Novizen eine genauere Bekanntschaft zu machen, und sich mit dreien davon zu machen, denen er das Soldatenleben sehr reizend geschildert hatte. Sie nahmen Dienste; allein zwei von ihnen wollte dieses Leben nicht gefallen, sie kehrten zum Kloster zurück; der dritte blieb Soldat, und suchte die Befreiung nicht nach. So bediente man sich der Bettelmönche, Juden, Freudenmädchen ꝛc. als Unterhändler und Emissaire. Eine der Letztern verführte von der ehemaligen Churpfälzischen Garde vier Grenadiere, mit denen sie sich nach und nach trauen ließ, und jeden einzeln auf dem Marsche begleitete; dann kehrte sie jedesmal auf frische Werbung in ihr Standquartier zurück. Bei dem Fünften wurde sie ertappt und das Spinnhaus auf Zeitlebens war ihre Belohnung. Die Trauung verrichtete jedesmal ein als Feldprediger verkleideter Unterofficier. Nicht genug, daß man junge, noch unerfahrene Mannspersonen, junge schön gewachsene Männer durch alle nur mögliche Kunstgriffe überlistete und in die Falle lockte, indem die Werber unter allen Gestalten erschienen, bald als lutherischer, bald als katholischer Geistlicher, als Schiffskapitain, Preußischer Kriegs- und Hofrath, Kammerrath, Reisecommis; dann wieder als Fuhrmann, Tyroler Dekkenhändler, Schauspieler ꝛc., sondern man machte sie auch ganz gegen den Willen und die Verordnungen der Regierungen betrunken, gab ihnen Opium, ja man raubte sie da förmlich, wo alle List nichts helfen wollte. So wurde ein Verwalter von einem adlichen Gute im Holländischen förmlich geraubt. Dieser, ein schöner großer junger Mann, wurde schon vier Jahre von den Werbern verfolgt, die alle List und Kunst aufboten ihn zu fangen, allein vergebens, er war immer auf seiner Hut, und drei der geschick-

testen Werber verloren durch ihn ihr Leben; weil er sie bei den Anfällen auf seine Person erschoß. Da er nun nicht über die Grenze seines Gebietes ging, so kam den Werbern Folgendes zu statten. Der Graf und Herr des Verwalters, welcher bedeutende Besitzungen hatte, ließ durch öffentliche Anzeigen bekannt machen, daß er zwei große Teiche voll Karpfen oder vielmehr die Karpfen aus zwei großen Teichen verkaufen wolle. Sogleich begaben sich zwei Werber, die der Holländischen Sprache mächtig waren, als Fischhändler verkleidet, nach den Gütern des Grafen und boten sich als Käufer des einen Teiches an, der in der Nähe der Preußischen Grenze lag, und verfügten sich mit dem Verwalter dahin, um ihn in Augenschein zu nehmen. Acht von den Leuten der Werber lagen, als Bauern verkleidet, am Ende des Teiches im Schilfe. Durch Handeln und Bieten wurde so lange hingebracht, bis sich der Augenblick näherte, der zur Ausführung des Vorhabens am geschicktesten war. Der eigene Wagen der vrrkappten Werber mußte nach der Gegend hinfahren, wo die im Schilfe Versteckten sich befanden. Der Verwalter hatte eine geladene Flinte bei sich, ohne welche er niemals das Haus verließ. In der Nähe des Schilfes angekommen, bat einer der Werber den Verwalter auszusteigen, um zu sehen, ob vielleicht einige wilde Enten im Schilfe lägen; er that es, und indem er ausstieg, that einer der Werber, als wolle er ihm die Flinte halten, schoß sie aber los, worauf die im Schilfe versteckten Kameraden hervorsprangen, sich seiner bemächtigten, ihn in den Wagen schleppten, und ihn so schnell über die Grenze transportirten, nachdem ihm vorher seine Kleider ausgezogen, und eine Uniform des Regimentes, wozu er kommen sollte, angezogen worden. Damit aber der Verdacht nicht auf die Werber kommen sollte, so wurde ein todter

Mensch, der ehemals Flügelmann unter dem Kasselschen Regimente in Wesel gewesen und im Spitale eines natürlichen Todes gestorben war, dazu gebraucht, die Stelle des Lebenden zu ersetzen; es wurden ihm des Verwalters Kleider angezogen, der Körper durch Messerstiche und Hiebe entstellt, hierauf in Stroh eingepackt und in der Nacht hierher gebracht; dann mit Steinen beschwert, und in den Wassergraben geworfen, der sich um das Landgut befindet. Da nun in diesem Graben sehr viele Fische waren, so wurde der Körper in kurzer Zeit so entstellt, daß man ihn nur an den Kleidungsstücken erkennen konnte; auch wurde er nicht lange nach diesem Vorfalle beim Reinigen des Grabens gefunden und für den Verwalter erkannt, wodurch ein Müller, der mit dem Verwalter in Feindschaft gelebt, fälschlich für den Thäter gehalten, eingezogen, und da er nicht den Mord begangen zu haben, gestehen konnte, mit seiner ganzen Familie an den Bettelstab gebracht wurde, daß er verachtet von Allen, da man ihn für den Thäter hielt, nach zehnjähriger Gefängnißstrafe das Land verlassen mußte. Wie aber die gemißhandelte Unschuld immer siegend auf dem vorgezeichneten Wege einer waltenden Vorsehung hervorgeht, so ging es auch dem Müller. Nach zwölf Jahren kehrte der für ermordet gehaltene Verwalter als Invalide, da ihm durch einen Schlag auf den Arm im Dienste, das Schlüsselbein zerbrochen und nicht gut wieder geheilt worden, in sein Vaterland zurück. Unter Weges traf er, wie durch Gottes Schickung, in einem Wirthshause mit seinem ehemaligen Feinde dem jetzt heimathslos umherirrenden Müller zusammen. Das Ganze klärte sich hier in Gegenwart vieler Zeugen auf, und diese rührende Geschichte, die hier zu weitläuftig, sie ausführlich zu erzählen, und nicht am rechten Orte seyn würde, hatte die Folge, daß als Beide auf den Gütern des

Grafen, ihres ehemaligen Herrn, ankamen, und erkannt wurden, sie mit Jubel von den Einwohnern mehrere Meilen bis zu dem Schlosse des Grafen begleitet und da mit Freudenthränen von dem Besitzer und dessen Familie, dessen Hausgenossen ꝛc. empfangen wurden. Der Graf, ein edler Mann, von Byland, war sein Name, verschaffte dem Müller eine glänzende Genugthuung; das Gericht mußte alles ersetzen, was es ihm durch sein übereiltes Urtheil geraubt hatte, und zu diesem fügte der Graf noch eine ansehnliche Belohnung. Des Müllers Ehre war glänzend wieder hergestellt, seine Kinder, die ein Herr van der Aals, ein Nimweger Bürger, der den Müller immer als einen rechtschaffenen Mann gekannt hatte, zu sich genommen, und sie hatte erziehen lassen, zum Theil versorgt; allein wer ersetzte ihm sein Weib, eine gute fromme Seele, die vor Kummer und Gram gestorben war? — Der Graf berichtete den ganzen Vorgang an den Regenten, dessen Werber den Verwalter geraubt hatten, allein er erhielt keine Antwort, und so ist es in unzähligen Fällen gegangen.

Das ganze Werbegeschäft war in ein ordentliches System gebracht; die verschlagensten Soldaten von verschiedenen Graden wurden dazu ausgewählt; sie mußten aber auch ihre Haut zu Markte tragen; denn kein Mensch bekümmerte sich um sie, wenn sie ertappt wurden. Sie wurden oft von den Bauern gemißhandelt, und dieses nicht nur in fürstlichen Ländern, sondern auch von ritterschaftlichen Unterthanen, und nie hat weder das Werbekommando, noch der Gesandte von derjenigen Regierung, wozu sie gehörten, sich in diese Streitigkeiten gemischt, und ein Lieutenant, der im Würtembergischen unter der Regierung Herzogs Carl Eugen bei einem solchen Geschäfte so unglücklich war ertappt zu werden, kam auf die Festung Hohen-Asperg und mußte daselbst seinen Geist nach

zwanzigjähriger Gefangenschaft aufgeben, ohne daß sich sein Regiments-Chef, noch der Kommandeur, noch der Gesandte seines Landesherrn sich für seine Freiheit verwendet hätten; die Werber waren gleichsam für vogelfrei erklärt, und obgleich man ihre Dienste von der einen Seite sehr gut aufnahm, wenn sie auch über die Grenzlinien hinausgeschritten waren, so band man sich doch wieder von der andern an ihre Vorschrift, wenn sie in der Ausführung für ihre Person dabei nicht glücklich waren, und that für sie nichts, sondern überließ sie ihrem Schicksale. Nach diesem Prognosticon, welches ihnen gestellt war, war auch das ganze System der Werber eingerichtet. So z. B. hatten die oben angeführten Werber selbst den Todten aus dem Spitale ihres Landes geraubt, weil ihn das Regiment nicht zu diesem Zwecke gutwillig hergegeben hätte. Wenn einmal ein Angeworbener erst unter das Regiment gekommen war, wozu er gehörte, oder für das er angeworben worden, so waren alle Bemühungen seiner Anverwandten ꝛc. vergebens, ihn wieder aus seiner Gefangenschaft zu erlösen, ja wenn man sich dieserhalb auch an den Regenten wendete, so war auch dieses Gesuch fruchtlos. Ein Werbe-Unterofficier äußerte sich darüber bei einer Gelegenheit wie folgt: „„Ein holländischer Edelmann, dem einer von seiner Bedienung auf diese Weise genommen worden, wandte sich an den Gouverneur von Wesel, General von Salomon, da er glaubte, daß der Geraubte in der Garnison zu Wesel sich befinden müsse. Der General, um ihm Genugthuung zu geben, ließ die ganze Garnison aufmarschiren und ging mit ihm alle Reihen durch, allein vergebens. Der Edelmann reisete hierauf nach Hamm, Bielefeld, Hervord, Minden, kurz nach allen Garnisonen in Westphalen, allein ohne etwas auszurichten. Glauben Sie mir, setzte der Unter-Officier hinzu, wenn auch die

ganze Armee Mann vor Mann vor ihm aufmarschirt wäre, so würde er ihn doch nicht gefunden haben, und wenn er sich auch an den König wendet, so hilft ihm dieses nichts, denn uns trennt nur der Tod oder lahme Glieder." Der einmal Eingestellte, der in Reihe und Glied stehende Soldat, durfte es nicht wagen an seine Verwandten oder an irgend Einen zu schreiben, ohne Vorwissen seines Hauptmanns. Keine Briefe wurden auf der Post von Soldaten angenommen; geschah es dennoch, daß er geschrieben, und der Brief kam in die Hände des Kapitains, so war die erste Strafe fünf und zwanzig Stockschläge für das Schreiben ohne Vorwissen des Kapitains, und dann noch zehne dafür, daß er sich über den Königl. Dienst beschweret; geschah es zum zweiten Male, so mußte er fünfundzwanzig Mal Gassen laufen. Wenn die Kommandeure vorzüglich große Leute unter ihren Regimentern hatten, so wurden sie bei den Revüen, wenn die Regimenter dazu ausrückten, in der Garnison gelassen, und in der Regimentsliste als Kranke aufgeführt. Damit nicht der die Inspection habende General, noch vielleicht ein Adjutant des Königs, oder wohl der König selbst sie gewahrte, aus Furcht, daß sie dem Regimente genommen und unter die Garde versetzt werden würden. Man gewahrt also hieraus, daß bei der Sucht auch große Leute zu besitzen, und bei der Eifersucht sie zu verlieren, wohl nicht an Auffindung eines angeworbenen Individuums von Seiten der Angehörigen zu denken war; man mußte ihn so lange als todt betrauern, bis er ein Mal wieder unter einer, freilich ganz andern Gestalt, alt und oft verkrüppelt wieder erschien, wenn er nämlich seine Dienstzeit überstanden hatte. Dieses war nun das Werbesystem, welches freilich, wenn man es zerlegt, genau betrachtet, eine ziemlich barbarische Seite hat, die zur Aufklärung dieser Zeit wohl nicht recht paßte, indessen traf dieses

Loos auch eine Menge von Menschen, die ihren Wandel auf nichts gestellt hatten, überall umherirrten, und dann auf gut Glück Handgeld nahmen, um es im Soldatenstande zu versuchen, und wenn es ihnen nicht gefiel, wieder davonzugehen, und es bei einem andern eben so zu machen. Sie hatten also die Absicht zu betriegen, wurden sie nun betrogen, indem ihnen ihr Vorhaben nicht gelang, so waren sie mit eigener Münze bezahlt. Vielen gelang es auch, z. B. relegirten Studenten, liederlichen Privatschreibern, Schauspielern, Handlungsdienern, Künstlern ꝛc. ꝛc., welche sich anwerben ließen oder durch irgend eine List der Werber angeworben wurden, durch diese Schule sich zu bessern und vermöge ihrer Kenntnisse zu Regimentsschreibern, Rechnungsführern, Wachtmeistern oder Feldwebeln und auch zu Officieren zu avanciren, oder auch, nach geendigter Dienstzeit, einen guten Civilposten, z. B. beim Packhof, bei der Thoraccise, beim Salzwesen, bei den Civilgerichten ꝛc. ꝛc. zu erhalten, also versorgt zu werden; auch bestanden aus solchen routinirten Ausländern gewöhnlich die Werber, die sich dadurch manchen guten, wenn auch oft schwülen Tag verschafften. Ein Werbekorporal oder ein Korporal der bei einem Werbekommando stand, ein ehemals relegirter Student, äußerte sich bei einem Vorfall, wo man seine Verwunderung über ein Paar durch den Soldatendienst geheilte Taugenichtse ausdrückte, sehr lakonisch: „Wir sind das wahre Salz der Erde, mit uns würzen und erhalten die großen Herren sich ihre Länder; denn wir haben die Eigenschaft des Salzes, wir widerstehen der Faulniß und Gährung. — Der braune Schlagbalsam des Korporals hat schon manchen Schwindelkopf kurirt, und die Promenade in der Birkenallee mit Trommeln und Pfeifen hat schon manchen jungen Burschen von seinen Ränken und Bubenstücken geheilt."

Die guten Seiten, die im Einzelnen diese Einrichtung gezeigt, und der Vortheil, der daraus hervorgegangen, sind unverkennbar; allein im Ganzen war der Nachtheil für einen kultivirten Staat und für den Kriegesstand selbst, um so größer. Nicht allein, daß man auf ein Heer, welches beinahe zur Hälfte aus Ausländern bestand, immer nicht mit Zuverläßigkeit bei einem ausgebrochenen Kriege rechnen konnte, wie sich dieses auch da bewies, wo die Heere lange Zeit in einer bloß beobachtenden Stellung an den Grenzen stehen blieben, ohne zum Treffen, zur Schlacht zu kommen, und der Soldat daher nicht in Thätigkeit kam, keine Aussicht Beute zu machen hatte, wie z. B. in dem Bayerschen Erbfolgekriege vom Jahre 1778 und 1779, wo die Preußische Armee allein an 18,000 Mann durch Desertion verloren haben soll; und dann sank eines der edelsten Institute, welchem die Beschützung des Vaterlandes anvertrauet ist, zu sehr zu einer Strafanstalt in Friedenszeiten herab, weil nicht nur, unter vielen braven Leuten, auch eine Menge Taugenichtse aus dem Auslande in das Heer gebracht wurden, die nicht zu bessern waren *); und dann wurden auch viele Inländer bloß zur Besserung darunter gesteckt; es verlor daher hierdurch Würde und Adel, ja es ging so weit, daß man nur mit einer gewissen Verächtlichkeit in den Zeiten der Ruhe von dem Soldatenstande sprechen hörte, und die Mitglieder der Masse, die gemeinen Soldaten in den Städten, in den gewöhnlichsten Bürgerfamilien kaum eines Umganges

*) Daß dieses keine Unwahrheit ist, beweiset, daß der Korporalstock und das Gassenlaufen auf dergleichen abgehärtete Subjecte gar keine Wirkung mehr machten. Sie trieben sogar Spaß damit. So ließ sich ein Soldat, der schon mehrere Male wegen Diebereyen hatte Gassen laufen müssen, und die letzte Strafgasse durchgegangen war, noch einmal zu seinem Vergnügen für seinen Hauptmann durch die Gasse hauen.

würdigte. Wenn nun gleich hier von der einen Seite der Bürgerstand gegen den Soldatenstand zu weit ging, so kann man doch auch von der andern nicht ableugnen, daß das Betragen des Soldaten durch mancherlei Excesse, die durch ihn verübt wurden, und die größtentheils von Ausländern herrührten, diesen Haß oder vielmehr diese Verachtung zum Theil rechtfertigten, und wie es gewöhnlich geht oder zu geschehen pflegt, man hielt sich dann nicht an die Einzelnheiten, sondern maß die Schuld dem Ganzen bei, und übersah die Dienste, die der Soldat im Kriege dem Vaterlande geleistet hatte. Daher diese immerwährenden Spannungen und Reibungen zwischen Bürger nnd Soldaten in der früheren Zeit. Hierzu kam nun noch die zum Theil knechtische Behandlung, die der Soldat von seinem Vorgesetzten erdulden mußte; diese setzte ihn nun vollends in den Augen der Freien oder Nichtsoldaten herab. Und wenn nicht geleugnet werden kann, daß eine strenge Disciplin, Subordination, die Seele des Militairdienstes, und daß ohne dieselbe ein Heer gar nicht zu bändigen, zu leiten möglich ist, so ging man doch in der Zucht zu weit, und überließ die Bestrafung von alten Graubärten, die es sich bei Roßbach, Leuthen, Zorndorf ꝛc. hatten sauer werden lassen, um den Sieg zu erringen, und manche Kugel um den Kopf hatten pfeifen hören, blutjungen Officieren, die noch kein Schlachtfeld gesehen, und dieses oft wegen leichter Vergehen. Ein Fähnrich, ein Cornet, von kaum siebzehn Jahren, hatte das Recht einen alten gedienten Soldaten zu schlagen, und dieser durfte sich nicht verantworten, nicht einmal beim Hauptmann ꝛc. klagen, ohne sich neuer Strafen von dem durch einen kleinen Verweis zur Rache Entflammten bei dem geringsten Versehen ausgesetzt zu sehen. Hierzu kamen nun noch die öffentlichen entehrenden Strafen, wie Gassenlaufen bei

der Infanterie und das Schlagen mit Steigbügelriemen bei der Kavallerie; das Schlagen mit dem Spanischen Rohre, dem Korporalstocke, und das Fuchteln mit der Degenklinge, so daß oft das Blut zum Munde herausstürzte und die Gesundheit eines solchen Gemißhandelten oft auf die Dauer seines Lebens vernichtet war. Diese öffentliche Bestrafung bei groben Dienstvergehen, Diebstählen ꝛc., die strenge geahndet werden mußten, hatte nur zur Folge, daß der Gestrafte, wenn er aus der Gasse kam, das Mitleid erregte; man gab ihm Geld und verwünschte dabei den Soldatenstand. Das Vergehen kam gar nicht in Betrachtung, wurde gar nicht in Anschlag gebracht, man sah nur den blutig gepeitschten Körper, und so wurde der ganze Stand vom Bürger feindselig behandelt. Bei diesem Allen konnte es nicht fehlen, daß sich ein jeder von diesem Stande zurückzuziehen suchte und mit dem größten Widerwillen Soldat ward. Daß ein solcher Zustand im Heere, bei der steigenden Aufklärung, bei der überall sich verbreitenden Humanität nicht dauern konnte, war vorauszusehen. Der Zeitgeist gab auch zum öfteren Zeichen seines Mißfallens; allein man übersah, man überhörte ihn, wie so mancher Mensch seinen Schutzgeist überhört, der sich ihm oft hemmend bei seinen Handlungen in den Weg stellt, bis die Fluth aus Westen dem Soldatenstande eine neue Morgenröthe brachte, und mit ihr eine allgemeine Würdigung desselben auch in Friedenszeiten.

Diese neue Morgenröthe begann für Preußen nach dem Kriege mit den Franzosen im Jahre 1806, bei einer neuen Restauration des Staats. Seiner Majestät Friedrich Wilhelm dem Dritten, dem jezzigen Herrscher Preussens, war es vorbehalten, dem Wehrstande einen neuen Glanz zu verleihen, dessen neue Einrichtung sich auch im Befreiungskriege wunderthätig unter der Leitung alter, ergrauter Helden gezeigt

hat. Bei dieser neuen Einrichtung sind alle Unterthanen des Staates, ohne Unterschied der Geburt, zum dreijährigen aktiven Militairdienste verpflichtet, und treten dann, nach Vollendung dieser Dienstzeit, in den passiven Militairstand, in die Landwehr. Ausnahmsweise ist Studierenden, Künstlern ꝛc. nur ein Jahr im Schützenbataillone, bei den Pioniren ꝛc. zu dienen gestattet, wo sie dann aber zur Landwehr gleichfalls übergehen, die in drei Heereshaufen oder drei Abtheilungen, drei Aufgebote, nach dem Alter getheilt ist, und dieser folgt im Kriege der Landsturm, das Aufgebot in Masse, wenn der Feind sich der Grenze nähern oder wohl gar ins Land rücken sollte, ein jeder ist dann vom 17. bis zum 60. Jahre, ohne Unterschied, Soldat. Alle Privilegien der Städte, alle oben, S. 254, angeführten Exemptionen haben demnach aufgehört, und das ganze Kantonwesen eine andere Einrichtung erhalten, die zwar immer noch auf die ältere basirt ist. Alle ältere Militairverfassungen: der Heerbann oder das Aufgebot in Masse, die Lehnmiliz, die besoldete Miliz oder das stehende Heer ꝛc. sind hier vereiniget worden. Die ganz alten Militairischen Verfassungen Deutschlands, ja fast aller kriegführenden Völker der Welt, sind hier mit den neuern systematisch vereiniget worden. Die Armee besteht jetzt ganz aus Einländern. In der dieserhalb vom Throne herab erlassenen Verfügung im Jahre 1808 heißt es unter andern:

„Da künftig jeder Unterthan des Staates, ohne Unterschied der Geburt, unter den noch näher zu bestimmenden Zeit- und sonstigen Verhältnissen zum Kriegsdienste verpflichtet werden soll, und hiernach die Armee fast gänzlich aus Einländern bestehen wird, so erwarten Seine Königliche Majestät, überzeugt von dem Pflichtgefühle und der treuen Anhänglichkeit höchst Dero Unterthanen, daß sie als Söhne des Vaterlandes ihren hohen Beruf und ihre Pflicht desselben

zu beschützen und zu vertheidigen, sowohl bei ihrem Eintritt in den Soldatenstand, als bei Leistnng der ihnen in demselben obliegenden Dienste zum steten Augenmerke haben, und sich zugleich beeifern werden, ihren Mitbürgern überall ein Muster ordentlichen, rechtschaffenen und tugendhaften Lebenswandels zu geben. Seine Königliche Majestät versprechen dagegen den Unter-Officieren und Soldaten, die sich keiner Verbrechen schuldig machen, vielmehr sich eines rechtschaffenen Wandels befleißigen, die ihnen obliegenden Pflichten in und ausser dem Dienste in ihrem ganzen Umfange nach ihren Kräften erfüllen, und dadurch den Beifall und das Lob ihrer Vorgesetzten erlangen, selbige nach Maaßgabe ihrer Fähigkeiten und Kenntnisse, ohne Rücksicht auf ihre Geburt, zu Officieren bis zum höchsten Grade zu befördern, und auch sonst auf alle andere Art, wie es in einzelnen Fällen nur immer geschehen kann, für sie vorzüglich zu sorgen. So soll kein Soldat künftig durch Stockschläge bestraft werden, der nicht wegen eines schweren und entehrenden Verbrechens, oder wegen wiederholter Vergehungen, und weil er durch die angewandten Mittel nicht hat gebessert werden können, und zu der Strafklasse verurtheilt und herabgesetzt worden ist, in welcher allein noch körperliche Züchtigung Statt findet. Eben so fällt die Strafe des Gassenlaufens gänzlich weg, dahingegen stehen einem Officiere in Friedenszeiten, bei thätlichen Widersetzungen eines Einzelnen oder Mehrerer, und in Kriegeszeiten bei Versammlung der Truppen, bei Allarmirungen, beim Marsch zum Gefechte, im Gefechte selbst, beim Rückzuge, und endlich bei Verwehrung der Plünderungen und ähnlicher pflichtwidriger Handlungen, alle Mittel zu Gebote, seinen Befehlen Gehorsam zu verschaffen, und er ist in solchen Fällen sogar berechtiget, den widerspenstigen Soldaten auf der Stelle niederzustoßen, wenn andere Mittel den

durchaus nöthigen Gehorsam zu erhalten, nicht kräftig oder nicht schnell genug bei der Hand seyn würden. Bei Verbrechen, welche Unter-Officiere und Soldaten begehen, sind folgende Gesetze und Strafen bestimmt, die ich hier mittheile.

Im Dienste. 1) Der Soldat ist schuldig, Seiner Königlichen Majestät, als seinem Landesherrn, treu und redlich zu dienen, so wie des Landes und der Unterthanen Bestes nach seinen Kräften zu befördern; Schaden und Nachtheil aber bei jeder Gelegenheit abzuwenden, Er darf sich auf keine Handlungen oder Berathschlagungen, die zum Schaden Sr. Königl. Majestät, Dero Königl. Hauses, der Armee oder der Unterthanen gereichen, einlassen, daher mit dem Feinde weder mündlich, noch schriftlich unterhandeln, noch sich mit demselben in irgend ein Gespräch einlassen, eben so wenig dem Feinde Parole, Feldgeschrei und Losung offenbaren, noch sonst den Staat und die Armee durch Unternehmungen oder Unterlassungen in Gefahr und Unsicherheit setzen, sonst wird er dafür mit Festungsstrafe, auch mit dem Tode bestraft, je nachdem diese Handlungen mit mehr oder weniger Bosheit verübt worden, und mehr oder weniger gefährlich sind. Auch muß er dergleichen nachtheilige Handlungen oder Absichten von Andern, wenn er sie erfährt, seinen Vorgesetzten sogleich anzeigen, weil er sonst als Mitschuldiger angesehen und mit gleicher Strafe belegt wird. — 2) Muß der Soldat Sr. Königlichen Majestät Generalität, so wie jedem Ober- und Unter-Officier, so wie überhaupt jedem Vorgesetzten, sowohl von dem Regimente, worin er dient, als von jedem andern Regimente und von welcher Art Truppen es wolle, Achtung und Gehorsam zu jeglicher Zeit beweisen und ihre Befehle genau befolgen. — 3) und 4), s. unter Kriegsartikel, Th. 49, S. 662, Art. 4 und 5, nur mit dem Unterschiede oder der Abänderung, daß bei 3) statt des Gassenlaufens die Strafe von sechswöchentlichem strengem Arreste bis zur dreijährigen Festungsstrafe festgesetzt worden.

Bei 4) bleibt die Strafe des Rades fort. — 5) Widersetzungen einer Wache oder Schildwache, bei Arretirungen oder bei Steuerungen eines Unfugs, wird der Widersetzung gegen einen Vorgesetzten gleich geachtet. — 6), s. Th. 49, S. 666, Art. 23. Hier der Zusatz: Wenn aber der Soldat bei versammeltem Kriegsvolke laut Beschwerde führt und aus seinem Benehmen die Absicht hervorgeht, seine Kameraden zur Widersetzung gegen ihre Vorgesetzten zu verleiten, oder von letztern etwas zu erzwingen, so soll er erschossen, sonst aber nach Bewandniß der aus seinen Aeußerungen zu entnehmenden Absicht und des gestifteten oder zu erwarten gewesenen Schadens mit ein- bis mehrjähriger Festungsstrafe bestraft werden. — 7) Wer im Kriege ohne Erlaubniß Sr. Königlichen Majestät oder des commandirenden Generals, oder auch wohl gegen einen ausdrücklichen Verbot Sachen der feindlichen Unterthanen gewaltsam wegnimmt, oder diese gewaltsame Wegnahme gegen Unterthanen Sr. Königl. Majestät oder einer vrrbündeten oder neutralen Macht ausübt, oder unter dem Vorwande, daß er zu einer Dienstleistung detachirt oder commandirt sei, Geld oder Sachen von Königlichen oder fremden, selbst feindlichen Unterthanen erpreßt, wird mit Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes, bei welcher körperliche Züchtigung statt findet, und ausserdem nach Befinden der verübten Gewalt und zugleich begangenen Insubordination gegen die erhaltenen Befehle, mit mehrjähriger Festungsstrafe, welche selbst bis zum Todtschießen geschärft werden kann, bestraft. Besonders soll diese Schärfung, wenn die Plünderung oder Gelderpressung im Komplott geschehen ist, gegen den Anführer des Letztern statt finden. — 8) und 9), s. den oben angeführten Artikel, Th. 49, S. 663, Art. 9 und 11, mit der Abänderung, daß bei 9) das Gassenlaufen in vierzehntägigen bis sechswöchentlichen mittleren Arrest uud nach Befinden der Umstände bis zum strengen Arreste verwandelt worden. Bei 11) wird das Gassenlaufen in sechswöchentlichen strengen Arrest verwandelt, und bei Kriegszeiten ꝛc. wird diese

Strafe in sechsmonatliche bis zwei- und mehrjährige Festungsstrafe verwandelt, auch nach der Erheblichkeit der Gefahr bis zum Todtschießen. — 10) und 11), s. Th. 49, S. 654, Art. 13 und 15. Bei 15 findet statt des Gassenlaufens die Versetzuug in die zweite Klasse des Soldatenstandes, und zwei und dreijährige Festungsstrafe statt. — 12) Bei dem Art. 15, Th. 149, S. 664, soll auf den Vorwand des Soldaten, daß er marrode oder entkräftet sei, keine Rücksicht genommen werden; da eine dergleichen verstellte oder eine eingebildete Entkräftung nur zu oft als Deckmantel der Freiheit benutzt wird; vielmehr findet der Soldat, der vor dem Feinde steht, nur in einer dermaßen schweren Krankheit oder gänzlichen Entkräftung Entschuldigung, welche auf eine vorherige, seinem Vorgesetzten davon gemachte Anzeige, von dem Regiments- oder Bataillons-Chirurgus sogleich als ein triftiges Hinderniß, ihn vom Dienste zu entfernen, anerkannt wird. — 13), s. Th.) 49, S. 664, Art. 16. Da hier aber Manches durchaus nicht auf den jetzigen Artikel paßt, so mag das Ganze hier stehen: Wer zum Feinde übergeht, und demnächst mit dem Gewehre in der Hand gegen Sr. Königl. Majestät Truppen betroffen wird, soll mit Todtschießen bestraft werden. Wer im Kriege oder aus einer belagerten Festung von seinem Posten desertirt, hat den Strang verdient, ausser diesem Falle aber wird Desertion zu Kriegszeiten mit Versetzung in diejenige Klasse, bei welcher körperliche Züchtigung Statt findet, und mit sechs- bis zehnjähriger Festungsstrafe bestraft. In Friedenszeiten wird der Deserteur zum ersten Male mit einjähriger Festungsstrafe und mit Versetzung in die oben erwähnte Klasse; zum zweiten Male mit dreijähriger Festungsstrafe, zum dritten Male aber mit Ausstoßung aus dem Soldatenstande, und mit lebenswieriger Festungsstrafe bestraft, und ist übrigens für einen Deserteur jeder Soldat zu halten, welcher in der Absicht zu entweichen, ausserhalb den Mauern oder dem Bezirke seiner Garnison ergriffen oder gefunden wird. — 14), s, Th. 49, S. 665, Art. 17, mit dem Beisatze zur Friedenszeit mit Versetzung in

die zweite Klasse des Soldatenstandes und mit zehnjähriger Festungsstrafe bestraft, und statt des Gassenlaufens am Schlusse des Artikels, wird sechswöchentlicher strenger Arrest bis zu sechsmonatlicher Festungsstrafe gesetzt. — 15) Außer dieser Strafe der Desertion wird die Dienstzeit des desertirten Soldaten, je nachdem derselbe zum ersten oder zweiten Male desertirt ist, auf vier bis zehn Jahre verlängert, auch verliert er das National-Militairabzeichen, welches ihm nur auf nachherige beglaubigte Besserung wieder beigelegt werden kann. — 16), s. Th. 49, S. 665, Art. 18, mit dem Zusatze, statt des Gassenlaufens, wird seine durch die Desertion verwirkte Strafe durch Verlängerung geschärft. — 17) Wenn ein Soldat bei seiner Anwerbung oder Vereidigung verschwiegen hat, daß er gestaupt oder gebranntmarkt gewesen, nnd solches nachher ausgeforscht wird, so wird er nachher mit lebenslänglicher Festungsstrafe bestraft; s. auch Th. 49, S. 667, Art. 25. — 18) Die Namen derjenigen Deserteurs, die man nicht habhaft werden kann, werden an den Galgen geheftet, und ihr Vermögen wird zum Besten der General-Invaliden-Kasse confiscirt. — 19) Wer sich durch Verstümmlung seines Körpers zum Kriegsdienste untüchtig gemacht hat, soll, wenn er diese Absicht nicht vollständig erreicht hat, dennoch eingestellt und mit sechswöchentlichem strengem Arreste bis dreimonatlicher Festungsstrafe und Verlust des National-Militairabzeichens, wenn er aber dadurch wirklich zum Dienste untauglich geworden, mit ein- bis dreijähriger Festungsstrafe bestraft und ausserdem für unfähig erklärt werden, je im Dienste des Staats angestellt zu werden, oder in demselben ein Grundstück oder das Bürgerrecht zu erwerben. Gleiche Strafen treffen diejenigen, welche vor ihrer Einstellung in den Militairdienst, sich demselben durch Entweichung oder andere hinterlistige Handlungen entziehen. Kann man solcher nicht habhaft werden, so wird ihr Vermögen zur General-Invaliden-Kasse eingezogen. S. auch Th. 49, S. 637, Art. 26. — 20), s. Th. 49, S. 668, Art. 29, statt des Gassenlaufens wird vier- bis sechswöchentlicher strenger Arrest bis zu

einjähriger Festungsstrafe gesetzt und dann, am Schlusse dieses Artikels in demselben Bestrafungsfalle, mehrjährige Festungsstrafe, die bis zum Tode geschärft werden kann. Hier folgender Zusatz: ist der Arrestant durch Fahrläßigkeit des Soldaten entsprungen, so findet eine außerordeutliche Strafe statt, die nach Bewandniß des Grades der Fahrläßigkeit und des durch die Entweichung des Arrestanten gestifteten oder davon zu besorgenden Schadens, in mehrtägigem bis sechswöchentlichem Arreste besteht, und besonders wenn der entwichene Arrestant des Hochverraths oder der Landesverrätherei, oder anderer schwerer Verbrechen angeschuldiget war, bis zu zwei- und mehrjähriger Festungsstrafe ausgedehnt werden kann: s. auch den oben angeführten Theil, S. 668, Art. 29. — 21), s. Th. 49, S. 666, Art. 20, statt des Gassenlaufens ist achttägiger bis sechswöchentlicher strenger Arrest angeordnet. — 22), s. Th. 49, S. 666, Art. 21, statt des Gassenlaufens steht drei- bis sechs monatlicher Arrest. — 23), s. Th. 49, S. 663, Art. 10; statt des Gassenlaufens steht vierzehntägiger bis sechswöchentlicher strenger Arrest. — 24), s. Th. 49, S. 665; statt des Gassenlaufens steht dreimonatliche Festungsstrafe.

Gemeine Verbrechen. Diese Verbrechen der Soldaten, sind Ueberschreitungen solcher Strafgesetze welche mit ihren Dienstpflichten nicht in unmittelbarer Beziehung stehen; sie werden nach den allgemeinen Landesgesetzen bestraft, und dabei nur solche Verschiedenheiten angewendet, als durch die Verhältnisse des Soldatenstandes nothwendig gemacht worden. Der Soldat hat sich daher, was diese Fälle betrifft, nach den allgemeinen Landesgesetzen zu achten, von welchen hier nur ein Auszug, besonders mit Rücksicht auf die bemerkten Verschiedenheiten, angegeben werden kann. Auch schon unter Kriegsartikel, Th. 49, kommen dergleichen Vergehen vor, weil früher der Soldat in allen Fällen seines Thuns nur dem Militairgerichte angehörte, jetzt aber in Fällen, die

ausser seinem Dienste liegen, den Civilgesetzen, wie jeder anderer Civilist unterworfen ist. Diese Verschiedenheiten bestehen aber im Allgemeinen darin, daß in der Regel gegen den Soldaten keine Geldstrafen, und eben so wenig, bevor er in die zweite Klasse versetzt worden, körperliche Züchtigungen, desgleichen Zuchthausstrafe angewendet werden dürfen. Diese Vergehungen sind nun:

1) Störung des öffentlichen Gottesdienstes wird mit sechswöchentlichem strengem Arreste bis zu anderthalbjähriger Festungsstrafe bestraft — 2), s. Th. 49, S. 669, Art. 31; statt des Gassenlaufens wird der Schuldige in die zweite Klasse des Soldatenstandes versetzt und bei derselben mit Züchtigung durch Stockschläge und mit zweijähriger bis lebenswieriger Festungsstrafe, der wissentliche Ausgeber falscher Münzen aber mit achttägigem bis sechswöchentlichem strengem Arreste bestraft; wer die Münze beschneidet, oder feilt ꝛc., hat die oben angeführte Versetzung und ausserdem zwei bis dreijährige Festungsstrafe verwirkt. — 3) Schlägereyen und körperliche Verletzungen werden mit mehrtägigem bis sechswöchentlichem, allenfalls strengem Arreste, und nach Befinden der Schwere der zugefügten Beschädigungen und der erfolgten oder nicht erfolgten völligen Wiederherstellung des Beschädigten, mit zweimonatlicher bis zehnjähriger Festungsstrafe bestraft. S. auch Th. 49, S. 662 Art. 6. — 4), s. Th. 49, S. 662, Art. 7. — 5) Vorsätzlicher Todtschlag wird mit der Strafe des Schwerdtes bestraft, und diese findet in der Regel in jedem Falle statt, wo ein Soldat die Absicht zu beschädigen, durch solche Handlungen ausführt, von welchen der Todt des Beschädigten nach dem Laufe der Natur eine nothwendige Folge gewesen ist. — 6) Wer mit vorher überlegtem Vorsatze zu tödten einen Todschlag wirklich verübt, wird als ein Mörder nach Bewandniß der obwaltenden Umstände und des Verhältnisses der ermordeten Person mit der Strafe des Rades von oben herab und von unten herauf,

auch mit Flechten des Körpers auf das Rad bestraft. Bei Vergiftungen wird die durch die That an sich verwirkte Todesstrafe durch Schleifung auf den Richtplatz geschärft—7), s. Th. 49, S. 668, Art. 27, wo das Gassenlaufen am Schlusse steht, tritt jetzt Festungsstrafe ein. — 8) Gewaltsame Schändung eines Frauenzimmers wird mit sechs- bis achtjähriger, und wenn das Frauenzimmer noch nicht zwölf Jahr alt ist, mit acht- bis zehnjähriger Festungsstrafe bestraft. Auch werden diese Strafen verlängert, und bis zur Strafe des Schwerdtes geschärft, wenn die Geschändete durch die an ihr verübte Gewalt Schaden an ihrer Gesundheit gelitten hat, oder gar ihr Tod dadurch veranlaßt worden ist. — 9) Blutschande wird mit ein- bis fünfjähriger, und Sodomiterey und andere dergleichen unnatürliche Sünden, mit ein bis mehrjähriger Festungsstrafe belegt. — 10) Wer eine bereits verehelichte Person wissentlich heirathet oder vor Trennung seiner eigenen Ehe wissentlich eine andere vollzieht, hat sechs monatliche bis dreijährige Festungsstrafe zu erwarten. — 11) Ehebruch wird auf Antrag des beleidigten Ehegatten mit sechswöchentlichem mittlerm Arreste bis zu einjähriger Festungsstrafe belegt. — 12) Diebstahl ohne erschwerende Umstände wird, je nachdem er bis fünf Thaler oder mehr beträgt, zum ersten Male mit achttägigem bis vierwöchentlichem strengem Arreste oder mit vierwöchentlicher bis zweijähriger Festungsstrafe, und zugleich mit Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes bestraft. Wird der Soldat zum zweiten Male wegen eines desgleichen Diebstahls zur Untersuchung gezogen und desselben überführt, so wird er mit Züchtigung durch Stockschläge und mit achtwöchentlicher bis vierjähriger Festungsstrafe bestraft. Stiehlt er zum dritten Male so wird er mit geschärfter Züchtigung durch Stockschläge und mit Festungsstrafe so lange bestraft, bis er sich bessert und hinlänglich nachweiset, wie er künftig seinen ehrlichen Unterhalt werde verdienen können; auch soll ein solches unwürdiges Mitglied gänzlich aus dem Soldatenstande ausgestoßen, zu-

gleich aber für unfähig erklärt werden, je das Bürgerrecht oder den Besitz eines Grundstücks in den Königlichen Staaten zu erwerben. — 13) Diebstahl unter erschwerten Umständen, zu welchem größere Hausdiebstähle, Diebstähle an Sachen, die nicht unter genauer Aufsicht gehalten werden können, mithin auch Diebstähle an Sachen der Kameraden, desgleichen Diebstähle die an Kirchen, milden Stiftungen, Königlichen Kassen, Montirungskammern, Posten ꝛc. ꝛc. verübt werden; auch Diebstähle zur Nachtzeit gehören, wird dem zweiten, und nach Befinden dem dritten Diebstahle ohne erschwerende Umstände gleich bestraft. — 14) Gewaltsame Diebstähle, s. Th. 49, S. 666, werden mit Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes, körperlicher Züchtigung durch Stockhiebe, und auf ein bis acht Jahre verhältnißmäßig zu bestimmender Festungsstrafe bestraft. Im Wiederholungsfalle wird derjenige, der einen gewaltsamen Diebstahl begangen hat, mit geschärfter Züchtigung, zehnjähriger bis lebenswieriger Festungsstrafe, Ausstoßung aus dem Soldatenstande, und Unfähigkeit zum Erwerbe des Bürgerrechts, und zum Besitze eines Grundstücks, bestraft. — 15) Eine gleiche, als die zuletzt erwähnte Bestrafung, trifft den Räuber, das ist denjenigen, der mit Gewalt an Menschen oder unter Androhung gefährlicher Behandlung einen Diebstahl verübt hat, und diese Strafe wird bis zu lebenswieriger Festungsstrafe, ja bis zur Strafe des Schwerdtes oder des Rades von oben herab oder von unten herauf, geschärft, je nachdem der Räuber dem Beraubten eine erhebliche Verstümmlung oder bleibenden Nachtheil an seiner Gesundheit zugefügt, oder gar denselben getödtet hatte. Diebstahl in Banden wird dem Raube gleich bestraft. — 16) Wer wissentlich einem Diebe in Aufbewahrung oder Verheimlichung der gestohlnen Sachen behülflich ist, ihm in seiner Wohnung einen Zufluchtsort verstattet, oder ihn zur Verheimlichung seines Verbrechens oder zur Entweichung aus dem Verhafte, behülflich ist, wird eben so, als wenn er einen gemeinen Diebstahl selbst ebgangen hätte, bestraft; wer Räuber

odee Diebesbanden in der erwähnten Art begünstiget, hat die Strafe des gewaltsamen Diebstahles verwirkt. — 17) Verfertigung falscher Pässe und Atteste, s. Th. 49, S. 668. Die Bestrafung ist hier statt des Gassenlaufens, sechswöchentlicher strenger Arrest bis zu mehrjähriger Festungsstrafe nach Befinden des dabei gehabten bösen Vorsatzes, der dabei angewendeten List, und des beabsichtigten oder angerichteten Schadens, und zugleich mit Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes bestraft. — 18) Hazardspiele, s. Th. 49, S. 663, sind dem Soldaten gänzlich untersagt, und sie sollen deshalb nach Bewandniß der Umstände mit strengem Arreste, und besonders im Wiederholungsfalle und wenn sie ein Gewerbe daraus machen, mit dreimonatlicher bis einjähriger Festungsstrafe bestraft werden. — 19) Vorsätzliche Brandstiftung, die in der Absicht, unter Begünstigung derselben Mord, Raub oder ein anderes Verbrechen, worauf die Todesstrafe steht, zu begehen, verübt worden, wird mit der Strafe des Feuers bestraft, und diese Strafe noch geschärft, wenn wirklich Menschen dadurch um das Leben gekommen sind. Gleiche Strafe findet Statt, wenn das Feuer an einem bewohnten Orte und zu einer Zeit, da die Einwohner gewöhnlich im Schlafe liegen, angelegt worden und Menschen dabei ihr Leben verloren oder bleibenden Nachtheil an ihrer Gesundheit erlitten haben. Desgleichen, wenn zu Kriegszeiten der Soldat ein Magazin in Brand gesteckt hat, und in diesem letztern Fall das Feuer auch ohne allen Schaden gedämpft worden ist. Andere vorsätzliche Brandstiftungen werden nach der Maßgabe, ob sie bei Tage oder zur Nachtzeit geschehen, und ob im erstern Falle Menschen dabei ums Leben gekommen oder ungesund geworden, oder ob der Brandstifter schon einmal wegen Feueranlegens bestraft worden, mit dem Schwerdte, und nach Befinden der Umstände, Verbrennen des Körpers, sonst aber nach Verhältniß des mindern oder größern Schadens und des wiederholentlich begangenen Verbrechens, mit mehrjähriger bis lebenswieriger, allenfalls mit Staupenschlag zu schärfen-

der Festungsstrafe bestraft. Auf versuchte Brandstiftungen bei welchen der Ausbruch des Feuers unterblieben ist, folgt sechsmonatliche bis achtjährige Festungsstrafe, auch wird der wegen unternommener oder versuchter Brandstiftung zu einer nicht lebenswierigen Festungsstrafe verurtheilte Soldat in die geringere Klasse des Soldatenstandes versetzt. Brandstiftungen aus Fahrlässigkeit, und Uebertretungen der Polizeygesetze zur Verhütung der Feuersbrunste werden nach Verhältniß des angerichteten Schadens mit mehrwöchentlichem mittlerem Arreste, bis zur zweijährigen Festungsstrafe bestraft. S. auch Th. 49, S. 669.

Was nun die allgemeine Strafbestimmung bei den Soldaten in der jetzigen Heereseinrichtung anbetrifft, die im Arreste besteht, der die ehemaligen Stockprügel, das Gassenlaufen ꝛc. ꝛc. ersetzt, so ist dieser Arrest von dreierlei Art: der gelinde, mittlere und strenge Arrest. Der gelinde Arrest besteht entweder im Hausarreste, oder er wird im einsamen Gefängnisse, ohne weitere Schärfung vollzogen. Dieser gelinde oder Stubenarrest wird gewöhnlich den Officieren oder Unterofficieren bei leichten Vergehen zuerkannt. Der Bestrafte darf sein Quartier nicht verlassen, welches er auf sein Ehrenwort angelobt. Ein Officier, der dieses Angelöbniß bricht, macht sich dadurch der Verletzung seines Ehrenwortes schuldig und zeigt zugleich damit seine Unwürdigkeit an, im Officier-Stande zu bleiben. Unterofficiere, die dieses thun, werden mit verlängertem Mittelarreste bestraft. — Der mittlere Arrest, welcher ebenfalls im einsamen Gefängnisse besteht, und nur dadurch geschärft wird, daß die Nahrung des Arrestanten während desselben abwechselnd immer drei Tage auf Wasser und Brod beschränkt, und am vierten andere Kost gestattet, während welcher Zeit sein Sold eingezogen, und ihm, in so fern er an Tabak gewöhnt

ist, der Gebrauch des Letzteren versagt wird, ist für Unterofficiere und Gemeine. Eine gelindere Abstufung ist, wenn der Bestrafte bloß in der Wachtstube verhaftet bleibt. — Der strenge Arrest, ist das geschärfte einsame Gefängniß, welches auf wiederholte oder gröbere Vergehungen der gemeinen Soldaten erfolgt. Unterofficiere müssen zur Erleidung desselben erst degradirt seyn. Dieser strenge Arrest ist nicht in allen Heeren, die die Stockschläge ꝛc. mit dem Gefängnisse vertauscht haben, gleich. In dem Preußischen Heere besteht derselbe in einem engen Gefängnisse, wo dem Bestraften das Tageslicht entzogen wird, worin er nicht aufrecht stehen kann, und ihm zugleich das Niederlegen, durch auf den Fußboden genagelte kantige Latten, erschwert und peinlich gemacht wird. Die Nahrung des Arrestanten besteht abwechselnd in Wasser und Brod, die er erst am vierten Tage mit seiner gewöhnlichen Kost vertauschen darf, wo ihm auch ein anderer Aufenthalt, z. B. in der Wachtstube, angewiesen wird, und mit dieser Abwechslung wird bis zur Vollendung der Arreststrafe fortgefahren. Welche Art des Arrestes statt finden soll, muß jedesmal im Erkenntnisse festgesetzt, und nur wenn die Gesundheits-Umstände des zu Bestrafenden der Anwendung des strengen Arrestes in seinem ganzen Umfange im Wege stehen, welches allenfalls durch ein pflichtmäßiges Gutachten des Regiments- oder Bataillons-Chirurgus auszumitteln ist, solches durch ein anderweitiges Verhältniß der Straftage gemildert oder anstatt desselben auf mittleren Arrest erkannt werden. Auf gelinden Arrest wird gegen gemeine Soldaten in der Regel gar nicht erkannt, sondern solcher findet nur bei Bestrafung geringerer Dienstvernachläßigungen derselben, die vor den militairischen Vorgesetzten, ohne weiteres Erkenntniß, verhängt wird, Anwendung. Da im Felde wegen der oft schnellen Bewegungen

Arreststrafen nicht immer anwendbar sind, so wird der gelinde und mittlere Arrest in eine Entziehung der Feldportionen an Fleisch und Branntwein, und dann in Verurtheilung zu den schlechten Arbeiten verwandelt. Der strenge Arrest wird dann durch Anschließung an einen Baum oder an eine Wand mit zugekehrtem Gesichte, und auf eine Art, daß der Bestrafte sich nicht setzen kann auf einige Stunden, und solches wird auch wiederholt, im Fall die Truppen nicht in Cantonirung stehen. In Cantonirungs-Quartieren hingegen wird jede Truppen-Abtheilung ein Lokal zum Arreste auszumitteln haben. In Fällen, wo die Kriegsartikel Festungsstrafe anordnen, wird solche gegen den Soldaten in der Art vollzogen, daß er bei einer Garnison-Compagnie auf die Dauer der Strafe angestellt und daselbst zu einer täglichen angemessenen Arbeit angehalten wird, wobei er in der übrigen Zeit, besonders des Nachts eingesperrt wird. Wird ein Soldat nach den oben angeführten Vorschriften aus dem Soldatenstande ausgestoßen, so wird, ausser der gewöhnlichen ihn treffenden Festungsstrafe, noch ausdrücklich auf die gewöhnliche Festungsarbeit unter den Baugefangenen erkannt. Wenn ein Soldat wegen eines schon einmal begangenen Vergehens abermals zur Untersuchung gezogen wird, so wird die gesetzlich verwirkte Strafe verdoppelt, wenn nicht in den oben angeführten Artikeln anderweitige Strafen für die Wiederholung der einen oder der andern Art von Verbrechen ausdrücklich festgesetzt worden. Ausserdem soll derjenige Soldat, der wegen einer und derselben Art von Verbrechen zum zweiten Male zur Festungsstrafe verurtheilt wird, oder der bei geringeren Vergehungen oder Dienstvernachläßigungen durch deren mehrmalige Bestrafung nicht gebessert worden, in die zweite Klasse des Soldatenstandes versetzt und hierauf ausdrücklich mit erkannt werden. Die graduirten Soldaten, als Feldwebel, Wachtmei-

ster und Ober-Feuerwerker, die das Porte-epée tragen, werden, wenn sie die in den oben angeführten Kriegs-Artikeln erwähnten Verbrechen begehen, bei Erkennung auf strengen oder mittleren Arrest gegen den gemeinen Soldaten, mit Verlust des Porte-epée und Degradation zum Gemeinen bestraft. Unter-Officiere werden statt des strengen Arrestes mit Degradation zum Gemeinen bestraft. Den Kriegs- und Standgerichten ist es jedoch erlaubt bei solchen Vergehungen, die keine besondere Verworfenheit des Verbrechers bezeichnen, und eben so wenig eine wiederholte Fahrlässigkeit desselben mit sich führen, von der Degradation abzugehen, und gegen Feldwebel, Wachtmeister und Ober-Feuerwerker, anstatt des strengen und mittlern Arrestes auf verlängerten gelinden Arrest, gegen Unter-Officiere aber, anstatt des strengen, auf verlängerten mittlern Arrest zu erkennen. Wenn die Kriegs-Artikel eine Festungsstrafe von drei- bis sechs Monaten vorschreiben, so werden die Feldwebel, Wachtmeister und Ober-Feuerwerker, und eben so auch die Armee-Officiere anstatt derselben zu Gemeinen degradirt; bei höheren Festungsstrafen aber wird diese Degradation den Feldwebeln, Wachtmeistern und Ober-Feuerwerkern für sechsmonatliche, und den Unter-Officieren für dreimonatliche Festungsstrafe angerechnet und Letztere beziehungsweise um so viel geringer bestimmt. Der Verlust der Verdienst-Medaille ꝛc. zur Strafe wird beziehungsweise einer einjährigen oder einer halbjährigen Festungsstrafe gleich geachtet. Bei kleinen Exercier- oder Dienstfehlern, Unregelmäßigkeiten im Anzuge und andern geringeren Vergehungen der Soldaten sind besondere Strafen angeordnet; z. B. Nachexerciren, Reinigung der auf den Montirungskammern befindlichen Armaturstücke ꝛc.; dann Strafwachen. Eben so sollen bei der Cavallerie und reitenden Artillerie, wo die Arreststrafen wegen

der Wartung der Pferde unbequemer, als bei der Infanterie sind, kleinere Vergehungen durch Putzen der Pferde und des Reitzeuges der auf der Wache befindlichen Leute, öffentliches Putzen der Pferde und durch Stellung unter die Aufsicht eines zuverläßigen Kavalleristen, ohne dessen Erlaubniß der Bestrafte den Stall nicht verlassen darf und dessen Anordnungen er Folge leisten muß, bestraft werden. Den Befehlshabern bleiben noch mehrere ähnliche geringe Strafen zu verhängen überlassen, die, sobald sie nur nicht körperlich, oder das Ehrgefühl verletzend sind, als gesetzmäßig betrachtet werden können. — Bei den oben angeführten gelinden oder Stubenarresten sind die auf Avancement dienenden Soldaten, so wie jeder gebildete Soldat nicht ausgeschlossen, weil sie das Ehrgefühl erhalten und öffentliche Bestrafungen dasselbe verschlechtern und das Gemüth verstocken; daher ist dasjenige mit dieser gelinden Strafe belegte Subject doppelt strafbar, wenn es sich dieser seinen Behandlung durch Brechung seines Versprechens: den Hausarrest zu halten, oder durch Spiel- und Trinkgelage während seines Arrestes unwürdig macht, und die ihm durch Bildung gewordene Vorzüge einer milderen Behandlung verwirkt. Bei dem mittleren Grade des Arrestes, wo auch auf Verlust des Solds während der Arrestzeit mit erkannt wird, fällt der Sold in eine Kompagnie-Strafkasse, die zu gemeinnützigen Zwecken für die Kompagnie verwendet wird. Diese Kasse wird unter der Aufsicht eines Officiers, zweier Unterofficiere und zweier Gemeinen der Kompagnie verwaltet, und Ausgaben daraus nur zum Besten sämmtlicher Unterofficiere und Gemeinen der Kompagnie, nach Entscheidung der Stimmenmehrheit derselben gestattet. — Wenn ein Regiment wider Verhoffen so sehr in der Disciplin zurückgekommen ist, daß es durch die Anwendung der vorbenannten Arreststrafen nicht in den

Schranken der Ordnung gehalten werden kann, so haben der Kommandeur und sämmtliche Staabs-Officiere des Regiments einen solchen Zustand desselben in einem gemeinschaftlichen Berichte dem Monarchen anzuzeigen, wo dann die Sache auf das Genaueste untersucht wird, und die zur Herstellung der Disciplin erforderlichen Verfügungen für einen solchen außerordentlichen Fall getroffen werden können.

Was die körperlichen Strafen anbetrifft, so finden diese nur bei entehrenden Verbrechen statt, z. B. beim Diebstahl ꝛc. Ein Soldat, welcher sich eines solchen Verbrechens schuldig gemacht, wird durch Standrecht zur Klasse derjenigen verurtheilt, die nur durch empfindliche körperliche Züchtigungen in Ordnung gehalten werden können, und bei Vergehungen mit Stockschlägen und zwar mit kleinen Röhrchen zu bestrafen sind. Aber auch diese Strafe darf niemals öffentlich und vor den Augen des Publikums vollzogen werden. Die Wachtstube oder das Exercierhaus oder ein sonst wo abgesonderter Raum können im Beyseyn der Kameraden nur allein schickliche Oerter abgeben, um diese Bestrafungsart in Anwendung zu bringen, jedoch ist die sonst übliche sogenannte Stuben-Execution auf das ernstliche untersagt. Die Verurtheilung eines Soldaten zu dieser Strafklasse wird bei der Parole bekannt gemacht. Auch selbst diese in der Strafklasse befindlichen Soldaten können weder willkührlich, noch für kleine Exercier- oder Dienstfehler von den Officieren bestraft werden; jedoch hat der Kompagnie- oder Eskadrons-Befehlshaber das Recht über ein solches Individuum die Stockstrafe, die auf höchstens vierzig Streiche mit kleinen Stöcken zu verhängen ist, welche dann immer von einem Unterofficier vollzogen wird. Hierbei ist festgesetzt, daß der in die Klasse der Stockschläge versetzte Gemeine, von demjenigen, welcher von Stockschlägen befreiet ist, in dem

Verhältniß des Gefreiten commandirt wird. Giebt indessen ein in diese Klasse gestellter Soldat einen Zeitraum hindurch hinlängliche Beweise seiner Gemüthsbesserung, so wird nach Anzeige des Kompagnie- und Eskadronsbefehlshaber der Commandeur des Regiments oder Bataillons ihn wieder in diejenige Klasse versetzen, die in Vergehungsfallen nur allein Arreststrafen unterworfen ist. Dieses geschieht vorzüglich, wenn die Leute einer Kompagnie oder Eskadron durch eine Deputation sich für die Besserung von einem oder mehreren ihrer Kameraden bei der Eskadron oder Kompagnie verbürgen. Besonders wird hierauf am Geburtstage Sr. Majestät des Königs Rücksicht genommen werden, und diese Begnadigung wird dann gleichfalls dem Parolebefehle beigefügt. Derjenige Soldat, der eines Diebstahls überwiesen wird, so wie ein wieder eingebrachter Deserteur, soll, außer der nach den Gesetzen verwirkten Strafe, noch überdies des Rechts das Nationalmilitairabzeichen zu tragen, wie auch schon oben, S. 276, angeführt worden, so lange verlustiget gehen, bis er vollgültige Beweise seiner Besserung und Treue gegeben hat. Des Königs Majestät haben sich aber allein vorbehalten, ein solches Subject nach desfalsiger Anzeige des Kommandeurs mit dem Rechte erwähntes Militairnationalabzeichen wieder tragen zu dürfen, zu begnadigen. — Bei den Festungsarbeiten und der Festungsbaugefangenschaft, kommen bei der ersteren die dazu Verurtheilten unter Aufsicht der Regiments-Garnison-Kompagnie, bilden jedoch eine eigene Sektion, die durch ein Abzeichen von dieser Kompagnie unterschieden und in den Festungen nach Anleitung der Ingenieure de Place zu Fortificationsarbeiten gebraucht und dabei abgesondert unter strenger Aufsicht gehalten werden. Nach geendigter Strafzeit treten sie wieder in das Regiment ein. Diejenigen groben Verbrecher

aber, welche das Gesetz unter die Festungsbau-Gefangenen stellt, bleibt der Rücktritt in das Regiment auf immer verschlossen. Mit diesen neuen, die Menschheit ehrenden Strafen sind die entehrenden des Gassenlaufens und der Stockschläge gänzlich aufgehoben.

Seine Majestät der König haben noch folgendes in Ansehung der Behandlung der Soldaten im Allgemeinen, datirt Königsberg, den 3ten August 1808, erlassen, welches seiner Wichtigkeit wegen hier noch angeführt werden muß.

Da die allgemeine Militair-Conscription in der Folge junge Leute von guter Erziehung und feinem Ehrgefühle als gemeine Soldaten unter die Fahnen stellen wird, so ist mit Zuversicht zu erwarten, daß diese nicht nur selbst ihren Vorgesetzten willig folgen und durch gute Applikation den Militair-Dienst leicht erlernen, sondern auch hierdurch ihren Kameraden aus den weniger gebildeten Ständen ein Beispiel vernünftigen Gehorsams und wirksamer Anwendung ihrer Kräfte und Fähigkeiten geben, und zu ihrer Ausbildung mitwirken werden, und daß daher mit einer gelinden Behandlung, Ordnung und Disciplin in der Armee werden erhalten werden können. Seine Königliche Majestät versehen Sich zu den Officieren, daß sie sich ihre ehrenvolle Bestimmung, die Erzieher und Anführer eines achtbaren Theils der Nation zu seyn, immer vergegenwärtigen, und, wenn auch durch den Weg der Conscription ein rohes Individuum unter ihre Befehle kommen sollte, lieber suchen werden, solches im Anfange durch zutrauliches Zureden und Verdeutlichung der ihm obliegenden Pflichten, und erst dann, wenn dieses sanftere Verfahren nichts fruchtet, durch verständige Anwendung der erlaubten Bestrafungsarten in ihren verschiedenen Abstufungen zu bessern. Die Erfahrung lehrt, daß Rekruten ohne Schläge im Exercieren unterrichtet werden können.

Einem Officier, dem dieses unausführbar scheinen möchte, mangelt entweder die nöthige Darstellungsgabe oder der klare Begriff vom Exercier-Unterricht in seinem Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren, folglich die für seinen Posten unentbehrliche Ausbildung. Einem solchen Officier ist der Unterricht im Exercieren so lange abzunehmen, bis er sich die durchaus nöthige Fertigkeit, den Soldaten in seinen Dienstpflichten auf eine faßliche Art auszubilden, erworben hat. Er muß bis zu diesem Zeitpunkte jedem Rekruten-Exercireu beiwohnen, und die ihm fehlende Diensteigenschaft wird in der Conduitenliste bemerkt. Die höheren Befehlshaber, und die der Kompagnien und Escadrons sind dafür verantwortlich, daß ihre Untergebenen weder den Soldaten auf eine rohe Art behandeln, noch sich fernerhin des hie und da übliche Schimpfen desselben erlauben; dagegen stehen dem Officiere in Friedenszeiten bei thätlichen Widersetzungen eines Einzelnen oder Mehreren, die schon oben, S. 272 angeführten Mittel zu Gebote, um seinen Befehlen Gehorsam zu verschaffen. Die oben angegebenen Mittel müssen von dem Officiere mit vernünftiger Umsicht, Ueberlegung, und ohne persönliche Leidenschaftlichkeit angewendet werden, wenn er sich nicht strenger Bestrafung, als Cassation, Festungsarrest bis auf mehrere Jahre, und nach Befinden noch härtere Strafen aussetzen will. Ein jeder Officier, der sich in der Lage befindet, eine solche außerordentliche Maaßregel auszuüben, muß den Vorfall nachher seinem Vorgesetzten sogleich anzeigen, der dann die Rechtmäßigkeit dieser Maaßregel untersuchen soll. Wenn der Officier seine Würde nur in Ausbildung seiner Fähigkeiten, Vermehrung seiner Kenntnisse, und wirklichen inneren Werth setzt; wenn er überall auf seine Handlnngen strenge Aufmerksamkeit richtet, und unpartheiisch und gerecht gegen seine Untergebenen

ist, so kann es ihm nicht fehlen, daß er sich nicht die Liebe, das Vertrauen und den achtungsvollen Gehorsam derselben in hohem Grade erwerben und sein Ansehen fest und bleibend gründen wird.

Die Strafen gegen Unterofficiere und Gemeine werden entweder durch militairische Vorgesetzte oder durch Stand- und Kriegsgerichte festgesetzt. Die kleinen Disciplinarstrafen, desgleichen die beiden Arten des gelinden Arrestes können die Kompagnie- oder Eskadrons-Chefs oder Befehlshaber, auch jeder Officier, der ein besonderes Kommando hat, ohne höheren Orts anzufragen, für die Dauer von drei Tagen anordnen. Ein gleiches Recht steht ihnen in Ansehung der Verhängung des mittleren Arrestes zu, jedoch muß er davon sogleich dem Kommandeur des Bataillons oder des Regiments Anzeige machen, jedoch auch nur auf eine Dauer von drei Tagen. Strenger Arrest kann nur vom Kommandeur des Bataillons oder Regiments, jedoch auch nur für eine Dauer von drei Tagen, verhängt werden. Der gelinde Arrest kann von demselben auf vierzehn Tage, der mittlere auf acht Tage, und die Stockschläge bei den zur Strafklasse herabgesetzten Soldaten bis zu vierzig angeordnet werden. Ein Standrecht oder Standgericht kann auf alle drei Gattungen des Arrestes, auf Degradation der Unterofficiere zu Gemeinen, auf Versetzung in die der körperlichen Züchtigung unterworfene Klasse des Soldatenstandes, und bei Letzterer auf körperliche Züchtigung erkennen und die Bestätigung oder Milderung der standrechtlichen Erkenntnisse bleibt den Kommandeuren der Regimenter und Bataillone, Kraft der ihnen verliehenen Gerichtsbarkeit, überlassen. Alle höheren Strafen, wie Degradation der Feldwebel, Wachtmeister und Oberfeuerwerker, Verlust des Porte-epée, so wie auch jede Festungs- und Todes-Strafe finden nur durch den Ausspruch

eines Kriegsgerichts Statt. Alle von diesem abgefaßten Erkenntnisse, wohin auch alle Untersuchungssachen gegen Officiere gehören, bedürfen die Bestätigung des Monarchen, und werden, bis hierüber ein anderes verordnet worden, in zwei Exemplaren mit einem vom Auditeur angefertigten richtigen Auszuge aus den Akten und mit den Akten selbst an das General-Auditoriat zur weitern Beförderung eingesandt. An Letzteres gelangen auch nach wie vor die Anfragen, welche bei zweifelhaften Fällen die rechtliche Instruction der Untersuchungsprozesse oder die Entscheidung solcher Vorfälle, die in den Kriegs-Artikeln nicht genau ausgedrückt sind, oder nicht nach analogischen Gründen entschieden werden können, betreffen, und das General-Auditoriat muß darüber nach Befinden an den Monarchen zur authentischen Erklärung berichten. Bei jeder Kompagnie oder Eskadron soll ein genaues Strafregister geführt und darin die von militairischen Vorgesetzten, sowohl Kompagnie- und Eskadrons-Befehlshabern, als auch Bataillons- und Regiments-Kommandeuren, und die vom Stand- und Kriegsgericht angeordneten Strafen unter Beifügung des Namens, Alters, Dienstzeit und Gemüthsart des Bestraften, des Standes seines Vaters, der Ursache der Bestrafung, des Datums und Grades der Letztern, und der Art und Weise, wie die Strafe verordnet, ob solche bestätiget oder ob und aus welchen Gründen sie vom Befehlshaber gemildert worden, sorgfältig angeführt, auch eine Rubrik zu Bemerkungen offen gelassen werden. Aus diesen Kompagnie-Strafliften wird eine allgemeine Regiments-Strafliste angefertiget, und bei der obern Militär-Behörde alljährlich eingereicht. Hiernach wird der Monarch die Einsicht der Vorgesetzten, den jedesmaligen Straffall mit der Größe des Vergehens und den Gesetz-Vorschriften in Einstimmung zu bringen, beurtheilen.

Die General-Majore der Brigaden und die General-Lieutenants der Divisionen sollen strenge darüber wachen, daß sowohl die Kommandeurs der Regimenter und Bataillone, als auch die Kompagnie- und Eskadrons-Befehlshaber weder eine geschehene Bestrafung in den Strafllisten verschweigen, noch Vergehungen ungeahndet lassen. Ein solcher Schwacher, oder bei Eingaben, die er durch seine Unterschrift beglaubiget, unredlich verfahrender Vorgesetzter soll nach der Verordnung unfähig seyn, seine Stelle länger zu bekleiden.

In Hinsicht der Officiere steht es den Militair-Vorgesetzten nach der Verordnung wegen Bestrafung derselben, Königsberg, 1808, nicht mehr zu, wie ehemals, wegen kleiner Exercierfehler einen Officier durch einen Unterofficier und zwei Mann nach dem Arrestorte abführen zu lassen. Wenn sich ein Vorgesetzter in der Nothwendigkeit befindet über einen Officier die Arreststrafe zu verhängen, so geht dieser allein oder in Begleiung eines andern Officiers in seinen Arrestort und sendet seinen Degen an seinen Vorgesetzten; nur bei groben Verbrechen ist die Arretirung in Begleitung eines Officiers, Unterofficiers und zwei Mann als Sicherheits-Maaßregel auch fernerhin erlaubt. Wenn sich ein Officier in Arrest und Untersuchung befindet, so darf er eben so wenig auf die erwähnte Art nach dem Orte des Verhörs und nach seinem Arrestorte zurückgeführt werden. Bloß ein älterer Officier begleitet ihn hin und zurück, wobei er seinen Degen, so lange er über die Straße zu gehen hat, zurückerhält. Nur bei groben Verbrechen oder roher Gemüthsart des Verhafteten ist die oben angeführte Verfahrungsart als Sicherheits-Maaßregel noch gestattet. Wenn ein Officier über eine noch nicht constatirte Beschuldigung in Untersuchung geräth, so darf diese nicht mehr damit beginnen, daß man den Officier so gleich in Arrest setzt, sondern ist

vorher der Gang der Untersuchung abzuwarten, und dann erst im Fortschreiten oder nach Endigung derselben der Arrest entweder als Sicherheits-Maaßregel, oder als Strafe zu verhängen. Die mildeste Bestrafung ist ein von den Vorgesetzten ohne Zeugen gegebener Verweis; wenn diese mildere Bestrafung nicht anschlägt, so soll ein Verweis bei versammeltem Officier-Korps in ernsthaften, jedoch nicht beschimpfenden Ausdrücken folgen. Eine Zurechtweisung im Tone des unterrichtenden Vorgesetzten bei Exercier- oder kleinen Dienstfehlern wird für keinen Beweis geachtet. Verfehlen die beiden vorbenannten Bestrafungsarten ihre Wirkung, so wird bei bedeutendern Vergehungen der Verweis in abgemessenen Worten, die zugleich die Thatsache, welche solchen nach sich gezogen hat, genau angeben, dem Parole-Befehle beigefügt, und in die Parole-Bücher eingetragen. Es bleibt der Einsicht der Militair-Vorgesetzten überlassen, ob, je nach Maaßgabe der Größe des Vergehens oder der roheren Gemüthsart des Bestraften, oder der öfteren Wiederholung eines gleichen Vergehens der Verweis bei dem Bataillone oder dem Regimente oder der Brigade oder der Division bekannt zu machen, und den Parole-Büchern einzuverleiben ist. Die Sammlung dieser Strafbefehle wird einen Maaßstab abgegeben, wie weit ein Officiercorps in der Bildung vorgerückt ist. Eine strengere Bestrafungsart ist Stubenarrest mit der an sich schon natürlichen Bestimmung, daß derjenige, welcher auf Treu und Glauben unter dieser milderen Verhaftung steht, und dennoch seinen Arrestort verläßt, nicht mehr Officier bleiben kann, wie auch schon oben angeführt worden; auch kann ein Officier, dem die Einsicht von seinen Pflichten so sehr mangelt, oder der eines so störrigen Charakters ist, daß er sich in die Subordinations-Verhältnisse nicht fügen will und der sich wiederholt eines subordinationswidrigen

Betragens schuldig macht, länger in seinem Posten bleiben; er soll nach dem Willen des Monarchen daraus entfernt werden. Auch sollen jüngere Officiere sich nicht in öffentlichen Gesellschaften, auf Bällen, Ressourcen ꝛc. der Achtung entbunden glauben, welche sie dem Range jedes älteren Officiers schuldig sind. Ein solches unverständiges Benehmen zeigt den Mangel an Kultur und Einsicht. Derjenige Officier, welcher sich ein solches Betragen erlaubt, offenbart hierdurch seine Unfähigkeit im Dienste weiter aufzusteigen, und eben so erklärt der ältere Officier, welcher schwach genug ist, zu gestatten, daß ein jüngerer sich gegen ihn vergißt, seine Unwürdigkeit, dem ihm verliehenen Posten vorzustehen. Beides soll in der Conduiten-Liste bemerkt werden. Ueberhaupt haben die höheren Vorgesetzten, so wie die älteren Officiere die Verpflichtung und das Recht, die Unbedachtsamkeit der jüngern oder ungebildeten Mitglieder des gesammten Officierstandes in Führung unschicklicher Reden und Aussprechungen ungeziemender Urtheile über öffentliche Angelegenheiten oder Staatsverhältnisse in die Schranken der Behutsamkeit zurückzuführen, so wie das vorsichtige Betragen derselben bei jeder Gelegenheit in sorgsame Obhut genommen werden soll. Es wird den höheren Militair-Befehlshabern zur Pflicht gemacht, darüber zu wachen, daß ihre Untergebenen, und besonders die jüngeren Officiere sich keine Verletzung der Bescheidenheit und Achtung gegen Personen vom Civilstande zu Schulden kommen lassen. Die Vorgesetzten sollen ihre Untergebene durch Beispiel und Lehre überzeugen, daß nur ein höfliches Betragen gegen Personen anderer Stände den Mann von Erziehung bezeichnen, und ihm am gewissesten die öffentliche Achtung sicheren, deren ein entgegengesetztes Benehmen unausbleiblich unwürdig macht, während solches Erbitterung herbeiführt, und

die Harmonie und Eintracht stört, die zwischen Militair- und Civilbeamten eines Staates vernünftiger Weise herrschen müssen.

Ein Officier, der sich dem Trunke ergiebt, oder mit lüderlichen und gemeinen Weibspersonen unanständige Verbindungen eingeht, oder mit Leuten von schlechtem Rufe Gesellschaft hegt, oder gemeine Oerter besucht, oder aus dem Spiele ein Gewerbe macht, oder die Subordinations-Verhältnisse in der den Officieren höheren Rangs schuldiger Achtung nicht zu ehren versteht, oder auf eine andere Art eine niedere Denkungsart verräth, muß, so lange er nicht Beweise seines gebesserten Lebenswandels giebt, des Avancements für unfähig erklärt werden. Hierüber entscheidet die auf drei Viertheile der Stimmen steigende Mehrheit der Officiere eines Regiments. Jedem Officier steht das Recht zu, den Antrag zu einem solchen Ehrengerichte zu machen; dem Verurtheilten bleibt jedoch das Recht, im Fall er sich mit Unrecht beschuldiget glaubt, auf Untersuchung zu dringen, die aber in einem andern Regimente, als in demjenigen, worin er dient, geführt wird. Am Schlusse dieser Verordnung heißt es: Seine Majestät hegen zu der vorschreitenden Kultur der Officiere Höchst Ihro Armee das Vertrauen, daß der Fälle, wo Officiere durch Bestrafung zu ihrer Pflicht angehalten werden müssen, immer weniger werden dürften. Wenn die Officiere eines Regiments sich wechselseitig unter einander sorgsam bewachen, die älteren Officiere ihre jüngeren Kameraden bei Zeiten warnen, die pünktliche Ausführung jeder übertragenen Dienstpflicht zur Ehrensache gemacht und der gute Ruf des ganzen Officierkorps, als der Antheil jedes Einzelnen angesehen wird, dessen Schmälerung nicht zu gestatten der Ehrgeiz eines jeden Mitgliedes des Officierkorps seyn muß, so wird der höhere Vorgesetzte sich selten in die unangenehme Nothwendigkeit befinden,

Männer, deren Stand und Bildung sie eines äußeren Antriebes zur Pflichterfüllung entheben sollten, mit Strafe belegen zu müssen. Schließlich erklären Sr. Königliche Majestät daß es Allerhöchstdenenselben zum Wohlgefallen gereichen wird, wenn sich ein Officierkorps durch Dienstpünktlichkeit seiner Mitglieder, durch achtungsvolles Betragen unter sich und anständige Behandlung der übrigen Stände auf eine vortheilhafte Art auszeichnet, und werden Allerhöchst dieselben einem solchen Korps ihre Werthschätzung bezeigen und durch Zuwendung ausserordentlicher Vortheile gern bethätigen.

Ueber die militairische Verbrechen und Strafen in den ältesten, älteren und neuern Zeiten bis zu Ende des verwichenen Jahrhunderts handelt ein eigener sehr ausführlicher Artikel: Kriegs- oder militairische Verbrechen und Strafen, Th. 52, S. 363—561. Darin kommt vor: Verbrechen der Soldaten, S. 364 u. f.; Verbrechen der Unterofficiere, S. 475 u. f.; Verbrechen der Ober-Officiere, S. 477 u. f.; Kriegs- oder militairische Strafen, S. 508 u. f.; Kriegsstrafen der gemeinen Soldaten und Unter-Officiere, S. 532 u. f.; Strafen der Ober-Officiere, S. 548 u. f.; Strafen der Personen vom Unterstabe, S. 550 u. f. — Ueber die Soldatenprozesse handelt ein besonderer Artikel: Kriegs-Gericht, Th. 50, S. 469 u. f., in welchem von den Personen, welche unter den Kriegs-Gerichten stehen, S. 496 u. f.; von den Sachen, welche vor die Kriegsgerichte gehören, und welche nicht vor dieselben gehören, S. 500 u. f.; von den Auditeurs, S. 523 u. f.; von dem Kriegs-Prozeß in bürgerlichen Sachen, S. 545 u. f.; von dem Kriegsprozeß in peinlichen Sachen,

S. 566 u. f.; von den Kriegsgerichts-Ordnungen, S. 578 u. f. gehandelt wird. Die Formel eines Soldaten-Eides ist schon unter Kriegs-Artikel, Th. 49, S. 673 gegeben worden. Hier die Formel, wie sie gegenwärtig vorgeschrieben worden. Ich N. N. schwöre zu Gott dem Allwissenden und Allmächtigen einen leiblichen Eid, daß Seiner Majestät dem Könige von Preussen, Friedrich Wilhelm dem Dritten meinem allergnädigsten Landesherren, ich in allen und jeden Vorfällen, zu Lande und zu Wasser, zu Kriegs- und Friedenszeiten, getreu und redlich zu dienen, entschlossen bin. Ich will die mir vorgelesenen Kriegs-Artikel überall befolgen, und mich in Ausübung meiner sämmtlichen Pflichten jederzeit so betragen, wie es einem ehrliebenden und unverzagten Soldaten eignet und gebührt. So wahr mir Gott helfe ꝛc.

Was die Ausbildung des Soldaten im Dienste anbetrifft, s. Kriegs- oder Waffen-Uebungen, Th. 52, S. 331 u. f.; über seine wissenschaftliche Bildung, so weit sie den Gemeinen, den Soldaten ohne Grad angeht, so bedarf derselbe, wenn er nicht die Absicht hat, höhere Grade des Militairstandes zu erreichen, nur der gewöhnlichen Bildung, die in den niedern Schulen, den Landschulen, erreicht wird, als das Lesen, Schreiben und Rechnen, und solches auch nur in dem Grade, daß er damit fertig werden kann; denn da er nach geendigter Dienstzeit doch wieder zu seinen, größtentheils mechanischen, Arbeiten zurückkehrt und nur die Ausbildung dieser nöthig hat, so wird er sich mit vielem Ueberflüssigen den Kopf nicht zerbrechen, da er auch in seiner Sphäre, bei dem wenigen Wissen, glücklich seyn kann, und was er allenfalls an Weltkenntnissen gebraucht, um sich nicht betriegen und hinter das Licht führen zu lassen ꝛc., so viel erlernt er von

Andern, wenn er nicht auf den Kopf gefallen ist, denn die jetzige Zeit ist darin reich an Lehrmeistern ohne Honorar. Wer sich indessen während der Zeit seines Soldatenstandes noch in diesen eben genannten Zweigen üben will, findet hierzu bei der Preussischen Armee in den Regiments-, Brigade- ꝛc. Schulen noch Gelegenheit; so wie der Soldat, der eine gute Stimme hat, auch im Singen Unterricht erhält, indem jedes Regiment ein eigenes Sängerkorps hat. Für diejenigen, welche sich für den Soldatenstand höher ausbilden wollen, giebt es andere Anstalten; s. den Art. Kriegs-Schule, Militair-, Ingenieur- und Ritter-Akademie, Th. 52, S. 1. bis 270. Dieser Artikel handelt von den Kriegs- und Militairschulen nicht nur der alten, sondern auch der neuern Völker; von dem adlichen Cadetten-Corps in Berlin, s. Th. 7, S. 514 u. f.; Militair-Schulen, s. Schule (Militair-) Th. 149, S. 340 u. f.; Artillerie-Schule, s. Schule (Artillerie-), daselbst, S. 235 u. f.; Polytechnische-Schule, s. Schule (Polytechnische), daselbst, S. 409 u. f., und noch mehrere andere, sich auf den Soldatenstand beziehende Schulen, wie Fecht-, Marinen- oder Navigations-, Luftschifffahrts-Reit- ꝛc. Schule, in dem erwähnten Theile. In der Preussischen Armee sind, nach der neuern Einrichtung derselben, für diejenige Individuen, welche zum Officier emporsteigen wollen, auch gewisse Bedingungen in wissenschaftlicher Beziehung festgesetzt. In Friedenszeiten gewähren nur Kenntnisse und Bildung einen Anspruch auf Officier-Stellen, in Kriegszeiten ausgezeichnete Tapferkeit und Ueberblick. Es können daher alle Individuen aus der Nation (Preussen), die diese Eigenschaft besitzen, auf die höchsten Ehrenstellen im Militair Anspruch machen; denn alle bis zur

Restauration der Armee bestandenen Vorzüge des Standes, sollen dabei ganz aufhören und jeder, ohne Rücksicht auf seine Herkunft, hat gleiche Pflichten und gleiche Rechte. Um nun das Avancement jungen kenntnißreichen Leuten möglich zu machen, so sind bei jedem Infanterie-Regimente vierzehn und bei einem Kavallerie-Regimente von acht Eskadrons acht, und von vier Eskadrons vier Porte-epée-Fähnriche, aus denen die Officiere gewählt werden. Zu diesen Porte-epée-Fähnrichstellen kann jeder junge Mann, wenn er das 17te Jahr vollendet hat, gelangen, sobald er die gehörigen Kenntnisse besitzt, die von einer in der Hauptstadt des Armeekorps dazu niedergesetzten Kommission geprüft werden, und sobald seine Aufführung bis dahin tadellos und gut gewesen, auch solches durch glaubhafte Atteste dargethan worden. Auch jeder Unterofficier und Gemeine, der schon länger gedient hat, kann dazu gelangen, sobald er durch ein Examen die erforderlichen Kenntnisse beweiset, und auch seine Aufführung gut, gesittet und tadellos gewesen ist, worüber der Kapitain und die Officiere der Kompagnie ein schriftliches Attest ausstellen müssen. Wenn die Anzahl der Porteepee-Fähnriche bei einem Regimente vollzählig sind, so müssen die sich dazu meldenden Subjecte, wenn sie schon als Unterofficiere und Gemeine dienen, so lange in ihren Stellen fortdienen, bis eine Porte-epée-Fähnrichstelle vacant wird, wo sie denn nach der Zeit ihrer Annahme einrangirt werden. Dasselbe findet auch bei Andern statt, die noch nicht gedient haben, jedoch müssen sie bei ihrer Einrangirung drei Monate als Gemeine dienen. Die ehemaligen Junkerstellen bei den Regimentern sind durch diese Einrichtung aufgehoben, und soll nach dem dieserhalb erlassenen Reglement kein Junker bei den Regimentern mehr angenommen werden. Bei den Porte-epée-Fähnrichen findet keine Anciennität Statt, und der

zuletzt Eingetretene kann eben so gut, wie jeder der Andern zum Officier erwählt werden. Zum Porte-epée-Fähnrich sind folgende Kenntnisse erforderlich:

1) Erträgliches Schreiben in Hinsicht der Calligraphie und Ortographie.

2) Arithmetik, inclusive Proportionen und Brüche.

3) Ebene Geometrie, die ersten Anfangsgründe.

4) Planzeichnen, verständlich, wenn auch nicht schön.

5) Elementar-Geographie;

6) Allgemeine Weltgeschichte, vaterländische Geschichte.

Da aber nicht bloß Kenntnisse und Wissenschaften einen brauchbaren Officier bezeichnen, sondern auch Geistesgegenwart, schneller Ueberblick, Pünktlichkeit und Ordnung im Dienste, dann ein anständiges Betragen, so wird auf diese Haupteigenschaften auch vorzüglich bei der Besetzung der Officierstellen gesehen. Bei der Wahl zum Officier, wenn nämlich eine Stelle im Regimente offen oder erlediget, vacant wird, wählen sämmtliche Premier- und Seconde-Lieutenants des Regiments aus den vierzehn etatsmäßigen Porte-epée-Fähnrichen die drei vorzüglichsten heraus, die sie am würdigsten halten in das Officierkorps einzutreten. Diese drei Kandidaten werden in der Hauptstadt des Landes von einer Kommission in Hinsicht ihrer Kenntnisse geprüft, und werden sie gut befunden, so wählen aus ihnen die sämmtlichen Kapitains und Stabs-Kapitains den vorzüglichsten heraus, der nun von dem Kommandeur und sämmtlichen Stabsofficieren dem Monarchen in Vorschlag gebracht wird, wobei ein verneinendes Gutachten, mit Gründen begleitet, in nöthigen Fällen Statt finden kann. Im Kriege erstreckt sich die Wahl auch über alle Unterofficiere und Gemeine, und ein jedes Individuum kann durch eine ausgezeichnete tapfere That zum Of-

ficier erwählt werden, ohne vorher Porte-epée-Fähnrich gewesen zu seyn, wenn er dabei von guter Aufführung und die tapfere That mehr, als eine gewöhnliche ist. Bei dieser ganzen Einrichtung wird vorausgesetzt, daß die Officiere sich um ihre Untergebenen bekümmern, und die Ausgezeichneten nicht allein kennen lernen, sondern auch durch zutraulichen Umgang immer mehr ausbilden werden. Vorzüglich wird dies in Hinsicht der Porte-epée-Fähnriche erwartet, wo es sämmtlichen Officieren zur Pflicht gemacht wird, dieselben zwar mit Ernst zu ihrer Pflicht anzuhalten, aber doch Alles anzuwenden, um sie durch freundschaftliche Aufmunterungen und Anleitungen auszubilden, und sie ihres künftigen Postens würdig zu machen. Der Officier hat in Friedenszeit folgende Kenntnisse nöthig.

1) Fertigkeit und Präcision in schriftlichen Aufsätzen über militairische Gegenstände.

2) Französische Sprache, so viel, daß er aus dem Französischen ins Deutsche übersetzen kann.

3) Reine Mathematik bis zu den Gleichungen vom zweiten Grade, ebene Geometrie und ebene Trigonometrie.

4) Anfangsgründe der Feld-Fortifikation und permanenten Fertifikation;

5) Zeichnen der Situationskarten und Plane richtig und verständlich, ohne große Schönheit. Ausstecken einer Verschanzung, Anstellung und Berechnung der Arbeiter unb Arbeiten von Verschanzungen und Aufnahme eines kleinen Bezirks, einer Gegend, eines Postens.

6) Erweiterte Geographie und Statistik.

7) Weltgeschichte und vaterländische Geschichte. Bei der Artillerie sind andere Kenntnisse festgesetzt, die sich auf die Artillerie-Wissenschaften beziehen. Die Examinations-Kommission hat nähere Instruktion erhalten, worin derselben bestimmt worden, nichts

zu fordern, was bei jungen Leuten in ihrer Lage nicht zu leisten möglich ist. Wer die ganze Kampagne von 1813 bis 1815 mitgemacht, ist besonders berücksichtiget worden. Se. Majestät der König haben sich aber besonders vorbehalten, den Regimentern von Zeit zu Zeit fähige Subjecte entweder als Portepée-Fähnriche, oder als Officiere zuzusenden, und vorstehende Verordnung bestimmt nur die Form, unter welcher die Regimenter dem Monarchen Vorschläge für die vacanten Stellen zu machen haben.

Ueber die ausgedienten, die invaliden Krieger oder Soldaten, handelt ein eigener sehr ausführlicher Artikel, Th. 30, S. 455. u. f. Invalide — Was die Beköstigung und Löhnung des Soldaten, sowohl in Kriegs- als Friedenszeiten, bei der Infanterie, Kavallerie, Artillerie ꝛc. betrifft, so ist darüber schon im Art. Servis- und Einquartierungswesen, Th. 153, S. 371. u. f.; im Art. Kriegs- oder Feldbäckerey, Th. 49, S. 673—758; im Art. Kriegs- oder Feldmagazin- und Proviantwesen, Th. 51, S. 516—635, und unter Sold, oben, S. 211. das Nöthige gesagt worden. — Ueber die Bekleidung, Montur, Uniform der Soldaten im Allgemeinen, ist schon im Art. Kriegs-Waffen und Kleidung, Th. 52, S. 562 u. f. von den alten und neuern Völkern die Rede gewesen. Die neueste Bekleidungs- oder Montirungsart der Soldaten in den meisten Europäischen Staaten, ist zum Theil den Franzosen, zum Theil den Russen ꝛc. nachgeahmt worden; sie ist zweckmäßig und wohlfeil, besonders bei der Kavallerie, in Hinsicht des Letzteren, und bei der Infanterie, in Hinsicht des Ersteren. Es ist nicht zu leugnen, daß die Französischen Heere, bis auf die von den Deutschen sogenannten Löffelsoldaten oder Löffelgarde, ein Theil der Linien-Infanterie, welcher bei seinen Zügen

in Deutschland einen Blechlöffel auf dem dreieckigten Hute stecken hatte, ein martiales Ansehen durch ihre Montirung hatten, besonders zeichnete sich hierin die Kavallerie aus, als die Küraſſiere, Jäger zu Pferde, (Chasseurs à cheval), Grenadiere zu Pferde, (Grenadiers à cheval) ꝛc, die mit ihren Helmen, mit Roßschweifen, ihren Bärenmützen, großen Reiter-Stiefeln ꝛc. ein wirklich heroisches Ansehen hatten, und in Reihe und Glied, durch ihre Römischen Physiognomien, buschichten, schwarzen Stutz- und Zwickbärte, dem Feinde gegenüber, wohl imponiren konnten; indessen bestand der Kern ihrer Kavallerie doch größtentheils aus Deutschen (Elsasser). Auch die Englische, Russische, Preußische, Oesterreichische, überhaupt die Kavallerie, so wie auch die Infanterie Deutscher Fürsten, imponirt durch ihre Haltung und Montur, besonders die schweren Reiter. Das martiale Ansehen hat aber bei einigen Waffengattungen, wie z. B. bei den Husaren, durch die neueste Bekleidung verloren, auch macht ihn bloß noch der Dollman und Pelz zum Husaren, Beinkleider, Stiefel und Czakkot nicht, diese sind modern und nicht der ursprünglichen Husarenbekleidung angemessen, weit martialer machte sich die Bären- oder Filzmutze, letztere mit ihrem Schweife, welcher in der Luft hin und her spielte; dann die knappanliegenden Beinkleider mit Schnüren besetzt, und die ausgeschnittenen oder Ungarischen Stiefel mit ihren Troddeln, dabei der nur zur Hälfte gewickelte Zopf, von dem die Bänder lang herabhingen, und beim Davonsprengen des Reiters zerstreut in die Luft flogen, wobei ein an den Enden gedrehter Schnurrbart das kriegerische Ansehen noch vermehrte, und ein solcher Trupp Husaren, der auf den Feind wild zum Einhauen heransprengte, diesen, wenn es besonders nicht lange gediente Soldaten, sondern größtentheils noch Rekruten waren, leicht in Schrecken setzen und zur Flucht

nöthigen konnten. Welche Wirkung ein solches bärtiges Ansehen und eine dazu passende Montur auf junge oder neu einexercirte Truppen macht, haben wir bei den Franzosen gesehen, als die Kosaken sie verfolgten, wo oft ein einziger Kosak eine ganze Rotte vor sich her trieb, welches bloß Bart und Montur machte, die sich hier besonders zum Ganzen paßte. Die schweren Reiter haben durch Helm und Küraß an Ansehen gewonnen. Besonders aber hat die Infanterie in der Bekleidung gegen die frühere gewonnen, wenn man die frühere Bekleidung der Garden in Preußen ausnimmt. Reicher waren früher zum Theil die Monturen und Uniformen, aber nicht so bequem und zweckmäßig, als jetzt. Das knappe Anliegen der älteren Bekleidungsart, besonders bei der Infanterie, hinderte den Soldaten jede freie Bewegung zu machen, und wenn gleich von der andern Seite der Wuchs des Soldaten vortheilhafter hervortrat, so war er doch wieder der Witterung Preis gegeben, weil das Tuch nicht nur grob und schlecht war, sondern auch überall, wo nur etwas am Tuche, sei es an der Weste, den Beinkleidern oder am Rocke, zu erübrigen war, solches auch der Montur entzogen wurde, und daher war die Bedeckung des Soldaten nur schlecht, und er der Witterung bloßgestellt, wodurch alle individuelle taktische Manoeuvres doppelt erschwert wurden. Dieses alles fällt bei der jetzigen Bekleidung des Soldaten weg; er kann sich darin gehörig bewegen, und ist vor Kälte und übler Witterung geschützt. Auch ist der Soldat in der Preußischen Armee von allen Truppengattungen nicht nur sehr gut montirt in Hinsicht der Qualität, sondern auch was die Anzahl der Bekleidungsstücke anbetrifft. Man theilt die Montirungsstücke der Unterofficiere und Soldaten in große und kleine. Zu den großen gehören der Rock, Jacke, die Jacke zum Exercieren, der

der Mantel, die Beinkleider, grautuchene und leinwandne, und der Czakkot, Helm, Hut und Küraß; zu den letztern die Schuhe, Strümpfe, Hemden, Halsbinden, Feldmützen ꝛc. An den kleinen Montirungsstücken soll der Soldat in einigen Armeen, wenn er ein guter Wirth ist, etwas ersparen, welches ihm dann in vierteljähriger oder halbjähriger Rechnung im Gelde vergütiget wird, wenn er es nicht in Natur nimmt. Ueber alle diese Stücke wird in den meisten Armeen pünktlich Buch gehalten, und jeder Soldat hat gleichfalls ein kleines Contobuch, Montirungsbuch, Kommißbuch genannt, in welches von dem Kapitaine d'armes von der Infanterie, und dem Quartiermeister bei der Kavallerie alle Stücke, die er erhält, eingetragen werden. Die beiden genannten Beamten bei der Infanterie und Kavallerie jeder Kompagnie führen davon ein Hauptbuch, welches von dem Compagniechef in Hinsicht seiner Richtigkeit und der Pünktlichkeit der Ausgabe zu verschiedenen Zeiten revidirt wird. Dann finden auch Abrechnungen, so wie von Seiten des Bataillons- und Regiments-Kommandeurs, des Inspekteurs oder der dazu bestimmten Kriegskommissarien Musterungen Statt. — Die Bekleidung der Officiere wird Uniform genannt. Ein Mehreres hierüber, s. den Art. Uniform, in U.

Der Preußische Soldat erhielt zuerst seine wahre Existenz unter dem Churfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen, denn vor diesem Regenten wurden die Soldaten größtentheils noch geworben, besonders in dem dreißigjährigen Kriege, der unter Churfürst Georg Wilhelm fiel. Der große Churfürst errichtete zuerst ein stehendes Heer, wie Ludwig der Vierzehnte in derselben Zeit auch stehende Heere in Frankreich in Friedenszeiten zu unterhalten anfing, von woaus diese Sucht ein gleiches zu

thun, sich bald bei allen Europäischen Nationen fortpflanzte. Unter dem großen Churfürsten in den 1650ger Jahren enthielt ein Regiment Infanterie 1374 Mann, ein Dragoner-Regiment, 710 Mann, und ein Küraſſier- oder Reiter-Regiment 698 Mann. Jedes Bataillon Infanterie beſtand aus 5 Kompagnien; die ſchweren Reiter aus 8 Escadronen, und die Dragoner aus eben ſo viel Escadronen. Jede Infanterie-Kompagnie hatte einen Kapitain, auch wohl zwei, und zwei Lieutenants und einen Fähnrich; bei der Kavallerie oder der Reiterey, war es eben ſo, jedoch findet man auch Regimenter, bei welchen nur drei Officiere, z. B. ein Rittmeiſter, ein Lieutenant und ein Cornet bei der Escadron oder Kompagnie ſtanden. Die Beſoldung, Löhnung, des Stabes war an

	Traktament	Servis
Ein General-Lieutenant	400 Rthlr.	47 Rtlr.
— Adjutant	100	12
— Prediger	25	3
— Sekretär	60	7
— Wundarzt	20	2
2 Trompeter	24	$2\frac{1}{2}$
1 Pauker	11	1
Wagemeiſter	21	3
Gewaltiger	21	3
	628 Rthlr.	$80\frac{1}{2}$ Rtl.

Ein Infanterieregiment erhielt an Traktament des Monats

Der Staab	52 Rthlr.	15 Gr.
Auf 5 prim. plan.	155 —	15 —
Auf 33 Gefreite	16 —	12 —
Auf 164 Gemeine	41 —	— —
Summa	265 Rthlr.	18 Gr.

Ein Dragonerregiment.

Der Staab	52	Rthlr.	15 Gr.
Auf 8 prima plana	249	—	— —
Auf 101 Gefreiten	50	—	12 —
Auf 156 Gemeine	126	—	12 —
Auf 1013 Pfrd.-Beschlggld.	506	—	12 —
Summa	985	Rthlr.	3 Gr.

Ein Küraſſier- oder Reiterregiment.

Auf den Stab	75	Rthlr.	18 Gr.
Auf 18 prim. plan. mit doppelten Lieutenants	466	—	— —
Auf 709 Reiter	709	—	— —
Summa	1250	Rthlr.	18 Gr.

Dieſe erſten ſtehenden Soldaten des großen Churfürſten waren zur Beſchützung des damaligen Brandenburgiſchen Staates höchſt wichtig, auch erwarben ſie ſich Kriegsruhm in Italien und am Rheine, wo das Brandenburgiſche Heer, mit dem Oeſterreichiſchen in Verbindung, gegen die Franzoſen focht; und dann erwarb es ſich Ruhm in den Feldzügen gegen die Schweden. Unter der folgenden Regierung, unter Friedrich dem Dritten, dem erſten Könige von Preußen, blieb die Armee auf demſelben Fuße, ſie wurden weder vermehrt, noch vervollkommnet, verlor jedoch nichts von ihrem Ruhme durch die Feldzüge gegen die Türken und Franzoſen. Unter Friedrich Wilhelm dem Erſten, der ein großer Liebhaber von Soldaten war, fing das Heer an, ſich zu vervollkommnen, wie auch ſchon oben, S. 248, angeführt worden. Es wurde nicht nur beträchtlich vermehrt, ſondern erhielt auch eine ganz neue Organiſation, und rechnet man das ungewöhnliche Längenmaaß der Soldaten ab, welches eigentlich zu dem Weſen der Armee, des Soldaten, nicht gehört, ſo war doch das Ganze dem Geiſte der Zeit angemeſſen. Den Bei-

namen, der Korporal, erhielt dieser Monarch vom Könige Georg dem Ersten von England, weil die kleinere Taktik, Trill-Taktik, seine Lieblingsbeschäftigung war, die auf dem Parade- und Revueplatze einen schönen Effect für das Auge machte, sich aber in der neuesten Zeit gänzlich verloren hat, und dieses besonders in dem Kriege mit den Franzosen unter Napoleon. Sie soll nach dem Urtheile erfahrner Militairpersonen dem Feinde gegenüber wenig Werth gehabt haben; indessen schien sie in damaliger Zeit nicht ganz ohne Effect gewesen zu seyn; denn Friedrich der Große behielt sie doch bei. Das Heer unter Friedrich Wilhelm dem Ersten bestand aus ungefähr 70,000 Mann und soll seine Ueberlegenheit in der Kriegskunst zunächst dem Monarchen, vorzüglich aber den Erfindungen des Fürsten von Dessau, der unter dem Namen des alten Dessauers bekannt ist, verdanken, der bei demselben den eisernen Ladestock und den Gleichschritt einführte. Diese Neuerungen in der Kriegskunst waren dem Nachfolger Friedrich Wilhelms dem großen Friedrich, von großer Wichtigkeit; er benutzte sie sehr weise, und selbst ein vollendeter Feldherr, bildete er die Armee bis zu einem Grade aus der ihr das Ansehen und Uebergewicht der Kriegesheere aller übrigen Nationen seiner Zeit gab, und der hohe Geist ihres Königs und Führers beseelte sie zu einem Muthe und flößte derselben ein Vertrauen ein, welches in allen Lagen ausdauerte; daher stand sie nach manchen Unfällen im siebenjährigen Kriege immer wieder gerüstet zu neuen Kämpfen da, so daß ein Ueberfall bei Hochkirch, eine verlorne Schlacht bei Collin und Kunersdorf wohl auf kurze Zeit ihren Sieg aufhalten, sie aber nicht erschüttern konnte. Der Soldat verlor unter der Anführung seines Königs und seiner erfahrnen Feldherren nie den Muth;

denn es herrschte in der Armee ein Esprit de Corps bei den Officieren, und eine Disciplin bei den Soldaten, der nichts gleich kam. Die Taktik der Preussischen Armee war damals der Lichtpunkt, nach dem sich alle übrigen kriegführenden Staaten richteten, und diesen Ruhm behauptete sie bis zum Jahre 1806, wo sie durch falsche Leitung ihn auf einige Zeit einbüßte, aber im Einzelnen ihn immer noch bewährte, wie z. B. im Jahre 1807 in Preussen bei Eylau unter L'Estocq, und in und bei Danzig und Kolberg. Die neue glänzende Periode für die Preussischen Waffen im Befreiungskriege ist jedem bekannt.

Nach dem Tode Friedrichs des Großen, im Jahre 1790, bestand die Armee aus 55 Regimentern Infanterie, jedes zu 2237 Mann, macht 123,035 Mann (die Grenadier-Garde wird nur als ein halbes Regiment aufgeführt, dagegen hat die Garde, ausser dem Regimente, noch das erste Bataillon); 22 Füsilier- oder leichter Infanterie-Bataillonen, jedes 637 Mann, macht 14,014 Mann; 3 Eskadronen Garde du Corps, zu 522 Mann; 12 Regimentern Kürassiere, jedes zu 870 Mann, 10,440 Mann; 12 Regimentern Dragoner, zu 5 und zu 10 Eskadronen, zu 865 Mann, 12,110 Mann; 10 Regimentern Husaren, worunter ein Bosniaken-Regiment, jedes zu 1,575 Mann, 15,750 Mann; 3 Kompagnien Jäger zu Pferde, 200 Mann; 19 Kompagnien Jäger zu Fuß, etwa 1,000 Mann; 4 Regimentern Artillerie, jedes zu 2,049 Mann, 8,196 Mann; 3 Kompagnien reitender Artillerie, jede zu 200 Mann, 600 Mann; dazu noch 52 Depot-Bataillone, jedes zu 414 Mann, 21,528 Mann, zusammen 206,121 Mann. Hierzu sind nun die Pontonniers, Ingenieurs, Mineurs ꝛc. nicht gerechnet; dann kommt dazu noch die Garnison-Artillerie, ein Invaliden-Corps und 4 Landregimenter, von denen die letzten aber nur im Kriege

zusammen gezogen wurden. An Bataillonen betrug die Infanterie: 55 Bataillone Grenadiere, 110 Bataillone Musquetire, 20 Bataillone Füsilire. Im Jahre 1800, unter Friedrich Wilhelm dem Dritten, unserm jetzigen Könige, war der Bestand des Heeres fast derselbe, nur war hinzugekommen: 1 Infanterie-Regiment (König), 5 Bataillone Füsilire, 1 Eskadron Husaren (Anspachsche), 1 Eskadron Dragoner, 1 Tartaren-Pulk, und 4 Kompagnien reitender Artillerie. Dieser Zustand der Armee blieb, bis auf einige Abänderungen, bis zum Jahre 1806, wo sie bis auf 80—90,000 Mann vermindert ward. Nach dem Befreiungskriege von 1813—15, bei einer neuen Restauration des Staates, wurde auch die Armee wieder ansehnlich vermehrt. In den 1820ger Jahren bestand das Heer aus ungefähr 118,800 Mann, oder 80,800 Mann Infanterie, 21,700 M. Kavallerie, 14,000 Mann Artillerie, und 2,800 M. Ingenieure und Pionire; hierzu kommen nun noch 6,400 Mann Invaliden. An Truppengattungen bestand das Heer: aus Garden: 2 Regimentern Infanterie, 2 Regimentern Grenadiere, 1 Jägerbataillone, 1 Schützenbataillone, 4 Garde-Landwehr-Bataillonen, 4 Grenadier-Landwehr-Bataillonen; 1 Regimente Garde dû Corps, 1 Regimente Küraſſier, 1 Regimente Dragoner, 1 Regimente Husaren, und 2 Regimentern Ulanen, 1 Garde-Artillerie-Brigade, 1 Garde-Pionier-Abtheilung, und 1 Garde-Garnisonbataillon. Aus Linien-Regimentern: 34 Regimentern Infanterie und 8 Reserve-Regimentern, 2 Jäger- und 2 Schützen-Bataillonen, 48 Garnison-Kompagnien; 32 Regimentern Kavallerie, als: 8 Küraſſier-, 4 Dragoner-, 12 Husaren- und 8 Ulanen-Regimentern; 8 Brigaden Artillerie, jede zu 16 Kompagnien, 8 Ingenieur-Brigaden, 8 Pionierabtheilungen u. 18 Invaliden-Kompagnien d. Gensd'armerie ꝛc. In Kriegszeiten besteht

das Heer mit der Kriegsreserve und Landwehr ersten Aufgebots aus 298,000 Mann und 40,000 Pferden; und dann aus der Landwehr 2ten Aufgebots zur Vertheidigung der Provinzen, 180,000 Mann.

Der Oesterreichische Soldat, der im dreißigjährigen Kriege unter Wallenstein, Pappenheim, Picolomini ꝛc. sich gut auszeichnete und tapfer war, fing nur erst an nach diesem Kriege stehend zu werden, so lange gehören seine Thaten noch keiner geregelten Taktik an; er wurde oder ließ sich auf gut Glück zum Kriege anwerben, wurde in den Waffen geübt, und nach dem Kriege wieder entlassen, weil man zu stehenden Heeren noch keine besonderen Staatseinkünfte ausfindig gemacht hatte, oder es war vielmehr in der ganzen Kameralverwaltung des Staates dazu noch kein Fond vorhanden, und so wie es hierin mit dem einen Staate war, so war es auch mit dem andern. Die Oesterreichischen Heere zeichneten sich als stehende Heere zuerst in dem Kriege mit den Franzosen in Italien und am Rheine aus; ihre glänzendere Periode ist unter Maria Theresia im siebenjährigen Kriege, wo sie zwar Schlesien nicht wieder eroberten, aber doch Beweise von ausgezeichneter Tapferkeit, besonders unter Laudon's und Daun's Führung, gaben. Vielleicht würden ihre Thaten noch glänzender gewesen seyn, hätten sie den Fürsten selbst mit an der Spitze gehabt, der gleich die Befehle, wo es nöthig war, hätte geben können, aber so empfingen sie dieselben immer erst aus Wien von der Regentin und dem Hofkriegsrathe; dadurch ging nicht nur Zeit verloren, sondern es hemmte auch die Ausführungen der commandirenden Feldherrn der Armeen; denn diesen Befehlen entgegen zu handeln, durften sie selbst dann kaum wagen, wenn die Benutzung der Gegenwart den Erfolg entschieden hätte, welches doch im Kriege so oft der Fall ist. Bei dieser strengen Abhängigkeit von

der Regentin nnd ihren nächsten Umgebungen durften es die Oesterreichischen Generale auch nicht wagen, irgend eine militairische Verbesserung im Sinne Friedrichs des Großen vorzunehmen; sie waren also auf die Anordnungen beschränkt, die ihnen von höherer Hand zukamen. Nach diesem allen muß man es bewundern, was Laudon mit seinen Soldaten that, und dieser erfahrene Feldherr hat es auch noch späterhin bewiesen, was er bei dem Heere seines Herrschers galt; denn als der Krieg in Oesterreich im Jahre 1788 mit den Türken ausbrach, und Joseph der Zweite sich an die Spitze des Heeres stellte und der Feldmarschall Daun das Ganze leitete, glaubte man Laudon, den alten erfahrenen Feldherrn dabei entbehren zu können, allein der Erfolg des Krieges bewies, wie nöthig er war, und wie sehr seine militairischen Talente und sein Vertrauen, welches er bei den gemeinen Soldaten genoß, ihn zum Retter des Heeres beriefen; denn kaum erschien er beim Heere, so flohen auch die Türken. Er eroberte Belgrad, kurz rettete das Oesterreichische Heer, welches der Auflösung nahe war. So lange das Oesterreichische Heer von dem Hofkriegsrathe aus die Befehle entgegen nehmen mußte, so lange war es auch dem Preußischen in Ansehung des intellectuellen Werthes nicht gleich, wenn gleich treffliche Feldherren in der Spitze standen, als aber Joseph der Zweite zur Regierung gelangte, bekam auch das Heer einen andern Gehalt, weil er die Preußischen Kriegsregeln einführte; allein glücklich in seinen Operationen, war der Kaiser eben nicht; denn wo er selbst an der Spitze stand und das Heer leitete, ging entweder die Schlacht verloren, oder es kam gar nicht zum Treffen, wie z. B. mit den Türken, und im Bayerschen Erbfolgekriege; glücklicher war dagegen sein Neffe, Erzherzog Karl von Oesterreich, ein ausgezeichneter Feldherr, der sich besonders im

Revolutions-Kriege der Franzosen, und unter Napoleon ausgezeichnet und seine Soldaten zu Siegen bei Neumark, Amberg, Würzburg, in Schwaben, bei Aspern und Eßlingen ꝛc. geführt hat, besonders in dem Kampfe bei den zuletzt genannten Flecken, haben die Oesterreicher bewiesen, daß sie gute Soldaten sind, indem sie Napoleon, der bis dahin immer gesiegt hatte, zum ersten Male zum Rückzuge nöthigten. Unter Maria Theresia bestand das Oesterreichische Heer, nachdem es nach dem siebenjährigen Kriege ansehnlich vermehrt und wieder ergänzt worden, im Jahre 1776 aus 72 Regimentern Infanterie und 49 Regimentern Kavallerie, ohne die Artillerie, Pioniere ꝛc., zusammen ungefähr aus 200,000 Mann. Die hohe Generalität betrug 348 Personen. Nachdem Kaiser Joseph der Zweite zur Alleinherrschaft gekommen, wurde die Armee seit dem Jahre 1779 noch ansehnlicher vermehrt, besonders in dem Kriege mit den Türken, so daß die Armee bei dem Tode Josephs über 250,000 Mann stark war. Unter Franz dem Ersten, dem Sohne und Nachfolger Leopolds, erhielt das Heer, besonders durch die Kriege mit den Franzosen zur Zeit der Revolution, der Republik und des Kaiserstaates, wieder ansehnliche Verstärkungen, so daß es in den neuern Zeiten im Frieden über 300,000 Mann und während des Krieges an 400,000 Mann betrug, ohne die Ungarische Insurection zu rechnen, welche zu 30—40,000 Mann sich erhob, und ohne die errichtete Landwehre. Nach dem Wiener Frieden sank sie wieder auf 250,000 Mann herab, erhob sich aber wieder nach dem Befreiungskriege, bei der Restauration des Staates, auf eine ansehnliche Höhe, so daß sie in den 1820ger Jahren aus 271,000 Mann bestand, und jährlich 30—35 Millionen Florin kostete. An Truppengattungen: aus 58 Regimentern Linien-Infanterie, von denen die Grenadier-Kompagnien, 20 Ba-

taillone bilden; 17 Regimentern Gränz-Infanterie, 16 Bataillonen Jäger und 5 Garnison Bataillonen; 8 Regimentern Küraſſier, 6 Regimentern Dragoner, 7 Regimentern Chevauxlegers, 12 Regimentern Huſaren und 4 Regimentern Ulanen, 1 Regiment Gensd'armes; dann Artillerie, Pioniere, Tſchaikiſten, Invaliden ꝛc.

Unter den übrigen Deutſchen Soldaten, zeichneten und zeichnen ſich beſonders die Bayern und Sachſen aus. Erſtere ſchon unter dem Churfürſten Maximilian dem Erſten und ſeinem tapfern Feldherrn Tilly im dreißigjährigen Kriege, wenn ſie gleich noch kein ſtehendes Heer bildeten, und nach dem Kriege wieder auseinander gingen. Die Kriege, in welche ſich Maximilian der Zweite, genannt Max Emanuel, und Karl Albrecht, der, unter dem Namen Karl der Siebente, die Deutſche Kaiſerwürde erhielt, verwickelt ſahen, gaben den Soldaten des ſtehenden Bayerſchen Heeres Gelegenheit ſich, wenn gleich auf Koſten des Landes, kriegeriſch zu bilden. Unter dem zuletzt genannten Churfürſten wurde auch im Jahre 1753 ein Entwurf gemacht, wie in Friedenszeiten 12,000 Mann regulaire Truppen und 10,000 Mann Landmiliz unterhalten werden können, wovon die Unkoſten auf 860,000 Kaiſergulden berechnet waren, allein es blieb bei dem Entwurfe. Indeſſen konnte Bayern unter Maximilian dem Dritten und unter Karl Theodor immer 30,000 Mann ins Feld ſtellen. Unter Maximilian Joſeph, dieſem trefflichen Regenten, der im Jahre 1799 die Regierung übernahm, wurde das Heer auf 40—45,000 Mann gebracht, und in den Kriegen die Napoleon in Deutſchland, Rußland ꝛc. führte, als gezwungener Verbündeter deſſelben, unter der Leitung des jetzigen Königs, als Kronprinzen, und unter Wrede mit der neuern Taktik der Franzoſen bekannt gemacht. Ueberall hat ſich der Bayerſche Soldat durch Tapferkeit ausge-

zeichnet, und die Hauptschläge die Napoleon in Deutschland ꝛc. ausführte, sind auch, unglücklicherweise für Deutschland, durch Deutsche Soldaten geschehen, und namentlich durch die Bayern. Was der Bayersche Soldat im Befreiungskriege gethan hat und wie der tapfere Wrede mit einem erst neu organisirten Heere von 30,000 Mann, da das nach Rußland geführte Heer von 15,000 Mann, dort größtentheils in Deckung des Rückzuges der Franzosen ist aufgerieben worden, im Rücken Napoleons gethan, ist bekannt. Das Heer besteht gegenwärtig aus 53,898 Mann auf dem Friedensfuße; auf dem Kriegsfuße aus 55,122 Mann. Im Frieden befinden sich von dem stehenden Heere 13,392 Mann Infanterie und 1920 Mann Kavallerie unmontirt auf beständigem Urlaub. Die Kosten des Heeres betragen jährlich 7,880,000 Florin. An Truppengattungen aus 16 Regimentern Linien-Infanterie, 4 Bataillonen Jäger, 2 Regimentern Kürassier, 6 Regimentern Chevaux-Legers, 2 Regimentern Artillerie, nebst Pionieren, Pontonniers ꝛc. Der Sächsische Krieger hat sich zu allen Zeiten durch seine Tapferkeit ausgezeichnet, welches aus der ältesten Geschichte Deutschlands bekannt ist. Auch im dreißigjährigen Kriege, dem letzten, in welchem sich der Soldat durch Werbung auf den Kampfplatz gestellt, und dann wieder entlassen sah, hatte Sachsen ein für damalige Zeit nicht unbedeutendes Heer auf den Beinen, welches aber den Wechsel des Glücks bei aller Tapferkeit oft erfahren mußte, welches jedoch nicht dem Soldaten, sondern der Regierung beizumessen war, die wankelmüthig, sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite der Kriegspartheien warf, und dadurch immer die Rache der verlassenen Parthei auf sich zog; daher wurden von dem Schwedischen General Banner im October des Jahres 1635, 7,000 Mann Sachsen bei Dömnitz theils niedergehauen, theils gefangen genommen, und dieses widrige Geschick traf die Sachsen in diesem Kriege zum öftern,

ohne daß es die Schuld ihres Muthes und ihrer Tapferkeit war. Die Tapferkeit des stehenden Heeres der Sachsen zeigte sich unter dem Churfürsten Johann Georg dem Dritten, am Rheine gegen die Franzosen, wo ein Theil seines Heeres dem Reichsheere incorporirt war, welches Johann Georg mit dem Churfürsten von Bayern anführte. Eben so tapfer waren die Sächsischen Soldaten unter August dem Starken im Jahre 1697, bei den Ansprüchen auf den Polnischen Thron, wo derselbe schnell mit einem Heere von 10,000 Mann in Polen erschien und sich den Thron erwarb. Ansehnlich vermehrt und gut disciplinirt erschien das Sächsische Heer in dem Kriege mit Karln dem Zwölften, wo die Soldaten unter der Anführung ihres Churfürsten und Königs im Jahre 1702 bei Klissau, mit einem Theile des Polnischen Heeres vereiniget, dreimal in die Schweden drangen, aber doch den Sieg den Schweden lassen mußten, weil die Polen bei dem ersten Angriffe der Schweden flohen, und so der Sieger mit 12,000 Mann 24,000 Mann in die Flucht schlug. Unter August dem Dritten, zur Zeit des siebenjährigen Krieges bestand die Armee schon aus 25 — 30,000 Mann. Nach diesem Kriege wurden auch bei der Sächsischen Armee die Preußischen Kriegsregeln eingeführt. Im Jahre 1806 war das Heer 31,611 Mann stark, und nach dem Befreiungskriege, im Jahre 1819, sank dasselbe bei der Verkleinerung des Staates auf 13,681 Mann herab, und in der neuesten Zeit ist es bis auf das Bundescontingent herabgesetzt worden, welches aus 12,000 Mann bestehen soll. An Truppengattungen aus 1 Bataillone Leib-Grenadiere, 1 Bataillone Liniengrenadiere, 3 Regimentern Linien-Infanterie, 1 Jägercorps, 1 Regimente leichter Infanterie, 3 Regimentern Kavallerie, und 1 Regimente Artillerie. — Von den übrigen Deutschen Fürsten hat der König von Würtemberg an Truppengattungen: 8 Regimenter Infanterie, 4 Regimenter Kavallerie,

1 Eskadron Feldjäger, 1 Leibgarde zu Pferde, 4 Garnisonskorps zu zwei Kompagnien, 3 Kompagnien Fußartillerie, 3 Kompagnien reitender Artillerie, nebst Sappeurs, Trainsoldaten, Invalidenkorps ꝛc., zusammen nach dem Kriegsfuß 22,384 Mann; im Frieden nur 7446 Mann, weil ausser der Uebungszeit nur so viele Mannschaft im Dienste ist, als bei der Infanterie zum Wachdienste, und bei der Kavallerie und Artillerie zur Ausbildung derselben, als Cadre nöthig ist. — Das Heer des Kurfürsten von Hessen-Kassel beträgt an 8—9000 Mann. Daß die Hessen ausgezeichnete Soldaten sind, haben sie überall, wo man sie im Kriege gebraucht hat, bewiesen, selbst für fremdes Interesse in Amerika. — Der Großherzog von Baden hat jetzt ein stehendes Heer von 11,566 Mann, nämlich 8916 Mann Infanterie, 1800 Mann Kavallerie und 850 Mann Artillerie. Die Ausgaben für das Heer betragen 1,600,000 Fl. — Das Heer des Großherzogs von Hessen-Darmstadt, besteht aus 8344 Mann, und die Ausgaben dafür betragen 930,536 Fl. — Das Heer des Königreichs Hannover, s. unter England, weiter unten. Die übrigen Deutschen Fürsten haben nur kleine stehende Heere von einigen Tausend Mann.

Was Deutschland durch vereinte Kräfte gegen äußere Feinde bewirken soll, dafür war die Einrichtung eines Reichsheeres, wie schon oben, S. 234, angeführt worden; allein die gute Absicht Kaiser Leopold's des Ersten, dieses Heer zum Schutze für Deutschland auf die Beine zu bringen, wurde wegen Uneinigkeit der Reichsstände, wie schon an dem angeführten Orte bemerkt worden, nicht erreicht, theils waren die Gemüther wegen des traurigen Religionskrieges, des dreißigjährigen, noch in Unruhe, theils hatten die größeren Staaten auch zu viel Vertrauen auf ihre eigene Macht, verachteten daher diesen Vorschlag zu Deutschlands Glück, und unterließen die Contingentsstellung

oder stellten ein nicht vollzähliges Contingent, oder gaben statt Truppen Geld. Auch hier mußte Deutschland erst wieder zu seinem Schaden, mit seinem Beutel und seinem Blute, durch einen Fremden erfahren, wie der Rheinbund bewies, welche Kraft in ihm steckt, wenn es vereint wirkt; und so ist unser gemeinsames Vaterland, Deutschland, immrr eine Beute der Uneinigkeit seiner eigenen Mitglieder, seines Mangels an Vertrauen zu sich selbst, und seines Nachahmens fremder Sitte geworden. Die Einrichtung des Reichskriegsheeres sehe man in dem Art. Reichsarmee, Th. 121, S. 739 u. f. nach Der Kaiser konnte nicht ohne Bewilligung der Churfürsten, Fürsten und Stände auf offnem Reichstage einen Reichskrieg anfangen, wenn aber das Reich einen Krieg beschlossen hatte, so sollte die Reichsgeneralität, sammt den Kriegsdirektoren und Räthen von dem Kaiser und den gesammten Ständen, und zwar von beiden Religionen eine gleiche Anzahl ernennen, die dann, nebst dem ganzen Kriegsheere, in des Kaisers und Reichspflicht genommen wurden, der Krieg mußte aber den Reichsverordnungen, der Executionsordnung, dem Westphälischen Friedensschlusse, und den auf solche Reichskriegsgefällen ergangenen Reichsschlüssen gemäß, geführt werden. Der Generalissimus des ganzen Heeres ward entweder durch die Mehrheit der Stimmen auf dem Reichstage erwählt, oder auch wohl dem Kaiser die Ernennung desselben überlassen. Die Reichsoperations-Kasse sollte 1 Million Thaler oder 1,500,000 Gulden enthalten. Im Jahre 1708 ist folgende Eintheilung gemacht worden:

	Fl.	Kr.
Churrhein	105,654	25
Ober-Sachsen . . .	156,360	15
Oesterreich	306,390	20
Burgund	156,360	15
Franken	113,481	25

	Fl.	Kr.
Bayern	91,261	5
Schwaben	156,360	15
Oberrhein	101,411	30
Westphalen	156,360	15
Nieder-Sachsen . .	156,360	15
Summa	1,500,000	Fl.

Nachdem die bittere Erfahrung durch den Rheinbund bewiesen, welche Kräfte Deutschland entwickeln kann, wenn es sich ernstlich verbindet, und nicht auf Privatangelegenheiten, auf Privatinteresse, sondern auf das Ganze sieht, entstand in neuester Zeit, nach der Auflösung des Rheinbundes durch Besiegung der Franzosen, der Deutsche Bund. Zu diesem gehören Alle Staaten Deutschlands, mit Ausnahme derjenigen Königreiche und Provinzen Deutscher Reiche, die nicht zu demselben gehören, wie z. B. Ungarn, Galizien und das Lombardisch-Venetianische Königreich von Oesterreich, die Provinzen Preussen, von den Deutschen Landen dieses Staats; dann gehören zu Deutschland von Dänemark, Holstein und Lauenburg, und von den Niederlanden das Großherzogthum Luxemburg. Jeder Deutsche Staat stellt zu einem Bundeskriege, nach seiner Volkszahl ein gewisses Contingent, welches von 100 der Bevölkerung 1 Mann beträgt, ausserdem wird von 200 Mann der Bevölkerung 1 Mann Reserve gestellt. Das Bundesheer ist ohne Reserve, 301,637 Mann, nämlich 222,119 Mann Linien-Infanterie, 11,699 Mann Jäger, 43,090 Mann Kavallerie, 21,717 Mann Artillerie und Train, 3017 Pioniers und Pontonniers und 612 Stück Geschütz. Den Befehl darüber führt ein Generalfeldmarschall, der zu Kriegszeiten von dem Bunde in der engeren Versammlung erwählt wird. Das Heer bildet 10 Armeekorps, 7 ungemischte, nämlich Oesterreich 3, das 1te, 2te und 3te; Preussen 3, das 4te, 5 und 6te, und Bayern

1 Armeekorps und 3 combinirte aus den Contingenten der übrigen kleinen Bundesstaaten:

Oesterreich stellt	94,822	Mann.
Preussen = ...	79,234	—
Bayern = ...	35,600	—
Hannover = ...	18,054	—
Würtemberg	13,955	—
Sachsen = ...	12,000	—
Baden = ...	10,000	—
Großherzogthum Hessen	6,195	—
Churhessen = ...	5,679	—
Nassau = ...	3,028	—
Braunschweig-Wolfenbüttel . .	2,096	—
Meklenburg-Schwerin	3,580	—
Meklenburg-Strelitz	718	—
Hollstein-Oldenburg	2,178	—
Holstein-Lauenburg	3,600	—
Sachsen-Weimar	2,010	—
Sachsen-Meinungen	544	—
Sachsen-Coburg	800	—
Sachsen-Altenburg		
Lippe-Detmold	691	—
Waldeck	519	—
Reuß alte u. Reuß jüngere Linie	745	—
Die Schwarzburgischen Landen, als		
} Sondershausen	451	—
} Rudolstadt	539	—
Schaumburg Lippe	240	—
Hamburg	1298	—
Bremen	485	—
Frankfurt a. M.	479	—
Lübek	407	—
	299,947	Mann.

Die noch fehlenden Truppen stellt Luxemburg und Altenburg.

Das Englische stehende Heer, wenn man die Leibgarde, Yeomen of the Guard, ausnimmt, die Heinrich der Siebente im Jahre 1486, und die Rotte der Pensioners, welche die Königin Elisabeth im Jahre 1590 errichtete, und die man eigentlich zu den stehenden Soldaten, die ins Feld rücken, den eigentlich jetzt sogenannten Linien-Truppen nicht rechnen kann, weil man diese Leibwachen bei allen regierenden Fürsten Europas schon weit früher findet, als die Feldsoldaten, hat seinen Anfang unter Karln dem Zweiten, im Jahre 1650 genommen, der das Infanterie-Regiment Coldstream errichtete; diesem folgten im Jahre 1660 zwei andere Regimenter Leibwache zu Fuß, und zwei Schwadronen Leibwache zu Pferde. Zwischen dieser Periode und dem Jahre 1700 kamen 28 Regimenter Infanterie, 15 Regimenter Kavallerie, worunter 11 Regimenter Dragoner hinzu; dann noch eine Eskadron Grenadiergarde zu Pferde und ein Regiment Garde zu Pferde. Gegen den Utrechter Frieden 1713, dann nach dem Frieden von 1721, hierauf nach dem Aachner Frieden von 1748, nach dem Frieden von 1763, nach dem Frieden von 1784 erhielt das Heer wieder ansehnliche Vermehrungen; dann zur Zeit der Französischen Revolution und unter Napoleon, s. weiter unten; und dieses sind die Hauptepochen seiner Vervollständigung. Die Tapferkeit des Engli chen stehenden Soldaten zeigte sich besonders unter Wilhelm dem Dritten von der Niederlande in dem Kriege mit Frankreich, und unter der Anführung des tapferen Feldherrn der Königin Anna, Marlbourough, in dem Spanischen Erbfolgekriege. Unter Wilhelm dem Dritten datirt sich die schönste Periode des Englischen Soldatenstandes; er setzte den Sold der Soldaten, auf den Mann sechs Stüber, jeden Tag fest, und dieses verursachte bei den übrigen Ständen eine Eifersucht und einen Haß auf den Soldatenstand, der zuletzt in gänzliche Verachtung überging oder viel-

mehr in dem Grade, wie sich die Eifersucht auf ihn späterhin verminderte, verlor er auch die öffentliche Achtung, und ward mit einer Härte behandelt, die er niemals erfahren hatte, da er noch so sehr verhaßt war. Er stand sich anfangs bei sechs Stüber des Tages freilich besser, als der Ackersmann oder die Volksklasse, aus der er stammte; auch war das Heer zu der Zeit ein Gegenstand der Ambition; ausgesuchte junge Leute boten sich zum Soldaten an, und man hatte gar keine Mühe, die nöthige Anzahl zu den schwersten Unternehmungen aufzubringen. Späterhin verlor sich dieses, und je mehr die Fabriken und Manufakturen stiegen, je mehr der Handel sich ausbreitet, je mehr sank auch der Soldatenstand, man betrachtete ihn nur als einen überflüssigen Stand, den man für Geld im Fall der Noth immer haben kann, wie überhaupt in Handels- und Fabrikstädten der Soldat immer eine schlechte Rolle in Friedenszeiten spielt und ganz übersehen wird. Wie wenig man auf den Soldaten, Gemeinen und Officier, Rücksicht nahm, beweiset, daß er bis zu Ende des verwichenen Jahrhunderts noch denselben Sold erhielt, als unter Wilhelm dem Dritten, der denselben Nominalwerth behalten, obgleich er an innerem vierfach verloren hat. Alle übrigen Stände, Handthierungen und Gewerbe haben es in ihrer Gewalt, ihre Forderungen nach dem Verhältniß der Abnahme von dem Werthe des Mediums, in welchem sie die Belohnung ihrer Talente oder Dienste erhalten sollen, einzurichten, nur nicht der Soldat, der auf die ihm einmal festbestimmte Löhnung angewiesen ist. Er erhält zwar hierzu jährlich einen Rock, ein Paar Beinkleider, den Vordertheil einer Weste, einen Hut, ein Hemde, ein Paar Strümpfe, Schuhe und ein Halstuch; allein auch nicht einmal diese Kleidung erhält der Soldat ganz frei; denn es kostet ihm ungefähr drei Schillinge, die er dem Regimentsschneider zahlt, um ihm seinen Anzug, seine Montirung nach seinem Körper umzuändern, damit sie

ihm sitzt. Durch eine üble Einrichtung müssen Oberster und Soldat, beide für den Letzten den Schneiderlohn bezahlen. Uebrigens muß er sich von seinem Solde alle übrigen Bedürfnisse kaufen. Wenn er als Soldat reinlich, wie es der Dienst erfordert, erscheinen will, und wie er auch erscheinen soll, so muß er wenigstens drei Hemden haben, dann Strümpfe, Schuhe, Stock, Schnallen, Knapsack, Kniebänder, kurz Alles, was zu seinem Anzuge gehört, muß er sich von der kleinen Summe abziehen, die ihn kaum spärlich ernährt. König Georg der Dritte legte ihm halbjährig zu seinem Solde noch 12 Schillinge 2 Stüber in den 1780ger Jahren zu, um sich dafür die oben angeführten Bedürfnisse zu kaufen, und dann wurde auch noch durch eine Parlamentsakte festgesetzt, daß dem Soldaten von seinem Solde nicht anders, als nach dem Spruche eines Kriegsgerichts, wöchentlich nur 6 Stüber nebst dem alten Rückstande, welcher wöchentlich ebenfalls 6 Stüber beträgt, einbehalten und entzogen werden dürfen; allein bei dem Allen konnte er den Mangel von sich doch nicht entfernen. Gewiß ist es, daß kein Volk in Europa an guten Eigenschaften zum Soldaten das Großbritannische übertrifft, oder eine größere Vollkommenheit besäße. Der Soldat ist von derbem Körperbau, dabei thätig, muthig, brav, hat einen Grad von Subordination, der zu einer guten Disciplin hinreichend ist; hierzu gesellt sich noch ein gewisser Eifer, der ihn von Natur zu Unternehmungen und Gefahren antreibt, welches man schon bei den kühnen Unternehmungen zur See gewahrt; auch können andere Truppen ins Feuer gebracht werden, die Englischen aber drängen sich hinein und stehen, dem Feinde gegenüber, wie die Mauern, welches sie auch in neuester Zeit in dem Feldzuge in Portugal und bei Waterloo unter Wellington bewiesen haben. Uebrigens haben unpartheiische, mit dem Soldatenstande vertraute Männer doch bei dem Brittischen Soldaten, unbeschadet

seiner Tapferkeit, einen großen Mangel an Taktik und Mannszucht gewahren wollen, und dieses scheint auch nicht ungegründet zu seyn, wenn man bedenkt, daß die regulairen Truppen, mit Rücksicht auf die Freiheit des Staatsbürgers, nur durch Werbung zusammengebracht werden, und die Individuen der Landmiliz, wozu jeder Eingesessene einer Shire gehört oder verpflichtet ist, müssen drei Jahre dienen und werden wöchentlich einmal in halben Kompagnien, und jährlich im Frühjahre in ganzen Bataillonen in den Waffen geübt; hierzu kommt nun noch, daß auch der größte Theil des regulairen Militairs in Friedenszeiten verabschiedet wird, der dann beim Ausbruche eines Kriegs durch die Werbung wieder ergänzt wird, so kann man sich leicht denken, daß an Taktik und Mannszucht wohl schwerlich in dem Grade zu denken seyn wird, als bei denjenigen Heeren, die immer im Dienste sind, und regelmäßig ihre Uebungen machen; auch kommen durch die Werbung viele rohen Subjecte unter das Heer, welche die Subordination und Disciplin sehr erschweren; auch werden sie von Officieren angeführt, welche ihre Stellen, vom Fähnrich bis zum Oberstlieutenant hinauf, erkauft haben, und daher oft wenig in den Dienst eingeweiht sind, und dann wird auch das größte Gewicht auf die Marine gelegt, weil sie den Britten den meisten Ruhm gebracht. Die Großbritannische Armee oder das Kriegesheer bestand unter der Regierung Georgs des Zweiten, im J. 1755, aus 26,849 Mann, nämlich aus der Königl. Garde zu Pferde, 1,052 Mann, den Dragonern, worunter drei Regimenter Garden, 3,276 Mann; der Infanterie, mit Einschluß der Garden, 20,706 Mann, den Invaliden und 25 Independent-Kompagnien, 1815 Mann, deren Unterhalt 730,293 Pf. Sterl. und 7 Schill. kostet. Hierzu kamen nun noch die Truppen, die zu Gibraltar, auf Minorka, in Amerika und in Asien unterhalten wurden, an Zahl 17,637 Mann. Ihr Unterhalt kostete 365,296 Pfd. Sterl. 6 Schill. Irland unterhielt

10,000 M. Unter Georg dem Dritten beschloß das Ministerium i. J. 1763 in Europa und Amerika 41,500 M. Infanterie zu erhalten. Im J. 1768 ward festgesetzt, daß die Großbritannische Armee in Friedenszeiten aus 63 Eskadronen und 78 Bataillonen, zusammen aus 46,047 Mann bestehen sollte. Die Zahl der Irländischen Truppen wurde festgesetzt auf 12,371 Mann, nämlich auf 664 Mann oder 4 Regimenter Kavallerie, 6 Regimenter Dragoner, 1189 Mann, 2 Regimenter leichter Reiter, 354 Mann, und 21 Regimenter Infanterie, 10,164 Mann. — Die regelmäßige Nationalmiliz hat ihren Anfang im Jahre 1757 genommen. Die dazu Verpflichteten von 20 bis 50 Jahren werden durchs Loos ausgehoben, und müssen fünf Jahre lang dienen. Im Jahre 1759 erschien eine Parlamentsakte, wegen einer in Irland beständig zu unterhaltenden Miliz. Im Jahre 1784 bestand das Heer aus 2 Eskadronen Garde-Kavallerie, 2 Eskadronen Grenadier-Garde zu Pferde, 3 Regimentern Dragoner-Garde, 4 Regimentern schwerer Kavallerie, 19 Regimentern Dragoner; 84 Bataillonen Infanterie, 4 Bataillonen Artillerie, und 96 Kompagnien Invaliden und Ingenieurs. Im Jahre 1788 wurden die Garden zu Pferde und die Grenadiere wieder abgeschafft. Im Jahre 1808 bestand die Landmacht aus 306,760 Mann, worunter 229,996 Mann regulaire Truppen, und 77,164 Mann Milizen waren. Die erstern theilten sich in 25,642 Mann Kavallerie, ohne die Depots, 179,173 Mann Infanterie, und 74,781 Mann Artillerie. Ausser diesen standen noch 296,669 Volontairs unter den Waffen, die aus 261,821 Mann Infanterie, 25,023 Mann Kavallerie, und 9,825 Mann Artillerie bestanden. Im Befreiungskriege, oder während des Krieges von 1813 bis 1815, bestand die Armee aus 287,116 Mann, nämlich aus 193,904 Mann regelmäßiger Truppen, und 93,212 Mann in Korps gebildeter Miliz. Die Deutschen Truppen, die Han-

noveraner, bestehen aus etwa 13,000 Mann, nämlich aus 12 Regimentern Infanterie zu 2 Bataillonen, darunter ein Garde-Jäger und ein Garde-Grenadier-Regiment, 2 Regimentern Kürassiere, 2 Regimentern Ulanen, 4 Regimentern Husaren, einem Feldjäger-Korps, 2 Bataillonen Fuß- 2 Batterien reitender Artillerie, und einem Ingenieur-Korps.

Die stehenden Heere in Frankreich beginnen besonders unter Ludwig dem Vierzehnten, der es sich vorzüglich angelegen seyn ließ, Alles, was zum Nützen und zur Bequemlichkeit des Soldatenstandes beitragen konnte, einrichten zu lassen, so auch Kasernen, s. unter Servis- und Einquartierungswesen, Th. 153, S. 384. Im Jahre 1706 bestand das Französische Kriegesheer aus 220,000 Mann, und außerdem waren noch 20,000 auf der Flotte, gewiß zu damaliger Zeit das größte stehende Heer in Europa, welches aber auch wegeu seiner bedeutenden Kosten sehr drückend für Frankreich war. Diese 220,000 Mann waren vertheilt und thätig in Brabant 50,000, in Flandern 10,000, an der Maas 20,000, an der Mosel 15,000, am Rheinstrome 35,000, in Piemont 40,000, in der Lombardey 20,000, gegen Spanien 30,000. Bei den fortwährenden Kriegen, welche Ludwig der Vierzehnte, selbst Held, mit Glück führte, konnte es nicht fehlen, daß sich das stehende Heer auch kriegerisch ausbilden mußte. Ueberhaupt ist der Französische Soldat muthig, tapfer, nur ist diese ausserordentliche Tapferkeit, die er bei den gefahrvollsten Gelegenheiten bewiesen, nicht von Ausdauer, sie läßt sehr bald nach, wenn er irgend wo lange stehen muß, ehe er zur Action kommt, und der Feldherr ihn nicht auf andere Weise zu beschäftigen versteht; auch hat sich dieses in den Kriegen der Republik und unter Napoleon in der neuesten Zeit bewiesen. Nur in schneller Operation und mit Massen suchte Napoleon überall den Sieg zu erringen, und dieses immer

in der Nähe irgend einer Hauptstadt oder in einem fetten Theile des Landes, wo sich dann die Armee nach überstandenen Mühseligkeiten auf Kosten der Ueberwundenen gütlich thun konnte, wo aber die Armee lange bivouakiren mußte, und sie schon in einigen Treffen nicht glücklich war, sich also der Krieg etwas in die Länge zog, wie in dem Befreiungskriege, da ließ auch ihr Muth nach. Diese Bemerkung, die man schon von alten militärischen Schriftstellern über die Französischen Soldaten gemacht findet, bestätigte sich auch in der neuesten Zeit. Wer sie also schnell zu Siegen, wie Napoleon, zu führen, und dabei allen Widerstand zu beseitigen versteht, kann mit ihnen die glänzendsten Thaten verrichten. Hierzu kommt nun noch, daß sie nach glücklichen Erfolgen, die überwundenen Völker mit Verachtung, mit höhnischem Stolze behandeln, so daß ihre Herrschaft diesen unerträglich wird, wie solches aus der Geschichte bekannt ist, man darf nur an die Sicilianische Vesper erinnern; auch in neuester Zeit hat sich der Druck Französischer Kriegsheere und ihrer Administration in Deutschland zur Genüge gezeigt. Da der Franzose überhaupt, und also auch der Französische Soldat von aufgeheitertem, lustigem Temperamente ist, so sucht er auch, wo er hinkommt, gleich die Vergnügungsörter auf, um sich zu zerstreuen, zu belustigen, und vergißt bald die ausgestandenen Gefahren; auch gewöhnt er sich leicht an den Luxus und nimmt schnell die Gewohnheiten seiner Führer an, wie wir dieses im siebenjährigen Kriege gesehen haben, wo Kammerherrn und Abbé's die Führer, die Feldherren der Franzosen waren, und bei dem Französischen Heere ein Persischer Luxus herrschte, wie wir bei dem Ueberfalle desselben vom General Seidlitz in Gotha, und nach der Schlacht bei Roßbach gesehen haben, wo die Preussen ein Heer von Kammerdienern, Lakayen, Köchen, Haarkräuslern, Komödianten ꝛc. ꝛc. gefangen nahmen, und eine Menge

Schlafröcke, Pudermäntel, Haarbeutel, Sonnenschirme, Fächer, Kisten voll Eau de Pompadour und anderer wohlriechenden Wasser ꝛc. eroberten. Wenn von der einen Seite der Französische Soldat mit einem martialen Ansehen, Muth und Tapferkeit verbindet, so zeigte er von der andern auch wieder eben so viel Eitelkeit und Schwäche, selbst in der Uniform spielt er den Petit-Maître, parfümirt sich, geht in Escarpins mit seidenen Strümpfen ꝛc. Denkt man sich nun unter dem Soldaten eine kräftige Natur und keinen Balletspringer, denkt man sich, daß der Soldat wohl nach Eisen, aber nicht nach Parfüm riechen muß, so bildet dieses freilich den lächerlichsten Contrast; denn ein parfümirter und chaussirter Soldat ist gewiß eben so närrisch, wie ein bewaffneter Civilist in der Schreibestube; daher lachte man auch im siebenjährigen Kriege über den Esprit de Corps der Officiere und Soldaten, die mehr für die Erhaltung ihres Toiletten-Apparats besorgt waren, als für ihre Waffen und ihren Kriegesruhm. In der neuern Zeit, unter den Feldherren Frankreichs während der Republik, und unter Napoleon, haben die Franzosen zwar ihre alte Tapferkeit, jedoch unter den oben angeführten Variationen bewiesen. Vor dem siebenjährigen Kriege, im Jahre 1753, bestand das Französische Heer unter Ludwig dem Funfzehnten aus 211,755 Mann, worunter jedoch 110 Bataillone, 55,000 Mann, Landmiliz gehören. Nach dem genannten Kriege, im Jahre 1767, betrug das Landheer 26,544 Mann Kavallerie und 129,909 Mann Infanterie, zusammen 156,453 Mann; dazu kamen noch folgende Truppengattungen: 6 Legionen leichter Truppen, jede von 1 Bataillon, und jedes Bataillon von 4 Eskadronen, die aber damals nur aus 400 Mann bestanden; 105 Bataillone Landmiliz, ohne die Küstenbewahrer. Jedes Bataillon hatte 710 Mann, das ganze Korps bestand also aus 74,550 Mann. Im Jahre 1776 zählte das Kriegesheer etwas über 160,000 Mann;

im Jahre 1786 betrug es 180,954 Mann, und nach dem damaligen Plane zu Kriegszeiten aus 223,446 Mann. Hierzu kam noch die Landmiliz (troupes provinciales) von 108 Bataillonen, die zusammen 76,460 Mann betrugen. Von diesen 108 Bataillonen waren 104 Grenadier-Kompagnien, die 13 Regimenter Grenadiers royaux ausmachten. Sie wurden 1744 errichtet und machten den Kern der Französischen Infanterie aus. Im Jahre 1787 wurde die Reiterey des Königlichen Hauses, die 2428 Köpfe betrug, um die Kosten zu ersparen, aufgehoben. Es gehörten hierzu die Gardes du Corps, Gens d'armes, die Cheveaux legers, die Grenadiers à cheval, die Mousquetaires, und die sogenannten hundert Schweizer (cent Suisses). Unter dem oben angeführten Heere befanden sich auch 40,000 Schweizer. Die Anwerbung der Schweizer rührte daher, daß die Französische Infanterie vormals sehr wenig geachtet wurde; um diesem Uebelstande abzuhelfen, ließen die Könige Frankreichs Schweizer und Schotten anwerben; späterhin hat sich dieses aber geändert, denn schon vor hundert Jahren war ihre Infanterie gut geübt und that im Felde, besonders aber beim Erstürmen einer Festung, vortreffliche Dienste. Im Jahre 1810 bestand das Heer aus 90 Regimentern Linien-Infanterie, 27 Regimentern leichter Infanterie, 78 Regimentern Kavallerie, als Kürassiere, Karabiniers, Dragoner, Jäger zu Pferde, und Husaren; 8 Regimentern Artillerie zu Fuß, 6 zu Pferde, nebst 26 Bataillonen Train und 9 Bataillonen Mineurs, Sapeurs und Pontonniers; hierzu kam nun noch die Gens d'armes oder Gensd'armerie zu 18,173 Mann. Da nun zur Zeit Napoleons jede Mannsperson vom 16ten bis zum 60sten Jahre Soldat oder doch militairpflichtig war, so konnte der Staat seine Armee auf vier Millionen Mann bringen, wenn es sonst, Ackerbau, Gewerbe, überhaupt die Finanzen zuließen; hierzu kamen nun noch die Contingente der mit Frank-

reich verbundenen Staaten von mehr als 150,000 Mann; war es daher ein Wunder, wenn Frankreich mit einer solchen Riesenmacht, und bei der feinen Kabinetspolitik, die Verbindungen gegen sich, so viel als möglich, zu trennen, und bei der Kriegesroutine der Franzosen, bei vielen sich im Kriege gebildeten vortrefflichen Feldherren, bei den mit Pensionen verknüpften Ehrenzeichen ꝛc. überall zu siegen? Nach einer Königlichen Verordnung vom Jahre 1825 soll die Landmacht bestehen: aus 6 Garde-, 64 Linien- und 20 leichten Infanterie-Regimentern, auf dem Kriegsfuße 257,000, auf dem Friedensfuße 167,000 Mann; an Kavallerie: aus 8 Garde Regimentern (2 Regimentern Grenadiers zu Pferde, 2 Karabiniers-, 2 Dragoner-, 1 Lanziers- und 1 Husaren-Regiment) und 48 Regimentern in der Linie (2 Karabiniers-, 10 Küraſſier-, 12 Dragoner-, 18 Chasseurs- und 6 Husaren-Regimentern), auf dem Kriegsfuße; 54,262, und auf dem Friedensfuße 41,216 Mann; an Artillerie: aus 2 Regimentern Artillerie und 2 Regimentern Train bei der Garde, 8 Regimentern Fußartillerie, 4 Regimentern reitender Artillerie, 1 Bataillon Pontonniers, 2 Kompagnien Artillerie Arbeiter, 1 Kompagnie Waffenschmiede und 8 Eskadrons Train; auf dem Kriegsfuße 43,006 und auf dem Friedensfuße 25,104 Mann. In Summa beträgt also das Heer, ohne das Geniekorps (3 Regimenter und 1 Eskadron Train), die Königlichen Haustruppen, die Gens d'armes oder Gensd'armerie von 14,086 Mann, und Veteranen, auf dem Kriegsfuße 355,000 und auf dem Friedensfuße 234,000 Mann. Im Jahre 1827 sind für die Landmacht 196 Millionen Fr. festgesetzt worden.

Das Spanische stehende Heer hat auch erst nach dem dreißigjährigen Kriege sein Bestehen genommen, und sich besonders kriegerisch in den Kriegen mit Frankreich ausgebildet. Der Spanische Soldat ist tapfer, kann Hunger und Durst, Hitze und Kälte, kurz

alle Beschwerlichkeiten standhaft und sogar mit Munterkeit ertragen; kurz der Spanier hat alle Eigenschaften, die zu einem guten Soldaten gehören; wenn er nur gute Officiere und Befehlshaber hat, dieses hat er besonders im Jahre 1808 und 1809 bewiesen, als ihm eine fremde Regentenfamilie aufgedrungen ward. Man will bei dem Spanischen Soldaten die Bemerkung gemacht haben, daß ihm Reinlichkeit im Anzuge abgehe; dieses soll bei manchen Regimentern vorzüglich, ja sogar bei der Garde der Fall seyn; indessen sind dieses Mängel, die man hauptsächlich bei den südlichen Nationen antrifft. Man hielt am Anfange des verwichenen Jahrhunderts kaum 30,000 Mann in Friedenszeiten auf den Beinen. Nach einem Verzeichnisse in den 1770ger Jahren betrug die Spanische Kriegsmacht zu Lande 111,325 Mann, nämlich das Korps der Leibgarden, Grenadiers zu Pferde, die Spanischen und Wallonischen Garden und die Hellebardiers, 7960 Mann, 31 Regimenter Infanterie, von 2 Bataillonen, jedes Bataillon zu 600 Mann gerechnet, 37,200 Mann; 3 Infanterie-Regimenter Irländer, 3,600 Mann, die Italienische und Wallonische Infanterie, 3,600 Mann, 6 Regimenter Schweizer, 9,600 Mann, 5 Regimenter Küstenbewahrer, 5,220 Mann, 33 Bataillone Landmiliz, 19,800 Mann, 23 Regimenter oder 69 Eskadronen Kavallerie, 9,660 Mann, 18 Regimenter Dragoner, 7,560 Mann, Bergfüsiliere, 600 Mann, 4 Regimenter Invaliden, 4,800 Mann; die Festungssoldaten, 1,725 Mann. Zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts betrug das Heer in Friedenszeiten 70,000 Mann regulairer Truppen, und 30,000 Mann Landmiliz. Im Jahre 1820 bestand die Landmacht aus 66,820 Mann, zwei Jahre darauf aber nur aus 46,000 Mann regulairer Truppen, nämlich 38,000 Mann Infanterie, 5,000 Mann Kavallerie und 3,000 Mann Artillerie, und 35,000 Mann activer und 92,050 Mann freiwilliger Milizen. Nach der letzten Besetzung

Spaniens durch die Franzosen unter Karln dem Zehnten von Frankreich, um die unbeschränkte Königliche Gewalt wieder herzustellen, lösete sich das Heer fast ganz auf. Die neueste Verfassung des Heeres, welches durch Königliche Freiwillige sehr verstärkt worden, ist nicht genau bekannt, da Spanien immer noch nicht ganz beruhiget ist und von Partheien beherrscht wird.

Das Portugiesische stehende Heer ist besonders nach dem Frieden von Utrecht im Jahre 1713 auf einen festen Fuß gesetzt worden, so daß zu Friedenszeiten stets 10,000 Mann zu Fuße und 3,000 Mann zu Pferde unterhalten wurden. Im Jahre 1754 machte Joseph Emanuel die Verfügung, daß das Heer 10,500 Mann zu Fuße und 3,500 zu Pferde enthalten sollte. In dem Kriege zwischen Spanien und England, wo Portugal auf Englands-Seite stand, wurde das Portugiesische Heer sehr in der Kriegszucht und Taktik von dem Generalissimus des Königs von Portugal, Grafen Wilhelm von der Schaumburg Lippe verbessert, und belief sich im Jahre 1766 auf 30,000 Mann, sank aber nach diesem Jahre wieder sehr herab. Die Truppenzahl belief sich in den 1770ger Jahren auf 35,998 Mann, nämlich auf 38 Regimenter Infanterie, zu 821 Mann, und 12 Regimenter Kavallerie, zu 400 Mann. Nach dem Verfasser des **Etat politique du royaume de Portugal, en l'année 1766,** der als Officier in Portugal gewesen, soll das Heer aus 33 Bataillonen Infanterie, 26,000 Mann, und aus 26 Eskadronen Kavallerie, ungefähr 4,000 Mann stark, zusammen 30,000 Mann bestanden haben. Der Portugiesische Soldat ist zwar tapfer, allein er stand bis 1762 immer unter schlechter Führung; denn die Officiere des Heeres waren Bedienten und Stallmeister der Obersten; auch fehlte es ihnen an Montur und an Waffen. Man sah den Soldaten betteln und auf Raub ausgehen; unter diesen Umständen war wohl nicht viel von ihm zu erwarten, und er mußte in ganz

Europa für einen schlechten Soldaten passiren, statt daß die Schuld an seinen Obern lag; denn was die Soldaten unter guter Anführung leisten können, haben sie nicht nur späterhin bewiesen, sondern auch in der neuesten Zeit unter den Engländern Moore und Wellington, und dann unter Sepulveda bei dem Aufstande des Portugiesischen Heeres gegen die Britten 1820. In dem eben gedachten Jahre bestand das Heer aus 29,645 Mann regulairer Truppen, wozu noch 48 Miliz-Regimenter kommen.

Das Sardinische stehende Heer hat in den Kriegen in Italien, und besonders in dem Spanischen Erbfolgekriege Gelegenheit gehabt, sich taktisch zu bilden; auch soll der Sardinische Soldat tapfer unter guter Anführung seyn. Das Landheer oder die Landmacht betrug im Jahre 1729, 20 bis 22,000 Mann regulairer Truppen, ohne die Garde zu Pferde, und die Artillerie; dann aus 15 Regimentern Landmiliz, die ungefähr 6,000 Mann ausmachen und in den Waffenübungen den regelmäßigen Truppen gleich geachtet werden. In dem Oesterreichischen Erbfolgekriege bestand die Armee aus 40,000 Mann Infanterie und 5,000 Mann Kavallerie, wie es im 5ten Artikel des Wormser Traktats ausdrücklich stipulirt worden. Nach Endigung des Krieges bestand sie in Friedenszeiten nach dem Reglement von 1754 aus folgenden Truppen: 34 Bataillonen regulairer Infanterie, 18,350 Mann; 10 Provinzial-Bataillonen, jedes zu 750 Mann, 7,500 Mann; 34 Eskadronen Kavallerie und Dragoner, 3110 Mann; an Garden und andern Truppen, die nicht zu Felde gehen, 2330 Mann; Ingenieurs, 50 Mann, zusammen 31,340 Mann. Unter der Infanterie befindet sich gegenwärtig 1 Deutsches, 1 Wallisisches, 1 Graubündisches und 1 Bernisches Schweizer-Regiment. In diesem Zustande ist die Armee bis zur Französischen Revolution so ziemlich geblieben, so daß sie in Friedenszeiten an 30,000 und in Kriegszeiten bis auf 50,000 Mann betragen hat. Was die

Truppenmacht in der neuesten Zeit betrifft, s. den Art. Sardinien, Th. 136, S. 555 u. 591.

Das stehende Heer von Sicilien und Neapel wurde besonders unter dem Könige Karl, dem ältesten Sohne Philipps des Fünften von Spanien, auf eine gute Mannszucht gebracht. Es bestand im Jahre 1759, in beiden Reichen, aus 31,526 Mann, darunter waren an Infanterie 16 Provinzialbataillone, 2 Garde-Regimenter, Italiener und Schweizer, 12 Regimenter National- und Schweizer-Truppen, 500 Mann Artillerie, 500 Mariniers, und 36 Ingenieurs. An Kavallerie 8 Regimenter, zur Hälfte Italiener und zur Hälfte Spanier, jedes von 3 Eskadronen und 485 Mann, zusammen 27 Eskadronen und 4365 Mann, und eine Kompagnie Leibgarde. Im Jahre 1765 bestand die Infanterie aus 29,000 Mann; die 14 Bataillone Nationaltruppen wurden in 8 Regimente verwandelt und bekamen neue Namen. Im Jahre 1783 sollte nach einer öffentlichen Anzeige das Königliche Kriegsheer aus 5000 Mann Reiter und 26,900 Mann Infanterie bestehen, und zur Unterhaltung desselben wurden jährlich 4,400,000 Neapolitanische Dukaten bestimmt. Zu Ende der 1780ger Jahre bestand das Heer aus der Italienischen und Schweizer Garde, jede zu 1400 Mann; 3 Schweizer-Regimentern von gleicher Stärke, und 20 andern Infanterie-Regimentern von ungleicher Stärke, von 1378—348 Mann, wozu noch ein Bataillon der Marine zu 1148 Mann, und das Artilleriekorps von 1253 Mann, nebst 44 Ingenieurs kamen. Die Reiterey bestand aus der Garde du Corps zu 150 Mann, und 4 Küraſſier- und 4 Dragoner-Regimentern von 376—576 Mann. Die Landmiliz bildete ein Korps von 15,000 Mann. Was die Truppenzahl und Einrichtnng der Armee in neuester Zeit betrifft, s. den Art. Sicilien, Th. 153, S. 649 u. f. Die Heere von den kleineren Italienischen Staaten müssen hier übergangen werden.

Das stehende Heer der Niederländer muß man als zwei getrennte Heere betrachten, nämlich als das Holländische oder Nord-Niederländische, und als das Belgische oder Süd-Niederländische Heer. Das Holländische stehende Heer war immer nach der Größe des Staates sehr ansehnlich, bestand aber größtentheils aus Ausländern, die durch die Werbung auf gewisse Jahre engagirt wurden. Im Jahre 1711 hielt die Republik 127,000 Mann, und im Jahre 1747, 90,000 Mann im Felde und in ihren Festungen. Die Werbung war in keine Kantone, um Rekruten daraus zu heben, eingetheilt, noch weniger durfte Jemand mit Gewalt oder List angeworben werden; denn da ein Jeder freiwillig oder ohne Zwang dienen mußte, die Holländer auch keine Reichswerbung hatten, so mußte daher ein jeder Kapitain besorgt seyn, alle Vacanzen in seiner Kompagnie durch eigene Werbung zu ersetzen. Sie wurden als Rekruten, mit oder ohne Handgeld zu geben, angeworben, und auf so viele Jahre, als die Kapitulation lautete, ward sie auch unverbrüchlich gehalten. Die Deutschen Regimenter bekamen ihre Rekruten aus den Deutschen Fürstenthümern, deren Regenten im Staaten-Dienst Regimenter haben; auch aus dem Nassauischen kamen viele Rekruten. Die Schweizer-Regimenter ersetzten aber ihren Abgang mit Rekruten aus der Schweiz, oder mit andern angeworbenen Leuten. Wurden neue Korps errichtet, so wurde auch zu deren Anwerbung und Mobilmachung kein Geld gespart, sondern der Staat bezahlte alsdann alle Kosten, auch dann, wenn die Regimenter vermehrt wurden; wenn es aber bei der Musterung Vacanzen hatte, so zog der Staat das Tractament in der Exercierzeit. Die Exercierzeit war jährlich ungefähr 2 Monate höchstens 10 Wochen, in welchen das Militair nicht nur im Marschiren, in den Handgriffen, im Chargiren, sondern auch in den taktischen Manövers, wie sie in dem Exercier-Reglement des Staates

vorgeschrieben sind, täglich, wenn es die Witterung irgend erlaubt, geübt werden. Es wurden indessen mit den Garden alle Jahre, und auch noch in andern großen Garnisonen, wenn viele Bataillone zusammen waren, große combinirte Manoeuvres ausgeführt. Bei einem solchen Truppengemisch konnte man die Tapferkeit des einzelnen Soldaten nur nach der Heimath beurtheilen, und wenn man bedenkt, daß sowohl der Deutsche, als auch der Schweizer Soldat tapfer ist, wie es auch dem Holländer nicht fehlt, so konnte man, unter guter Anführung, gewiß auf günstige Operationen im Felde schließen. Auch ist es der einzige Handeltreibende Staat oder Handelsstaat, in welchem der Soldat nicht nur geachtet, sondern auch gut bezahlt wird. Die mehrsten Officiere von der Armee, sagt ein in dem Holländischen Dienste ehemals stehender Officier, hatten theoretische Studien von der Kriegswissenschaft, es fehlte ihnen bloß an Praxis, die freilich das meiste bei der Kriegswissenschaft ausmacht, weil dieser Staat selten in einen großen Krieg zu Lande verwickelt ist. Viele Regimenter, besonders die Schweizer, besitzen Regiments-Bibliotheken, welche mit den besten militairischen Werken neuerer Zeit versehen sind, auch findet man jetzt in vielen Garnisonen auf den Hauptwachen Garnison-Bibliotheken. Die Disciplin war strenge, aber nicht barbarisch, sondern leichte Verbrechen und Fehler wurden nur mit Arrest bestraft. Trunkenheit oder andere Versehen im Dienste von schon erheblicherer Art wurden damals mit Gassenlaufen, auch wohl mit Stockschlägen bestraft; Desertion ward mit Gassenlaufen oder Festungsarrest bestraft; Diebstahl wurde aber ohne Ansehen der Person am strengsten gestraft, denn ein Soldat, der sich dessen auch bei der kleinsten Sache zu Schulden kommen ließ, ward erst Spießruthen gejagt, dann wurden ihm die Haare abgeschnitten und er so aus dem Thore gebracht. Er durfte sich in der Garnison nie wieder blicken lassen, wenn

er nicht auf der Festung in der Karre gehen wollte. Die Subordination vom höchsten Officier bis auf den gemeinsten Soldaten herab, ward im Dienste aufs strengste beobachtet; ausserdem konnte der Fähnrich so gut, wie der General, bei allen Feten, Couren, Assembleen ꝛc. am Hofe des Statthalters, als bei andern Großen des Staates und der Armee erscheinen. Man hat das Holländische Militair als verwahrloset ꝛc. verschrieen; allein nichts war unwahrer, als dieses; denn bis zur Invasion der Franzosen im Jahre 1795 war es immer im Vorschreiten begriffen, und wer es vor funfzig Jahren bis zu dem genannten Jahre nicht gesehen, würde es kaum wiedererkannt haben. Im Jahre 1754 bestand die Holländische Armee, nach einem Verzeichniß, aus 39,637 Mann, die monatlich 580,494 Holländische Gulden zu stehen kamen. Im Jahre 1784 war dies Heer stark: 33,430 Mann Infanterie und 3,274 Mann zu Pferde, worunter 6,800 Schweizer waren. Im Jahre 1790 bestand die Landmacht aus 32,562 Mann Infanterie, 4,995 Mann Kavallerie, 3,042 Mann Artillerie und 3,072 Mann Garden, ausser den Pontonniers, Mineurs ꝛc., in Summa 48,671 Mann. An Truppengattungen: aus 24 National-Infanterie-Regimentern zu 2 Bataillonen, jedes Bataillon hatte 1 Grenadier- und 6 Musketier-Kompagnien; 7 Regimentern Deutscher Infanterie von gleichem Inhalte, wie vorher; einem Welschen Regimente Infanterie, aus 3 Bataillonen bestehend, jedes hatte 1 Grenadier- und 6 Musketier-Kompagnien; 5 Schweizer Infanterie-Regimentern, jedes Regiment zu 2 Bataillonen, jedes Bataillon hatte 6 Kompagnien; diese hatten keine Grenadier-Kompagnien, sondern eine jede Kompagnie hatte 12 Grenadiere; 5 Kavallerie-Regimentern, jedes zu 4 Eskadronen oder 8 Kompagnien; 2 Dragoner-Regimentern, von gleichem Gehalte; 2 Eskadronen oder 4 Kompagnien Orange-Carabiniers. An Garden: aus der Holländische Garde zu Fuße von 2 Bataillonen von

gleicher Stärke, wie die Infanterie; der Schweizer-Garde von 2 Bataillonen zu 4 Kompagnien, der Friesländischen und Gröninger Garde, jede von einer Kompagnie; der Garde dû Corps von 149 Mann; der Holländischen Garde zu Pferde von 3 Eskadronen oder 6 Kompagnien, der Dragoner Garde von 4 Eskadronen oder 8 Kompagnien, dem Carabiner-Regimente zu Pferde, zu 2 Eskadronen oder 4 Kompagnien. Im Jahre 1827 bestand das Landheer, mit Inbegriff der Truppen der Süd-Niederlande, aus 40,000 Mann, ausser der Militz, die aus 51 Bataillonen besteht. An Truppengattungen: aus 32 Bataillonen Infanterie, 4 Schweizer-Regimentern, 2 Deutschen Regimentern, 4 Artillerie-Regimentern, 4 Küraſſier-Divisionen, 5 Regimentern Dragoner und Husaren, 9 Kompagnien reitender Gensd'armerie, 6 Genie-Abtheilungen. Das Heer der ehemaligen Oesterreichischen Niederlande, oder der Süd-Niederlande (Belgien) in der frühern Zeit war nicht bedeutend an Inländern; denn es standen erst Spanische Truppen darin, so lange es Spanien besaß, und dann Oesterreicher, als es an Oesterreich fiel.

Was das stehende Heer der Schweiz anbetrifft, so findet man eigentlich bei den Schweizern keine stehenden Soldaten; denn ein jeder Schweizer ist Soldat seines Vaterlandes, und wird vom 16ten Jahre seines Alters an eingeschrieben, lernt exerciren, passirt die Musterung, und dann wird ihm die Stelle angewiesen, wo er sich stellen muß, wenn auf den hohen Gebirgen durch Wachtfeuer ein Zeichen zum Aufgebot gegeben wird. Wenn er ein dergleichen Zeichen erblickte, so mußte er in einer Viertelstunde darauf schon auf dem Wege oder im Marsche seyn, und 4 Pfd. Bley, 2 Pfd. Pulver und Proviant auf 8 Tage bei sich haben. Die Waffen und Montur mußte er sich selbst anschaffen und stets fertig halten; sie ist grau mit rothem Besatz. Im Kriege 1712 bestand die ganze Militz in 80,000 Mann. Der

Kanton Bern stellte 40,000, der Kanton Zürich 20,000 und die katholischen Kantons auch 20,000 Mann. Der Schweizer ist im Dienste ein vortrefflicher Soldat, ein geübter Schütze, und ist an Entbehrungen gewöhnt. Wegen seiner Treue und Ergebenheit ist er auch in fremden Diensten sehr beliebt, und ehemals hielten sich mehrere Fürsten Europas, auch noch jetzt, Schweizer Leibwachen oder Leibwachen von Schweizern, wie Frankreich, Neapel, Spanien, Holland ꝛc. In seinem Lande erhält er nur dann Sold, wenn er wirklich im Dienste der Republik ist. Jährlich wird die gesammte Miliz einmal gemustert und ausserdem übt sich jeder Schweizer noch besonders fleißig in den Waffen. Ein Mehreres hierüber, s. auch unter Schweiz, Th. 151, S. 233.

Das Russische stehende Heer verdankt Petern dem Großen sein Entstehen und seine erste Ausbildung, indem er selbst alle Grade vom Gemeinen an durchging, und so dem Heere das Beispiel in der Kriegsübung, in dem Dienste und in der Disciplin gab. Besonders gab Karl der Zwölfte von Schweden den Russen Gelegenheit sich in der Kriegskunst zu üben und ihn endlich zu besiegen, obgleich dieser Sieg nicht hoch angeschlagen werden kann, wenn man die Lage Karls des Zwölften und seines Heeres bedenkt. Der Russische Soldat ist tapfer, aber in früheren Zeiten mehr aus Indolenz, aus Unbekanntschaft mit der Gefahr, als aus wahrer Ehr- und Vaterlandsliebe. Ihre Geistlichen machten ihnen bekannt, daß wenn sie in auswärtigen Kriegen erschlagen wurden, sie in ihrer Heimath wieder aufständen, daher ihre Haltbarkeit, ihr physischer Muth im Felde, der noch vorzüglich durch eine ungeheure Anzahl unterstützt wurde, und besonders durch eine leichte, von Jugend auf in der Lanze, im Bogen ꝛc. geübte Kavallerie, die zwar in Masse wenig wirkt, wohl aber im Einzelnen durch das Umherschwärmen und Beunruhigen der Truppen in ihren Lagern ꝛc. sehr gute Dienste leistet, und sie

oft bei langen Feldzügen entmuthiget, indem sie sich aus dem Lager in kleinen Trupps zum Fouragiren ꝛc. gar nicht entfernen dürfen. In diesem Zustande von Disciplin, von Taktik, worin Peters des Großen rastloses Bestreben nur mit Mühe das Heer erhalten hatte, blieb es auch, ungeachtet des Krieges mit den Türken unter der Kaiserin Anna, den ihr tapferer Feldherr Münnich geführt, bis zum siebenjährigen Kriege, wo es von neuem Gelegenheit fand, sich praktisch zu bilden, auch siegte es hier ein paarmal, nicht durch ein intellektuelles Uebergewicht, sondern durch das Uebergewicht der physischen Kraft, der großen Mehrzahl; jedoch war dieser Krieg mehr unterrichtend für die Russischen Soldaten, als der Türkenkrieg, der ihnen damals mehr analog geführt wurde. Besonders bildete sich aber der Russische Soldat durch die Kriege in Italien und in der Schweiz gegen die Franzosen unter Suwarow und Korsakow, und dann in den neuern Kriegen in Deutschland gegen Napoleon bei Austerlitz, und im Befreiungskriege 1813 bis 1815, wo sie auch zugleich die Sitten und Gebräuche kultivirterer Nationen kennen lernten. Vorzüglich wirkten zur Emporbringung des Soldatenstandes die Regierungen der Kaiserin Catharina der Zweiten und des Kaisers Alexanders des Ersten. Der Russische regulaire Soldat wetteifert jetzt mit denen der übrigen Nationen in der Tapferkeit. Ihre Infanterie war ehemals besser, als die Kavallerie, jetzt ist aber auch die Kavallerie sehr gut; besonders vortrefflich ist ihre Artillerie, so daß sie ein Muster den übrigen kriegführenden Mächten geworden ist. Vor dem siebenjährigen Kriege bestand das Russische Heer aus 200,000 Mann. Im Jahre 1760 bestanden nach einer Liste die regulairen Truppen aus 284,133 Mann; die irregulairen sind überaus zahlreich, weil dazu die Donischen Kosaken, die Asiatischen Völkerschaften unter Russischem Zepter gehören, und die bei einem Kriege, wenn an sie das

Aufgebot, sich zu stellen ergeht, in Masse aufstehen und ins Feld ziehen. Im Jahre 1810 bestand die ganze Russische Landmacht, mit Einschluß der Garden, der irregulairen Truppen, welche 100,000 Mann betragen, und der Invaliden zu 13,920 Mann, aus 612,713 Mann Infanterie, Kavallerie und Artillerie, die 1530 Kanonen hatte. Im Jahre 1820 bestand das Heer aus 989,117 Mann; nämlich aus 613,722 Mann Infanterie, 118,141 Mann Kavallerie, 47,088 Mann Artillerie, 27,632 M. in Extrakorps, 105,534 M. irregulairer Truppen, und 77,000 Mann Garnisontruppen. Die Garde zählt, ohne das Garnisonbataillon, 43,888 Mann, die jedoch unter den oben angeführten Truppenzahl schon mitgezählt worden. Die Feldarmee ist in 25 Divisionen getheilt. Die Infanterie besteht aus 189 Regimentern und 565 Bataillonen, und die regulaire Kavallerie aus 76 Regimentern und 563 Eskadronen. Zu den irregulairen Truppen gehören Kosaken, Baschkiren, Kalmücken, Kirgisen, Tschuwaschen ꝛc. Besonders wichtig für Rußland sind die in der neuern Zeit angelegten Militairkolonien, wodurch man die Kosten für den Unterhalt der Armee zu vermindern sucht, und zugleich die Landmacht zu verstärken beabsichtiget. Im Jahre 1822 bestanden diese Kolonien in den Gouvernements Cherson, Charkow und Jakaterinoslaw aus 380 Dörfern, worin 24,000 M. Soldaten angesiedelt waren. Es schien, als wenn die Regierung zuerst den Plan gefaßt habe, die ganze Armee auf diese Weise zu kolonisiren; allein da die Vortheile in der Wirklichkeit sich nicht erwünscht gezeigt haben, so wird es wohl bei diesem Versuche bleiben. Das Polnische Heer besteht aus 50,000 Mann.

Das Schwedische stehende Heer beginnt unter Gustav Adolph in dem dreißigjährigen Religionskriege in Deutschland, und unter seinen vortrefflichen Feldherren sich höher taktisch auszubilden. Den Grund zu einer regelmäßigen Kriegsverfassung legte aber schon

Gustav Wasa; er und seine Nachfolger nahmen fremde Officiere und Soldaten, besonders Deutsche und Schotten, in ihre Dienste, theils um die Nationalvölker den Kriegsdienst zu lehren, theils auch um sie zu schonen und das Land nicht von Mannschaft zu entblößen. Gustav Adolph errichtete aber zuerst ein stehendes Heer. Die Errichtung einer Provinzialarmee ist aber ein Werk Karls des Eilften, welcher, nachdem er die in früheren Zeiten veräusserten Krongüter wieder eingezogen hatte, solche, nebst den Ländereyen der Kronbauern zur Stellung nnd Unterhaltung eines beständigen Nationalheeres bestimmte. Die Krongüter, die meistens adeliche Besitzer haben, liefern die Reiterey, und die Bauerngüter das Fußvolk. In gut bevölkerten Provinzen hat jedes Dorf seinen Korporal, der seine Mannschaft wöchentlich einmal exercirt. Der Felbwebel, der über einen größeren Distrikt gesetzt ist, besieht seine Leute alle vierzehn Tage, und so geht es von Stufe zu Stufe bis zum Obersten, der alle drei Monate über sein Provinzial-Regiment Musterung hält. Jeder Reiter und Soldat bekommt ein kleines Haus zur Wohnung, nebst einem Stücke Ackerland und etwas Wiesenwachs, wovon er sich und seine Familie erhält und dabei seinen Bauern, die ihn stellen, mit Arbeit an die Hand gehen muß; s. auch unter Schweden, Th 150, S. 460. Wie die Stellung geschieht, und was er an Baarem bekommt, s. weiter unten. Er bekam damaliger Zeit nach $1\frac{1}{3}$ Rthlr. zum Ueberrock, und alle drei Jahre ein Paar Schuhe und Strümpfe. Die Krone giebt Waffen und Regimentskleider. Wenn sie ins Feld rücken, bekommen sie Sold und Unterhalt von der Krone. — Die Gewohnheit Kriegsämter zu kaufen, von denen der Preis im Jahre 1757 und 1770 festgesetzt worden, hat Gustav der Dritte im Jahre 1774 aufgehoben. Der Schwedische Soldat ist brav, scheut keine Gefahren und Mühseligkeiten und ist an eine strenge Disciplin gewöhnt. —

Dieser militairische Takt verläßt ihn selten, sowohl im Glücke, als im Unglücke; selbst bei Erstürmung eines Platzes, wo oft der Soldat nicht zu halten ist, hält er sich selbst im Zaume und plündert nur dann erst, wenn es befohlen worden. Unter Karln dem Zwölften erreichte diese Disciplin in dem Kriege mit Dänemark, Polen und Rußland den höchsten Grad, indem der König selbst zu allem das Muster gab, und wie der gemeine Soldat nicht nur im Felde sich kleidete und lebte, sondern auch keine Gefahren scheute, und wo sie am größten waren, nie an ihrer Spitze fehlte. Dieser Heldenmuth und diese Heldengröße mußten auch die gemeinen Soldaten begeistern und sie zu allen Entbehrungen, allen Gefahren geschickt machen. Alle Tugenden, die einen Helden zieren, waren in Karln vereiniget, und selbst seine Vertheidigung in Varniza bei Bender gegen die ihn angreifenden Türken und Tataren, zeigt, wenn gleich die Verletzung der hohen Gastfreundschaft der Türken nicht zu entschuldigen ist, doch den keine Gefahr scheuenden, sein eigenes Leben aufs Spiel setzenden Krieger, dem die Ausübung dieser Kunst, wo es Noth that, Alles galt. Wie stark das Schwedische Heer an stehenden Truppen in den früheren Zeiten, das heißt, vor Karls des Zwölften Zeiten, und in den ersten Zeiten nach dessen Regierung gewesen ist, ist nicht genau bekannt, nur so viel, daß die Schweden im Kriege an 80,000 Mann stellen konnten, indem 7 Bauern einen Reiter, und 3 Bauern einen Musketier stellen müssen. Der Erstere bekam Kost und 24 Rthlr.; der Letztere Kost und 12 Rthlr. Nach dem Reichstagsschluß vom Jahre 1747 sollen zu Kriegszeiten 64,000 Mann ins Feld gestellt werden. Nach einem Verzeichniß vom Jahre 1760 bestand die Zahl der regulairen Truppen in allem aus 49,563 Mann, worunter 10,303 Mann Kavallerie waren. Die Stärke der Landmiliz bestand ungefähr in 50,000 Mann. Unter Gustav dem Dritten, in den 1780ger Jahren,

bestand das Nationalheer aus 23 Regimentern Infanterie, 24,000 Mann, 8 Regimentern Kavallerie, 7,400, und 5 Dragoner-Regimentern, 3,400 Mann, zusammen 34,000 Mann. Hierzu kam nun noch ein ordentlich besoldetes Korps von 9 Regimentern Infanterie, zu 1,000 Mann, 2 Regimentern Kavallerie zu 400 Mann, und ein Artillerie-Korps von 2,900 Mann, zusammen 12,700 Mann; ferner 1 Regiment Garde von 1,800 Mann, 4 Kompagnien Königlicher Trabanten zu 30 Mann, 120 Mann, und 200 Mann leichter Reiter. Das ganze Heer war also stark 53,820 Mann. Im Jahre 1820 war das Heer stark 33,201 Mann, nämlich 26,220 Mann Infanterie, 4,580 Mann Kavallerie und 2,400 Mann Artillerie, und 83,368 Mann Landwehr oder Landmiliz. Der Bestand des Heeres ein paar Jahre später, so wie der besondere Bestand der Norwegischen Armee, s. unter Schweden, Th. 150, S. 460, 475.

Das Dänische stehende Heer fängt eben zu der Zeit an, wie die übrigen oben angeführten Heere. Die National-Regimenter, eine Art von Land-Miliz, die aber auf regulairen Fuß gesetzt worden, sind unter Friedrich dem Vierten, im Jahre 1701 errichtet worden. Als Norwegen noch zu Dänemark gehörte, belief sich das Landheer, nach einem Truppen-Verzeichniß in den 1770ger Jahren, auf 59,000 Mann; zu Anfange dieses Jahrhunderts, im Jahre 1809, betrug die Armee 75,000 Mann, nach der Minerva von Archenholz des angeführten Jahres, betrug die regulaire Armee 107,335 Mann; jedoch scheint diese letzte Angabe wohl etwas zu übertrieben. Nach dem Verluste von Norwegen in den 1820ger Jahren bestand die Armee aus folgenden Truppengattungen: 1 Ingenieurkorps, 1 Artilleriekorps von 18 Kompagnien, 1 Leibgarde zu Pferde und zu Fuße, 9 Regimentern Kavallerie, 13 Regimentern Infanterie, 16 Kompagnien Jäger und einem Raketenkorps. Das

Ganze auf dem Friedensfuße ungefähr 26,000 Mann. In Kriegszeiten wird jedes Regiment mit 2 Bataillonen Landwehr vermehrt. Es fehlt dem Dänischen Soldaten nicht an Muth, besonders unter guter Anführung, allein er wird in Friedenszeiten wenig geachtet, wie in allen Handelsstaaten, die den größten Werth auf die Marine legen, und daher sinkt auch der kriegerische Geist. Bei dem stehenden Heere dient jeder Soldat nur sechs Jahre. Die ersten zwei Jahre muß Jeder beständig bei seinem Regimente seyn, in den folgenden vier Jahren bleibt er nur zur Zeit der Waffenübung bei demselben, nach Verlauf dieser Zeit tritt er in die Landmiliz ein, welche in Friedenszeiten keine Dienste thut, und daher auch keinen Sold bezieht. — Was die Heere der Osmanen oder Türken anbetrifft, so sehe man den Art. Türkey, unter T. nach.

Was den Soldatenstand an und für sich anbetrifft, so handelt davon ein besonderer Artikel, s. Kriegsstand, Th. 52, S. 272 u. f. — Ist der Soldatenstand wichtig oder nicht, oder vielmehr ist ein stehendes Heer, mithin auch der einzelne Soldat, in Friedenszeiten wichtig? Ist wohl eine müßige Frage, die die Erfahrung bei dem jetzigen Zustande der Staaten längst für dessen Wichtigkeit entschieden hat. Da nun die stehenden Heere in der neuern Zeit so nothwendig geworden sind, und da in den meisten Staaten fast ein jeder Unterthan zum Militairdienste verpflichtet ist, so muß auch der Soldat eine gewisse Würdigung erhalten, die er freilich in vielen Staaten nicht genießt, wo man ihn als eine unnütze Bürde betrachtet, und er daher die Nichtachtung seiner Mitbürger auf sich zieht. Man ist hier im höchsten Grade ungerecht; denn den Soldaten kann dieses doch immer nicht treffen, der zum Dienste einberufen wird, und seine Pflicht erfüllen muß; entspränge aus diesem Stande irgend etwas Unangenehmes, welches den Nichtsoldaten, den Bürger träfe, so könnte man

dieses doch nur der Regierung beimessen, aber nicht dem Soldatenstande, als Stand, und jedem einzelnen Individuum desselben. Wenn man bedenkt, daß der Soldat, der von Hause nichts zuzusetzen hat, eben kein freudevolles Leben führt; er, der in voller Jugendkraft und Gesundheit dem Schooße seiner Angehörigen entrissen wird; der unter steten Leibesübungen und Strapazen, und mitten im Ueberflusse und Wohlleben seiner Mitbürger in vielen Heeren oft darben muß, oder doch kaum so viel hat, sich das Leben zu fristen, kann der wohl nicht am meisten auf die Achtung seiner Mitbürger Anspruch machen? Besonders ist dieses in England der Fall, wo der Soldat sehr im Drucke lebt; denn selbst derjenige, welcher vom Publikum Unterhalt fordert, der Arme und Schwache, wozu ihn die Gesetze der Gesellschaft berechtigen, lebt, mit dem Soldaten verglichen, in Schwelgerei, und selbst der Bettler auf der Straße, dessen Unterhalt weit unsicherer ist, würde das für einen schlechten Tag rechnen, wenn er nicht so viel einsammeln sollte, als zu seinem täglichen Leben dient; allein der Soldat hat daselbst nicht so viel, als zu seinem dürftigen Unterhalte hinreicht, wenn er selbst in dem wohlfeilsten Winkel von England lebt. Der Gefangene auf der Themse, der wegen seiner Verbrechen alle Ansprüche an die Gesellschaft verwirkt hat, und dessen Unterhaltung als eine Bestrafung Andern zum Beispiele und zur Warnung angesehen wird, erhält wenigstens hinreichende Nahrung zu seiner Erhaltung, und kostet ganz sicher dadurch dem Staate mehr, als der Unterhalt des Soldaten. Dieses elende Leben des Soldaten findet man auch in mehreren andern Staaten, wo nur die Jugendkraft und Rüstigkeit ihn vor Entkräftung ꝛc. schützt. Wenn man nun nach diesem Zustande den Soldatenstand betrachtet, und rechnet dann noch hinzu, was er durch die Kränkung, die ihm widerfährt, indem er sich durch seine Mitbrüder, die Nichtsoldaten, zurückgesetzt sieht, erleidet,

so wird man sein Loos gewiß nicht beneidenswerth finden. — Wie muß ihm werden, wenn er andere Diener seines Fürsten vollgestopft und vollgepfropft daher stolzieren sieht, ihm oft einen mitleidigen Seitenblick zuwerfend, ihm, der sein Blut für seinen Fürsten, für seine Mitbürger und für sein Vaterland verspritzen muß, der keine Witterung scheuen darf; der durch die strengste Zucht eingeschränkt, an die genauesten Regeln gebunden, die fast jede Handlung seines Lebens bestimmen, dem Rufe seiner Pflicht, den Kriegsübungen oder der Parade unterworfen, die ihm fast auch den Schein der Freiheit rauben? Was kann ihn williger machen, sich allem diesem Zwange zu unterwerfen, als der Stolz seiner Kunst, seines Gewerbes, das, wenn gleich den Schein einer bloßen Abrichtung an sich trägt, immer die genaueste Ausführung, und eine Aufmerksamkeit, Besonnenheit, Pünktlichkeit und Unerschrockenheit erfordert, die bei andern Künsten und Gewerben, in dem Grade, wie es hier verlangt wird, selten gefunden werden, und auch selten vereint nöthig sind. Daher konnte man früher, und auch noch jetzt in manchen Staaten Europas, jenen Stolz, jene Selbstschätzung bei dem Soldaten nicht finden, womit seine traurige Lage, gegen die Gegenstände seiner glänzendern Umgebungen gehalten, ihm den langjährigen Dienst vergällen mußten, welcher doch die stärkste Zuneigung und Anhänglichkeit erfordert, um die Bedingungen desselben erträglich zu machen. Bei der neuern Einrichtung der Heere, besonders in vielen Staaten Deutschlands, namentlich in Preussen, wo die Dienstzeit des Soldaten nur auf gewisse Jahre beschränkt ist, und er, der Ehre des Soldatenstandes gemäß, gut behandelt wird, kann der junge Mann diese als eine Prüfungszeit betrachten, um sich in mancherlei Entbehrungen zu üben und an Ordnung und Pünktlichkeit zu gewöhnen, welches oft auf die Dauer seines Lebens einen großen Einfluß übt; wo aber der Soldat nach der älteren Einrichtung,

beinahe auf die Hälfte seiner Lebensdauer zum activen Dienste verpflichtet ist, da muß seine Lage auch so verbessert werden, daß er von allen Mängeln befreit bleibt, sonst muß er den Dienst, der den schönsten Theil seines Lebens in Anspruch nimmt, ohne ihn vor Mangel zu schützen, verwünschen. In denjenigen Staaten, wo man noch bei den alten Prinzipien in der Militair-Verfassung geblieben ist, da finden sich auch dieselben Schwierigkeiten, gute, ehrliebende Leute zu engagiren, oder sie wenigstens durch Engagement festzuhalten, wie z. B. in England oder Großbritannien, in dessen Armeen nur Leute treten, die der Geist des Müßiggangs, der dem Soldatenleben so günstig scheint, oder die Nothwendigkeit seine Heimath wegen eines begangenen Verbrechens oder Versehens zu verlassen, herbeiführt, und so ist es auch in andern Staaten, wo die Militair-Verfassung beim Alten geblieben ist. In solchen Armeen nimmt gewiß ein Individuum sehr selten aus Neigung Dienste; denn diese Neigung wird schwerlich, so stark sie auch seyn mag, dem Zureden besser unterrichteter Freunde, oder dem ihm vorgelegten Gemälde des ihm bevorstehenden Mangels und Elends widerstehen können. In der That ist die Beschaffenheit des Soldatenstandes in dem oben erwähnten Staate so, daß ein junger Mensch, mag er denselben aus welcher Ursache er will wählen und ergreifen, er gewiß von dem Ganzen keine Ansicht hat. Die Erfahrung zeigt ihm nur erst die Kehrseite dieses Standes, in den er getreten, und dann ist es zu spät zurückzukehren; er hat nicht mehr die Wahl und ist auf die schönste Zeit seines Lebens gebunden. In jeder andern Lebensart, die er ergriffen hätte, stand ihm immer noch, im Falle des Mißlingens, die Wahl eines andern Geschäftes frei, allein hier hat er durch einen Eid sich auf zwei Drittel seines Lebens verbunden. Ein Englischer Officier sagt über die Armee oder den Soldatendienst seines Landes: „Man beschuldige mich keiner Partheilichkeit für meine

Landsleute, wenn ich behaupte, daß sie tapfer sind; allein ihre elende Lage macht, daß sie sich nicht gern zum Dienste bequemen. Die Unzulänglichkeit des Soldes zum Unterhalte muß man auch den jetzt bei der Armee mehr als jemals überhandnehmenden Geist der Desertion zuschreiben, so wie auch die Verdorbenheit und Ausgelassenheit der Sitten, welche fast allgemein unter dem gemeinen Soldaten herrschen. Man hat aber in der That Unrecht, wenn man Ehrliebe und Rechtschaffenheit bei Dürftigkeit und Unterdrückung erwartet. Wie kann man glauben, daß die besten und frühzeitig eingeprägten Grundsätze lange dem Mangel und quälenden Hunger das Gleichgewicht halten können? Finden Vergehen irgend worin Entschuldigung, so müssen sie es ohne Zweifel in dem äussersten Mangel; denn so kann man doch eine stete und nie befriedigte Begierde nennen. Diese allgemeine Verdorbenheit der Sitten ist hauptsächlich deswegen zu beklagen, weil die natürliche Folge davon, Unempfindlichkeit gegen Scham und jede andere feinere Empfindung der menschlichen Seele, kein anderes Gegenmittel übrig läßt, als die niedrigsten Triebfedern von Furcht und Drohungen der Strafe. Daher rührt die Nothwendigkeit der Strenge in den militairischen Strafen, welche aber, weil sie zu häufig sind, ihre Absicht verfehlen. Ein Korps, das nur allein nach Grundsätzen der Ehre handeln sollte, muß und kann man, weil es jede andere Haltung verloren hat, mit Streichen allein regieren. Diesen Grad der Unempfindlichkeit erlangen die Englischen Soldaten nach einer regelmäßigen, aber schnellen Progression, und sie scheint fast eine unvermeidliche Folge ihres Zustandes zu seyn. Wenn man das Gesagte berücksichtiget, so wird man sich nicht wundern, wenn man findet, daß so wenige von ihnen dieselben Gesinnungen beibehalten, welche sie beim Eintritt in den Dienst gewiß hatten. Wenn man aber den Vorwurf von Dürftigkeit und Verachtung von dem Dienste ent-

fernte, welche ihn jetzt erniedrigen, so brauchte man nicht zu den Quellen der Anwerbung seine Zuflucht zu nehmen, um den Abgang zu ersetzen oder sich zu rekrutiren. Die Neigungen der jungen Leute würden nicht mehr so viel Widerstand bei ihren Freunden finden und unsere Reihen würden mit Freiwilligen im eigentlichen Verstande ausgefüllt werden. Eine kleine Vermehrung des Gehaltes würde die stärksten und mächtigsten Versuchungen zu Vergehungen entfernen, und wieder den Werth des Soldaten erwecken, welcher für das Betragen desselben hinlängliche Sicherheit gewähren wird; sie würde ein Gefühl von Freude und Glückseligkeit verbreiten, das ihm unter den oben angeführten Umständen aber ganz fremd ist; die häufigen schmäligen Strafen größtentheils verbannen, welche jetzt den Dienst entehren und das Gemüth des Menschen niederbeugen, und hoffentlich auch das Verbrechen der Desertion vernichten. Die dadurch ersparte Ausgabe würde so ziemlich der vorgeschlagenen Zulage gleichkommen."

Was den Werth der Soldaten der verschiedenen stehenden Heere in Vergleichung zu einander im Felde, im Kampfe selbst betrifft, so kann man wohl, mit wenigen Ausnahmen, den Soldaten jeder Nation für tapfer erklären, wenn er eine gute Führung hat oder von einem bewährten Feldherrn geleitet wird, dem er vertrauet, wie auch schon oben, unter den verschiedenen stehenden Heeren angeführt worden, und welches man auch in der Kriegs-Geschichte der verschiedenen neueren Völker Europas bestätiget findet. Am meisten zeigt sich aber die Tapferkeit beim Soldaten, wenn er für irgend einen edlen Zweck begeistert wird, für irgend etwas ihm Heiliges, wie z. B. das Vaterland, zu kämpfen; dieses entflammt auch den Muth des jungen erst eingestellten Kriegers, daß er es den alten Veteranen gleich thut. Dieses haben die jungen Legionen in der Französischen Republik, dieses die freiwilligen Jäger, und dann die Landwehr

Preussens im Befreiungskriege; dann die Freiwilligen und die Krakusen in der Insurrection von Polen in der neuesten Zeit ꝛc. ꝛc. bewiesen; weit schwieriger ist es aber, den Soldaten künstlich zu begeistern, wenn er für eine Sache, die ihm fern liegt, ihm fremd ist, fechten soll; hier hängt besonders der glückliche Erfolg von den Talenten des Feldherrn ab, der das Heer leitet, auf welche Weise er den Muth des Soldaten zu beleben und zu unterhalten versteht. Der Preußische Soldat besaß in dem Kampfe im Jahre 1806 gewiß eben so viel persönlichen Muth, wie der Französische; an der Spitze des Heeres standen mehrere erfahrene tapfere Feldherrn, wie der Herzog von Braunschweig, Möllendorf ꝛc.; allein das Kriegssystem hatte sich geändert, die Preußen verfolgten den alten Gang, wodurch sie im siebenjährigen Kriege in ganz Europa Aufsehen gemacht und welches System, nach dem Urtheile erfahrener Krieger, der Kriegskunst Ehre macht. Die Franzosen hatten ein neues System, mit Massen und mit Kanonen zu agiren, und die entscheidende Schlacht in der Nähe der Hauptstadt auszuführen. Der individuelle Werth des Kriegers bestimmte also den Ausgang des Kampfes nicht mehr. Wenn z. B. Seidlitz mit seiner tapfern Reiterey in der Schlacht bei Kunersdorf eine Batterie attakirte und eroberte, so hätten dieses die Franzosen mit der ihrigen in den neueren Feldzügen wohl bleiben lassen müssen; denn so martial sie auch aussah, so schlecht war sie zum Theil beritten und so wenig prăcis waren ihre Evolutionen, ihre Manoeuvres. Die Preußische Kavallerie hatte auch 1806 nichts von ihrem Werthe verloren, welches sie auch unter Blücher und L'Estocq bewiesen; auch hatte das Preußische Militair immer noch ein gewisses Uebergewicht über die Franzosen, nur die Massen, die Kanonen und dann die funfzehnjährige Erfahrung hatten den Französischen Soldaten eine größere Kraft gegeben, besonders letztere ihn abgehärtet. Hierzu kam nun noch

seine gute, warme Bekleidung, die ihn vor dem Angriffe der Witterung schützte; dann gute Kost, wenn gleich Beides auf Unkosten anderer Völker, und eine anständigere Behandlung, z. B. keine körperlichen Strafen, die das Ehrgefühl verletzen. Ueberhaupt ist der gemeine Soldat aller Heere wohl immer nur ein zu materielles Wesen, als daß er seinen individuellen Werth nicht von den äußeren Umgebungen hernehmen sollte; und bei dem Französischen Heere stützte sich der Esprit de Corps auf ein sehr richtiges Ehrgefühl, welches auch Napoleon zu allen seinen Unternehmungen sehr wohl zu benutzen wußte, und wodurch er dasselbe immer zu neuen Siegen leitete; der Orden der Ehrenlegion that bei ihm Wunder, obgleich die Pensionen, die damit verknüpft waren, Wenigen zu Theil wurden, weil die Legionairs in den fortwährenden Kriegen größtentheils wieder geopfert wurden; und so unterhielt Napoleon den dadurch geweckten Ehrgeiz seiner Soldaten auf ihre eigenen Kosten, so lange nämlich der Krieg dauerte. Daß übrigens der durch eine gewisse Aufklärung geweckte Soldat, dem stumpfsinnigen vorgeht, ist wohl nicht zu bezweifeln, wenn gleich Beide nur nach dem gegebenen Befehle und nach der Leitung wirken können, so wird doch Ersterer die Operationen erleichtern, wenn Letzterer nur immer von einem Orte zum andern gleichsam fortgeschoben werden muß, und wohl wie eine Mauer steht, aber auch da steht, und nur sehr mechanisch mit der Masse fortbewegt werden kann, wo schnelle Wendungen nöthig sind, und gleichsam ein geistiger Hauch ganze Heerestheile von einem Orte zum andern bewegt. Hier wird der Soldat von gesundem Mutterwitze und aus einem aufgeklärten Volke, schon selbst das Gefühl, welches seine Schritte beflügelt, in sich tragen, er wird sich muthig, mit freier Brust dem Feinde entgegen werfen, und nicht erst langsam, gleichsam mechanisch, durch drastische Mittel, fortgeschoben werden müssen. Hierin ist auch nur der Unterschied der Tapfer-

keit des Soldaten zu suchen, nämlich bei einem trägen und bei einem beweglichen Volke, in dem geschwindern oder langsamern Operiren, und in dem gleichsam geistigen Impuls, durch eigene Kraft, und in dem mechanischen Impuls, durch drastische Mittel; bei jenem ist der Muth mehr ausgedehnt, bei diesem mehr beschränkt; jener ist geweckt, dieser muß geweckt werden. Diese Völker hier näher zu bezeichnen, in denen der Soldat diese oder jene Eigenschaft hat oder besitzt, wird hier nicht nöthig seyn, da sie aus der Kriegsgeschichte hinlänglich bekannt sind. Der Werth des Soldaten im Felde von jeder Nation beruht demnach in den Operationen auf seiner mehr oder minderen Beweglichkeit im Manoeuvriren, auf Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit. Die beiden letzteren Eigenschaften können bei jungen Soldaten, die noch in keinem Feuer gewesen sind, also, wie man zu sagen pflegt, noch kein Pulver gerochen haben, nur bei der höchsten Begeisterung, wie z. B. im Befreiungskriege Deutschlands vom Französischen Joche, unter der Leitung der verbündeten Monarchen, und deren Feldherren angetroffen werden, sonst können diese Eigenschaften wohl nur erst nach einem Feldzuge von einiger Wichtigkeit hervortreten, weil die erste Action von Vielen, ja wohl von den Meisten, immer nur mit einer gewissen Aengstlichkeit begangen werden wird, nach einer gewonnenen Schlacht wächst aber das Vertrauen, der Muth des jungen Soldaten, und der zweiten Schlacht wird er gewiß mit mehr Kaltblütigkeit entgegen gehen, als es bei der ersten geschehen. Dieses ist ein feststehender Satz, den alle Militairpersonen anerkennen oder einräumen. Selbst zur Zeit der Revolution in Frankreich, wo Alles voller Begeisterung zu den Waffen griff, um die junge Republik zu vertheidigen, waren die ersten Angriffe der Verbündeten (Oesterreicher und Preussen) auf die jungen Republikaner mit Sieg gekrönt, nur erst, als die neugebildeten Heere mehrere Male im Feuer gestanden hatten

und von dem Wohlfahrtsausschusse das Aufgebot in Masse organisirt worden, lernten die neuen Heere gleichfalls siegen. Das Uebergewicht hatten also in der ersten Zeit die alten disciplinirten und an eine regelmäßige Taktik gewöhnten Heere. Uebrigens war gewiß bis dahin, ausser den Griechen und Römern bei den Alten, noch keine Nation in einen solchen Enthusiasmus zum Kriege versetzt worden, als die Französische, die überhaupt immer übertreibt, wo sie auftritt; denn die Jugend in Frankreich, Knaben von zehn bis zwölf Jahren, waren beim Beginnen der Republik, mit kriegerischen Uebungen den ganzen Tag über beschäftiget, da an ein in die Schule Gehen in der Zeit wenig gedacht wurde, und man hörte auf den Straßen in Paris, so wie in den meisten großen Städten Frankreichs, nur trommeln und pfeifen, und sah die Jugend mit selbst geschnitzten und andern Waffen oft blutige Fehden begehen. Bei einem solchen Geiste konnte es dann späterhin nicht fehlen, daß die Franzosen in der praktischen Kriegskunst Fortschritte machen mußten, besonders bei so vielen fähigen Köpfen, welche sich aus der Nation zu Feldherren erhoben, und die mit Geistesgegenwart ausgezeichnete Fähigkeiten verbanden, auch den Kriegsdienst zum Theil praktisch kannten, oder sich doch sehr bald darin vervollkommneten, wie Moreau ꝛc.

In der neuesten Zeit zeigte sich eine gleiche Begeisterung bei den Preussen im Befreiungskriege, wie auch schon oben angeführt worden. Gleich nach dem Aufrufe Friedrich Wilhelms des Dritten, ihres Königs, griff Alles zu den Waffen, und ward Soldat, und wohl nie hat ein bis auf die Hälfte herabgesetztes oder verkleinertes Volk sich so muthig unter ihrem Könige und den Helden Blücher, Bülow, Gneisenau, Tauenzien, York, Kleist, Scharnhorst ꝛc. dem Feinde entgegen geworfen, als die Preussen, und wenn gleich die beiden ersten Schlachten, bei Lützen und bei

Bautzen, mit den Russen vereint, kein weiteres Resultat hervorbrachten, als einen Waffenstillstand, so waren die folgenden Siege bei Großbeeren, an der Katzbach, bei Culm und Nollendorf, bei Dennewitz und Leipzig, um so glänzender; denn in allen den genannten Schlachten fochten die Preussen mit einem Muthe und einer Ausdauer, die zum Theil ihre Kräfte überboten und den Franzosen bewiesen, daß sie noch die alten unermüdeten, durch die Liebe zum Fürsten und Vaterlande gestählten Preussen waren, die wohl einmal besiegt, aber nicht unterjocht werden können.

In neuester Zeit haben sich mehrere Stimmen gegen das stehende Militair erhoben, und wenn man dasselbe auch nicht ganz abgeschafft wissen will, so wünscht man es doch um Vieles vermindert zu sehen und dafür die Errichtung von National-, Kommunal- oder Bürgergarden, wie in Frankreich, weil dadurch ein Bedeutendes in dem Staatshaushalte erspart und andern Zweigen zugewandt oder dem Volke manche Auflage erlassen werden könnte. Einige Deutsche Staaten, wie z. B. Sachsen, Hessen-Kassel ꝛc., haben dergleichen Garden schon errichtet. Man hat dabei noch die Absicht, alle Streitigkeiten, alle Aufläufe ꝛc. die unter Bürgern oder vielmehr unter dem nicht bewaffneten Volke vorfallen, nicht durch Einschreitung des Militairs, sondern der Bürgergarde zu schlichten, und alle Arretirungen bei denselben nur durch sie ausführen zu lassen, und daß sie bei etwaigen Aufständen gegen die Regierung mit dem Militaire vereint zur Dämpfung derselben wirken soll. Ob eine solche Einrichtung wirklich so zweckmäßig ist, wie sie gepriesen wird, muß die Erfahrung lehren. Bis jetzt scheint Vieles dagegen anzukämpfen, besonders die Industrie; denn ein Nationalgardist, der die Wache beziehen soll, der bei Aufständen, Aufruhr ꝛc. jedesmal seine Arbeit verlassen muß und vielleicht mehrere Tage daran behindert wird, wie wir dieses in Frankreich und in an-

dern Staaten gesehen, muß doch wohl in seinem Haushalte zurückkommen. Auch hat die Berliner Nationalgarde, die zur Zeit der Besitznahme Berlins von den Franzosen errichtet worden, wenn gleich von Wichtigkeit in der Zeit der Besitznahme, doch nachher bewiesen, daß ihr Bestehen in den Zeiten der Ruhe, des Friedens, für sie selbst eben nicht vortheilhaft war; auch suchten sich die Meisten ihrer wohlhabenden Mitglieder von dem Dienste zu entfernen und ihre Verrichtungen in demselben durch Stellvertreter aus der ärmeren Klasse des Korps ausführen zu lassen, die dadurch freilich einen ergiebigeren Nahrungszweig fanden, als ihr Gewerbe ihnen gab; allein durch ihren eben nicht reinlichen Anzug und durch ihre Haltung das Korps herabsetzten. Auch war erwiesen, daß mehrere wohlhabende Bürger dieses Instituts durch den Wachdienst an den Bettelstab geräthen, indem sie sich dem Spiele, dem Trunke ꝛc. ergaben, ihr Gewerbe vernachläßigten, darüber ihre Arbeit und mit derselben Haus und Hof verloren, und ihre Familie in den armseligsten Zustand versetzten. Und hatte gleich der Dienst wegen der blanken Uniform und des Säbels Reiz für manchen jungen Mann im Anfange, so verlor sich dieser doch bald, und man sah an öffentlichen Orten ꝛc. spaterhin nicht mehr so viele junge Männer in der National-Garden-Uniform einherstolzieren, ja man fand sie bald unpassend und zog den Bürgerrock ohne Auszeichnung vor. Auch ist bei einer Bürgergarde nie eine so strenge Disciplin zu halten möglich, als bei dem wirklichen Militair. Der Soldat hängt nur mit seinen Kameraden zusammen, der Verband ist der Dienst und die strenge Zucht; in der Regel von seinen Anverwandten entfernt, in einer andern Garnison, fehlt ihm jeder Anhang, er ist also immer auf seine Kameraden angewiesen, mit denen er seinen Dienst und seine Vergnügungen theilt oder genießt. Ganz anders ist es mit dem Bürgergardisten; durch sein Gewerbe, welches er betreibt,

hängt er nicht nur mit den übrigen Gliedern seines Korps zum Theil, sondern auch mit dem Volke zusammen, wie kann er also bei vorkommenden Gelegenheiten mit denselben strenge verfahren, ohne nicht Feindschaft auf sich zu ziehen und Abbruch in seinem Gewerbe zu erleiden; er wird also gezwungen oft nachzugeben, wie wir dieses auch in Frankreich gesehen haben, ja er tritt wohl gar bei einem Aufruhr zurück, weil er entweder der schwächste Theil ist, oder weil er die Ansicht seiner im Aufruhr befindlichen Mitbürger, ohne erst lange zu prüfen, theilt. Welchen Schutz gewährt nun ein solches Institut dem ruhigen Bürger, der Regierung? Ganz anders ist es mit dem Militair. Vermöge seiner Stellung zwischen der Regierung und dem Volke, kann es nur die Befehle der Erstern vollziehen, der es den Eid der Treue geleistet hat, und wenn es auch dem Volke nahe steht, weil die Mitglieder aus demselben genommen worden, so kann es doch frei und ohne Rücksichten zu nehmen handeln, weil es mit demselben nicht durch Interesse verbunden ist, welches beim Bürgermilitair aber der Fall ist; und dieses scheint wohl eine besondere Berücksichtigung zu verdienen. Uebrigens möchte wohl nur Frankreich darin excelliren ein gut organisirtes Bürgermilitair oder eine Nationalgarde zu besitzen, da der Franzose sich in einer blanken Uniform gefällt, uud so freiheitsliebend er von der einen Seite ist, sich von der andern doch gern wieder durch dergleichen äußern Glanz Fesseln anlegt. Bei den Bürger- und Kommunalgarden Deutschlands oder vielmehr in einigen Deutschen Staaten, wirkte wohl der Reiz der Neuheit und dann auch die Gefahr, welche den Zusammentritt der Bürger und die Organisation einer solchen Garde nothwendig machte; allein auf die Dauer scheint der Deutsche Charakter für dergleichen Institute in Friedenszeiten nicht zu seyn. Von der einen Seite zu ernst und zu industriös, um sich in der Uniform zu gefallen und einen Theil seiner Zeit mit Wachdiensten und Paraden hinzu-

bringen; von der andern genießt er gern sein Leben ohne Zwang, den ihm der Dienst und die Uniform doch anlegen würde; er überläßt daher den äußeren Glanz und die sich daran knüpfende Entbehrung und Fessel lieber denjenigen, die das Gesetz dazu beruft, und zu deren Erhaltung er seinen Beitrag giebt; und wenn der Deutsche Bürger auch noch so sehr Patriot ist, so kann sein Patriotism doch nie die Höhe erreichen, um ihn in Friedenszeiten in den Waffenübungen zu suchen, deren Geräusch ihm von jeher widerstand, ihm nie zusagte, wie es bei andern Völkern, namentlich bei den Franzosen, der Fall ist. Wenn aber das Vaterland in Gefahr ist und dessen Rettung auf ihm beruht: dann giebt es auch wohl kein Volk, ausser den Spaniern, Polen ꝛc., welches sich muthiger erhöbe, Alles zum Opfer brächte, keine Gefahren und Anstrengungen scheuete, und in der Ausdauer beharrte, als das Deutsche, dieses hat der Befreiungskrieg bewiesen, der in so fern einzig in der Geschichte Deutschlands dasteht, weil es in einer solchen Gefahr von einem fremden Volke untrrjocht zu werden, ausser dem Kriege mit den Römern, noch nicht gewesen ist. — Auch ist in mehreren Staaten Deutschlands, namentlich in Preussen, das Volk durch die neue Heeres-Einrichtung, Landwehr, Landsturm, schon in den Waffen geübt, um bei dem Ausbruche eines Krieges Dienste zu leisten, und auch bei einem etwaigen Aufstande, wenn es Noth thut, angezogen zu werden, mithin ist eine Bürgergarde in Friedenszeiten in den Staaten, wo eine Volksbewaffnung eingeführt ist, auch überflüssig. Hierzu kommt nun noch, daß der Soldat in der Regel, besonders nach den neuern Heeres-Einrichtungen, unverheirathet ist, also keine Familie besitzt, der Bürgergardist, Nationalgardist, aber Familie hat, jener also ohne Bekümmerniß und mit leichterem Sinn, dieser aber zum Theil mit der Sorge für seine Familie Soldat ist, wie ist dabei an einen wirklichen Diensteifer, wie er von einem Soldaten

gefordert wird, zu denken. Ferner macht der Soldat von der Kriegskunst nur allein Profession, der Nationalgardist soll diese betreiben, und dann auch noch sein Gewerbe, um seine Familie zu erhalten. Wie ist dieses aber in jetziger Zeit, bei der Ueberbevölkerung und der dadurch entstehenden größeren Concurrenz möglich, wo es eine doppelte, ja dreifache Anstrengung kostet, um etwas zu verdienen? Dieses Alles, wohl erwogen, wird immer dem stehenden Heere noch den ersten Platz sichern. —

Nimmt man nun auch an, daß die National- oder Kommunalgarden, die das stehende Heer zum Theil ersetzen sollen, aus jungen, zum Theil noch unverheiratheten, Staatsbürgern bestehen könnten, wie z. B. die neu gebildete Kommunalgarde in Sachsen, wodurch mehr Thätigkeit und Liebe für den Militairdienst zu erwarten stehe, so wird man auch hier das oben Erwähnte anwenden können; denn da auch diese jungen Männer nicht dem Militairdienste ausschließlich angehören, sondern ihn mit ihrem Gewerbe theilen müssen, so tritt auch hier bald eine Erkaltung gegen den Dienst ein, wie auch schon oben, S. 357, angeführt worden, und dann kann derselbe auch zu mancherlei Störungen in ihrem Gewerbe, durch Vernachlässigung desselben ꝛc., führen. Wie es oft mit der Disciplin dergleichen Garden steht, haben mehrere Vorfälle in Frankreich, und noch erst ganz neulich in Kassel bewiesen. — Statt der National- oder Bürgergarde ist in Preussen eine Gensd'armerie, eine Art Polizeysoldaten eingeführt worden, die nach den verschiedenen Kreisen der Provinzen der Monarchie vertheilt sind, und jeder Kreis hat einen Brigadier (Kreisbrigadier), worunter die auf den Kreis vertheilte Mannschaft steht, und jede Provinz einen Ober-Brigadier. Diese Gensd'armerie handelt in den Städten mit der Polizey gemeinschaftlich. Ihr Nutzen ist besonders auf dem flachen Lande entschieden, indem sie die

Monarchie von allen Herumtreibern ꝛc. reiniget, und diese an die Ortsbehörden ꝛc. zur weitern Verfügung abliefert. Ein Mehreres über ihre Einrichtung ꝛc. sehe man unter Truppen und Truppenabtheilung nach. Ueber die National-, Kommunal- ꝛc. Garden, die Freiwilligen, die Landwehr, den Landsturm, die Krakusen ꝛc. ꝛc., s. den Art. Volksbewaffnung, in welchem das Nöthige von der Einrichtung, dem Zwecke ꝛc. dieser Truppengattungen gesagt werden wird.

Betrachtet man nun das stehende Heer in Beziehung auf den Monarchen oder die Regierung, so muß man dasselbe als eine Stütze, als eine Schutzwehr des Fürsten betrachten, gegen jede Auflehnung, jeden Aufruhr seiner Unterthanen, des Volkes; denn welche Stütze, welche Schutzwehr hat der Fürst, der gleichsam allein dem ganzen Koloß, dem Volke gegenüber steht? Man wird hier einwenden: die Liebe seiner Unterthanen, des Volkes, sei ihm die beste Schutzwehr. Sie ist ihm allerdings die sicherste Bürgschaft für Ruhe und Ordnung, und welcher Fürst, der seine Unterthanen aufrichtig liebt, wird nicht ihr Glück zu befördern, und sich dadurch ihre Liebe zu erhalten suchen; allein giebt es nicht eine Menge Querköpfe im Volke, denen auch die besten Einrichtungen, die wirksamsten Verfügungen der Regierung nicht recht sind, die Alles tadeln, Alles begeifern und die Leichtgläubigen im Volke durch falsche Vorspiegelungen, Verdrehungen der Thatsachen zu täuschen und auf die Regierung zu hetzen suchen, und sich dann über die Anarchie, die sie hervorgebracht, freuen; sich freuen Fürsten und Volk, oder Regierung und Volk entzweit zu sehen, ohne daß dadurch auch nur das Geringste für die Freiheit, die hier immer den Köder abgeben muß, gewonnen, nicht das Geringste von den Vorspiegelungen erreicht wird, ja oft nur neue Fesseln sind das Loos dergleichen Empörungen. Hier ist nun das regulaire Militair, der stehende Soldat die schnelle Hülfe, die executive

Gewalt, die die Regierung und den gut gesinnten Bürger gegen den Frevler schützt, und Ordnung und Ruhe herstellt; denn andere Mittel, wie Milde, Güte, gegen eine aufgeregte, oft böswillige, Masse anzuwenden, würde die Gefahr nicht abwehren, sondern sie nur vergrößern, wie wir dieses in neuester Zeit in mehreren Staaten gesehen haben; denn ein wüthender Pöbelhaufen nimmt so leicht keine Vernunft an, und ihn austoben lassen ohne kräftig einzugreifen, wie z. B. in Bristol, könnte doch wohl zu weit führen, und müßte dann jeden gut gesinnten Staatsbürger gegen eine Regierung empören, die so wenig Schutz sich selbst und ihren Unterthanen gegen Wuth und Zerstörung böthe. Daß aber auch hier, bei der Anwendung des Militairs, sehr viel Besonnenheit von Seiten des Befehlshabers gehört, um diese Kraft so zu leiten, daß dadurch ein günstiges Resultat für das Ganze hervorgeht, hat die neueste Zeit gleichfalls gelehrt.

Daß man in neuester Zeit Alles aufbiethet, um den Soldatenstand, das stehende Heer verhaßt zu machen, und Alles wegphilosophiren will, was doch gerade zu seinem Vortheile spricht, und wodurch die glänzenden Thaten zu allen Zeiten, noch ehe an ein stehendes Heer gedacht wurde, möglich geworden, beweiset auch folgende Stelle in Köppen's Politik nach Platonischen Grundsätzen mit Anwendung auf die neueste Zeit, welches Werk auch viel Gutes enthält, S. 329—331, wo es heißt: „Die zweite verdorbene Gestalt der Gesetzgebung ist die militairische. Jedwedes für Krieger gemachte Gesetz enthält Abrichtung, damit das Heer brauchbar sey zu einem ausser ihm liegenden Zwecke; die Glieder des Heeres werden nach Umständen aufgeopfert, ihnen selbst aber wird kein Gesetz als heilsames Opfer dargebracht. Schon jener alte Spruch das Gesetze unter den Waffen schweigen, zeigt die Unverträglichkeit des wahren Gesetzinhaltes mit kriegerischen Zwecken; sonst ließe sich umgekehrt sagen, daß nie mehr Gesetze laut werden, als gerade

unter den Waffen. Alle Kriegsgesetze enthalten bloße Befehle, denen kein ethisches Maaß angelegt werden darf, um sie zu beurtheilen, und ihren Werth festzustellen; sie werden gegeben mit dem eisernen Griffel der Gewalt; sie werden befolgt mit unbedingtem Gehorsam, ohne Frage: wofür und wozu? Man möchte sich wundern, wie von jeher in der Geschichte die Menschen durch kriegerische Gesetzgebungen sich so ganz zu willenlosen Maschinen herabwürdigen lassen. wenn nicht einzelne Gestalten von Tugend, nämlich Tapferkeit und Klugheit im Kriege mit besonderem Glanze strahlte, und dadurch Vergessenheit der übrigen bewirkten. Auch kann ein guter Zweck, für welchen die kriegerische Abrichtung etwa gebraucht wird, diese selten veredeln und ihre sonstige ethische Verwerflichkeit als Nothmittel rechtfertigen. Sie erscheint dann im Bilde des Staats nur unter besonderen Lagen und Bedürfnissen desselben; will sie hingegen sein ganzes Bestehen und Wirken durchdringen, und ihre Methode in das gesammte bürgerliche Verhältniß einführen, so wird das Band der menschlichen Gesellschaft zu einer Kette, die Maschinen an Maschinen hängt und alle Uebel hervorbringt, welche aus einem solchen Unternehmen folgen müssen; ohne Ersatz zu geben und vorzubereiten, ohne die Theilnehmer zur Freiheit zu erziehen, oder ihnen ausser roher Lustbefriedigung irgend eine Freiheit zu gewähren." — Hier möchte man doch billig fragen: ob ein Heer wohl anders zu regieren wäre, als durch das Zusammenwirken seiner Kraft und durch die Leitung von einem Willen? Was würden aus einem Heere von lauter intellectuel ausgebildeten Individuen wohl für sonderbare Manoeuvres hervorgehen, wo jedes derselben die Freiheit seiner Ansicht, seine Theorie in den Operationsplan bringen und sie ausgeführt sehen oder sie wohl selbst ausführen wollte, um nicht als willenlose Maschine zu erscheinen? Es könnte vielleicht für die Menschheit besser seyn, wenn

man den Krieg gänzlich von dem Erdenrunde verbannen könnte, obgleich dieses in dem Plane der Vorsehung nicht zu liegen scheint, weil Hader, Streit und Krieg, so weit die Geschichte uns Licht giebt, oder so weit sie hinauf in das Dunkel des Alterthums reicht, Statt gefunden und wohl noch immer Statt finden werden, da es also nicht ist, so werden sich die Krieger wohl immer noch dazu bequemen müssen, in ihren Operationen dem unbedingten Gehorsame zu folgen, wenn glückliche Resultate für das Volk, für den Staat und für die Krieger selbst daraus hervorgehen sollen. Dieser Satz ist so einleuchtend, daß eine im Aufruhr sich befindende Volksmasse, die sich aller Gesetze entbunden glaubt, und nach freier Willkühr schaltet und waltet, sich dennoch, um glücklich zu operiren, einem unbedingten Gehorsam unterwirft; dieses haben wir in der neuesten Zeit nicht nur in der Julius-Revolution im Jahre 1830 zu Paris gesehen, wo sich ganze Massen des Volkes der Leitung von einigen Zöglingen des Polytechnischen Instituts überließen, sondern auch bei dem jüngsten Aufstande der Seidenarbeiter in Lyon, welche sich zu ihrem Führer einen Klempner, Namens Bressón wählten, der aber diese Würde nur unter der Bedingung annahm, daß man ihm blinden Gehorsam leiste, und dieser wurde ihm von den Arbeitern, durch einen lauten Beifall zugestanden, nur einige Arbeiter murrten und waren für freies Handeln. Bressón richtete sogleich sein Pistol auf einen der Murrenden und sagte: „ich schieße den vor den Kopf, der mir nicht gehorcht!“ Man gehorchte, und nach seinen Dispositionen und unter seiner Führung gelang es den Arbeitern, die Truppen zum Rückzuge aus der Stadt zu zwingen. Man gewahrt also hieraus, daß man nur durch Gehorsam, durch strenge Disciplin im Kriege siegen kann; dieses leuchtete sogar den sich über das Gesetz erhobenen Arbeitern ein, oder wenigstens sagte ihnen dieses die gesunde Vernunft. Dieser Satz gilt nun nicht allein beim

Militair, er gilt überall. Was würde wohl ein Professor auf dem Katheder anfangen, wenn seine Zuhörer ihm nicht unbedingt Aufmerksamkeit, ja Gehorsam schenken wollten; was der Lehrer in den Schulen mit seinen Schülern, was der Meister in Künsten und Gewerben mit seinen Gesellen und seinen Lehrlingen; überall herrscht mehr oder weniger ein gebundener Wille in der Gesellschaft, im Staate, und nur dadurch können große Werke gefördert werden, nur dadurch entsteht mancher Riesenbau. Selbst der früher so sehr verrufene Korporalstock, that zu seiner Zeit Wunder und leistete mehr, als mancher Feldherr mit Worten; er war der kathegorische Imperativ für den materiellen Empyriker; dieses lag damals im Zeitgeiste, wie wir es auch auf den Schulen, in den Gewerben ꝛc. finden, nur wollte dieser nicht, daß dieses damals so wichtige Instrument jungen Leuten in die Hände gegeben wurde, die damit nur bramarbasirten und ihre Bravour im Fuchteln den Zuschauern beim Exercieren zeigten; in den Händen von älteren, erfahrenern Officieren that er bei einem so gemischten Heere, welches aus zum Theil verlaufenen Ausländern, die es schon überall im Militaire versucht hatten und eine große Brutalität besaßen, gute Dienste; denn ohne denselben würde ein Heer sehr schwer in Zucht gehalten worden seyn, da hier an Ehrgefühl und feineren Sinn nicht zu denken war. Wir sind mit dem Zeitgeiste fortgeschritten, der Korporalstock beim Militair, so wie das Röhrchen und die Ruthe auf Schulen, liegen hinter uns, und unsere Jugend begreift kaum, wie ein solches Verfahren, welches jetzt Barbarey genannt wird, hat Statt finden können. Ja, es fand Statt und man richtete das damit aus, was man jetzt bei der feineren Erziehung durch andere Mittel ausrichtet. Ob aber der Zeitgeist je solche Sprünge machen wird, daß wir allem Gehorsam, allem Ketten aneinander Hohn sprechen, mithin alle Gesellschaftlichkeit entbehren können, ist zu bezweifeln. Ueberhaupt hört

man jetzt so viele schroffe Ansichten von Freiheit ꝛc., daß man wirklich glauben muß, die Welt leidet an Ueberbildung, und da möchte man zum Himmel um Herabsendung des gesunden, schlichten Menschenverstandes bitten, bei dem sich unsere Vorfahren auch nicht übel befanden.

Daß übrigens der Krieg in der Natur begründet ist, giebt uns die Kinderwelt. Jeder Knabe, mit wenigen Ausnahmen, ist ein geborner Soldat; denn nichts spricht ihn mehr an, als die blanken Waffen, und Trommel und Trompete, nichts kann ihn mehr entzücken, als die bleyernen Soldaten, Pulverwagen und Kanonen, selbst der Husar, der Trompeter von Honigkuchen, nimmt seine Aufmerksamkeit in Anspruch, und mancher Philosoph, der jetzt vom Katheder herab verkündet, der Soldatenstand sei ein ganz überflüssiger und der Soldat eine bloß willenlose Maschine, hat vielleicht als Knabe die Trommel gerührt und die Trompete geblasen, und sich ganz wohl beim Soldatenspiele befunden. Der Jüdische oder Israelitische Philosoph Bendavid äußert sich hierüber ganz offen in seiner Lebensbeschreibung in dem Werke: Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten mit ihren Selbstbiographien, 2te Sammlung, herausgegeben von Lowe, S. 12 u. f. wie folgt: „In dem Garten hinter dem Hause meines Großvaters (in Berlin) sammelte sich die ganze Jugend der Nachbarschaft; es wurden Schlachten geliefert und ich, nebst meinem Vetter Jonas, als die stärksten unter allen, zu Heerführern vom Großvater ernannt. Als Heerführer mußten wir für die Waffen unserer Mannschaft sorgen, und alle Besenstiele der ganzen Nachbarschaft wurden zusammengeschleppt, um daraus die Gewehre und Degen für unsere Soldaten zu schnitzen. Wir verfertigten Patrontaschen von schwarzem Papiere, und Grenadiermützen von rothem, mit Schilden von Silberpapier ꝛc. Bei der Auflösung des Korps, indem der Lehrer der Schule, worin die Knaben vereint den wissenschaftlichen

Unterricht genossen, Berlin verließ und nach seiner Heimath zurückkehrte, und seine Schüler daher in verschiedene andere Schulen vertheilt wurden, wurde auch das, was sie an Gemeingut besaßen, vertheilt. Bei den Gewehren, Taschen ꝛc. hatte die Theilung keine Schwierigkeiten; aber wie mit der Trommel? Es wurde daher von einem von uns in Vorschlag gebracht und von allen freudig angenommen; sie dem Holze, dem Pergamente ꝛc. nach, bis auf die Trommelstöcke immer in völlig gleiche Stücke zu zerschneiden, von denen jeder einen Theil erhalten und diesen als Bund der Freundschaft aufbewahren soll. Lange habe ich diese heiligen Reliquien mit Ehrfurcht aufbewahrt, bis trübere Tage mich meiner Jugendjahre und der Erinnerung an dieselben vergessen machte!" — So weit Bendavid. Man gewahrt, daß hier ein Philosoph ganz offen erklärt, daß seine jugendlichen Spiele dem Mars gewidmet waren. In großen Residenz- und Hauptstädten, auch in bedeutenden Provinzial-Städten, in welchen Militair in Garnison liegt und seine Waffenübungen hält, wird die Jugend dadurch schon kriegerisch erzogen; denn nichts erregt mehr die Aufmerksamkeit der Jugend, als die militairischen Uebungen, welche sie sehr gewandt nachmachen kann. Es kostet daher weit weniger Mühe, einen Soldaten aus der städtischen Jugend zu bilden, als aus der des Landvolkes, weil die Letztere weniger Gelegenheit hat, die militairischen Uebungen zu sehen. Der Exerciermeister hat daher mit den jungen Soldaten, die ihm aus den Städten auf den Uebungsplatz geführt werden, weit weniger Mühe, als mit denen vom Lande; Letztere haben bei weiten nicht die Gewandheit und Schnelligkeit in den militairischen Uebungen, als Erstere, die gleichsam die Uebungen spielend erlernen, weil sie sich schon von Jugend auf darin geübt haben, und wenn gleich die Periode sich zu dem künftigen Berufe im bürgerlichen Leben vorzubereiten,

diese Uebungen unterbricht, so geht der erste Selbstunterricht darin dennoch nicht ganz verloren; er zeigt sich immer noch in der Gewandheit, sowohl im Marschiren, als in der Handhabung der Waffen. Der militairische Geist der Jugend hat sich in Frankreich, ausser der schon oben angeführten Zeit der Republik, auch in der Julius-Revolution gezeigt, wo Knaben von zwölf Jahren mitgefochten. Dieser Geist ist überall verbreitet, nur bei einem Volke mehr, als bei dem andern, besonders haben die beweglicheren Völker mehr Empfänglichkeit dafür, als die phlegmatischen, die weniger beweglichern. Hieraus soll aber nicht gefolgert werden, als sey darum der Krieg wünschenswerth, er ist nur ein nothwendiges, durch Jahrtausende geheiligtes Uebel geworden, welches man, so weit die menschlichen Kräfte es vermögen, wohl abzuwehren suchen, aber derowegen nicht die Vorkehrungen und Rüstungen gegen dasselbe unterlassen muß, und hierzu ist wohl bei gebildeten Völkern keine bessere Schutzwehr, als das stehende Heer, der stehende Soldat, der immer gerüstet ist, und den Staatsbürger, der Ackerbau, Wissenschaften und Künste, Handel, Handwerke, kurz Gewerbe treibt, vor äußeren u. inneren Feinden schützt. Nur durch solche Einrichtung kann die Industrie eines Volkes gewinnen, wo aber ein Volk sich selbst schützen will, da muß diese verlieren, und diesen Verlust gegen den Beitrag gehalten, den jeder Einzelne zur Erhaltung des Heeres giebt, und der gewiß für die wohlhabendere und reichere Klasse nur geringe ist, da die ärmere, die arbeitende Klasse, ihn durch ihre Arbeit und ihre Consumtion wieder größtentheils ersetzen muß, und auch größtentheils die Mitglieder zum stehenden Heere liefert, möchte wohl der erstere, auf die einzelnen Glieder vertheilt, größer seyn. Gesetzt aber auch die ältere Volksbewaffnung reichte, unbeschadet der Industrie, hin, den Staat vor äußeren Feinden zu schützen, vor inneren Bürgergarden, so könnte eine solche Einrichtung doch nur erst

dann eingeführt werden, wenn alle Staaten Europas ein gleiches thäten; denn sonst würde derjenige Staat, der eine bewaffnete Macht, ein stehendes Heer unterhielte, den Vortheil, nicht nur der schnellern Rüstung, sondern auch des geregeltern Angriffes voraus haben, und letzterer ist oft allein hinreichend den Sieg davon zu tragen, weil dieser doch gewöhnlich mit Besonnenheit geschieht, die Volksbewaffnung und das Aufgebot in Masse, bei einem schnellen Ueberfalle, wie es doch von dem gerüsteten Feinde zu erwarten stände, erst mit der Rüstung und dann mit der Vertheidigung zu thun hätte, also im Nachtheile wäre. Für einen aufgeklärten, industriösen Staat spricht immer das stehende Heer, der stehende Soldat, und wenn auch gleich der Kostenaufwand groß ist, so sind auch die daraus resultirenden Vortheile überwiegend gegen jede andere Bewaffnung des Volkes.

Da in dem Artikel Kriegs-Heer, Th. 50, S. 755, die Kriegsmacht und Truppenzahl der Europäischen Fürsten auf die besonderen Artikel verwiesen wurde, als auf Oesterreich, Preussen, Rußland ꝛc., späterhin der Plan, die geographischen und statistischen Artikel mit aufzunehmen, wieder abgeändert wurde, so sind diese Artikel ausgefallen, ich habe daher das Nöthige hier unter diesem Artikel nachholen müssen, wohin es so eigentlich nicht gehört, und habe, da späterhin statistische Artikel wieder aufgenommen worden, dasjenige, was von der Kriegsmacht in diesen abgehandelt worden, dahin verwiesen.

Was die Kriegesübungen ꝛc. der Soldaten in der neuesten Zeit anbetrifft, s. den Artikel Truppen und Truppenabtheilung unter T. — Von dem Marsche der Soldaten, s. den Art. Marsch, Th. 85, S. 22 — 60. — Von den Belohnungen, Geschenken und der Beute, welche dem Soldaten zu Theil werden, s. Th. 50, S. 42—77, und den Art. Kriegs- und Militair-Orden, Th. 51, S. 450, 516. — Von der schon oben, S. 259, angeführten Werbung der

Soldaten, findet man die Kapitulationspunkte im Art. Kriegs-Kapitulation, Th. 50, S. 87 u. f., angeführt, wo auch zugleich, S. 91, der Eid angeführt worden, den die Neuangeworbenen schwören mußten. Ein zweites Reglement für die ausländische Werbung findet man im Artikel Kriegs-Etat, Th. 50, S. 222 u. f., und ein Werbe-Manifest, daselbst S. 230 u. f. — Von der schon oben, S. 303, angeführten Beköstigung und Löhnung der Soldaten, findet man auch in dem eben erwähnten Artikel, S. 233 u. f., Vieles angeführt, so auch von der Montur, S. 241 u. f., und von der Versorgung der Invaliden, S. 249 u. f. Ueber die Montur, s. auch Th. 93, S. 646. — Von der Behandlung der gefangenen Soldaten in den ältesten bis auf die neueren Zeiten, s. den Art. Krieges-Gefangene, Th. 50, S. 408, 468. — Von den Soldaten, welche sich als Spione oder Kundschafter gebrauchen lassen, s. den Art. Kriegs-Kundschafter, Spion, daselbst, S. 798. — Von den Soldaten im Feldlager bei den alten und neueren Völkern, s. den Art. Kriegs- oder Feldlager, Th. 51, S. 1—152. — Von der Kriegslist der Soldaten, s. den Art. Kriegslist, daselbst, S. 419 u. f. — Ueber die ehemaligen Reichssoldaten, das Reichsheer, s., auser dem schon oben Angeführten, den Art. Krieg, Th. 49, S. 606 u. f., und den Art. Kreistag, Th. 48, S. 526 u. f. — Von den Krankheiten der Soldaten, s. den Art. Kriegs- oder Feld-Krankheiten und Seuchen, Th. 50, S. 760 u. f., u. d. Art. Kriegs- oder Feld-Lazareth, Th. 51, S. 153—418. — Von den Begräbnissen der Soldaten, s. d. Art. Kriegs-Begräbniß, Th. 50, S. 31 u. f. — Von d. Quartiere, d. Wohnung, od. den Kasernen der Soldaten, s. den Art. Servis- und Einquartierungswesen, Th. 153, und Quartier, Th. 119,

S. 281. — Daß die Soldaten ehemals Handthierung treiben durften, s. Th. 21, S. 636.

Was die Seesoldaten bei den alten u. neueren Völkern, ihre Heeres-Einrichtungen, Exercitien oder Kriegsübungen ꝛc. ꝛc., anbetrifft, s. den Art. Kriegs-Flotte, Th. 50, S. 266—402; dann Schiffmannschaft, Th. 144, S. 311 u. f.; Schiffofficier, daf., S. 329 u. f.; dann d. Art. Schifffahrt, daselbst, S. 190—219, und unter Schlacht, daselbst, S. 634—665; und Seeschlacht, Th. 151, S. 731. Die Anzahl der Seesoldaten kann man in den Staaten, welche Flotten unterhalten, wie in England, Spanien, Frankreich, Rußland ꝛc. immer nicht genau angeben, weil sie in den Listen oft mit den Matrosen zusammen als Seeleute oder Seemannschaft aufgeführt werden, da sie Dienste zusammen auf den Schiffen verrichten. Die Anzahl der Englischen Seesoldaten oder Seeleute hat sich immer nach der Anzahl der bewaffneten Schiffe gerichtet. Wenn die Flotte aus 200 bis 250 Schiffen der Linie und Fregatten bestand, wozu noch eine beträchtliche Anzahl Kriegsschaluppen, Bombardiergalioten ꝛc. gekommen, so war die Besatzung gewöhnlich 60 bis 90,000 Seeleute. In Friedenszeiten sind gewöhnlich 10,000 Seeleute und eine verhältnißmäßige Anzahl von Kriegsschiffen unterhalten worden. Im Jahre 1765 hatte das Parlament 16,000 Seeleute für das genannte Jahr bewilliget, weil die angewachsene Macht des Staats eine Vermehrung erforderte, und 7600 Seesoldaten, die in den Seehäfen Dienste thun sollten. In dem siebenjährigen Kriege hat Großbritannien 184,893 Matrosen und Seesoldaten gebraucht, von denen nur 49,673 übrig geblieben sind; von den übrigen 135,220 sind nur 1512 in Gefechten getödtet worden, die andern sind entweder an Krankheiten gestorben, oder so vermißt worden, und die Unterhaltungskosten der Flotte betrugen vor dem Nordamerikanischen Kriege jährlich an

2 Millionen Pfund Sterling. In dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts bestand die Flotte, ohne die Kaperschiffe, aus beinahe 1006 Kriegsschiffen, die nicht nur fest und bequem gebauet, sondern auch mit Blitzableitern, Ventilatoren und Uhren zur Abmessung der Meereslänge versehen waren, 25 bis 30,000 Kanonen führten, die eine Besatzung von 150 bis 160,000 Seeleuten, theils Matrosen, theils Kanoniere und Seesoldaten hatten, wovon die Letzteren aus 143 Kompagnien bestanden. Der Stab bestand aus 48 Admirälen, 56 Viceadmirälen und eben so vielen Contreadmirälen, 761 Kapitainen, 518 Kommodoren, und 2988 Lieutenants. Während des letzten Krieges bestand die Flotte aus 1054 Kriegsschiffen, mit 171,549 Matrosen und Marinesoldaten. In den 1820ger Jahren ist die Seemacht sehr vermindert worden, so daß die ganze Macht sich auf 609 Kriegsschiffe aller Art belief, und danach auch die Mannschaft. An Sold erhielt jeder Admiral in Kriegszeiten täglich $3\frac{1}{2}$ Pfd., der Admiral der rothen Flagge, als Oberbefehlshaber, täglich 5 Pfd., jeder Viceadmiral $2\frac{1}{2}$, jeder Contreadmiral 1 Pfd. 16 Schillinge, der Kapitain 15 Schillinge, und der Lieutenant 12 Schillinge; die Matrosen und Seesoldaten, bei einer Anzahl von 150 bis 160,000 Mann, monatlich an 600 bis 640,000 Pfd. Sterling. Im Jahre 1808 kostete die Marine 17,496,647 Pfd. Sterling. Die Seesoldaten, auch die Matrosen, werden durch Werbung zum Dienste zusammengebracht; wenn aber die Anzahl der Letzteren zu geringe ist, so werden sie gepreßt; s. den Art. Matrose, Th. 85, S. 471. Da Großbritannien nur der Marine seine Größe verdankt, so werden auch die Seesoldaten von allen Graden sehr geschätzt, und genießen weit mehr Achtung im bürgerlichen Leben, als die Landsoldaten; auch erhalten sie einen höheren Sold. Sowohl die Officiere, als auch die Gemeinen, sind gleich den Matrosen von Jugend auf gleichsam auf der See aufgewachsen, und daher an alle mit ihrem Berufe ver-

bundenen Strapazen und Gefahren gewöhnt, und daher auch kühn und unternehmend. Auch besitzen Viele, deren Vermögensumstände es gestatten, gelehrte Kenntnisse, besonders aber diejenigen Wissenschaften, welche zur Marine gehören. Die Officiere dienen von unten auf, ihr erster Grad ist Seekadet, s. diesen Artikel, Th. 151, S. 685, und der zweite Lieutenant, und so geht es denn zum Kapitain ꝛc. hinauf. Der Seedienst läßt nicht, wie der Landdienst, Verkäuflichkeit der Stellen zu. Wer sich im Dienste bei einem Treffen ꝛc. auszeichnet, kann auf Beförderung rechnen, eben so giebt auch das Dienstalter Ansprüche darauf. Die beste Aussicht für den im Kriege verstümmelten oder durch Alter zum Dienste unfähig gewordenen Soldaten sind die guten Versorgungs-Anstalten zu Portsmouth, Plymouth und Greenwich. Das Seehospital zu Greenwich ist für 1500 Invaliden, welches jährlich 10,000 Pfd. Sterling zu unterhalten kostet. Dann genießen auch noch alle Seeofficiere, so wie ihre Wittwen und unversorgten Kinder ein Gnadengehalt. Dieses Alles sind besondere Aufmunterungen für den Seedienst, der, der Beschwerlichkeit wegen, sonst wenige Leute erhalten würde. Die wichtigsten Perioden, wo der Englische Seesoldat sich Ruhm erworben, auch wo England überhaupt seine Kräfte zur See der Welt gezeigt hat, sind unter der Regierung der Königin Elisabeth, unter dem Protectorate Cromwells, u. unter Georg dem Dritten, unter der Leitung des Admirals Nelson. Ein Mehreres über das Seewesen der Engländer, s. auch die Artikel Kriegsflotte, Th. 50, S. 355 u. f., und S. 377 u. f., Marine, Th. 84, S. 436 u. f.

Der Stand der Seesoldaten in Frankreich kommt dem der Engländer nicht gleich, obgleich zu verschiedenen Zeiten gute Einrichtungen getroffen worden, um die Marine in diesem Staate zu heben, besonders unter Ludwig dem Dreizehnten unter der Fürsorge

des Kardinals Richelieu, wo eine ziemliche Flotte zu Stande kam; und unter Ludwig dem Vierzehnten erreichte die Französische Seemacht die größte Höhe, obgleich sie auch schon bei seinen Lebzeiten in großen Verfall gerieth, und von der Zeit ab hat sie sich auch nicht wieder erholen können, obgleich in neuerer Zeit Napoleon Alles that, um sie wieder empor zu bringen, so scheiterten doch alle seine Versuche an der Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Engländer, welche die Französische Marine, besonders seit dem Aachener Frieden vom Jahre 1748, immer unter Druck erhielten. Wegen der Seesoldaten und Matrosen errichtete man im Jahre 1681 die sogenannten Klassen in den an der See belegenen Landschaften, welche die Seeofficiere, Matrosen und andere Seeleute enthielten. Es waren vier Klassen in Guienne, Bretagne, Normandie, Picardie, und drei in Poitou, Xaintonge, Land Aunix, den Inseln Re und Oleron, und in Languedok und Provence. Eine jede Klasse diente wechselweise drei bis vier Jahre, und diejenigen, welche nicht dienten, konnten sich auf die Kauffartheischiffe vermiethen. Im Jahre 1743 betrug ihre Anzahl 60,800 Mann, von denen aber nur in den Häfen und Kolonien im Solde des Königs 12,800 Mann waren, nachher 70,000 Mann. Die Französischen Matrosen sollen nicht gut Stich halten, sondern sich, nach des Landes, wo ihnen im Dienste etwas Widriges begegnet, davon machen und in andere Dienste gehen. Der genannte Schriftsteller setzt hinzu: daß dieses ein allgemeiner Fehler seiner Nation sei, die immer das Neue vorziehe und sich durch einen eitlen Eigensinn antreiben lasse das Königreich ohne die geringste Ursache zu verlassen. Da hat dieser Schriftsteller ein sehr wahres Wort von seiner Nation gesprochen; denn Beständigkeit liegt in ihrem Charakter eben nicht. Im Jahre 1786 bestand die Seemacht, ohne die Seeofficiere, aus einem Corps royal des Canoniers matelots

von neun Divisionen, jede von neun Kompagnien, und jede Kompagnie von 100 Mann, also überhaupt 8100 Mann, welche die Bedienung der Artillerie auf den Kriegsschiffen besorgt; dann aus einem Corps des Canoniers Gardes côtes von zehn Divisionen und 418 Kompagnien, zusammen von 21,420 Mann, ohne die Officiere. Diese Miliz wird durch das Loos aus der jungen Mannschaft, der dem Seewesen zugetheilten Districte gewählt; sie dient fünf Jahre, alle Jahre aber geht ein Fünftel ab und wird durch neue ersetzt. Es standen ferner noch bei der Marine drei Kompagnien Gardes de la Marine oder junge Edelleute, aus denen die Officiere genommen wurden. Ehemals waren auch noch hundert Freikompagnien Seesoldaten, aus denen die Schiffe bemannt wurden, späterhin kamen sie nicht mehr vor; man nahm die Besatzung der Kriegs-Schiffe von der Infanterie der Armee. Die Zahl der nach den Districten, in welchen sie wohnen, in Divisionen und Klassen abgetheilten Matrosen sollte über 90,000 seyn. In dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts bestand die Französische Seemacht unter Napoleon aus 4 Regimentern Seeartillerie, 6 Kompagnien Artilleriearbeitern und 6 Kompagnien Artillerielehrlingen. Uebrigens wurden die Kriegsschiffe, wie schon oben erwähnt worden, mit Landtruppen besetzt. Die zur Seeartillerie gehörige Mannschaft, so wie die Matrosen werden aus dreißig zur Conscription für den Seedienst bestimmten Departements ausgehoben. Im Jahre 1805 waren 400,130 Köpfe in der Marine-Inscription begriffen. Zu Ende des Jahres 1808 betrug die ganze Seemacht 40 Linienschiffe und 30 Fregatten. Im Jahre 1821 betrug die Anzahl 5 Linienschiffe und 5 Fregatten mehr. Um sich zum Seedienst zu bilden giebt es Schifffahrts- und Seeartillerieschulen. Ueber den Französischen Seedienst und die Marine, s. auch unter Kriegs-Flotte, Th. 50, S. 372, 380, 381.

Die Spanische Marine hatte unter Philipp dem Zweiten eine ansehnliche Höhe erreicht, und bei der unüberwindlichen Flotte mußte man auch tüchtige Seesoldaten, überhaupt Seeleute voraussetzen, und besonders zeichneten sich auch die Biscayer darin aus; allein diese Flotte erlitt noch unter dem genannten Regenten, eine große Niederlage, theils durch Stürme, theils auch durch die Macht der Engländer, zur Eroberung deren Staats sie abgeschickt worden, von dieser Zeit ab sank sie herab und hat sich nicht wieder erheben können; denn alle Mühe, die sich Philipp der Fünfte nach dem Utrechter Frieden gab, sie wieder empor zu bringen, hatte doch keinen sehr günstigen Erfolg, weil die Engländer seit der Zeit ihrer Niederlage, die Herrschaft auf dem Meere behaupteten, welches auch die letzte bedeutende Seeschlacht der Spanier im Vereine mit den Franzosen gegen die Engländer im Jahre 1805 bei Kap Trafalgar bewies, wo der Englische Admiral Lord Nelson den Sieg über die Admirâle Gravina und Villeneuve davon trug, s. unter Schlacht, Th. 144, S. 643, u. f. Im Jahre 1754 bestand die Flotte aus 26 Linienschiffen, 13 Fregatten, 8 Chebecken und mehreren andern Fahrzeugen. Die Mannschaft betrug 49,014 Mann. Im Jahre 1760 war die Zahl der Kriegsschiffe von der Linie 47, und 14 Chebecken ꝛc. Die jährlichen Kosten belaufen sich auf 6,234,481 Escudos de Vellon. Im Jahre 1788 sollte die Flotte auf 100 Schiffe gebracht werden. In dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts betrug die Flotte 50 Linienschiffe, 30 Fregatten und 100 kleinern Kriegs-Fahrzeugen, wozu 12,000 Mann Seetruppen, über 3000 Mann Artillerie und 40,000 Mann Matrosen gehörten. Im Jahre 1822 bestand die Flotte nur aus 12 Linienschiffen, 18 Fregatten und 30 kleineren Fahrzeugen. Zur Bildung des Seesoldaten überhaupt des Seemannes hat die Regierung gesorgt. Man hat Marine- und Seeartillerie-

schulen, in jedem Kriegshafen eine, und 9 Steuermannschulen. S. auch unter Kriegs-Flotte, Th. 50, S. 372, 381. — So sehr Portugal sich auch zur See unter dem Infanten Heinrich, mit dem Beinamen der Seefahrer, noch vor der Entdeckung Amerika's ausgezeichnet hat, so waren diese Unternehmungen zur See doch nur auf Entdeckungsreisen beschränkt; denn Seekriege mit Erfolg zu bestehen, dazu war seine Marine zu schwach; so viel ist aber gewiß, daß die Portugiesen kühne Seefahrer waren und tüchtige Seeleute gebildet haben. In der Zeit, wo Portugal mit Spanien unter d. Königen Philipp dem Zweiten, dem Dritten u. dem Vierten stand, ist ihre Marine mit der Spanischen verbunden gewesen, als sich Portugal von Spanien unter seinem Regenten Johann dem Vierten trennte, hat die Marine wieder Selbstständigkeit gewonnen. Im Jahre 1788 bestand sie aus 10 Linienschiffen und 7 Fregatten, und 1825 aus 5 Linienschiffen und 6 Fregatten. Ueber die Bildung des Seesoldaten läßt sich daher hier wenig sagen.

Die Niederlande, besonders aber die nördlichen Provinzen oder Holland, die jetzt wieder von den südlichen oder Belgien getrennt worden, haben immer gute Seeleute, Seesoldaten, gehabt, besonders unter den großen Seehelden, den Admiralen Tromp und Ruyter, die selbst England zittern machten, und im Jahre 1668 im Frieden zu Aachen selbst Ludwig den Vierzehnten demüthigten, daß er seine Absicht auf die Spanischen Niederlande aufgeben mußte. Späterhin sank die Marine herab; nur erst zu Anfange des letzten Drittels des vorigen Jahrhunderts fing man wieder an auf Verbesserung der Seemacht zu denken. Im Jahre 1784 bestand die Marine aus 43 Linienschiffen, 43 Fregatten und einigen andern Kriegsfahrzeugen; allein zu der Höhe, die das Doppelte an Schiffen betrug, im zweiten Drittel des 17ten Jahrhunderts ist sie nie wieder gelangt. In den

1820ger Jahren bestand die Flotte der vereinten Niederlande aus 14 Linienschiffen, 22 Fregatten, 8 Briggs ꝛc. Ueber den Seedienst der Holländer ꝛc. s. unter Schifffahrt, Th. 144, S. 237, u. f.

Was die Seesoldaten der Russischen Marine anbetrifft, die sich unter Peter dem Großen zu bilden anfing, oder vielmehr von der dieser Monarch der Schöpfer war, so ist darüber schon unter Rußland Th. 129 Manches gesagt worden. Die Schiffsmannschaft hat ihre Tüchtigkeit im Seetreffen, besonders in den Kriegen mit den Türken unter der Kaiserin Catharina der Zweiten, in den Jahren 1768—1774, und 1787—1792, wo die Russische Flotte von den Admirä'en Alexeij Orlow u. dem Prinzen v. Nassau befehliget wurde, bewiesen. Der erste vernichtete in dem Jahre 1770 mit der Hülfe einiger Englischer Anführer, die ganze Türkische Flotte. Hier hatten nun die Russen ihre Ueberlegenheit zur See über die Türkische Flotte, die sehr ansehnlich war und sich muthig vertheidigte, gezeigt. Unter Alexander dem Ersten ist die Seemacht noch mehr gehoben worden. Die Russische Seemacht zählt gegenwärtig 70 Linienschiffe, 18 Fregatten und eine große Anzahl anderer Kriegsschiffe, und an Mannschaft 33,000 Matrosen, 9000 Seesoldaten und 3000 Seeartilleristen.

Ueber die Schwedischen Seesoldaten und die Schwedische Marine, s. unter Schweden, Th. 150, S. 436. Der Stifter der Schwedischen Seemacht ist König Gustav der Erste, welcher zuerst beständig Kriegsschiffe unterhielt. Sein Sohn Erich der Vierzehnte hatte in dem Kriege mit Dänemark eine Flotte von 50 Schiffen in See, und darunter eins, das über 200 Kanonen führte, und in dem Treffen bei Gothland im Jahre 1564 in die Luft flog. Unter Gustav Adolph und Karl Gustav ist die Schwedische Seemacht ansehnlich, noch ansehnlicher aber unter

Karl dem Eilften gewesen. Unter Karl dem Zwölften ging sie beinahe ganz zu Grunde und erhob sich nur erst wieder unter den folgenden Regierungen. Im Jahre 1790, vor dem unglücklichen Ereignisse bei Reval und dem Auslaufen aus dem Wiborgischen Meerbusen, bestand die Schwedische Seemacht aus 29 Linienschiffen, 23 Fregatten und einer Menge Galeeren, woraus die Scheerenflotte besteht. Sie haben eiserne Kanonen, aus denen Steine geschossen werden. Die meisten Galeeren haben auch noch eine Kanone auf d. Vordertheile, die 24 Pfd. schießt, die andern einen 12pfünder. Zu Anfange des Jahres 1808 zählte die große Flotte 30 Linienschiffe und 16 Fregatten, wovon jedoch nicht alle in brauchbarem Stande waren. Die Bemannung bestand aus 16,000 Matrosen. Die Seeofficiere und Seeleute erhalten ihren Unterricht in der Kriegsakademie und in der Navigationsschule zu Stockholm, und auch in dem Militärerziehungshause zu Stralsund. Die zum Dienste untauglich gewordenen Seeleute werden aus der Invalidenkasse unterhalten.

Das Dänische Seeheer oder die Dänisch'e Seemacht bestand in dem ersten Drittel des verwichenen Jahrhunderts in Friedenszeiten aus 34 Schiffen von der Linie, 16 Fregatten, über 40 Galeeren ꝛc., und waren besetzt mit 1800 Zimmerleuten, 400 Kanonieren und 3 bis 4000 Matrosen, welche Jahr aus, Jahr ein, beständig Sold erhalten. Seit dem Jahre 1755 war die Seemacht in 4 Divisionen eingetheilt, davon jede 10 Kompagnien und eine Artillerie Kompagnie in sich faßt; in Kriegszeiten kann die Flotte noch um 24 Kriegsschiffe vermehrt werden. Es fehlt den Seesoldaten in Dänemark nicht an Gelegenheit sich auszubilden, auch haben sich die Dänen immer als tüchtige Seemänner durch Tapferkeit und Muth ausgezeichnet. Um gute Seeofficiere zu bilden, wurde schon im Jahre 1701 eine Seekadettenkompagnie errichtet, und derselben ein jährlicher Sold ausgesetzt. Die eingeschriebenen Matrosen, die

unter der Aufsicht von Officieren stehen, beliefen sich in der Mitte des vrwichenen Jahrhunderts auf 20,000 Mann, s. auch unter Kopenhagen, Th. 43, S. 776. In dem oben angeführten Verhältnisse hat sich die Flotte immer bis zu dem gegenwärtigen Jahrhunderte erhalten. Im Jahre 1806 bestand sie noch aus 20 Linienschiffen, 16 Fregatten ꝛc., worunter auch eine schwimmende Defension von 4 Schießpramen, und eine schwimmende Batterie. Nachdem die Britten aber die Dänische Flotte im Jahre 1807 fast gänzlich wegnahmen, und durch den Verlust von Norwegen, ist sie bis auf 3 Linienschiffe 6 Fregatten ꝛc. herabgesunken. Bis zum J. 1806 hat Dänemark immer noch 1 Korps Seesoldaten, Seeartillerie, u. eine Anzahl von 4—5000 Matrosen unterhalten, welche durch Conscription aus gewissen Bezirken recrutirt wurden. Für diejenigen Seesoldaten und Matrosen, welche im Dienste unfähig geworden, besteht ein Seehospital in Kopenhagen.

Was die Seemacht der Türken betrifft, s. unter Türkey, in T. Die übrigen kleinen Seemächte unter den Italienischen Staaten ꝛc. müssen hier übergangen werden.

Ueber die Land- und Seesoldaten, ihre Einrichtungen in Hinsicht des Dienstes, ihre Kriegsübungen ꝛc. ꝛc. sehe man, ausser den schon Th. 49, 50, 51, 52 u. 53 angeführten Schriften, noch nach:

Die wahren Pflichten des Soldaten, und insbesondere eines Edelmannes, welcher sein Glück in Kriegsdiensten zu machen sucht, ntbst dem Bilde eines vollkommenen Officiers, eines ehrlichen Mannes und eines wahren Christen, von Chr. A. Palm. Aus dem Französischen. Berlin, 1753.

Ueber den Dienst, 2te Auflage, Boston, 1784.

Dienstpflichten und Verhaltungen für den Militairstand in kleinen fürstlichen Staaten, Bonn, 1787.

Fragmente aus dem Oesterreichischen Kriegsreglement, als ein Beitrag zur näheren Kenntniß des Oesterreichischen Militairdienstes. Frankfurt, 1783.

Mauvillons Geschichte und Darstellung des Bran-

denburg- und Preußischen Soldatenwesens bis zur Regierung Friedrich Wilhelms des Zweiten. Mit Anmerkungen von Blankenburg. Leipz., 1796.

Militairische Encyklopädie, 2 Theile. Göttingen, 1796.

Abhandlung über den Wehrstand und dessen Erforderniß; aus Erfahrungsgründen u. s. w., von dem Obersten Freiherrn v. Verschuer. Stadthagen, 1778.

Pflichten und Regeln eines Husarenofficiers und seiner Subalternen, nebst beigefügter Anwendung ihrer Uebungen. Leipzig, 1793.

Unterricht für Unterofficiere und Unterofficiers-Subjecte, mit den nöthigsten Vorbereitungskenntnissen. Nebst Bemerkungen über einige besondere Verhältnisse des Soldatenstandes, zum Selbstunterricht und zum Gebrauch für diejenigen, welche sich mit derselben Unterweisung beschäftigen. Leipzig.

Anweisnng, den Kavalleristen in Friedenszeiten den ganzen Dienst zu lehren, von A. W. v. Stamford. Berlin, 1794.

Die Situationszeichnung für Soldaten, von X. Schienert. Mit 13 Kupfern und einem Modell in Gyps. Berlin, 1806.

Praktische Grundsätze und Anleitung zu militairischen Evolutionen, von F. C. v. Saldern. Kopenhagen, 1796.

Instruktion für das Königl. Preuß. Ulanen-Regiment, von Saint Paul. Berlin, 1810. — Desselben Bemerkungen über das Exercieren zu Pferde, oder die sogenannten Evolutionen für die Königl. Preuß. Ulanen-Regimenter, daselbst.

Anleitung zu dem Unterrichte der Rekruten der Kavallerie, auf der Reitbahn, von F. A. v. Lindenau. Leipzig, 1804. — Desselben Entwurf in einer Anweisung, wie das Benehmen eines Kavalleristen, bei Gefechten in zerstreuter Ordnung, in Friedenszeiten zu lehren und zu üben sei, daselbst, 1806.

Handbuch zur Erlernung der Marine und der Construction der Seeschiffe, von D. Braubach. Mit Kupfern. Bremen, 1800.

Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre

Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit. 3 Thle. Leipzig, 1797, 1798.

Vom Dienste im Felde, für Unterofficiere der Infanterie, und auch für Layen in der Kriegskunst, von J. v. Ewald. Schleßwig, 1802.

Ueber Pflichten und Rechte in Dienstverrichtungen gemeiner Infanteristen; in Fragen und Antworten. Heilbronn, 1811.

Militairische Monatsschrift. 3 Jahrgänge. Berlin, 1785—87.

Neues Militair-Archiv, von einer Gesellschaft erfahrener Deutscher und Schweizer Officiere. 1r. Bd. 6s. Stück. Zürich, 1803, 4.

Neuestes Militairisches Journal. 1r.—4r. Bd. Hannover.

A short Adress to the Public on the Pay of the British Army by an Officer, 1786.

Bertuch, über die Erziehung des künftigen Soldaten. Berlin, 1781.

Versuch einer Encyklopädie der für den Infanteristen vorzüglichsten nöthigsten militair. Wissenschaften von W. D. A. v. Schlieben. 2 Bde. Leipz., 1804—10.

Fragmente eines alten freimüthigen Officiers (Fried. Otto v. Diericke) über die Veredlung des Soldaten ꝛc. Königsberg.

Taschenbuch für Officiere. Braunschweig, 1792.

Taschenbuch für Officiere der leichten Infanterie, von einem Preußischen Officiere. Warschau, 1797.

Taschenbuch für junge Officiere in der Garnison und im Felde. Mit Kupfern. Berlin, 1798.

Unterricht für seine Söhne und alle junge Leute, die sich den Kriegsdiensten widmen wollen. Aus dem Französischen. Dresden, 1799.

Reglement, das Exercitium und die Manövres der Franz. Infanterie betreffend, 2. Auflage. Braunschweig, 1811.

Reglement für die Französische Kavallerie, ihr Exerciren und Manövriren betreffend. Aus dem Französischen von Fried. Küttner, 3 Theile in 4 Bänden. Weimar, 1802—4.

Neues militairisches Magazin von J. G. Hoyer 2 Bde. Leipzig, 1798—1802.

Mars, eine allgemeine Zeitung für Militairpersonen und Freunde des Militairs. 7 Hefte. Berlin, 1804 und 1805.

Militairische Encyklopädie für künftige Officiere, besonders für Preußische. Herausgegeben von F. L. Streit. 1r Theil, in 2 Abtheilungen. Berlin, 1800.

Almanac Imperial pour l'année MDCCCX. p. 270, 255, 298.

Geographische Ephemeriden. Bd. 28., 1809. S. 17.

Politisches Journal, Junius, 1806. XIX. — März 1808, S. 248 u. f.

Schwedische Kriegs- und Civil-Kalender.

Ueber die Entstehung, die Fortschritte und die gegenwärtige Verfassung der Russischen Armee ꝛc. von C. v. Plotho. 1810.

Bergius altes Magazin der Kameralwissenschaften, 2r Bd., S. 273 u. f.

Pfeiffers Verbesserungsvorschläge, Th. 1, S. 64 u. f.

Der Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft, 1r. Th., S. 61 u. f.

Patriotische Vorschläge von Griesheim.

Oeconomia forensis, 5r. Bd., S. 163.

Grab der Chicane, 2r. Th., S. 184 u. f.

Leipziger Intelligenzblatt, Jahrg. 1781, S. 229; 1782, S. 173, 243.

Der Veteran, Th. 1, S. 8, 76, 79, 90, 107, 257; Th. 2, S. 272, nebst der frlgenden Abhandlung.

Von Heß, Staatssachen, S. 408, 490.

Von Lamotte, Beiträge zur Landwirthschaft, Th. 1, S. 25; Th. 3, S. 533.

Cameral-Verwaltung der sämmtlichen zur Preußischen Militair-Verfassung gehörigen Landeseinrichtungen und Kammersachen; ein Abriß des praktischen Cameral- und Finanz-Wesens nach den Grundsätzen, Landesverfassungen und Landesgesetzen in den Königlich Preußischen Staaten, oder Preußische Cameral- und Finanz-Praxis, von Georg Heinrich Borowski, 2r. Bd., S. 641 u. f.

Ribbentropp, Verfassung des Preußischen Canton-Wesens. Minden, 1798.

Königl. Preußische Canton-, Invaliden-, Marsch- und Servis-Reglements.

Ueber die Canton-Verfassung in den Preußischen Staaten ꝛc., von dem Herrn v. Arnim. Frankfurt, 1788.

Ranglisten der verschiedenen Armeen.

Kurzgefaßte Stammliste aller Regimenter und Korps der Königl. Preuß. Armee. Berlin, 1793.

Büschings Erdbeschreibung, 3r. Th. 8te. Aufl. Hamburg, 1788, S. 37 u. f., S. 183 u. f., S. 424 u. f.; 4r. Th., daselbst, 1789, S. 27 u. f., S. 441 u. f., S. 620 u. f.; 5r. Th. daselbst, 1789, S. 411 u. f.

Soldat (ackerbauender), Kolonie-soldat, i. Rußland ein Soldat der Militair-Kolonien, s. oben, S. 342. Nach einer neuern Verordnung des Kaisers von Rußland sollen mit den Bezirken der Militair-Kolonien des Grenadier-Korps folgende Veränderungen vorgehen: Sie sollen nicht mehr zu den Regimentern und zur Artillerie-Division gehörig, gerechnet werden. Ihre Bestimmung ist nach den allgemeinen Regeln der Militair-Einquartirung, denjenigen Truppen, die vom Kaiser dazu ausersehen werden, zum beständigen Kantonnement zu dienen. Diese Bezirke sollen den Namen: Bezirke der ackerbauenden Soldaten führen; zugleich sollen ihnen fortlaufende Nummern beigelegt werden. Die kolonisirten Bataillone sollen dem Namen und ihrem Bestande nach, aufgehoben werden, dagegen sollen die Kompagnien jedes Bezirks, Aemter genannt, und in jedem Bezirke besonders mit fortlaufenden Nummern bezeichnet werden. Die Benennung Feldwebel in den Aemtern, den ehemaligen Kompagnien, soll mit Amtshaupt vertauscht werden. Die Wahl und die Ernennung der Amtshäupter aus der Zahl der Wirthe, wird dem Kommandeur des Kreises übertragen. Den Militair-Kolonisten soll der Name ackerbauende Soldaten beigelegt werden, und

ihre Söhne sollen bis zu ihrem zwanzigsten Jahre mit dem Namen minderjährige Söhne der ackerbauenden Soldaten benannt werden. Nach dieser Grundlage erhalten die bisherigen Regiments=Verwaltungs- und Kompagnie=Komiteen folgende Benennungen: Erstere: die der Bezirks=Comiteen; letztere: die der Aemter=Komiteen.

Soldat, bei den Alten, den Israeliten, Griechen, Römern, Deutschen ꝛc., s. oben, S. 214.

— (angeworbener), s. Soldat (Kapitular=).

— (ausgedienter), Invalide, s. Th. 30, S. 455 u. f.

— (Bley=), ein aus Bley gegossener Soldat zum Spielen, oder ein Spielwerk für Kinder. Man macht die Form dazu aus Gyps. Sie besteht aus zwei Hälften, die man zusammensetzt, und in das auf der Oberfläche befindliche Loch, oder in die auf der obern Seite befindliche Oeffnung, die in das Innere der Form führt, gießt man das über Feuer geschmolzene Bley. Beim Auseinandernehmen der Form findet man darin den gegossenen Soldaten, den man dann auspußt und mit Oelfarben ausmalt. Die Formstücke müssen mit Bindfaden zusammen gebunden werden.

— (Bürger=), Nationalgardist, Kommunalgardist, Bürgergardist, s. oben, S. 365, und Th. 101, S. 418.

—, eine Conchylie, die zu den Tuten, Conus, gehört.

—, eine Art Fangheuschrecken, das Riesengespenst, Mantis gigas, Fr. le Soldat, welche zu den Gespenstern gerechnet wird.

— (Feld=), Linienſoldat, nicht allein Soldaten, welche bei einem Kriege ins Feld ziehen, sondern auch zum Unterschiede der Gardesoldaten, welche die Leibwache des Fürsten ausmachen, mehr Tractament oder Sold erhalten, und einige Auszeichnungen auf der Montur haben; bei einem Kriege aber auch ins Feld

ziehen oder rücken, und gleich den Liniensoldaten mitkämpfen. S. auch oben, S. 213 u. f.

Soldat (Festungs=), ein Soldat, welcher in e. Festung Dienste thut, die Besatzung derselben ausmacht. In Preussen nimmt man zu Festungssoldaten die Garnison=Bataillone, die aus denjenigen Individuen bestehen, welche über die festgesetzte Zeit dienen und auf eine Versorgung Anspruch machen ꝛc.

— (Fuß=), der Infanterist, im Gegensatz des Soldaten zu Pferde, des Kavalleristen, Reiters.

— (Galla=), s. oben, S. 221.

— (Garde=), ein Soldat der Leibgarde eines Fürsten; s. unter Soldat (Feld=). Die Gardesoldaten bestehen in einigen Staaten aus Truppen, die besondere Benennungen und auch eine andere Bekleidung haben. In andern Staaten, wie z. B. in Preussen, giebt es von jeder Truppengattung in der Linie auch ein Garde-Regiment, als Gardefußregimenter: (Musketier und Grenadier) Gardejäger, Gardeschützen, Gardegarnisontruppen und Gardeinvaliden; dann Garde=Landwehr (Musketier und Grenadier), und Garde=Gensd'armen zu Fuße. — Garde=Reiterey oder Kavallerie: Garde=Küraſſier, wozu auch die Garde du Corps, ein besonderes Regiment, gehören, Garde=Dragoner, Garde=Husaren, Garde=Uhlanen, Garde=Landwehr, Garde=Gensd'armerie zu Pferde. — Garde=Artillerie zu Fuße und zu Pferde, Garde=Pionier ꝛc. Die Auszeichnung besteht nur in etwas feinerem Tuche zur Montur, und in ein Paar Litzen am Kragen und an den Armaufschlägen, und daß bei der Infanterie, bei den beiden ersten Bataillonen des Regiments, so viel, als möglich, auf große, gut gewachsene Leute gesehen wird. — So hat man z. B. in Frankreich Grenadiers à Cheval und Lanciers bei der Garde=Kavallerie, welche Truppengattung in der Linie fehlt. Einige Fürsten haben Schweizersoldaten zur Leibwache,

zur Garde, wie die Könige von Spanien und von Neapel; einige Fürsten haben besondere Garden, sogenannte Pallast-Soldaten, welche keine Kriegsdienste thun, sich nur um die Person des Monarchen und dessen Familie befinden, und dessen Schloß, Burg, Pallast bewachen, wie die Ungarische adeliche Leibwache zu Pferde, die bloß aus Ungarischen, Croatischen, Slavonischen und Siebenbürgischen jungen Edelleuten zusammengesetzt ist, und aus 40 Mann zu Pferde, ohne die Officiere, besteht; die erste Arcieren-Leibgarde, womit die Galicische Abtheilung vereinigt ist, zusammen 90 Mann, ohne die Officiere, stark, u. dann d. Trabanten-Leibgarde zu Fuß, 80 Mann stark, ohne die Officiere, in Oesterreich. Zu diesen Garden kann man nun noch die Preußische Kronengarde rechnen, die aus gedienten Unter-Officieren und Feldwebeln oder Wachmeistern besteht und auch nicht ins Feld rückt ꝛc. ꝛc. Diese letztern Garde- oder Pallast-Soldaten beziehen einen höheren Sold, als die eigentlichen Garden, die mit ins Feld rücken, weil sie wegen ihrer geringen Anzahl oft im Dienste wechseln müssen, und also fast täglich beschäftiget sind.

Soldat (gemeiner), s. oben, S. 213.

— (Gottes-), Soldat Gottes, s. das., S. 232.

— (Haus-), Pallastsoldaten, Leibsoldaten, sind Bedienten der Fürsten, die wie Soldaten gekleidet gehen, z. B. als Husar ꝛc., s. Kammerhusar, Th. 33, und dann Heiducke, Theil 22, S. 758. Man findet sie nur noch jetzt an einigen Höfen. Auch die Schweizer und andere Garden, die einige Fürsten halten und die nicht mit ins Feld rücken, werden Pallast- und Leibsoldaten genannt. Auch der sogenannten Kronengarde in Preussen, die von Friedrich Wilhelm d. Dritten errichtet worden, und im Königlichen Schlosse, in den Königl. Museen ꝛc. den Dienst verrichtet, kann man

diesen Namen gleichfalls geben; s. auch oben, unter Soldat (Garde=).

Soldat (Kanton=), Kantonist, s. oben, S. 336 u. f. Man nennt so die Rekruten, welche aus den Kantons oder aus den zur Aushebung bestimmten Bezirken zum Militairdienste genommen werden.

— (Kapitular=) angeworbener Soldat, ein Soldat, welcher auf Kapitulation zum Kriegsdienste auf gewisse Jahre engagirt wird, der also die Verpflichtung zum Militairdienste in dem Lande, für dessen Dienste er geworben wird, nicht hat; es kann daher außer dem Ausländer, der gewöhnlich geworben wird, auch ein Inländer seyn. S. auch oben, S. 236, 259 u. f.

—, eine Krabbe, s. unter Krebs, Th. 48, S. 218.

— (Kreuz=), s. unter Kreuzzug, Th. 49.

— (Land=), im Gegensatz des Seesoldaten, s. oben, S. 213.

— (Landwehr=), s. oben, S. 214, 225, und unter Volksbewaffnung, in V.

— (Lehn=), s. oben, S. 233, und Th. 69, S. 483.

— (Leib=), s. Soldat (Haus=).

— (Linien=), s. Soldat (Feld=).

— (Lohn=), Söldner, s. oben, S. 233.

—, bei den neuern Völkern, den Europäischen, als den Oesterreichern, Preussen, Engländern, Franzosen, Spaniern, Niederländern, Italienern, Russen, Schweden, Dänen ꝛc. ꝛc., s. oben, S. 306 u. f.

— (Pallast=), s. Soldat (Haus=).

—, eine Phalåne, ein Nachtfalter, Phalaena militaris.

— (Polizey=), eine Benennung, welche man den in mehreren Staaten Europas eingeführten Gensd'armes giebt, weil sie zur Hülfsleistung der Polizey dienen u. überhaupt mit dieser einen gleichen Zweck haben,

besonders auf dem Lande; s. oben, S. 360. Hierher kann man auch die Constables, eine Art Gerichtsdiener in England, rechnen ꝛc.

Soldat (Reichs-), s. oben, S. 318 u. f.

—, eine Schnecke, die Elterwendelschnecke, Turbo pica, Fr. La Veuve, welche glatt, mit einem Nabel versehen und schwarz und weiß gefleckt ist.

— (Schiffs-), s. oben, S. 213.

— (See-), s. daselbst.

— (stehender), s. das., S. 237 u. f.

— (Stadt-), s. diesen Artikel.

— (Train-), s. diesen Artikel.

— (Werbe-), Werber, s. oben, S. 259 u. f.

Soldatenabschied, eine Entlassung aus den Kriegsdiensten. Es ist ein schriftliches, untersiegeltes Zeugniß, welches der Soldat bekommt, wenn er Alters halber Dienste zu thun unfähig oder untüchtig geworden, oder wegen Blessuren und andrer Schäden, auch andrer Ursachen Willen, aus dem Dienste entlassen wird, um sich mit diesem Zeugnisse bei jeder Anforderung an seine Person zu legitimiren. In diesem Abschiede wird seine Dienstzeit, sein Verhalten während derselben, der Grund seiner Entlassung ꝛc. ꝛc. angeführt, und dann der Abschied mit dem Regimentssiegel besiegelt und mit der Namensunterschrift des Regiments-Kommandeurs versehen. Wenn ein Soldat ohne Abschied von dem Regimente weggejagt wird, so ist solches allemal eine harte Strafe und ein sicherer Beweis seines Uebelverhaltens.

Soldatenbegräbniß, s. Th. 50, S. 31 u. f.

Soldatenbildung, nicht allein die Ausbildung des Soldaten in den Waffen, seine Waffenübungen, sondern auch seine Ausbildung in den dazu nöthigen Wissenschaften, welche letztere Bildung jedoch nur diejenigen dieses Standes zu erlangen nöthig haben,

die auf Avancement dienen, also höhere Chargen erreichen wollen; s. oben, S. 272, und S. 298 u. f.

Soldatencorps, s. Soldatenkorps.

Soldatendienst, Fr. Service militair. Die Obliegenheiten und Dienst-Verrichtungen eines Soldaten von allen Graden, das heißt, vom obersten Officiere bis zum Gemeinen herab. Der Dienst zerfällt in zwei Hauptabtheilungen: in den Garnison- und in den Felddienst; dann unterscheidet man noch den innern allgemeinen oder kleinen Feld-dienst, Kommandos, Meldungen, Rapports ꝛc. betreffend, und von diesem wieder besonders den Kompagniedienst, oder die Vorschrift zur innern Einrichtung einer Kompagnie ꝛc. — Vor allen Dingen gehört zum Militairdienste ein gottesfürchtiger Mensch, der dann auch gewissenhaft dem Dienste seines Monarchen und dem Vaterlande ergeben seyn wird, welches aber bei einem leichtsinnigen, sich über Alles hinwegsetzenden Menschen nicht der Fall ist, dem der Eid, den er geleistet hat, nur ein Spiel ist. Dann muß der Soldat ein thätiger, aufrichtiger, redlicher ordnungs- und ehrliebender Mann seyn, ohne Heuchelei, Arglist und falsche Ruhmsucht, die ihn zu Handlungen verleiten kann, die gegen das Interesse seines Monarchen und seines Vaterlandes gerichtet sind, wovon die neuere und die neueste Zeit Beispiele aufstellt, die aber auch der ältern nicht fehlen. Ferner muß ein Soldat beherzt seyn und mit erneuetem Muthe die ihm aufgetragenen Befehle befolgen, und einen besonderen Fleiß anwenden, um eine richtige Kenntniß alles dessen zu erlangen, was in seinem Dienste vorgehen kann, damit er wisse, wie bei vorkommenden, ungewöhnlichen und unerwarteten Vorfällen, worüber vorher keine Verhaltungsbefehle haben ertheilt werden können, solchen klüglich und mit Ehre zu begegnen, sie abzuwenden oder zu vermitteln seien; denn die Erfah-

rung hat mehr denn zu oft im Kriege gezeigt, daß in solchen Fällen, sowohl durch Unwissenheit, als Unentschlossenheit der Verlust ganzer Provinzen die Folge gewesen; deshalb muß Klugheit und Tapferkeit einem wahren Soldaten beiwohnen; dann muß er auch eine gute Aufführung besitzen. Dieses vereint giebt ihm die Würde eines Soldaten, wie er seyn muß, der mit Recht auf die Anerkennung seiner Verdienste von Seiten seines Monarchen und des Staates Ansprüche hat, und der auch einer gewissen Belohnung entgegen sehen darf. —

In den meisten Staaten Europas giebt es, sowohl für die Infanterie, als auch für die Kavallerie und Artillerie, gedruckte Dienst-Reglements, nach welchen sich die Dienstthuenden zu richten haben. Diese Reglements oder Dienst-Vorschriften sind mehrentheils in den Haupt-Dienstangelegenheiten von gleichem Inhalte und nur in einigen Fällen verschieden. In einigen Reglements werden den Staabs-Officieren, Kapitains und Lieutenants ꝛc. nach ihren Chargen besondere Dienst-Verrichtungen bestimmt; ein gleiches geschieht auch bei den Unter-Officieren ꝛc.; andere Reglements bestimmen nicht den Dienst der Subaltern-Officiere nach ihren Chargen besonders, eben so wenig denjenigen der Unter-Officiere, sondern der Dienst aller Subaltern-Officiere wird überhaupt befohlen, und ein gleiches geschieht auch mit dem Dienste der Unter-Officiere. Alle Dienst-Reglements sind nicht gleich deutlich und verständlich, und daher werden dergleichen Reglements, in welchen dunkle Stellen vorkommen, die entweder absichtlich so gestellt, oder ihr Umfang ließ sich mit Worten in der Kürze nicht deutlich geben, von den Ober-Officieren erklärt, damit sich Niemand bei einem Versehen im Dienste mit einer solchen zweifelhaften Stelle entschuldigen möge. In mehreren Armeen, die auf dem alten Fuße geblieben

und mit dem Zeitgeiste nicht fortgeschritten sind, findet man Dienst-Reglements, die, ihrer Weitläuftigkeit wegen, einige Bände ausmachen, ein unbequemes Format enthalten, und daher den Officier hindern, sie bei sich zu tragen, oder die jungen Officiere sind gezwungen, einen Auszug daraus zu machen, wenn sie Kunde von dem Dienste erhalten sollen, die freilich den länger gedienten Officieren nicht fehlen darf, und auch nicht fehlt; dagegen giebt es in andern Armeen Dienst-Reglements, die kurz und bündig und ohne Auslassung irgend etwas zum Dienste Gehörendes abgefaßt worden, und nur einen mäßigen Band ausmachen, den der Officier sehr gut bei sich tragen kann. Beim fleißigen Durchstudieren dieser Vorschriften wird sich der Officier sehr bald geschickt im Dienste machen, wogegen diejenigen, welche Bände von weitschweifigen Reglements durchlesen müssen, oft erst nach mehreren Jahren zur Kenntniß des Ganzen, was ihr Dienst besagt, gelangen, indem sie nur immer erst dann an diesen Wust gehen, wenn sie etwas, welches den Dienst betrifft, aufsuchen wollen oder aufzusuchen haben; denn mit Liebe sich daraus zu unterrichten, gehen sie gewiß nicht an das Studium dergleichen Werke, wenn sie ihnen gleich dazu vorgeschrieben worden. Wo keine zweckmäßige Dienst-Reglements bei einer Armee existiren oder vorhanden sind, ist jede Armee oder jedes Truppenkorps beim Operiren manchen üblen Folgen unterworfen. Auch selbst jeder einzelne Dienstverrichtende ist manchen Verdrießlichkeiten ausgesetzt, wenn keine Vorschrift jede vorfallende Sache entscheiden kann, und nur nach Gutdünken und Willkühr von den Verrichtungen des Dienstes verurtheilt wird. Es ist hier oft der Fall, daß Mangel an Wissenschaft und hinlängliche Einsicht manchem würdigen Manne einen empfindlichen Verdruß zubereiten, obgleich derselbe oft mehr gründliche Dienst-Erfahrung und Kenntnisse hat, als

derjenige, welcher ihn tadelt, ja wohl gar bestraft; er kann sich hier auf kein Reglement oder auf keine Vorschrift berufen, und muß den Wischer einstecken, ohne sich vertheidigen zu können; denn andere Reglements kann er zu seiner Schutzwehr nicht anführen. Diejenigen Reglements, welche die vorgeschriebenen Dienst-Verrichtungen, die gute Ordnung und im Ganzen Alles, was bei einem Regimente vorfällt, ohne daß jedem der Officiere und Unter-Officiere ihre bei der Kompagnie zu habende Aufsicht und Dienst-Verrichtung besonders bestimmt ist; folglich den ganzen Dienst der Subalternen-Officiere, desgleichen der Unter-Officiere, nur im Ganzen begreifen, sind nach dem Urtheile erfahrener Militairpersonen, Officiere, nicht so zu empfehlen, wie diejenigen Reglements, welche einem jeden Ober-Officier nach der habenden Charge eine besondeere Aufsicht und gewisse Dienstverrichtungen in der Kompagnie und in dem Regimente bestimmen, anweisen und ordnen; desgleichen jedem Unter-Officier, obgleich der Chef der Kompagnie, immer noch für den Dienst seiner Kompagnie, wie der Chef oder Kommandeur für das ganze Regiment einstehen und verantworten muß. Nach erfahrenen Officieren soll jedesmal mehr Aufsicht seyn, wenn einem jeden seine Dienst-Obliegenheiten vorgeschrieben sind, und er seine Aufmerksamkeit auf dieselben besonders richten muß, weil dann ein jeder einer Verantwortung ausgesetzt ist, wenn widrige Ereignisse eintreten, die in den ihn besonders angehenden Dienst einschlagen. Es muß hier nun jeder mehr Fleiß anwenden, und sich angelegen seyn lassen, allen Verdruß zu verhüten, und seine Obliegenheiten genau zu befolgen; denn wenn Versehen entstehen, so ergiebt es sich aus der Beschaffenheit der Sache, von welchem Unter-Officier der Officier, und von welchem Officier der Kapitain die Verantwortung fordern kann, ohne

erst lange umher zu fragen, von wem das Versehen geschehen, oder daß nicht die Verantwortung auf einen Unschuldigen falle. Eine solche besondere Dienstbestimmung veranlaßt, daß ein jeder Officier und auch ein jeder Unter-Officier sich nicht einfallen lassen kann, es sei mit der Endigung der Wachparade und dem abgestatteten Rapport, auch der Dienst des ganzen Tages geendiget; vielmehr werden sie sämmtlich einsehen, daß sie jederzeit zur Aufsicht auf die Untergebenen bestellt sind. Dieses Alles wird nicht so genau befolgt, wenn der Dienst nicht für sämmtliche Officiere und Unterofficiere bestimmt geordnet wird, weil sich Einer auf den Andern mit der Entschuldigung verläßt, er sei hierzu nicht besonders befehliget gewesen, sondern habe sich auf diesen oder jenen verlassen müssen. Es entsteht auch wohl ein Verdruß, wenn der Kompagnie-Chef einen seiner Officiere oder Unterofficiere zu einem besonderen Dienstgeschäfte befehliget, indem dieser Befehligte sich einbildet, das Reglement habe ihm diese Bestimmung nicht zuerkannt, sondern dieses könne von einem Andern geschehen, indem man nur ihn vor Andern mit Dienstgeschäften beschwere. Man wird hieraus gewahren, daß gute Reglements sehr nützlich sind, indem sie den Dienst genau bestimmen, und sich Niemand mit einer Unkunde entschuldigen kann, wenn ein Versehen von seiner Seite geschehen, oder geschieht. Sie müssen aber, wie schon oben bemerkt worden, zweckmäßig abgefaßt, das heißt, jeder Fall deutlich und ohne Weitschweifigkeit erklärt, und das Ganze in einem guten Style geschrieben seyn.

In einigen Heeren nach alter Verfassung sollen die den Feldwebeln u. Wachmeistern aufgetragenen Dienst-Verrichtungen eine zu große Ausdehnung haben, dieses sowohl in Hinsicht des wirklichen Militairdienstes, als auch wegen der Oekonomie der Kompagnie für den Hauptmann oder Kapitain, Ritt-

meister, welches nicht nur den Officieren in der Kompagnie oder Eskadron nachtheilig und auch anstößig ist, sondern es soll auch einen üblen Einfluß auf den gemeinen Soldaten haben. Denn bei den Dienst-Verrichtungen führt der Feldwebel oder Wachmeister die Kommandierrolle der Kompagnie ganz allein, und hat die Besorgung der Oekonomie oder des Haushalts der Kompagnie für und mit dem Hauptmanne, dergestalt, daß der Kapitain und der Feldwebel Alles in der Kompagnie anordnen, ohne Zuziehung der andern Officiere. Wenn es sich nun fügt, daß der Hauptmann krank oder einige Tage, oder auch Wochen von der Kompagnie abwesend ist, so verwaltet der Feldwebel die Kompagnie allein, obgleich der erste Officier nach dem Hauptmanne solche während der Zeit kommandirt. Trägt es sich nun zu, daß der kommandirende Officier während dieser Zeit Beurlaubte einziehen will, um wieder andere zu entlassen oder zu beurlauben, oder auch sonst etwas für nöthig und billig glaubt, der Feldwebel aber anderer Meinung ist, und sich dabei des Vorwandes bedient: es könne nach der gemachten Einrichtung des Kompagnie-Haushaltes nicht geschehen, so hat es sein Verbleiben. Oder es soll auch eine Kanton-Visitation geschehen, oder auch einige junge Mannschaft aus demselben gehoben werden, der Kapitain oder Hauptmann kann aber aus zulänglichen Ursachen nicht selbst zugegen seyn, so wird der Feldwebel und die nöthigen gemeinen Soldaten mit einem Schreiben an die Civil-Obrigkeit der Ortschaften des Kantons geschickt, und darin autorisirt, das Geschäft für den Hauptmann zu verrichten. Dieses soll ein Nachtheil für die dem Kapitaine nachfolgenden Oberofficiere seyn, weil sie dadurch wenig Kenntniß von dem Innern der Kompagnie erhalten. Der erste Officier, nach dem Kapitaine, soll daher in Abwesenheit desselben, alle dem

Hauptmanne zustehende Geschäfte verrichten oder verwalten, dem Feldwebel jedoch zustehen, seinem Vorgesetzten, dem interimistischen Kommandeur der Kompagnie, sowohl vorher, als nachher, Erinnerung zu thun, jedoch Alles mit der gehörigen Achtung und beim Alleinseyn des Vorgesetzten. Hierdurch soll den Unterthanen der Wahn benommen werden, als hinge die Aushebung der jungen Mannschaft, so wie die Beurlaubung und Entlassung lediglich von den Feldwebeln ab; auch würde der Wahn bei denselben selbst schwinden, daß der Hauptmann die Kompagnie kommandire, sie aber die Aufsicht und die Direction von der Kompagnie hätten, ohne die andern Officiere weiter hierüber zu Rathe zu ziehen, oder zu fragen, und daß Alles durch sie bei den Kapitains oder Hauptleuten müsse vorgetragen und ausgerichtet werden. Daher melden sich auch diejenigen Soldaten der Kompagnie, die Urlaub verlangen oder um den Abschied nachsuchen, zuerst bei dem Feldwebel und übergehen die übrigen Officiere, weil sie durch ihn Alles auszurichten glauben; sie suchen sich seine Zuneigung zu erwerben, um ihr Vorhaben zu befördern, und suchen auf mannigfache Art den Beistand von ihm zu erlangen, wozu es die Eltern an Haushaltsmitteln oder Victualien, an Hühnern, Gänsen, Enten ꝛc. nicht fehlen lassen; es spaziert auch wohl ein Fuchs in die Börse des Herrn Feldwebels, um dem Gesuche Nachdruck zu geben. Erlangen nun Einige hierdurch ihren Zweck, so verursacht dieses bei den andern Soldaten, die nicht diese Hülfe haben oder diesen Nachdruck nicht ihrem Gesuche geben können, also auch nicht zu ihrer Befreiung gelangen, obgleich sie oft gerechtere Ansprüche darauf haben, als jene, Unzufriedenheit und einen heimlichen Neid, Groll ꝛc. Sie äußern diesen Haß nicht bei der Kompagnie, aus Furcht vor Strafe: allein sie verbreiten dergleichen Ungerechtigkeiten durch

Bestechung außer dem Militairstande beim Bürger, und suchen dadurch ihren Stand gehässig zu machen; auch selbst diejenigen, die ihren Zweck durch dergleichen Mittel erreicht haben, schweigen nachher nicht, sondern verunglimpfen den Soldatenstand. Der Oberst Freiherr von Verschuer sagt hierüber in seinem Werke: Abhandlung über den Wehrstand ꝛc., Stadthagen, 1778, S. 252. „Solche Hülfsmittel bewirken, daß die gemeinen Soldaten keinen wirklichen Respekt, noch viel weniger Liebe und Vertrauen für die Feldwebel haben, wohl aber eine Panische Furcht vor Strafen und Bedrückungen. So geschieht es auch, daß ein Feldwebel ein wachsames Auge auf das Kanton der Kompagnie hält, und solches oft besucht. Bei dieser Gelegenheit werden die eingesessenen Unterthanen bewogen und veranlaßt, den Feldwebel gut zu empfangen und zu bewirthen, ohne Kosten zu scheuen, um ihr Anliegen recht vorzubringen; dann bittet entweder ein Vater um Urlaub für seinen Sohn, oder eine Mutter bittet ihren in der Kompagnie befindlichen Sohn gut zu halten, und kein Leid zu thun; eine andere Mutter bittet ihrem Sohne den Abschied zu bewirken; dann hat wieder eine Frau einen Sohn, der bald das Alter und die Größe hat ausgehoben zu werden; sie bittet denselben zu übersehen und zu verschonen; dann finden sich Eltern, deren Söhne ausgetreten oder desertirt sind, oder doch ausgetreten für die Werbung; diese bitten um eine Vermittelung, daß man nicht zu strenge mit ihnen verfahren möge, und dergleichen Arten von Bitten entstehen unzählige. Diese werden mit wehmüthigen Worten, thränenden Augen, verbindlichen Gebehrden, Verheißungen aller Erkenntlichkeit, auch thätlich bezeugenden Gegengefälligkeiten vorgebracht und verbunden, und die Einbildung, auf diese Weise ihren Zweck zu erlangen, verblendet dermaßen die eingesessenen Unterthanen, daß

dieselben zur Erfüllung ihrer Verheissungen und Wünsche Alles anwenden, bis in der Folge oder Länge der Zeit der empfindende Schaden und Nachtheil sie von ihrem Irrthume überzeugt. Dieserhalb sey es zweckmäßiger und besser für die Eingesessenen eines Staats, wenn dem Feldwebel nicht mehr Gewalt eingeräumt wird, wie ihm, als wirklich zu seinem Posten gehört, geziemt, und daß alles eigenmächtige Unternehmen, von welcher Beschaffenheit solches auch seyn möge, demselben verboten seyn müßte, auch daß solcher nichts ohne Befehl des Hauptmanns und Kenntniß der anderen Officiere der Kompagnie vornehmen noch thun dürfte. Eben so müssen auch die Kommandierrollen, sowohl von den Officieren, als vom Hauptmanne der Kompagnie oft nachgesehen werden, damit Niemand in der Kompagnie verkürzt oder benachtheiliget werde; auch werde es nicht übel seyn, wenn der Premier-Lieutenant selbst eine Kommandierrolle habe, wodurch der Feldwebel mehr zur Pünktlichkeit angehalten werden könnte. Auch sollen die Kantons fleißiger von den Officieren und weniger von den Feldwebeln besucht werden, damit auch jene vollkommene Nachrichten von der jungen Mannschaft erhalten, so wie von dem Betragen derjenigen, die in den Kantons mit Verrichtungen oder in Geschäften gewesen sind." Auf diese Weise soll sich mehr Nutzen und mehr Verhütung von Klagen erwarten lassen. Ob dieser Vorschlag des Herrn von Verschuer in den Staaten, wo noch die alte Militair-Verfassung geblieben, wirklich so zweckmäßig ist, möchte wohl bezweifelt werden; denn der Feldwebel muß eine gewisse Gewalt über die Soldaten der Kompagnie behalten, welches unbeschadet der übrigen Officiere geschieht. Diese bleiben nichts desto weniger immer seine Vorgesetzten im Dienste; auch hat er, wenn gleich nur zu den Unter-Officieren gehörend, doch als erster Unter-Officier

den Rang eines Lieutenants, und wird bei jeder Versetzung in eine Garnison- oder Invaliden-Kompagnie sogleich Lieutenant, oder er kann nur als Lieutenant versetzt werden. Der Soldat schließt sich übrigens eher an den Feldwebel, selbst der Landmann schenkt sein Vertrauen eher diesem, als dem Kapitaine, welches hier die Kluft macht, welche zwischen ihm und dem Kapitaine zu liegen scheint. Der Kapitain, gewöhnlich ein Edelmann, steht ihm zu hoch, als daß er sich ihm mit Vertrauen nähert; er ist ihm fremd, nicht so der Feldwebel, mit dem er zutraulich reden kann, und ihn wie seines gleichen betrachtet; auch flößt ihm dieser mehr Vertrauen ein, weil er ganz den Ton des Landmannes trifft, immer mit ihm und seinen Kindern zu thun hat, nicht so der Kapitain, dem er den Zwang bald ansieht, welchen er sich anthut, seinen Ton zu treffen. Auch hat der stets Befehlende, der zum Gehorsam auffordert, immer etwas Rauhes in seinem Aeußern, selbst in seiner Sprache liegt nie das Eindringliche, Zutrauungsvolle anderer Leute, welches bloß die Gewohnheit zu befehlen macht; er ist derb, rauh in seinen Ausdrücken, ohne es zu wollen; seine Miene ist ernst, gebietend, weil er auf dem Exercierplatze größtentheils in ernster Stimmung erhalten wird, und so zieht sich auch im Gespräche mit andern Leuten in bürgerlichen Verhältnissen das Gesicht mehr zum Ernste zusammen; denn was ihn in seiner Sphäre umgiebt, sind größtentheils seine Untergebenen, die Soldaten; Alles, was hier verhandelt wird, sind Dienstsachen, die immer mit einem mehr abgemessenen Tone vorgetragen werden; daher kann man sich nicht wundern, daß sich dieser Ton in das bürgerliche Leben überträgt, und hier oft mißgedeutet wird, ohne Verschulden desjenigen, der zur Mißdeutung Veranlassung giebt. Daß es aber auch hier Ausnahmen giebt, und man alte Hauptleute und Rittmeister findet,

die sich sehr fein und zutraulich ausdrücken, um im bürgerlichen Leben wohl die Herzen gewinnen zu können; auch im Dienste dadurch ihre Soldaten an sich fesseln, ohne etwas von ihrer Würde auf dem Exercierplatze zu vergeben, darf hier wohl kaum erst erwähnt werden. Es mag also hier immer dem Feldwebel diese geringe Gewalt verbleiben, wodurch er im Ganzen gewiß mehr Nutzen, als Schaden stiftet, da sich an ihn sowohl der Landmann, als auch der Soldat offener anschließt, welches sie bei den Officieren nicht thun, sondern sich gern von ihnen fern halten. Und was die dem Kapitaine nachstehenden Officiere an Kanton-Kenntnissen ꝛc. gewinnen können, wenn sie hierin dem Feldwebel vorgehen, ist wohl nur unbedeutend, und lernt sich gewiß sehr bald, wenn sie selbst Inhaber einer Kompagnie werden, weil sie dann mehr Interesse an diesem Militair-Zweige nehmen, und sie dann der Feldwebel am besten praktisch mit diesen Geschäften bekannt machen wird, weil beide, Kapitain und Feldwebel, doch vereint wirken müssen. Auch sind die Geschenke an Victualien, Geflügel u. s. w., die er von den Landleuten selbst, und von den Beurlaubten, wenn sie wieder eintreten, erhält, wohl für den Feldwebel bedeutend, da Viele zutragen, aber nicht für den einzelnen Geber, für den einzelnen Landmann, und nur die Gallerie unter dem Küchenfenster in des Feldwebels Wohnung, von Gänsen, Enten, Hühnern, Tauben, Hasen ꝛc., und in der Speisekammer von Speck, Schinken, Wurst ꝛc., können den Neid erwekken, und dieser ihn anklagen, daß bei ihm der Eigennutz wirke, nicht aber der Eifer zu dienen, und den Soldaten gerecht zu seyn. Daß freilich da, wo der Feldwebel den Eigennutz wirklich zu grell durchblicken läßt, und Klagen dagegen einlaufen, ihm dieses verwiesen und seine Habsucht, sich von dem Fette der Landleute zu mästen, unter falschen Vorspiegelungen,

die nicht realisirt werden oder werden können, gesteuert werden, dieses liegt in den Händen eines gewissenhaften Kapitains, der so etwas auch nicht dulden wird, sobald er davon die leiseste Ahnung hat, oder einen kleinen Wink erhält. Auch wird der Feldwebel selbst, wenn er einigermaßen ehrliebend ist, seine Gewalt auf eine solche Weise nicht mißbrauchen und dadurch den Dienst des Monarchen entweihen. In denjenigen Staaten, wo der Soldat auf eine nur kurze Dienstzeit angewiesen ist, und dann in die Volksbewaffnung tritt, wie in Preussen, fallen diese sogenannten Bocksbenteleien ganz weg, weil hier keine Beurlaubung Statt findet, und auch die Landleute ihre Söhne vom Dienste nicht zu befreien suchen, weil sie nur drei Jahre dienen, also in dieser Zeit vom Hause gänzlich abwesend sind. Was hier von dem Feldwebel gesagt worden, gilt auch von dem Wachmeister bei der Kavallerie. Der Dienst der Fahnen- oder Estandarten-Junker in den Heeren nach alter Einrichtung, weil in denen nach neuerer Einrichtung die Unterofficiere die Fahnen ꝛc. tragen, ist hauptsächlich nur darum für junge Leute eingeführt, um Liebe zum Militair und Muth in ihnen zu erwecken. Um diese Lust aber wirklich nützlich zu machen, dürfen diese Stellen nicht mit jungen Leuten von 12 bis 15 Jahren besetzt werden, weil hierzu, ausser einem gewissen gesetzten Wesen und Verstand, auch Körperkraft gehört, und man diese Eigenschaften wohl nicht immer vor dem 16ten bis 17ten Jahre bei jungen Leuten antrifft. Der Dienst im Militair erfordert Gesetztheit und ist kein Kinderspiel, daher müssen diejenigen jungen Leute, die bei der Fahne oder Estandarte angestellt werden, auch das 16te oder 17te Jahr zurückgelegt haben, damit sie alle die ihnen obliegenden Pflichten einsehen und sie genau befolgen.

Die Pflichten derjenigen Officiere, die im Felde den Generalen beigegeben werden, findet man in keinen

Reglements ausführlich beschrieben. Die Generale bestimmen diese Dienstpflichten zum Theil nach eigenem Gefallen, oder sie richten sich nach dem alten Herkommen; es müssen demnach erfahrene Männer zu solchen Chargen gewählt werden, die von diesen Dienstgeschäften und von den Vorfallenheiten im Kriege Kenntniß und Erfahrung haben.

Eine der wichtigsten Stellen im Heere großer Staaten ist die Generalquartiermeisterwürde; in kleineren Staaten braucht man dazu Obersten oder Oberst-Lieutenants. Wenn nun eine Armee oder ein Truppen-Korps marschiren soll, so besorgt der General-Quartiermeister die Marschroute. Man muß aber hierbei besonders in Obacht nehmen, daß sowohl für die Reiterei, als für die Infanterie und Artillerie keine zu weiten Märsche an einem Tage vorgeschrieben werden, sondern jeder Marsch muß nach der Beschaffenheit der üblen oder guten Wege, kürzer oder weiter bestimmt seyn, damit weder die Menschen, noch die Pferde durch viele Märsche vor der Eröffnung des Feldzuges zu sehr ermüdet werden und erkranken, oder doch auf einige Zeit zum Dienste unbrauchbar werden; denn späterhin, wenn der Krieg eröffnet worden, giebt es Märsche genug zu machen, und oft schnelle oder starke. Daher ist es sehr nöthig darauf Bedacht zu nehmen, daß bei Kantonnements-Märschen, sowenig Kompagnien, wie Bataillone oder Regimenter sich in der Marschroute kreuzen, welches in dem Falle den Kompagnien oder Regimentern, welchen dieses widerfährt, einige starke Märsche verursacht, ja wohl gar den Marsch einer Brigade oder Division um einen, auch mehrere Tage verzögern und aufhalten kann. Dieserhalb muß sich ein General-Quartier-Meister der besten und richtigsten Special-Landkarten bedienen, sowohl derjenigen Länder, durch welche die Armee marschiren soll, als auch der daran

grenzenden Länder, und wenn man genaue Specialkarten nicht haben kann, welches jetzt wohl ein seltener Fall ist, so müssen wenigstens die Gegenden, welche die Kolonnen, Divisionen oder Brigaden zu passiren haben, vorher von geschickten Ingenieur-Geographen bereiset und untersucht werden, damit nicht die Marsch-Kommissarien der durchmarschirenden Länder die Märsche und Nachtquartiere nach eigener Willkühr bestimmen dürfen, und um die Truppen eher aus ihrem Gebiete zu bringen, weite Märsche vorschreiben, oder sie sonst nach öden, schlecht bewohnten und gebaueten Gegenden vertheilen, wo dann diese Völker der Mangel an Lebensmitteln und andern Bedürfnissen treffen muß. Dann liegt auch dem General-Quartiermeister vorher die Ausschreibung und Bekanntmachung des Marsches zu bewerkstelligen ob, auch für das nöthige Fuhrwerk, Pferde, Wegweiser und die Beköstigung der Armee hinlänglich zu sorgen, damit an allen diesen Bedürfnissen kein Mangel entstehe, der entweder den Truppen oder den Einwohnern der Gegenden zum Nachtheil gereicht, durch welche die Truppen marschiren. Die ganze Leitung des Marsches geschieht demnach größtentheils von den General-Quartiermeistern.

Wenn ein Lager im Felde bezogen oder bivouakirt werden soll, so hat der General-Quartiermeister sich nicht allein nach der Stellung des Feindes zu richten, sondern er muß auch wissen, die bequemsten und vortheilhaftesten Plätze anzuweisen, damit die Armee, so viel als es die Umstände zulassen, gesund und reinlich kampire und auch gegen feindliche Ueberfälle und Anfälle sicher seyn kann, ohne daß hierzu die Truppen mit überhäuftem Dienste ermüdet werden. Man muß daher eine solche Gegend weitläuftig und genau untersuchen und darauf achten, daß das zum Bivouak bestimmte Terrain den gehörigen Umfang habe,

weder zu klein, noch zu groß sei, und daß das Wasser für Menschen und Vieh nicht fehle; sonst wird eine Armee mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen haben; denn ist das Terrain zu klein, so hat die Armee keinen Raum sich nützlich und vortheilhaft zu placiren; ist dagegen das Terrain zu groß, so können nicht alle Plätze hinreichend besetzt werden; ist kein hinreichendes Wasser vorhanden, so ist zu erwarten, daß Menschen oder Vieh für Durst umkommen, oder doch hernach Krankheiten erfolgen; ist das Wasser in der Nähe des Feindes und kann von demselben beschossen werden, so ist man in Gefahr, Menschen und Vieh dabei zu verlieren; und ist endlich das Wasser zu weit von dem Lager entfernt, so kann der Feind sich dieses Vortheils bedienen, und immer Angriffe thun, während die Wasserholer aus dem Lager sind; besonders wenn die Kavallerie und die Artillerie ihre Pferde nach der Tränke reiten. Hierdurch werden die Menschen und das Vieh außerordentlich ermüdet, um so mehr, wenn die Hitze sehr groß ist. Daher ist gutes, zuriechendes und mit Sicherheit zu habendes Wasser, eine Haupt-Angelegenheit bei Ausstellung eines Lagers, welches aber oft versäumt oder verfehlt wird, theils aus Mangel der Aufmerksamkeit, oder daß sich auf die Brunnen, der nahe bei dem Lager befindlichen Ortschaften verlassen wird, welche selten wasserreich genug sind, ohne zu dedenken, daß das Wasserziehen aus Brunnen für die ganze Kavallerie und Artillerie, wie für die Equipagenpferde viel zu langsam, ja fast unmöglich ist. Auch hat der General-Quartiermeister zu besorgen, daß die Communikationen und Oeffnungen zwischen den Regimentern im Lager, auch vor oder hinter der Fronte, je nachdem die Nothwendigkeit solches erfordert, recht und gut, und in gehöriger Distance verfertiget werden, damit die Artillerie ohne Hinderniß durchfahren, die Infanterie

mit ganzen Divisionen und die Kavallerie mit Eskadronen bequem durchmarschiren kann, und auch, daß genugsame und räumliche Zugänge nach der Armee seyn mögen, auf daß die Bagage-Wagen, der Proviant, die Fourage, das Lagerstroh und das Holz, so wie alles Fuhrwerk ohne viele Behinderung zur Armee kommen kann, und zugleich zu veranstalten, daß außer dem Kommisbrode noch mehrerer Lebens-Unterhalt und Bedürfnisse in die Armee gebracht werden; wie denn auch zu der Erhaltung der Gesundheit auf die Reinlichkeit im Lager sehr scharf gesehen werden muß. Dann müssen die Schlachtfelder oder Champ de Batailles ausersehen oder abgestochen werden. Hierauf muß die Stellung des Lagers für die Artillerie, Kavallerie und Infanterie nach der Disposition des kommandirenden Generals angewiesen werden. Die genugsam geöffnete und zureichende Zugänge nach dem Schlachtfelde, nebst den nöthigen Wegweisern müssen besorgt werden, damit die Truppen mit der schweren Artillerie, ohne zu irren, schleunig und zugleich auf das Schlachtfeld marschiren und eintreffen, und ohne Aufenthalt in Schlachtordnung sich stellen können. — Wenn Brücken über Flüsse geschlagen werden müssen, hat der General-Quartiermeister hierzu die tauglichsten Stellen auszusehen, die nöthige Fürsorge und Vorkehrung für die Sicherheit dieser Brükken, wie des Uebermarsches zu veranstalten. Wenn der Feind angegriffen werden soll, so müssen von ihm die bequemsten und schicklichsten Wege angewiesen und die Ausbesserung derselben so schnell, als möglich, bewirkt werden. Auch muß der General-Quartiermeister sich von der Gegend, wo sich der Feind befindet, einen richtigen Unterricht verschaffen, wenigstens diejenigen Plätze, von wo aus der Angriff mit Vortheil geschehen kann, so wie überhaupt von Allem, was sich darauf bezieht, dem kommandirenden Generale zuverläßige

Nachricht geben. Er muß von dem Lager oder Bivouak, den vorfallenden Schlachten und Treffen jedes Feldzuges die Pläne aufzeichnen lassen, und genau nachsehen, daß solche vollkommen richtig gezeichnet werden und ohne Einwürfe bestehen können.

Sobald die Armee das Feld, Lager oder Bivouak verlassen soll, es sei in welcher Beziehung es will, so muß jedesmal der General-Quartiermeister die Oerter oder Stellen, wo sie hinrücken soll, nach der Disposition des kommandirenden Generals bestimmen und die Vertheilung der Armee machen, wobei er sich aber immer nach der feindlichen Stellung und Disposition, wie auch nach der Beschaffenheit und Gegend des Landes, wohin sich die Armee begeben soll, um vielleicht feste Quartiere zu beziehen, richten muß. Alle von dem Feinde kommenden Wege oder sonst mögliche Passagen, und wie solche beschaffen sind, muß er genau wissen, und solche so sichern, daß nicht die Armee während der Kantonirung beunruhiget und ermüdet werde, sondern die nöthige Ruhe genießen könne. Alles dieses sind Obliegenheiten oder Dienstpflichten eines General-Quartiermeisters, diejenigen nicht zu gedenken bei Belagerungen und Vertheidigungen der Festungen, weshalb geschickte Ingenieurs den General-Quartiermeistern müssen beigegeben werden, und die Pioniers müssen zur genauesten Befolgung ihrer Ordres angewiesen seyn. Hieraus wird man leicht gewahren, daß der Dienst eines General-Quartiermeisters ein sehr wichtiger ist, und man dazu sehr geschickte und erfahrene Officiere gebraucht.

Die Dienstpflicht der Brigade-Majors ist auch nicht unbedeutend und es gehören zu diesem Posten sehr erfahrene und kundige Officiere, weil sie nicht nur den Militair-Dienst genau kennen, sondern auch in mehreren Wissenschaften keine Fremdlinge seyn dürfen. Ihnen werden alle Ordres von kommandi-

renden Generalen ꝛc. anvertrauet, und sie müssen das, was der Generalität, den Regimentern, Bataillonen, leichten Truppen und Vorposten ꝛc. zu wissen nöthig ist, bekannt machen. Diese Bekanntmachung muß schleunig und mit aller Ausführlichkeit geschehen, und solches so oft, als Befehle eintreffen, es sei bei Tage oder bei Nacht, wobei jede mögliche Vorsicht angewendet werden muß, daß weder Mißverständnisse aus den Ordres, noch Irrthümer bei den Bestellungen, oder wohl gar eine Verabsäumung entstehe, welches alles dem genannten Officiere zur schweren Verantwortung gereicht, weil dadurch ein für die Armee sehr wichtiger Nachtheil entsteht, ja es kann wohl gar ein großer Verlust dadurch geschehen. Die Befehle müssen alle bei einander geschrieben und sorgfältig aufbewahrt werden, theils um sich dadurch legitimiren zu können, theils auch zur Achtung, wenn in der Folge Befehle gegeben werden, die auf die vorhergehenden eine Beziehung haben; theils wenn die Generalität die bereits erlassenen Befehle auszusetzen für nöthig findet, und dann auch zur Wahrnehmung, ob alle gegebene Befehle genau befolgt worden, weil auf diese Befolgung die Brigade-Majors viel zu sorgen haben. Die Regimenter und Bataillone müssen den Brigade-Majors täglich den Rapport geben, und diese verfertigen den Haupt-Rapport für den kommandirenden General und für jeden General der Armee. Hierbei haben die Brigade-Majors wohl nachzusehen, daß die Rapports der Regimenter und Bataillone durchgängig richtig und ohne Irrungen übergeben worden, und daß nicht, weder Unter-Officiere, noch gemeine Soldaten aus der Rubrik der Kämpfenden ausgelassen u. zu irgend anderen Verrichtungen gebraucht worden, ohne Vorwissen der Generalität. Sobald die Regimenter oder Bataillone ausrücken, haben die Brigade-Maiors nachzusehen, ob alle Mannschaft sich in den Waffen befindet, die der

Rapport angiebt, widrigenfalls dieser Fehler genau zu untersuchen ist, die vorkommenden Ursachen oder Einwendungen zu melden, auf welche Weise sie sich der Verantwortung entledigen müssen. Wenn die Generale ihre Brigaden nach den Rapports revidiren, und die Zahl der Kämpfenden nicht damit übereinstimmt, so hat der Brigade-Major die Verantwortung. Damit nun die Divisions- und Brigade-Generale, so wie der General en Chef gleich wissen können, wie es mit den Divisionen, Brigaden und der ganzen Armee steht, und wie viele Kombattanten zum wirklichen Dienste bleiben, nach Abzug der fehlenden oder bereits im Dienste stehenden, oder auch sonst ausser Dienst seienden, so müssen die Brigade-Majors deutliche Rapports liefern, die den ganzen Abgang zuerst zeigen; dann die wirkliche Anzahl der Kämpfenden an Staabs-Officieren, Kapitainen, Lieutenants, Unter-Officieren, Tambours und Gemeinen, jede besonders, und in der letzten Rubrik die ganze Summe der Kämpfenden. Die Generale können nun leicht wissen und nachsehen, mit wie viel an prima plana und Rotten jedes Regiment und Bataillon unter das Gewehr treten muß und dem Feinde entgegen gestellt werden können. Beistehendes Schema zeigt einen solchen Rapport von zwei Bataillonen eines Infanterie-Regiments. Wenn nun die Rapports von der Kavallerie auf gleiche Weise eingerichtet werden, so bedarf kein kommandirender General eines weitläuftigen Nachsuchens, noch andere Rückfragen zu thun, weil die letzte Rubrik des Rapports sogleich eine grüudliche Uebersicht von allen giebt, die auf dem Schlachtfelde sich finden müssen, und hiernach kann ein General mit Sicherheit seine Disposition machen. Die Rapports der Artillerie können nach demselben Schema angefertiget werden.

Werden von den Generalen Diensthandlungen befohlen, z. B. Kommandos, Piquets, Lager- oder Ge-

neral-Wachen, so müssen die Brigade-Majors, die nach dem Inhalte des Befehls erforderlichen Staabs-Officiere, Kapitaine, Lieutenants, Unter-Officiere und Gemeinen hierbey kommandiren, und dabei immer die möglichste Gleichheit beobachten, damit Keiner der Ersteren aus der Reihe und Ordnung, und kein Unter-Officier, noch Gemeiner anders, als nach der Folge der Regimenter kommandirt werden möge, wobei die Ordnung so genau wahrzunehmen ist, daß kein Regiment vor dem andern um einen Mann bevortheilt werde; denn wenn solches geschehe, so ist diese Handlung ganz gewissenlos und unverantwortlich, besonders wenn in solchen Fällen Menschen das Leben verlieren, die statt Anderer ausser der Reihe und Ordnung sind kommandirt worden. Dieserhalb müssen die Brigade-Majors sich besondere Register anfertigen, die in der Stelle einer Kommandier-Rolle dienen. Diese Register oder Tabellen müssen nach dem effectiven Bestande der Regimenter oder Bataillone verglichen werden, auch in Absicht der Kapitaine, Officiere, Unter-Officiere und Gemeinen, damit, wenn es sich zuträgt, daß Regimenter oder Bataillone sehr geschwächt worden, diese nicht mit den weit stärkern gleich gehalten, und dieselbe Anzahl von Mannschaft zu den Diensthandlungen befehliget werden; sondern man muß bei der Bestimmung derer, die zu der Ausrichtung des befohlenen Dienstes kommandirt werden müssen, stets eine verhältnißmäßige Gleichheit beobachten. Ein gewissenhafter Brigade-Major hat also viele Sorgfalt und Behutsamkeit anzuwenden, um eine einförmige Gleichheit in der Bestellung der befohlenen Diensthandlungen zu bewirken. Dem Brigade-Major werden zur Expedition der Befehle und Rapports einer, auch, nach Befinden der Umstände, wohl mehrere Brigade-Adjutanten beigegeben, damit den Brigade-Majors, so auch den Bataillons- und Regiments-Adju-

tanten die häufige Arbeit im Schreiben erleichtert werde, so können alle Schemas, Tabellen, Rapports ꝛc. gedruckt werden, so daß die Rubriken nur ausgefüllt zu werden brauchen.

Was nun den Dienst derjenigen Officiere anbetrifft, die den Generalen beigegeben werden, unter der Benennung der General-Adjutanten, so sind diese Obliegenheiten ganz willkührlich nach den Befehlen der Generale. Die General-Adjutanten müssen täglich die Parole, und was hierbei befohlen wird, bei dem General-Feldmarschall, und von demjenigen, der solche auszutheilen hat, empfangen, und ihren Generalen schriftlich überreichen, und alle diese Ordres sorgfältig zur Nachricht des Generals aufbewahren und sich nie von ihren Generalen entfernen, ohne dazu erhaltene Erlaubniß, damit wenn dieselben Befehle ertheilen, diese sofort durch die General-Adjutanten gehörig besorgt werden können. Wenn die Generale ihre Adjutanten mit Befehlen abschicken, solche mögen schriftlich oder mündlich ertheilt seyn, so müssen besagte Adjutanten diese Befehle so schleunig, wie möglich, überbringen. Bei den mündlichen Befehlen aber aufmerksam auf die Worte der Generale achten und diese wohl behalten, damit die Befehle wirklich überbracht und bestellt werden. Ein gleiches haben sie zu beobachten, wenn ihnen eine mündliche Antwort oder Meldung zurück gegeben wird. Entstehen hierbei Verwirrungen, so trifft sie die Verantwortung. Die von den kommandirenden Generalen zu überbringenden Befehle müssen die Adjutanten mit dem schuldigen Respect denen übergeben, die sie angehen, das heißt, sie müssen denjenigen, dem si die Ordre überbringen, mit dem seinem Charakter schuldigen Respect beehren; ein dem Respecte entgegenes Betragen wirkt nicht nur für die Adjutanten selbst nachtheilig, sondern wirft auch ein schlechtes Licht auf ihre Generale. Es gehört

auch ferner zu den Dienstpflichten eines General-Adjutanten, daß er die Gegenden genau kenne, oder sich doch Kenntniß davon zu verschaffen suche, um von den Ein- und Ausgängen, Wegen, Defilee's, Brücken, Stegen, Orten ꝛc. einen vollgültigen Rapport abzustatten, wenn sie nämlich ausgesendet werden, dergleichen zu untersuchen. Eben sowohl müssen sie die ausgestellten Posten zur Bedeckung des Lagers untersuchen und sehen, ob dabei die gehörige Vorsicht gebraucht worden; und bei sich vorfindenden Fehlern müssen sie dem Generale davon sogleich Meldung erstatten. Wenn die General-Adjutanten befehliget werden, von den feindlichen Vorposten genau Kundschaft einzuziehen, so müssen sie solches mit der größten Vorsicht thun, um die feindliche Stellung richtig zu beurtheilen, und wenn die Armee im Treffen ist, so müssen sie von der Ordre de Bataille sich einen richtigen Begriff zu machen wissen, damit sie jeden General, an den sie abgeschickt werden dürften, gleich finden können; sie müssen überhaupt verstehen, alle Nachtheile und Vortheile einzusehen, um hiervon ihren Generalen eine zuverlässige Meldung abzulegen, nöthigen Falls auch einige nützliche Vorkehrungen zu machen, und durchgängig ihren Generalen nützlich und dienlich zu seyn. Daher sind die Mathematik und Fortifikation zwei wesentlich nöthige Wissenschaften, die ein General-Adjutant, wenn nicht vollkommen, doch größtentheils wissen muß. Dann ist auch die Verschwiegenheit eine nöthige Eigenschaft eines General-Adjutanten, nicht nur von dem, was ihm im Geheimen anvertraut und auszurichten anbefohlen wird, wie dessen was sie hören, sehen oder bemerken. Hieraus wird man erkennen, was für Pflichten einem General-Adjutanten obliegen, und daß man zu dieser Charge nur diensterfahrene Officiere gebrauchen kann.

Die General-Adjutanten sollen auch, nach einigen

militairischen Schriftstellern, die Parole und Befehle bei den Regimentern der Divisionen und Brigaden ihrer Generale ausgeben, und überhaupt das Alles bei den Brigaden verwalten, was die Brigade-Majors im Ganzen bei der Armee verwalten müssen. Dieses soll den Nutzen haben, daß den Regimentern die doppelten Absendungen der Rapports und das häufige Gelaufe nach dem Hauptquartiere erspart werde; denn die Regimenter müssen ihren Generalen von den Divisionen und Brigaden doch einen Rapport senden. Diese Generale befinden sich immer in der Nähe des Lagers oder Bivouaks ihrer Brigaden, und bleiben auch in den Cantonirorten bei denselben, das Hauptquartier kann hingegen oft entfernt seyn, und ausser diesem ihren Brigade-Rapport bedürfen die General-Majors keinen. Dann entspringt auch noch der Nutzen aus einer solchen Einrichtung, daß, indem die General-Adjutanten die Parole und Ordres an die Brigaden ihrer Generale austheilen, gleich nachdem sie solche empfangen haben, die Regimenter diese Parole und Ordres eher und zugleich erhalten, als wenn die Adjutanten der Regimenter zuerst an dem, von dem Brigade Major bestimmten Ort zusammen kommen, und dann wieder nach ihren Regimentern zurückkehren müssen, woraus entsteht, daß die entferntesten Regimenter die Ordres weit später, als die nahe dabei kampirenden Regimenter erhalten können, welches vielfältig ein Verweilen in diesem oder jenem Falle veranlaßt. In den Armeen, wo die Truppen in Divisionen und Brigaden vertheilt sind, jede Division unter dem Kommando eines General-Lieutenants, und jede Brigade, von denen zwei oder drei eine Division ausmachen, unter dem Befehle eines General-Majors steht, haben die Brigade Majors, so lange die Armee beisammen kampirt, jedem General-Lieutenant nur einen Rapport von der unter seinem Kommando befindlichen Division anzu-

fertigen, dem General von der Infanterie einen Rapport von der ganzen Infanterie, und dem General von der Kavallerie einen desgleichen von der ganzen Kavallerie zu übergeben, und dem General en Chef den Rapport der ganzen Armée. Wenn aber die Armee in Cantonnements vertheilt ist, und die General-Lieutenants bei ihren Divisionen bleiben, so müssen die Rapporte der Brigaden an diese General-Lieutenants gesandt werden, welche daraus den Rapport ihrer Division verfertigen und an den General en Chef gelangen lassen. Man kann hier einwenden, daß die Verfertigung der Rapports und die Austheilung der Ordres und Parols durch die General-Adjutanten bei den Generälen der Brigaden oft versäumt werden oder gar unterbleiben müssen, wenn die Generäle entweder detachirt oder doch von den Brigaden abwesend seyn werden, es sey wegen Krankheit oder wegen Verwundungen ꝛc. Aus dieser Ursache geschieht dieses aber nicht; denn wenn ein General-Major detachirt wird, so wird auch seine Brigade mit unter seinem Detachement befehliget seyn; und wenn auch seine Brigade nicht darunter begriffen seyn möchte und auch kein anderer General die Inspection darüber erhielte, so wird der Aeltere der beiden Obersten der Brigade das Kommando über dieselbe während der Abwesenheit des Generals übernehmen, und das besorgen, was dem Generale obliegt; zu dem Ende hat der General-Adjutant das Ordre-Buch, nebst den Tabellen abzuliefern an denjenigen, der das Kommando der Brigade zu versehen hat. Ein gleiches geschieht in dem Falle, daß Generale krank oder blessirt seyn können; dann müssen aber die General-Adjutanten bei der Brigade und demjenigen, der solche kommandirt, so lange bleiben, und ihre Dienste, wofür sie angestellt und besoldet werden, fortwährend verrichten. Entsteht die Abwesenheit des Generals auf Ordre, zum Dienste der Armee

oder in anderen Angelegenheiten seines Herrschers, so entscheidet der General en Chef, ob der General-Adjutant bei der Brigade bleiben muß, oder ob der General desselben benöthiget ist, und in diesem Falle zu der Ausrichtung des Dienstes bei der Brigade Jemanden befehlen muß. Auf diese Weise können weder die Rapports, noch die Austheilung der Ordres und der Parole versäumt, noch unterlassen werden, ohne strafbare Vernachlässigung des Dienstes, es mögen die Fälle eintreten, wie sie wollen. Ein Mehreres über den Soldatendienst einzelner Chargen kommt noch unter Truppen und Truppen-Abtheilung, und unter Volksbewaffnung vor. — Die Schriften, welche bei diesem Artikel gebraucht worden, s. oben, unter Soldat am Schlusse.

Soldateneid, Soldatenschwur, s. oben, S. 289.

Soldaten-Erziehung, die Erziehung zum Soldaten in den Kadetten- und Militair-Waisenhäusern, Artillerie- und Ingenieur-Schulen, und andern dem Militairdienste gewidmeten Schulen und Instituten, s. auch oben, S. 289.

Soldatenfisch, Chaetodon capistratus, eine Art Klippfische, die in den Indischen Gewässern gefunden wird und also zu den ausländischen Fischen gehört. Die Gestalt seines Körpers hat eine Aehnlichkeit mit einer Butte, nur unterscheidet er sich von derselben darin, daß er die Augen nicht auf einer, sondern auf beiden Seiten hat, und daher auch nicht auf der Seite, wie jener, schwimmt. Der Körper dieses Fisches ist klein, sehr zusammengedrückt, im Umfange verkehrt, herzförmig, vorn spitz, hinten rundlich, und an dem Fortsatze des Schwanzes oben und unten ausgehöhlt; er hat daselbst oberwärts einen augenförmigen Fleck, an beiden Seiten ist er platt, schüppicht, schief, in Form eines Winkels gestreift, mit einem kurzen, aufsteigenden und wenig hervor-

stehenden, abgestutzten Ende des Schwanzes und mit sieben Flossen besetzt. Die Schuppen, womit er bekleidet ist, sind mittelmäßig groß, rundlich, hinterwärts gestrahlt, vorwärts am Rande fein gezähnt, übrigens glatt, und liegen wie Dachziegel übereinander; die mehrsten haben eine Oberhaut, wodurch sie dicht auf einander befestiget werden, an dem Bauche aber und an der Brust sind viele derselben bloß und unbedeckt. Die Grundfarbe dieses Fisches ist gelblichgrau, bunt, von dunkelbraunen, weißlichen Linien und einem schwärzlichen Flecken. Die Farbe, an besonderen Stellen des Körpers betrachtet, ist oberwärts am Kopfe kastanienbraun, an den Seiten unter den Augen braungelblich, mit einer schwarzbraunen, bandförmigen, bogichten Querstreife durchgezogen, welche von dem Anfange des Rückens nach der Mitte der Augen und von da nach der Kehle geht; an dem Rumpfe, um die Gegend der Brust und des Bauches, graugelblich, an den übrigen Theilen der Stirn schmuzzig grau und bunt, von vielen nahe bei einander paralell liegenden, unterbrochenen und von einander gesperrten, kastanienbraunen Linien, wovon diejenigen an der oberen Hälfte der Seitenfläche schief hinauf nach der Rückenflosse, und die übrigen an der untern Hälfte schief, auch etwas gebogen nach der Afterflosse und Schwanzflosse laufen. Ausser diesem befindet sich unter dem Ende der Rückenflosse, auf beiden Seiten des Schwanzes, ein großer rundlicher, bräunlich schwarzer, augenförmiger Fleck, der mit einem schmalen, weißlichen Ringe eingefaßt ist. Die Flossen haben ein hornfarbiges Ansehen und am Grunde sind sie dunkelbraun; die Schwanzflosse hat noch zwei schmale blasse dunkelbraune Querstreifen.

Der Kopf dieses Fisches ist proportionirlich, zusammengedrückt, viel schmäler, als der Rumpf, von gleicher Breite und Länge, vorn spitz, mit einem hervor-

stehenden Maule. Die Schnauze ist kurz und fast kegelförmig; die Zähne sehr dünn, fein und biegsam, sie sitzen dicht und häufig in den Kiefern; die Zunge ist sehr schmal und vorn stumpf. Die Augen sind in Ansehung des Körpers groß und sitzen hoch an der Scheitel und in der Mitte der Länge des Kopfes. Die Kiemendeckel sind schmal, beweglich und schuppicht; die Kiemenöffnung ist bogicht und mit dem Kiemendeckel ganz bedeckt. Der Rumpf ist oval, sehr zusammengedrückt, vorn ein wenig dünner, als am Kopfe, nach hinten zu aber noch weit dünner und zweischneidig. Der Bauch ist bogicht und stumpf; der Schwanz ist eyförmig und platt, und läuft in einem schmalen, kurzen, abgestutzten und etwas schief nach obenzu gerichteten Fortsatz aus, woran die Schwanzflosse festsitzt. Die vier Kiemen sind schief gebogen. Die Seitenlinie ist bogicht, sehr hoch über dem Rückgrade, und nähert sich der Mitte des Rückens. Sie besteht aus sehr kleinen, erhabenen, abgesonderten, weißlichen Linien, die in einer Reihe hinter einander liegen. Die Glieder bestehen aus sieben unähnlichen Flossen, in welchen die Spitzen der Strahlen über die gemeinschaftlichen Membranen hervorragen, besonders die Stacheln. Die Rückenflosse ist lang ausgebreitet, und besteht aus zwei und dreißig, theils weichen, theils harten Strahlen. Die Brustflossen sind mittelmäßig spitz und schmal, und enthalten funfzehn ungleiche, ab- und zunehmende Strahlen. Die Bauchflossen sind zugespitzt, sehr schmal und ein wenig länger, als die Brustflossen, und haben sechs Strahlen. Die Afterflosse ist lang ausgebreitet, fast allenthalben gleich, fängt dicht hinter dem After an, und hat ein und zwanzig unähnliche Strahlen. Die Schwanzflosse ist abgesondert, am Ende fast gleich, und etwas schief nach dem Obertheile des Schwanzes gerichtet. Die ganze Länge des Fisches, von dem äussersten Ende

der Schnautze bis zum Ende der Schwanzflosse, beträgt 2 Zoll 4 Linien.

Hannöversches Magazin vom Jahre 1779., 69s Stück, S. 1965 u. f.

Soldatenfrau, die Frau eines Soldaten, deren Rechte ꝛc., s. Th. 50, S. 496 u. f.

Soldatenfreiheit, die Freiheiten, welche den Soldaten zuweilen im Kriege im Feindes Lande ertheilt oder zugestanden werden, wie Plünderung ꝛc. Auch nennt man dasjenige zu freie Benehmen, welches sich Soldaten oft in der Montur, Uniform, in ihren Garnisonen gegen Nichtsoldaten oder Bürger zu Schulden kommen lassen, besonders an öffentlichen Orten, in Tabagien ꝛc., Soldatenfreiheit. Daß eine solche Freiheit, die das gute Vernehmen zwischen dem Militair- und Civilstande stört, nicht zu billigen ist, bedarf hier weiter keiner Auseinandersetzung, weil ein solches Benehmen, besonders in Staaten, wo die Volksbewaffnung eingeführt ist, also auch ein jeder Bürger, wenn es Noth thut, Soldat seyn muß, leicht die Gemüther empört, und den activen Soldaten, der noch nicht im Felde gestanden, also bloß erst auf seine Uebungs- oder Lehrzeit beschränkt ist, herabsetzt.

Soldatenfreund, Jemand, der eine große Anhänglichkeit an dem, oder eine große Vorliebe für den Soldatenstand hat, welche entweder daher rührt, daß er früher selbst Soldat gewesen ist, oder ihn die Thaten großer Helden, welche die Nationen erheben und mit Ruhm bedecken, dermaßen anziehen, daß er diesem Stande seine Zuneigung nicht versagen kann, und ihn überall hervorzuheben sucht, wo von seinem Wirken die Rede ist. Und, nimmt man noch an, daß Nationen eben sowohl durch ruhmwürdige Thaten im Felde, im Kriege, als durch die Wissenschaften, Künste und Gewerbe im Frieden, sich zu einer Größe erheben, de-

ren Glanz sich weit verbreitet, und noch die Nachkommen, in Erinnerung der Thaten ihrer Vorfahren, zu kühnen Unternehmungen nach Jahrhunderten anspornt, so wird man die Freundschaft, die man einem Stande schenkt, in dessen Schooße der Keim zum Ruhme der Nation liegt, gewiß nicht mißbilligen.

Soldatengalgen, s. unter Galgen, Th. 8.

Soldatengefängniß, der Ort, wo die Soldaten, wenn sie etwas dem Dienste entgegen oder auch ausser demselben begangen haben, ihre Strafe abbüßen müssen, oder auch an welchen sie so lange gebracht werden, bis das Erkenntniß ihrer Strafe heraus ist. Dergleichen Gefängnisse sind in mehreren Staaten in den Städten, wo große Garnisonen liegen, mit der Hauptwache verbunden, und werden in Deutschland auch wohl spottweise Brummstall genannt. Es sind nämlich in dem Wachhause besondere Gemächer für die Gefangenen eingerichtet, in welchen eine Pritsche zum Schlafen, ein Tisch, ein Schemel oder eine Bank ꝛc. als nothwendige Geräthschaften stehen. In andern Staaten hat man besondere Gefängnisse für Militairpersonen, jedoch immer mit einer andern militairischen Anstalt verbunden, in welchen jedoch, nach einer neueren Einrichtung, als in Preussen, mehr Reinlichkeit herrscht, als in den ehemaligen Gefängnissen bei den Hauptwachen, die oft von Unreinlichkeiten aller Art strotzten, und da in der Gegend oder Nähe des Gefängnisses gewöhnlich der Abtritt der Soldaten der Wache, oder sonst ein Ort, wo Unreinlichkeiten ausgeschüttet oder hingeworfen werden, war, so verbreitete sich deren Gestank und theilte sich dem Gefängnisse mit, also war die Luft, die durch die halben, mit eisernen Stäben versehenen Fenster eingelassen wurde, schon zum Theil verpestet, und konnte daher wohl nur nachtheilig auf die Gefangenen wirken. Diese mangelhafte Einrichtung ist jetzt größtentheils verbessert wor-

den, und wo es noch nicht geschehen ist, wird es gewiß in denjenigen Staaten geschehen, wo den Militair-Einrichtungen eine Reform bevorsteht, wie es in Preussen und in mehreren Staaten Deutschlands schon geschehen ist. S. auch den Art. Kriegs- oder militairische Verbrechen und Strafen, Th. 52, und oben, S. 282 u. f.

Soldatengeld, Soldatensteuer, dasjenige Geld, welches von den Unterthanen eines Staats zum Unterhalte der Soldaten gegeben und an einigen Orten auch die Soldatensteuer genannt wird. Ehemals nannte man dieses Geld das Knechtgeld. Auch führt dasjenige Geld, welches für die Wohnungen der Soldaten gegeben, oder wodurch die Einquartierung abgekauft wird, diesen Namen, man benennt es gewöhnlich Französisch Service. In Preußen wird die Miethssteuer auch zum Theil für diesen Zweck verwendet.

Soldatengericht, s. Kriegs-Gericht, Theil 50, S. 469 u. f.

Soldatengott, s. Kriegsgott, Th. 50, S. 634.

Soldatengrad, die verschiedenen Grade der Soldaten, als vom Unterofficier bis zum General. Der unterste Grad nach dem Gemeinen ist der Gefreite; dann kommt der Unterofficier, Korporal oder Rottmeister, der Capitain d'Armes bei der Infanterie, und Quartiermeister bei der Kavallerie, der Feldwebel oder Wachmeister; bei einigen Armeen, auch wohl bei den meisten, hat man noch Fahnenjunker und Standartenjunker, welche die Fahnen und Standarten tragen; dann folgen die Fähnriche bei der Infanterie und die Cornets bei der Kavallerie. Bei der Preussischen Armee, werden die Fahnen von Unterofficieren getragen und man hat bloß Porte-epée-Fähnrichs. Der Seconde-Lieutenant, der Premier-Lieutenant, der

Stabs-Kapitain oder Stabs-Rittmeister, der Kapitain oder Rittmeister, der Major oder Oberst-Wachmeister, der Oberst-Lieutenant, der Oberst, der General-Major, der General-Lieutenant, der General, der General-Feldmarschall. In einigen Armeen werden die Stabs- oder zweiten Kapitains, Kapitain-Lieutenant, auch Capitain reformé genannt; dann hat man in denselben auch noch General-Feldzeugmeister, General-Quartiermeister, Lieutenant-Quartiermeister ꝛc. Die Ober-Officiere, vom Obersten bis zum Major, werden Stabs-Officiere genannt. Die Trompeter und Spielleute, oder die Regimentskapelle bei der Infanterie, haben den Rang oder Grad des Unterofficiers, der Stabstrompeter und der Kapellmeister bei der Infanterie den Rang oder Grad gleich dem Wachmeister oder Feldwebel. Dann sind bei der Infanterie noch Hornisten, Trommler und Pfeiffer, welche den Rang der Gefreiten haben. Diese verschiedenen Grade, das heißt, vom höchsten bis zum niedrigsten, der Officiere und Unterofficiere bei der Armee, finden bei allen Truppengattungen statt, das heißt bei der Infanterie, Kavallerie und Artillerie, nur daß bei Letzterer noch der Grad eines Oberfeuerwerkers, und bei den Jägern der eines Oberjägers ist. Der Unterstaab besteht aus dem Auditeur, Regimentsquartiermeister, wofür in der Preussischen Armee jetzt ein Officier, ein Lieutenant, das Rechnungsamt hat oder verwaltet, der Feldprediger, der Regiments- und der Batallions-Chirurgus, und dann die Kompagnie- oder Eskadrons-Chirurgen und die Roßärzte bei der Kavallerie.

Man hat nun noch General-Stabsofficiere, die alle oben angeführten Grade haben, das heißt, vom General-Lieutenant bis zum Seconde-Lieutenant; dann Adjutanten, vom Oberst-Lieutenant bis zum Seconde-Lieutenant. Der Monarch hat gewöhnlich einen oder zwei General-Adjutanten, die General-Lieutenant

oder General-Major sind, dann giebt es noch Officiere von der Armée.

Soldatengut, wird alles dasjenige genannt, welches dem Soldaten zugehört, seine Montur, Waffen, Kommißbrod ꝛc. ꝛc.

Soldatenheirath, s. unter Kriegs-Consistorium, Th. 50, S. 154 u. f.

Soldatenherrschaft, Soldaten-Regierung, man kann hierunter sowohl eine Herrschaft der Soldaten verstehen, von Seiten d. Regierung ausgehend, als auch eine Herrschaft der Soldaten, ohne Berücksichtigung der Regierung. Im ersten Falle bedient sich die Regierung dieses Mittels, um eine stets zum Aufruhr geneigte Volksmasse in den Schranken der Ordnung und Gesetzlichkeit zu erhalten. Eine solche Herrschaft, wenn sie von einer despotischen Regierung ausgeht, die nur ihre Unterthanen unter dem Drucke, in niedriger Sklaverey zu erhalten strebt, kann sehr fühlbar werden, und gewöhnlich geht sie auch nur von einer solchen Regierung aus, welche die Achtung und Liebe des Volkes durch Erpressungen aller Art, durch gesetzlose Zwangsmittel, durch Unterdrückung der Geistes- und Gewissensfreiheit, kurz, durch alle Mittel, welche das Vertrauen und die Zuneigung zu derselben vernichten, verloren hat; denn eine Regierung, die ihre Unterthanen, wie eine gute Mutter ihre Kinder liebt, braucht dieses Mittel nur gegen die Ungehorsamen, gegen diejenigen anzuwenden, die sich über alle Gesetzlichkeit und Ordnung, über alle Schranken des Anstandes und der Sitte hinwegsetzen, und Anarchie und Zügellosigkeit herbeiführen wollen, nicht aber gegen den ruhigen Staatsbürger, der nach den gegebenen Gesetzen lebt, die Regierung achtet, und sich dadurch seine Freiheit garantirt. Eine weise Regierung beherrscht die Gemüther durch ihre Größe, und erwirbt sich die Achtung durch ihre Handlungen; sie be-

darf nicht der Bayonnette und Kanonen, um zu herrschen, sondern nur um zu beschützen und den kriegslustigen Nachbarn zu imponiren; sie herrscht nicht aus Furcht, sondern aus Liebe; sie wird gefürchtet, weil sie Gerechtigkeit übt. Eine Regierung, welche kräftig den Zügel ergreift und zu lenken versteht, wird nie in die Nothwendigkeit versetzt werden, zu Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen, die, so günstig sie auch anfangs zur Erreichung des Zweckes erscheinen, und auch wohl sind, doch späterhin nachtheilig auf Regierung und Volk zurück wirken und das Gleichgewicht stören.

Eine Herrschaft der Soldaten, ohne Berücksichtigung der Regierung, ist ein Krebsschaden im Staate; er zerstört die Pfeiler desselben und stürzt ihn in Trümmer. Dieses haben wir bei den Römern zur Zeit der Kaiser gesehen. Von dem Commodus ab, ward der Römische Staat nur von Soldaten beherrscht; sie setzten die Kaiser auf den Thron und stürzten sie auch wieder, ja, ein jedes besonderes Heer erwählte sich seinen Kaiser; so wählte sich das Heer in Britannien den Albin; das Heer in Illyrien den Septimus Severus, und das Heer in Syrien den Pescennius Niger zum Kaiser, die sich dann gegenseitig bekämpften, bis Severus Sieger blieb, und so schlug sich auch Constantin mit seinen Gegenkaisern herum; und bei dieser Herrschaft, bei den immerwährenden Reibungen der Heere, der Soldaten untereinander, lösete sich zuletzt der Staat auf, weil den andringenden fremden Kriegsvölkern nicht mehr mit Nachdruck begegnet werden konnte, und so endete das mächtige Römerreich durch Soldatenherrschaft, durch den Uebermuth derjenigen, die anfangs die Gründer seiner Größe waren. — Bei den neuern Völkern findet man in Rußland die Strelitzen, welche sich der Herrschaft anmaßten und von Petern dem Großen gestürzt wurden; dann bei den Türken die

Janitscharen, welche zum öftern die Sultane nicht nur übermüthig behandelt, sondern auch abgesetzt haben, und deren Aufhebung zwar längst beschlossen, aber erst unter dem jetzigen Sultan Mahmud bewerkstelliget werden konnte. Dieses Truppenkorps beherrschte förmlich das Türkische Reich, und da die Zügellosigkeit der Janitscharen in der letztern Zeit gar keine Grenzen kannte, so würden sie den Sturz dieses Staates bewirkt haben, wenn diesem nicht der Sultan Mahmud durch gewaltsame Aufhebung dieser Truppe zuvorgekommen wäre. Eine gleiche Herrschaft der Leibwache fand man in dem jetzigen, von den Franzosen eroberten Algier, dessen Dey's zum öftern ermordet wurden, s. auch oben, unter Sklave und Sklaverey, S. 14. Bei den Franzosen, unter Napoleon, würde sich ebenfalls eine Soldatenherrschaft ausgebildet haben, wenn es der Himmel nicht anders beschlossen gehabt hätte; denn durch die immerwährenden Kriege und Siege wurde der Französische Saldat übermüthig, und durch das stete Bivouakiren im Felde auch roh, mithin war nur ein großer Feldherr im Stande, diesen Keimen zum Aufruhr und zur Herrschaft Schranken zu setzen, trat dieser aber im Laufe ihrer Siege und Eroberungen vom Kriegesschauplatze ab, so würde es mit den Französischen Heeren eben so gegangen seyn, als mit denjenigen der Römer unter den Kaisern, wie oben angeführt worden.

Man findet zum Glück die Soldatenherrschaft nur in despotischen und in solchen Reichen, deren Regenten nur nach Eroberungen streben, und daher diesem Stande die größten Begünstigungen angedeihen lassen; auch erzeugt diese Herrschaft Despotie; denn wo die Regierung Gefahr lauft unterdrückt zu werden, da sucht auch sie zu unterdrücken, wie wir dieses in der Türkey ꝛc. gesehen haben; auch das Volk nimmt dann Parthei, indem es dieser Herrschaft nicht hold ist.

In einem kultivirten Staate ist eine solche Herrschaft nicht gut möglich, da der aufgeklärte Krieger oder Soldat selbst weiß, wie weit seine Macht sich erstreckt, und daß sie in Friedenszeiten bloß eine beschützende ist; er wird daher nicht die Pflichten verletzen, die er der Regierung und dem Vaterlande schuldig ist; er wird weder die Regierung, noch das Volk zu unterdrücken versuchen oder streben, sondern Alles zur Aufrechthaltung der Ordnung beitragen, was seine Kräfte nur vermögen; weil auch er bei einem Umsturze verliert und zum Sklaven wird; er war Werkzeug oder Mittel des Umsturzes, und wird Masse des Umgestürzten; er trieb, und wird dann getrieben. Diesen Satz hat die Geschichte mehr denn zu oft bewährt, jedoch immer nur in despotischen Reichen, und in solchen, wo der Soldat von dem Regenten nur zu Eroberungen benutzt und daher begünstiget wird; fällt dann diese Begünstigung ganz weg, besonders im Laufe seiner Siege, so entsteht Unzufriedenheit, daraus Meuterei, Empörungen unter ihnen, die dann immer den Sturz der Regierung bezwecken. Ganz anders ist es mit einem Kriege, der gerecht geführt wird, und den die Regierung nicht aus Eroberungssucht führt; hier bleibt der Soldat in den Schranken der Gesetzlichkeit, der Disciplin, weil von ihm nicht mehr, als seine Pflicht gefordert wird, und er durch Belohnungen auf fremde Unkosten, und durch ein zügelloses Feldleben nicht verwöhnt worden. Eroberungskriege sind nicht allein dem Staate gefährlich, von dem sie ausgehen, sondern auch den Nachbarstaaten, wie solches die Geschichte durch viele Fälle beweiset; sie zertrümmern alte Staatsformen, lösen Dynastien auf, u. verbreiten einen Geist der Zerstörung und Verwirrung, der nach vielen Decennien oft erst wieder gebannt werden kann. Wenn daher der Soldatenstand, als ein sehr achtbarer Stand, in seinen Grenzen erscheint, wenn man ihnen,

den Gebildeten dieses Standes, das gelten lassen muß, was Voltaire von dem Officierstande der Heere seiner Nation, der Franzosen, zu seiner Zeit sagt*), so kann man doch nicht umhin, freimüthig zu bekennen, daß eine Soldatenherrschaft, in ihrer ganzen Ausdehnung, gewiß die verwerflichste ist, weil sie gleichsam einen eisernen Zwinger bildet, worein die Menschen gesperrt werden, um Sklaven zu seyn. —

Soldatenhospital, Soldatenlazareth, Soldaten-Krankenhaus, s. Th. 51, S. 153 u. f.

Soldatenkanton, s. oben, S. 236.

Soldatenkind, das Kind eines Soldaten, zum Unterschiede von demjenigen eines Bürgers.

Soldatenkleidung, s. Kriegswaffen und Kleidung, Th. 52, S. 562 u. f., und oben, S. 303.

---

*) Der Officier, eingenommen von seiner Ehre und derjenigen seines Herrschers, trotzt mit kaltem Blute dem Tode mit allen Vernunftschlüssen, das Leben zu lieben; er verläßt freudig die Ergötzlichkeiten der Gesellschaft, um sich Beschwerden hinzugeben, welche die Natur zittern machen. Menschenfreundlich, edelmüthig, mitleidig, während die Barbarei überall um ihn her alles mit Wuth entzündet; geboren eben sowohl für die Annehmlichkeiten der Gesellschaft, als für die Gefahren des Krieges, eben so höflich, als stolz, oft geschmückt mit wissenschaftlichen Kenntnissen, aber mehr noch durch die Annehmlichkeiten des Geistes. An diesem Bilde erkennen die fremden Völker unsere Officiere; ja sie gestehen ein, daß wenn das erste, etwas zu heftige Feuer ihrer Jugend durch ein wenig Erfahrung gedämpft worden, sie sich selbst bei ihren Feinden beliebt machen, oder von denselben geliebt werden.

L'officier, idolatre de son honneur et de celui de son Souverain, bravant de sang froid la mort avec toutes les raisons d'aimer la vie, quittant gayement les delices de la societé pour des fatigues qui font fremir la nature. Humain, genereux, compatissant, tandis que la barbarie etincelle de rage partout autour de lui; né pour les douceurs de la societé, comme pour les dangers de la guerre; aussi poli, que fier, orné souvent par la culture des lettres, et plus encore par les graces de l'esprit. A ce portrait les nations étrangères réconnoissent nos officiers. Elles avouent surtout, que lorsque le premier feu trop ardent de leur jeunesse est tempéré par un peu d'expérience, ils se font aimer même de leurs ennemis.

Voltaire Éloge funebre des Officiers.

Soldatenkniff, ein von einem Soldaten ausgeführter muthwilliger Streich, oder sonst eine von demselben einem Bürger zugefügte Ueberlistung in irgend einer Beschäftigung, welches ehemals, als die Werbung in den meisten Heeren noch Statt fand, die eine große Anzahl verschlagener Köpfe in die Regimenter brachte, die durch Ränke und Schwänke, Lug und Trug sich schon durch ganz Deutschland durchgebracht, auch wohl durch andere Europäische Staaten, und wie man zu sagen pflegt, mit allen Hunden gehetzt waren, s. auch oben, unter Werbung, S. 264, nicht selten geschah. Sie wußten sich oft, da sie gewöhnlich in großen Städten an den Ecken standen, auf jede nur mögliche Weise Geld zu verschaffen. Unter vielen Schwänken, die sie ausübten, hier nur einen, welcher von ihrer Verschlagenheit Kunde giebt. Zwei Soldaten von dem Regimente Pf. in B — standen in einem etwas kalten Winter an einer Ecke, die zu einem Marktplatze führte, auf welchen die Bauern von den umherliegenden Dörfern ihre Feldfrüchte hinbrachten. „Weißt Du was, Kamerad," hob der Eine von ihnen an, „wir müssen uns Geld zu Schnaps anschaffen; die erste Gelegenheit, die beste, wollen wir wahrnehmen, um dieses edle Produkt für unsern Schnapsack zu bekommen, der ziemlich hohl ist und des Feuers entbehrt." „Ja, Kamerad," erwiederte der Andere, „hast Du schon einen Gedanken erwischt, der uns zum Ziele bringt?" „Ja Freund, thue, was ich Dir sage, und mache mir es nach." — Er legte hierauf einen Haufen Schnee neben sich, welches der andere auch that. Es währte nicht lange, so kam ein Bauer mit Getreide zur Stadt gefahren und bog um die Ecke nach dem Marktplatze. „Halt! halt! Freund," schrie der erste Soldat ihm entgegen: „er hat die Nase erfroren, er hat die Nase erfroren!" und lief mit einem Haufen Schnee auf ihn zu und fing an ihm das

Gesicht zu reiben; der andere Soldat bestätigte nicht nur die Aussage des Ersteren, sondern setzte gleichfalls das Reiben mit Schnee fort. Der Bauer fing anfänglich an, sich über die Zudringlichkeit der Soldaten gegen die Umstehenden zu beschweren, da aber diese des Bauers Nase vor dem Reiben nicht gesehen hatten, so konnten sie auch über die Beschwerde desselben nicht urtheilen, und bestätigten die Betheuerung der Soldaten, die Nase sei dem Abfallen nahe gewesen. Der Bauer mußte sich nun von seinem gehabten Unglücke nolens volens überzeugen, sich freuen, so thätige Menschen gefunden zu haben, die ihm seine Nase durch angestrengtes Bemühen, sie mit Schnee zu reiben, erhalten, und zahlte ihnen noch ein ansehnliches Trinkgeld für diese Kur. Der Bauer war zwar durch dieses Abentheuer mit seiner Nase klug geworden, denn daß er sie nicht erfroren hatte, fühlte, und wußte er; allein was war hier zu machen, man gab sie für erfroren aus, und dieses mußte gelten. In der Folge hielt er nicht mehr still, wenn ihn einer anrief, sondern fuhr seine Straße. — Dergleichen Schwänke, Betriegereien ꝛc. waren nun nicht selten, und besonders bezogen sich ihre Kniffe auf die Landleute, welche zur Stadt kamen, da die Städter schon mit ihren Künsten bekannt waren, sie schon durchschaueten, und so war mit diesen wenig mehr zu machen; sobald sich aber ein Landmann blicken ließ, so rückten sie ihm gleich, z. B. in Berlin im sogenannten Lustgarten, ihr Tischchen vor, worauf er es entweder mit Würfeln, oder mit dem Riemen oder Riemchenstechen versuchen sollte, und da sie ihn gewöhnlich die beiden Erstenmale gewinnen ließen, um ihn erst recht anzuziehen und zu fesseln, so wurde er dann nach ihrer Sprache derb gerupft; denn an ein Gewinnen war nicht mehr zu denken, oder es mußte in ihrer Absicht liegen, um ihn wieder von neuem Muth zu machen, und seine ganze

Baarschaft zu ziehen; denn sowohl das Würfeln aus einem Becher mit doppeltem Boden, als auch das Riemchenstechen waren Betriegereien; denn der Soldat gewann immer, der Spieler selten, und nur, wenn Jener es wollte. Oftmals verlor ein Landmann an einem solchen Spieltische den ganzen Erlös aus seinen Feldfrüchten Die Polizey spürte zwar die Spieltische oft aus; allein die Halter derselben waren so klug überall Wache auszustellen, und sobald ein Officier, einer ihrer Vorgesetzten, oder ein Polizeyofficiant sich blicken ließ, so erhielten sie von den Wachehaltenden einen Wink, schnell klappten sie ihren Tisch zusammen und verfügten sich an einen andern Ort, wo sie neue Kunden anzogen. Zuletzt, da mehrere Klagen gegen diese Betriegereien einliefen, wurden wirksamere Maaßregeln von Seiten der Behörden getroffen, und alle dergleichen Spiele von Seiten des Militairs bei Strafe des Gassenlaufens verboten. Wenn nun gleich diese Spiele auf öffentlichen Plätzen u. s. w. aufhörten, so wurden sie doch immer noch an verborgenen Orten getrieben. Zu diesen Künsten gesellten sich nun die feinen Taschenspielereien, den Leuten am hellen Tage die Schnupftücher, Uhren, Börsen ꝛc. aus der Tasche zu ziehen, die Marktkörbe zu leeren und dergleichen mehr. Dieses waren nun die Früchte der Werbung in den früheren Zeiten, die, wie schon oben, unter Soldat, angeführt worden, viele brave Leute in das Heer brachte, die nur durch Täuschung u. s. w. angeworben wurden; aber auch viele schlechte, die sich freiwillig anwerben ließen, das Handgeld nahmen, ihre Künste, wo sie in Garnison kamen, producirten, und wenn diese nicht mehr gehen wollten, wieder davon liefen, um sich bei andern Werbern engagiren zu lassen.

Soldatenkost, was den Soldaten zu ihrem Unterhalte in den Kasernen gereicht wird, besonders aber das Kommißbrod, welches die eigentliche Soldatenkost

ist. Ein Mehreres über die Beköstigung des Soldaten, s. unter Servis- und Einquartirungs-Wesen, Th. 153, S. 371 u. f., und oben unter Soldat, S. 303.

Soldatenkrankheit, s. den Art. Kriegs- oder Feldkrankheiten und Seuchen, Th. 50, S. 760 u. f.

Soldatenlazareth, s. Soldatenhospital.

Soldatenleben, das Leben der Soldaten in den Garnisonen und im Felde, hauptsächlich aber in den Garnisonen; s. oben, unter Soldat, S. 346 u. f. Daß das Leben des Soldaten nicht brillant in den Garnisonen ist, ist schon an dem angeführten Orte gesagt worden. Man hört so oft von den großen Kosten des Heeres sprechen, nicht allein in unserem Staate, in Preussen, sondern auch in allen andern großen Staaten ist das Volk mit den Ausgaben dafür nicht zufrieden, und wirft auch schon darum einen gewissen Haß auf den Soldaten. Ohne die Wahrheit der bedeutenden Ausgaben dafür bestreiten zu wollen, scheint es doch wohl ungerecht, darum die Glieder des Heeres, Soldaten und Officiere, zu hassen; denn wenn man die Dienste des Soldaten nach einem verhältnißmäßigen Werthe gegen diejenigen von andern Staatsdienern betrachtet, so ist der Sold des Gemeinen und des Officiers der untern Grade sicherlich nur sehr geringe, und beide Theile können hier gewiß Ansprüche auf die Gerechtigkeit und Billigkeit des Publikums machen. Die großen Summen müssen auf die Größe des Heeres und dann auf die andern Militair-Zweige gerechnet werden, die gewiß auch sehr bedeutend sind. Die Besoldung eines Lieutenants ist nach dem Range, gegen andere Staatsdiener, nur geringe, und wenn derselbe nicht von Hause aus Vermögen besitzt und von seinen Verwandten eine Zulage erhält, so kann er nur sehr eingeschränkt leben und

muß auf alle Vergnügungen, die Andere genießen, und die mit einigen Kosten verknüpft sind, verzichten. Auch ist der Officier in mehreren Staaten, namentlich Deutschlands, in den Garnisonen auf seine Kameraden ebenfalls beschränkt, wie der gemeine Soldat, da ihm der Zutritt zu bürgerlichen Zirkeln fehlt; auch sieht man den Officier, wenigstens in der Uniform, nicht gern in geschlossenen bürgerlichen Gesellschaften, wovon die Ursache vielleicht früher in einem etwas brüsken Betragen von manchem jungen Officiere, oder auch wohl in einem gewissen Neide manches jungen Civilisten liegt, der sich durch die Uniform, die einem jungen wohlgewachsenen Manne gut steht, und auf welche der Blick der jungen Frauen oder Jungfrauen fällt, ausgestochen glaubt; auch ist der Officier darin selbst beschränkt, nicht nur in geschlossenen Gesellschaften, als auch an öffentlichen Orten, auf Kaffeehäusern ꝛc; die Uniform legt ihm gleichsam einen Zwang an, sich über manche Gegenstände freimüthig zu äußern, um nicht in einen Streit zu gerathen, worin das Point d'honneur, dem er als Officier doch nichts vergeben darf, verletzt werden könnte. Dieses Alles sind Ursachen, die bei der Beschränktheit seiner Besoldung, seine Lage in mehreren Heeren gewiß nicht glänzend macht; daher treten auch sehr viele Officiere, wenn sie es irgend möglich machen und den Abschied und einen Civilposten erhalten können, wieder in das bürgerliche Leben zurück. Auch diejenigen, welche Vermögen besitzen, nehmen oft wegen des langsamen Avancements in Friedenszeiten den Abschied. Hieraus gemahrt man, daß auch selbst für höhere Grade dieser Stand eben nicht beneidet, noch weniger gehaßt zu werden verdient. Und rechnet man von der einen Seite den Ruhm und das Ansehen, welches eine Nation durch den Militairstand genießt, und hält dagegen die Plackereyen und Mühseligkeiten, die diesem

Stande gleichfalls eigen sind, so wird man das Soldatenleben bei allem äußern Glanze, dem wieder der Dienst-Zwang entgegen tritt, keinesweges, gegen andere Stände gehalten, für glücklich preisen können; ein Civilposten, eine Civilbedienung hat weit weniger Zwang, und gewährt mehr Ruhe, als der Militairdienst, der die Beschwerden und die Entbehrungen, die er mit sich führt, nur mit einer glänzenden Uniform bedeckt; denn gewiß ist es, daß Mancher durch die Uniform und das saubere Aeußere getäuscht wird, welches der äußere Anstand, die militairische Sitte mit sich bringt oder verlangt, und der auch bei dem Soldaten unumgänglich nöthig ist. Wer würde bei einem Officiere in der Parade-Uniform, die das Aeussere manches Civilisten bei weitem übersteigt, der keinen Mangel an Lebensbedürfnissen hat und alle Freuden des Lebens ohne Beschränkung genießt, wohl an Mangel und Dürftigkeit denken? Allein diese Täuschung schwindet, wenn man das Leben eines Officiers, der kein Vermögen besitzt, sondern nur auf seine Besoldung allein angewiesen ist, in der Nähe betrachtet. Er kann als einzelner Mann, ohne Familie, wohl leben; allein er muß, um die Ehre seines Standes aufrecht zu erhalten, sie nicht zu verletzen, sich auf das Aeußerste beschränken und ganz isolirt leben, wobei zwar sein Ansehen von der einen Seite gewinnt, aber auch von der andern seine Lebensfreuden erst dann angehen, wenn er es bis zu dem Besitze einer Kompagnie oder Eskadron gebracht hat, wo ihm dann, wenn er sich reich verheirathet, die häuslichen Freuden blühen. Zum eigentlichen Freudengenuß des Lebens gelangt er also erst spät im Militair. Daß das hier Gesagte von einem Heere mehr, als von dem andern gilt, wird hier kaum zu erinnern nöthig seyn; auch muß man nicht die Lage der Officiere von einzelnen Truppentheilen, die vielleicht

besser ist, auf andere übertragen, und ein gleiches auch von deren Besoldung glauben.

Das Leben des gemeinen Soldaten ist insofern demjenigen seines unbegüterten Vorgesetzten gleich, daß auch er in manchen Heeren seinen laut fordernden Magen oft beschwichtigen muß, weil er von seinem Solde noch manchen Abzug erleiden, und erst für Wäsche, Taschenwachs und andere Materialien, um seine Waffenrüstung zu putzen, sorgen muß; denn Seife, Wichse und noch eine Menge anderer kleiner Ausgaben gehen voran, ehe erst der Magen Gehör erhält; wenn daher der Soldat von Hause, von seinen Angehörigen nicht noch Etwas erhält, so muß er sich auf schmale Schnitte gefaßt machen. In der Regel liefert der Bauernstand dem Heere die meisten Zöglinge oder Rekruten, und diese erhalten dann immer noch von den Eltern, Geschwistern ꝛc., manche Nahrungsmittel, wie Schinken, Speck, Wurst, Brod, auch wohl Geld, so, daß dadurch der Mangel einigermaßen abgewendet wird; ärmere knüpfen hie uud da eine kleine Liebschaft an, wo ihnen manche Kleinigkeiten zufließen; wenn nun dieses Alles noch zu den Kosten des Heeres geschlagen werden sollte, welche Summe würde dann dasselbe kosten? —

Im Felde lebt der gemeine Soldat freilich besser, und wenn es gleich darin heiße Tage giebt, wie in Scharmützeln und Schlachten, so ist nachher, wenn diese vorüber sind, und der Soldat Sieger ist, auch das Leben in Feindes Land besser; denn außer der Beute, erhält er auch gute Kost, wo er einquartirt wird. Dieses war auch eine Ursache mehr, warum Napoleon so viel mit seinen Soldaten ausrichtete und er sie leicht zu Siegen führen konnte; denn überall, wo der Französische Soldat als Sieger hinkam, fand er einen gedeckten Tisch, uud wenn er ihn nicht fand, so forderte er ihn mit Ungestüm. Dieses Leben lockte

natürlich auch die jungen Soldaten unter ihre Adler, die von den ältern Verwundeten, die in die Heimath zurückkehrten, nicht nur die großen Thaten, sondern auch die Beute, die sie gemacht, und das herrliche Leben, das sie in den eroberten Ländern geführt oder genossen, erzählen hörten. So wie dieses eine Lockspeise bei dem einen Volke ist, so ist sie es auch bei einem andern, nur mit dem Unterschiede, daß die Forderungen oder Anforderungen nicht gleich sind. Der Franzose fordert Bouillon, Gemüse, Braten und Wein, mitunter auch wohl einen Nachtisch (dessert), der Deutsche ist zufrieden, wenn er nur gute Hausmannskost, einen Schnaps und eine Flasche gutes Bier erhält. Der Russe nimmt mit allem vorlieb, Sauerkraut und Hering, Soldatenwurst mit der Elle gemessen, oder vielmehr eine halbe Elle für einen Groschen, und hauptsächlich Branntwein, und so variiren die Forderungen der Krieger im Felde nach den Nationen. Ein Soldat, der in einem längeren Feldzuge schon an eine herumziehende Lebensart gewöhnt ist, wird sich kein besseres Leben wünschen, wenigstens hört man diese Aeußerung von allen alten Soldaten, die mehreren Feldzügen beigewohnt. Junge Soldaten, die an Strapatzen mannigfaltiger Art, die mit einem Feldzuge unzertrennlich sind, noch nicht gewöhnt sind, behagt ein solches Leben gewiß nur dann erst, wenn sie ein Jahr hindurch im Felde gestanden haben, sonst möchten sie wohl eher darauf verzichten, nach dem ersten Vorschmacke, den sie davon bekommen. In dieser Hinsicht sind die besten Soldaten im Felde immer diejenigen, welche an Strapatzen und Entbehrungen aller Art gewöhnt sind, weil auch Perioden im Felde kommen, wo dem Soldaten auf einige Zeit der Tisch nicht gedeckt wird, und er im Bivouak mit dem sich begnügen muß, was ihm die Verpflegungs-Kommissarien reichen.

Soldatenlied, Kriegslied, ein Lied, ein Gedicht, welches bei irgend einem Feldzuge auf die Krieger nach einer gewonnenen Schlacht, oder auch vorher, ehe sie ins Feld ziehen oder rücken, zur Belebung und Anfeuerung ihres Muthes gemacht, in Musik gesetzt und dann von den Soldaten auf ihren Märschen ꝛc. gesungen wird. Man findet dergleichen Lieder bei allen Nationen und zu allen Zeiten, besonders aber in der neuern Zeit. Die ältesten Preußischen Kriegslieder, die Aufsehen erregten, aus den Zeiten des siebenjährigen Krieges, sind von Gleim. Sie führen den Titel: Preuß. Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier. Mit Melodien von Kruse, Berlin, 1758. Von diesen Kriegsliedern sind mehrere Auflagen erschienen. Eine neue Auflage mit neuen Melodien, erschien im Jahre 1787 in Berlin. Die einzelnen Lieder sind folgende: Bei Eröffnung des Feldzuges 1756, S. 1.; Siegeslied aus der Schlacht bei Lowositz, den 1. October 1756, S. 7; Schlachtgesang bei Eröffnung des Feldzuges 1757, S. 17; Schlachtgesang vor der Schlacht bei Prag, den 6. März 1757, S. 21.; Siegslied nach der Schlacht bei Prag ꝛc., S. 25; Schlachtgesang vor dem Treffen bei Collin, den 18. Junius 1757, S. 31; Lied nach der Schlacht bei Collin ꝛc., S. 35; Herausforderungslied vor der Schlacht bei Roßbach am 4. November 1757, S. 41; Siegeslied nach der Schlacht bei Roßbach, den 5. November 1757, S. 45; Siegeslied nach der Schlacht bei Lissa, den 5. December 1757, S. 63; Lied an die Kaiserin-Königin nach Wiedereroberung der Stadt Breslau am 19. Decbr. 1757, S. 79. Als ein Anhang zu diesen Liedern erschienen einzeln: Der Grenadier an die Kriegsmuse nach dem Siege bei Zorndorf, 1759. Einige von den älteren Kriegsliedern von Gleim stehen Französisch, in dem Journal étranger, 1761. Nach diesen Kriegs- oder

Soldatenliedern erschienen viele schlechte, oder sie gaben vielmehr das Muster zu vielen schlechten; aber auch viele vortreffliche Lieder erschienen bald darauf, so wie auch Weiße's vortreffliche Amazonenlieder den Gleimschen Liedern ihr Entstehen verdanken. Unter den vielen einzelnen Soldaten- oder Kriegsliedern, die im letzten Drittel des verwichenen und am Anfange dieses Jahrhunderts erschienen, machten Aufsehen: das Lied: Auf! auf! ihr Brüder und seid stark, der Abschiedstag ist da ꝛc.; dann Schiller's Reuterlied: Auf! Auf! Kameraden auf's Pferd, auf's Pferd! ꝛc.; dann: Prinz Eugen der edle Ritter ꝛc.; Gott grüß euch, Alter! schmeckt das Pfeifchen? ꝛc.; dann auch die alten Volkslieder:

Kein besser Leben ist
Auf dieser Welt zu denken,
Als wenn man trinkt und ißt,
Und läßt sich gar nichts kränken.
Denn ein Soldat im Feld
Sein'm Herren dienet treu;
Hat er gleich nicht viel Geld
Hat er doch Ehr' dabei.

und Krambambuli ꝛc. Im Befreiungskriege Deutschlands vom Französischen Joche sind eine große Menge Kriegs- oder Soldatenlieder erschienen, die größtentheils der Erhebung des Deutschen Volks, dem Heere, der kampflustigen Jugend, der Völkerschlacht bei Leipzig ꝛc. ꝛc. gewidmet worden. Ein großer Theil der Gedichte und Lieder, die in öffentlichen Blättern auf die Leipziger Völkerschlacht erschienen sind, findet man gesammelt in des Deutschen Volks feuriger Dank- und Ehren-Tempel, oder Beschreibung, wie das aus zwanzigjähriger Französischer Sklaverey durch Fürsteneintracht und Volkskraft gerettete Deutsche Volk

die Tage der entscheidenden Völker- und Rettungsschlacht bei Leipzig am 18. und 19. October 1814 zum ersten Male gefeiert hat. Gesammelt und Herausgegeben von Karl Hoffmann, Justizrath zu Rödelheim. Offenbach, 1815. Dieses Werk enthält die Beschreibung der Feierlichkeiten, welche nach der Schlacht bei Leipzig in Deutschland Statt gefunden, und verdient von jeder bemittelten Familie, als ein Andenken der Rettung Deutschlands von fremdem Joche, als eine heilige Reliquie für die Nachkommen aufbewahrt zu werden. Wenn vielleicht auch noch Manches, was sich zur Feier dieser Begebenheit zugetragen, darin übergangen worden, so ist doch das, was an Reden, Gedichten und Liedern, Illuminationen, Inschriften ꝛc. ꝛc. darin angeführt worden, schon allein hinreichend, dieses Werk, als einen Ehrentempel der Rettung Deutschlands aufzubewahren, und da man unter den Subscribenten oder Unterzeichner zu diesem Werke aus den großen Deutschen Residenz- und Hauptstädten keinen findet, wie aus Wien, Berlin, München, Dresden, Stuttgard, Augsburg, Nürnberg, Hamburg, Bremen, Lübeck ꝛc. ꝛc., so scheint dieses verdienstvolle Werk nicht recht bekannt, sondern in dem damaligen Taumel und Rausch der Freude übersehen worden zu seyn. Herr E. M. Arndt hat dasselbe mit einer Vorrede begleitet. Es enthält, mit dem Register, 1446 Seiten, und ist gr. 8. — Ferner sind noch erschienen, ausser vielen zerstreut stehenden Liedern in Journalen und Flugschriften, worunter auch das oft zu seiner Zeit gesungene Lied des schwarzen Korps: Lützow's wilde Jagd; dann: Das Volk steht auf, der Sturm bricht los; Der König rief und alle, alle kamen; Der Ritter muß zum blutigen Kampf hinaus ꝛc. ꝛc., Kriegslieder der Teutschen, zum Besten der Errichtung der Königl. Preußischen

Schwarzen-Freiwilligen-Schaar. Teutschland, 1813. Diese Broschüre enthält 22 Lieder, worunter sich besonders die Lieder: An die Teutschen; Der Vater an seinen Sohn; Das eiserne Kreuz oder Das Preußenvolk an seinen König Friedrich Wilhelm, auszeichnen. Jägerlieder. Gesammelt und vermehrt von einem Jäger beim Regiment Colberg. Im Frühling 1813. Bei C. Salfeld in Berlin. Diese kleine Broschüre enthält 6 Lieder von Friedrich Baron de la Motte Fouqué, Seegemund und Kretzschmer, Kriminalrath in Stettin. Pionier-Lieder von Friedrich Nauck, Königl. Preuß. Pionier-Hauptmann und Bürger von Elberfeld. Die erste Auflage erschien zu Köln am Rhein, 1815, und enthält 6 Lieder; die zweite Auflage zu Magdeburg, 1816, und enthält 12 Lieder, ist also mit 6 Liedern vermehrt worden.

Wie sehr dergleichen Lieder, mit einer leichten, gefälligen Melodie, den Muth des Kriegers erhöhen, beweiset zur Zeit der Französischen Revolution der Marseiller Marsch: Allons enfans de la patrie etc. von Rouge Deslile, welcher die Franzosen zu den kühnsten Thaten begeisterte und anfeuerte. Schon bei den alten Völkern finden wir Kriegslieder, die zu Anfange einer Schlacht, eines Gefechts, angestimmt wurden; s. den Art. Kriegs- oder Feldgeschrey, Th. 50, S. 625; und auch die neuern Völker haben dergleichen Lieder als ein Mittel zur Belebung des Muths ꝛc. angesehen, und in neuester Zeit hat man in den Preußischen Heeren, wie in den Russischen, bei jedem Regimente ein besonderes Sängerkorps errichtet, wozu diejenigen Soldaten aus den Regimentern gewählt werden, die eine gute Stimme und Lust zur Erlernung des Gesanges haben, so daß jedes Regiment auf Märschen, im Felde, seine Vorsänger hat. Der Gesang erleichtert bei aller Entbehrung den Marsch

und alle Strapaßen der Truppen, selbst in die Schlacht, führt er den jungen Krieger mit Begeisterung, mit leichterem Sinn, und daher sind die oben angeführten Sängerkorps gewiß eine sehr zweckmäßige und lobenswerthe Einrichtung in der Armee.

Soldatenlist, s. Kriegslist, Th. 51, S. 419 u. f.

Soldatenlohn, Soldatenlöhnung, s. oben, unter Soldat, S. 303. Die Löhnung, Besoldung des stehenden Heeres, der stehenden Soldaten, ist schon so oft angegriffen worden, schon so oft hat man die Heere großer Fürsten, der Ausgaben wegen, die sie verursachen, vermindert sehen oder wissen wollen; allein man hat hierbei nicht in Erwägung gezogen, wie sehr diese der Regierung wieder entnommenen Gelder die Industrie eines Staates beleben; man gewahrt dieses besonders in Provinzialstädten, in denen Militair liegt, wenn solches auf einige Zeit ausmarschirt ist, welche Ruhe in vielen Gewerben eintritt, die nur durch die Bedürfnisse und Ausgaben des Militairs belebt wurden. Man berechne nur die Summe der Dienenden und Pensionisten, unter welche die für sie erhobenen Abgaben vertheilt werden, und zähle denselben diejenigen hinzu, welche ihre Produkte und Arbeiten an Erstere absetzen, so wird man leicht sich überzeugen, daß wieder eine große Anzahl Familien aus jener Auflage oder Abgabe ein neues Einkommen ziehen, und durch solche eine Vermehrung von Produktionen und Arbeiten befördert werde, die ohne Besoldung der stehenden Soldaten nicht Statt finden würde. Außer denen, die von den Soldaten selbst die Löhnung gegen Produkte oder Arbeiten eintauschen, giebt es noch so viele Andere, deren Subsistenz mit der zeitigen Einrichtung des Militairwesens in der genauesten Verbindung steht, dahin gehören alle, welche zu der Kleidung, den Waffen und dem Train der Truppen die rohen Materialien liefern, Stoffe

darans verfertigen und endlich solchen die letztere zweckmäßige Gestalt geben. Diese hier erwähnten Individuen würden sämmtlich, nach Abschaffung des Soldatenstandes, theils gar kein Auskommen mehr behalten, theils eine starke Verminderung desselben erleiden, folglich auch andern durch ihre Verzehrung den bisherigen Gewinn nicht mehr verschaffen können. Man muß bei diesem Staatszweige nur nicht immer auf die großen Städte Rücksicht nehmen, auf die Haupt- und Residenzstädte, denn diesen bieten sich eine Menge anderer Mittel zur Belebung der Industrie dar, wie z. B. die Moden, der Luxus u. s. w., wodurch viel Thätigkeit in die Gewerbe, die davon abhängen, gebracht wird; aber auch diese ziehen von der Militair-Besoldung einen nicht geringen Gewinn. Man nehme nur an, daß in den Residenzstädten gewöhnlich die Garden liegen, worunter viele reiche, junge Officiere dienen, die eine Menge Bedürfnisse und Ausgaben haben, und einen Theil der Einkünfte ihrer Eltern vom Lande, von ihren Gütern, mit nach der Stadt ziehen und in die Hände der Gewerbetreibenden fließen lassen. Rechnet man nun das Militair in großen Residenzstädten, wie z. B. in Berlin, Wien ꝛc., zu 10 bis 15,000 Mann; hierzu nun noch die große Anzahl von hohen Officieren in der Umgebung des Regenten, bei dem Generalstabe, bei der Adjutantur ꝛc.; dann die große Anzahl Officianten in den Militair-Büreau's, die Menge von Pensionisten ꝛc. ꝛc., welche Fluth von Besoldungen, welcher Geldausfluß, der größtentheils in die Hände der Gewerbetreibenden kommt, also wieder zu der Quelle zurückfließt, aus der er entsprungen. Wenn man daher immer die Klage hört, daß das Militair so viel von den Staats-Einkünften wegnehme, welches Geld zu andern Zwecken verwandt werden könnte, wie auch schon oben, S. 356 angeführt worden, so muß man sich über den Man-

gel an Einsicht in den Staatshaushalt wundern; denn es fließt wohl kein Geld schneller in die Hände des Publikums zurück, als gerade dasjenige, was auf das Militair verwendet wird, weil der Soldat mit seiner erhaltenen Löhnung, seinem Solde, nicht lange Haus halten kann, sondern sobald er ihn erhält, so wird er auch ausgegeben. Man gewahrt also hieraus, daß der Soldatenstand dem Geldumlaufe eine schnelle Bewegung verschafft; denn da die Löhnung der Soldaten nur in sehr kleinen Theilen ausgezahlt wird, so werden sie auch gleich, wie oben angeführt worden, für seine Bedürfnisse wieder weggegeben; und gewöhnlich hat das Geld in den Händen derer, die mit solchen Bedürfnissen handeln, auch keine lange Ruhe. Vereiniget sich nun hiermit eine Vertheilung der Garnisonen in große und kleine Städte, so kann man dadurch den allgemeinen Verkehr noch mehr befördern und Geldausflüsse zur Belebung der Industrie an Orte hinleiten, wo nach deren Lage, ohne Zwischenkunft des Soldaten, solche nie erweckt seyn würde.

Soldatenmaaß, s. Th. 50, S. 90.

Soldatenorden, s. Kriegs- und Militairorden, Th. 51, S. 450 u. f.

Soldatenprozeß, s. oben, unter Soldat, S. 297.

Soldatenschule, s. daselbst, S. 299.

Soldatenschwur, s. Soldateneid.

Soldatenspiel, eine Art des Kartenspiels, welches aus 36 Blättern besteht, welche von dem General an bis zum Trommelschläger und Bagagewagen gehen; s. unter Spiel. — Eine Art Leibes-Uebungen, s. Theil 72, Seite 735. Um auch der Jugend auf dem Lande das Vergnügen des Soldatenspiels zu gewähren, oder sie auch dafür empfänglich zu machen, wie die Jugend in den Städten, welche Gelegenheit hat, die Kriegesübungen des Militairs fast täglich zu sehen, und sie dann in ihren Erholungsstunden nach-

zumachen, wodurch der Körper nicht nur gestärkt, sondern auch gewandt wird, schlägt Jemand im Hannöverschen Magazin, 7r Jahrgang, 1769, S. 190, vor: Daß ein Invalide, der ein Kinderfreund wäre, die geschicktesten unter ihnen in den Spielstunden in den leichtesten Soldatenbewegungen übte, daß sie z. B. sich stellen, wenden, marschiren und mit hölzernen Gewehren zu manövriren, die größten aber mit Feuergewehren nach dem Ziele zu schießen lernten. Dieses würde, wenn es nur erst eingeführt wäre, ihr angenehmstes Spiel seyn; es würde Leibesgeschicklichkeit, Ordnung und Ehrbegierde einflößen, wo nicht gar einige Funken patriotischer Tugenden anblasen. An den kleinen Festtagen, nach dem Gottesdienste, müßten sie gleichsam als eine kleine Landmiliz mit ihrer Dorfmusik, mit ihren eigenen Trommeln und Pfeifen, einige mit Uniformen, Kitteln, mit bunten Kokarden oder Sträuchern an den Hüten, mit selbst verfertigten hölzernen Degen und Flinten, und Fähnlein aufziehen, und von den Zuschauern aufgemuntert werden. Ehe dergleichen Spiele nicht auf dem Lande eingeführt sind, wird derjenige Theil dieses Landes (Hannover), wo die Jugend ganz von dem Soldatenstande abgewöhnt wird, nicht leicht viele andere Rekruten, als steife, unlenksame Burschen liefern. So weit der Verfasser dieses Vorschlags.

Dieser Vorschlag verdient auch in andern Staaten auf dem Lande wohl eine Beherzigung, nur muß diese Uebung so geleitet werden, daß sie wirklich eine Erholung und nicht mit Strenge verlangt wird, wie solches leicht von einem alten Krieger, als Unterweiser, geschehen könnte, der sich in seiner Sphäre glaubte, und dann rauher mit den Knaben umgehen würde, als seine Vorschrift es will, wodurch die Lust zu dieser Uebung in den jungen Gemüthern bald erstickt werden würde. Als eine wirkliche Erholung ist diese Uebung gewiß

sehr zweckmäßig, besonders bei der Jugend auf dem Lande, die doch dem Staate Dienste leisten muß.

Soldatenstand, der Stand des Soldaten, zum Unterschiede des Bürger- und Bauernstandes; s. oben, unter Soldat.

Soldatensteuer, s. Soldatengeld.

Soldatentaback, Nicotiana glutinosa, eine schlechte Sorte Landtabak, s. unter Tabak.

Soldatentroß, Alles was sich im Gefolge der Armee im Felde befindet, wie z. B. Büchsenmacher, Schmiede, Schlosser und andere Handwerker, Kundschafter oder Spione, Marquetender, Bediente ꝛc. Alle diese Personen, die sich ihres Erwerbes wegen bei der Armee aufhalten, stehen ohne Ausnahme unter den Befehlen des kommandirenden Generals der Armee, oder des einzelnen Korps, bei dem sie sich befinden, und müssen ihren Aufenthalt bei der Armee durch Erlaubnißscheine, von dem Ober-Befehlshaber des Korps, bei welchem sie sich aufhalten, unterschrieben, bescheinigen.

Soldatenübung, s. den Art. Kriegs- oder Waffenübungen, Th. 52, S. 331 u. f. Zu allen Uebungen des Soldaten werden zwei Eigenschaften erfordert, nämlich eine gute Gesundheit und Geschwindigkeit des Körpers. Diese Eigenschaften können erreicht werden durch öfteres Marschiren und durch öfteres Schwimmen. Es versteht sich übrigens, daß der Rekrut beim Eintritt in den Soldatenstand schon einen gesunden Körper mitbringen muß; denn wer mit einem siechen Körper eintritt, wird durch eine strapazante Lebensart ihn nicht verbessern, sondern ihn gänzlich untergraben; ein schwächlicher Körper kann aber durch Bewegung in freier Luft gestärkt werden; daher schadet Schwächlichkeit nicht, wohl aber Siechheit. Die Römer übten ihr Militair zu Pferde und zu Fuße, nach dem Vegez, auf folgende Weise. „Nach den Verordnungen der Kaiser Au-

gust und Hadrian, sollen sowohl die Reiter, als die Fußgänger dreimal im Monate spazieren geführt werden. Die Fußgänger mußten völlig bewaffnet 10,000 Schritte im militairischen Tritte und wieder zurück ins Lager marschiren, dergestalt, daß ein kleiner Theil dieser Reise im Laufen zurückgelegt wurde; auch die Reiter wurden Schwadronenweise eingetheilt, und machten denselben Weg völlig bewaffnet. Sie mußten sich zuweilen stellen, als wichen sie zurück, oder als würden sie verfolgt, dann mußten sie wieder mit Ungestüm auf den vermeinten Feind losreiten. Die beiden Heere wurden aber nicht allein in der Ebene, sondern auch in steilen und beschwerlichen Oertern geübt, so daß bei einem Kriege sich in der Schlacht wohl kein Hinderniß finden konnte, welches sie nicht zu übersteigen vermochten. Im militairischen Tritt wurden 20,000 Schritte in fünf Stunden gemacht, im vollen Schritte aber, welcher geschwinder ist, wurden in eben der Zeit 24,000 zurückgelegt; was darüber ist, wurde Laufen genannt, dessen Maaß nicht bestimmt werden konnte. Man gewöhnte hauptsächlich die jungen Leute zum Laufen, damit sie mit größerem Nachdrucke auf den Feind fallen, oder auch schnell schickliche Oerter besetzen sollten ꝛc. Man übte auch den Soldaten über Gräben, oder andere beschwerliche Oerter zu springen, und dieses aus der Ursache, damit er bei einem Zulaufe auf den Feind, diesen eher ausser Fassung bringen konnte, weil er auf ein ungestümes Heranlaufen nicht gerechnet hatte. In den Sommermonaten mußte jeder Rekrut schwimmen lernen, weil man nicht immer Brücken über die Flüsse findet, oder auch oft die Bäche von Schnee oder Platzregen anschwellen. Daher hatten die Römer ihre Uebungsplätze an der Tiber angelegt, damit die jungen Leute nach den Uebungen den Schweiß und Staub abwaschen und sich durch's Schwimmen auf's Neue stärken und wieder erholen konnten. —

Aber nicht allein die Fußvölker, sondern auch die Reiter, und selbst die Pferde wurden im Schwimmen geübt, damit sie sich im Nothfall helfen konnten. Diese Uebungen machten die Generale mit den Gemeinen gemeinschaftlich. Man gewahrt hieraus, daß die Römer ihre militairischen Uebungen aus zwei Gesichtspunkten betrachteten; erstlich um den Soldaten gewandt und zu den Kriegsoperationen geschickt zu machen, und dann um ihre Gesundheit nicht nur zu erhalten, sondern sie auch zu befestigen. Der letzteren wegen mußten sich auch die Soldaten und sämmtliche Officiere das Haar abschneiden lassen. Je leichter der Soldat ist, je weniger Gepäck er bei sich hat, je besser kann er auch fechten, und überhaupt alle militairische Wendungen ꝛc. vornehmen; daher muß der Soldat auf dem Marsch und im Treffen, in der Schlacht, nicht mit vielem Gepäcke, belastet und nicht mit knapp anliegenden Kleidungsstücken bedeckt seyn, weil Letztere ihn nicht nur in der freien Bewegung hindern, sondern auch beängstigen.

Der ehemalige Preußische Oberst Herr von Grothaus macht in dem 4ten Bande des neuen Militairischen Journals, vom Jahre 1790, in Hannover, S. 181 u. f., folgende Vorschläge, welche das Marschiren der Soldaten erleichtern sollen, und von welchen Vorschlägen schon Vieles, besonders in der Preußischen Armee, in neuester Zeit angenommen worden: „Vor allen Dingen müssen die Soldaten und sämmtliche Officiere das Haar abschneiden, wie es bei den Römern der edle Gebrauch war; dann darf in dem ganzen Heere kein Wagen seyn, dessen sich die Officiere bedienen. Die Hauptleute und die Lieutenants, oder die ihnen nachstehenden Officiere, dürfen keine Pferde haben, sondern müssen zu Fuße gehen. Die Officiere der Reiterei müssen nur ein Pferd zu ihrem Gebrauche haben, wodurch dem Heere schon vieler Troß

benommen worden. Am schlimsten scheint aber den Soldaten der Torniſter zu seyn, wenn sie davon befreit werden könnten, so wäre der Hauptknoten gelöset. Diese Sache könnte sehr bequem auf folgende Weise bewerkstelliget werden. Angenommen, die Kompagnie sey 115 Mann stark. In dieser Kompagnie habe der Mann auf Kosten des Staats zwei Hemden von verschiedner Farbe, wie das Schiffsvolk. Während die einen angezogen werden, werden die andern gewaschen, und so umgekehrt. Es versteht sich, daß es dem Hauptmanne, nicht einmal dem Obersten, erlaubt sey, mehr Hemden zu haben, als dem Soldaten. So muß auch bei der Kompagnie ein kleiner Vorrath von Strümpfen und Schuhen seyn, um die zerrissenen und die verlorenen zu ersetzen. Taschentücher nnd Nachtmützen bedarf so wenig der Officier, wie der Soldat im Lager. Diese hundertfunfzehn Hemden, nebst den Schuhen und Strümpfen, können leicht auf ein oder zwei Pferde gepackt werden; woraus also erhellt, daß die Soldaten nicht allein von dem Torniſter, sondern auch von vielen Sorgen befreit werden. Was hier von den Fußgängern gesagt worden, gilt auch von den Reitern.“ Dieser Vorschlag scheint leicht ausführbar zu seyn, und ist es auch gewiß; nur ist hier das einzige Uebel, daß die Pferde genommen werden können, und was fängt dann der Soldat an, der seiner Wäsche beraubt worden, und auf das beschränkt ist, was er auf dem Leibe hat, besonders in einem Bivouak. Ein leichter Torniſter mit nur wenig Wäsche, wird auf den Soldaten, sobald er daran gewöhnt worden, ihn zu tragen, gewiß nicht lasten, nur muß er öfters mit demselben marschiren und alle Bewegungen mit dieser Last vornehmen; er wird ihn zuletzt gewiß nicht behindern, da er doch auch seinen Mantel tragen muß, wie es z. B. bei den Preussen der Fall ist. Indessen entscheidet auch hier die Erfahrung: ob der Torniſter wirklich behindert,

oder ob er wohl gar noch eine Schutzwehr vor den feindlichen Kugeln abgeben könnte, wenn er zweckmäßig eingerichtet, vor Brust und Bauch in der Schlacht getragen würde. — Herr von Grothaus macht noch einen Vorschlag, um die Tapferkeit des Soldaten zu beleben. Er sagt: „Es frägt sich, wie man den Soldaten tapfer mache, oder wenn er ja von Natur nicht tapfer ist, wie fangen wir es an, wenn er dennoch tapfere Thaten verrichten soll? Die Menschen pflegen von Furcht überfallen zu werden, das heißt, von einer Krankheit der Seele, welche aus der bevorstehenden Gefahr entspringt. Diese wird ihm auf zweierlei Weise benommen. Erstlich, wenn er selbst, oder man ihm begreiflich macht, daß ihm die Gefahr entweder nicht bevorstehe, oder daß man sie vorher gesehen habe. Die andere Art besteht darin, daß man seine Aufmerksamkeit von der Vorstellung der Gefahr weg, auf andere Sachen wendet, und so sein Gemüth beruhiget. Daß die letzte Art der ersteren weit vorzuziehen ist, bedarf wohl keines weiteren Beweises. Belohnungen, Triumphe und andere Ehrenbezeugungen sind die besten Mittel, die Gemüther der Soldaten von der Betrachtung der Gefahr abzuziehen, und sie zu tapferen Thaten zu bewegen. Denn wir sind so geschaffen, daß wir auf eine wunderbare Weise von der bloßen Vorstellung des Ruhms gereizt und geführt werden. Wenn wir die Triumphe der Kaiser lesen, und die Bildsäulen großer Männer sehen, welche Nacheiferung brennt dann in unserem Busen? Wir fühlen uns von einem heiligen Schauer durchdrungen; und alle Jünglinge würden hundertmal aus dem Munde der Vaterlandsfreunde hören: diese großen Männer müßt ihr nachahmen. Und ich frage die Soldaten wie groß ihr Entzücken seyn würde, wenn sie auf ihren Waffenplätzen die Bildsäulen derer sehen, unter deren Anführung sie Thaten verrichteten, die sie nie gehofft hätten, und

worüber sie noch jetzt erstaunen müßten. Sie würden vor großer Bewunderung der Helden brennen und zu noch größeren Gefahren bereit in's Schlachtfeld eilen. — Wollt ihr sehen, wie bei andern Völkern große Männer geehrt sind, so geht in jenes große benachbarte Reich (Frankreich) *), damit ihr sehet, wie groß die Liebe des Königs gegen den unsterblichen Helden (Marschall von Sachsen) war, der sich um sein zweites Vaterland so sehr verdient gemacht hatte. Besuchet jene berühmteste unter den Inseln (Großbritannien), gehet in ihre Tempel und Begräbnisse, da werdet ihr die neuern Epaminondas und andere vortreffliche Männer selbst unter den Königen ruhen sehen. Auch dort in dem Vaterlande der Helden (Preußen) werdet ihr das Bild jenes Helden (Schwerin) finden, der für's Vaterland fiel. Und wie konnte er nach seinem Tode höher geehrt werden, als daß selbst der große Held unserer Zeit, ihm sein Monument setzte? Betrachtet den Ort, wo der Held fiel, seht die feindlichen Legionen vom Beispiele ihrer edlen Fürsten gerührt, benetzen ihn mit Thränen. — In einem andern, weit entlegenen, aber berühmten Lande, (wahrscheinlich Rußland) würde jener große Imperator (Peter der Große) nach so vielen großen Thaten mit dem Ruhme, als vor Zeiten die Scipionen und Cäsaren, nach Römischem Gebrauche triumphirt haben, wenn sich bei dem Helden nicht, außer der Tapferkeit, eine noch größere Tugend befände — die Bescheidenheit. Wenn die Befehls-

*) Herr von Grothaus war damals noch in Hannöverschen Diensten, als er die Rede in Göttingen hielt, woraus das Obige genommen worden; daher gilt auch dasjenige, was er oben im Allgemeinen sagt, und jede Beziehung ins Besondere von Hannover und den Hannöverschen Soldaten. Ich habe mir bei dem Auszuge einige Abänderungen erlaubt, die bloß den betreffenden Gegenständen eine größere Allgemeinheit geben, aber nichts von dem entstellen, was der Verfasser gesagt hat. Kth.

haber mit solchen Ehrenbezeugungen, die Soldaten mit solchen Belohnungen aufgemuntert werden, was kann ihnen denn schwer und mühsam scheinen? — Es ist noch übrig von dem Soldaten-Anzuge zu reden. Dieser ist nicht allein zum Gebrauche bequem, sondern er muß auch anständig und in die Augen fallend seyn. Auch hierin sind die Römer nachzuahmen, deren militairischer Anzug sowohl den Soldaten, als den Mann zierte. Wozu habe ich aber alles dieses gesagt? — Wir haben die Agilität verloren. Wir haben den Vorzug des Menschen geschwächt. Unsere Erziehung hat unser Zeitalter verdorben. Euch ruf ich an ihr Fürsten und Völker der Zukunft. Gebt dem Soldaten den Helm wieder. Stark und gesund unter eurem Harnisch werdet ihr uns einst beklagen, daß uns so viele Krankheiten drückten. Wisset, es ist traurig zu sagen, wir haben unsere Weisheit im Sitzen gesucht. Wenn ihr leset, daß wir unsere Jahre mit Erlernung todter Sprachen, und die dennoch nur Wenige sich eigen gemacht, zugebracht haben, dann hütet euch zu lachen, sondern bedauert vielmehr die Einfalt unserer Eltern. Wenn ihr hört, daß bei uns Menschen durch Gesetze verbannt wurden, die sie nicht lesen konnten, dann wundert euch, wie groß unsere Unbilligkeit war. Wenn ihr unsere ungeheure Bibliotheken sehen werdet, dann verzeihet den Ueberfluß. — Wenn ihr sehr bescheiden bekennen werdet, daß ihr Vieles nicht recht versteht, dann verzeihet, daß wir Alles gewußt haben ꝛc." — Von den Vorschlägen, die Herr von Grothaus macht, sind einige schon in neuester Zeit in mehrere Heere Deutschlands, namentlich in Preußen eingeführt worden, und tragen gute Früchte. Was den oben erwähnten großen Imperator in einem entfernten Lande betrifft, so kann Herr v. Grothaus doch wohl nur den Kaiser von Rußland, Peter den Großen gemeint haben, ich habe daher Rußland und

den genannten Kaiser eingeklammert. Daß aber der Verfasser Schweden gar nicht erwähnt hat, nicht die berühmten Helden aus dem Hause Vasa, ist zu bewundern, sie doch in der Militair-Geschichte in jeder Hinsicht von Wichtigkeit sind, besonders Gustav Adolph und seine tapfern Feldherrn.

Soldatenverpflegung, s. Th. 51, S. 516 u. f.

Soldatenwache, eine Wache, die aus Soldaten besteht, zum Unterschiede von andern Wachen. Man gebraucht es sowohl von Personen, als auch von dem Gebäude, worin die Soldaten den Wachdienst haben.

Soldatenwaffen, die Waffen, welche die Soldaten, die Krieger gebrauchen, zum Unterschiede von den Waffen der Jäger ꝛc.; s. Kriegs-Waffen und Kleidung, Th. 52, S. 562 u. f.

Soldatenwerbung, s. oben, unter Soldat, S. 259.

Soldatenwesen, das Wesen der Soldaten, s. Th. 52, S. 743, Kriegswesen.

Soldatenwirthschaft, Soldatenwirthschafts-Kunst, s. Kriegs-Wirthschafts- oder Haushaltungskuust, Th. 53, S. 1 u. f.

Soldatenwittwe, s. unter Wittwe, in W.

Soldatenwohnung, Kaserne, s. unter Servis- u. Einquartierungswesen, Th. 153, S. 383.

Soldatenwurst, gewöhnliche Blutwurst beim Schlächter, die um einen sehr billigen Preis verkauft wird, so daß es für einen Silbergroschen beinahe $\frac{1}{2}$ Elle giebt, wenn man die Größe und Quantität nach dem Längenmaaße bestimmen sollte.

Soldatenzelt, s. unter Zelt, in Z.

Soldatenzettel, Einquartierungszettel, Einquartierungsbillet, s. Th. 153, S. 406.

Soldatisch, Bei- und Nebenwort, nach Art der Soldaten, im gemeinen Leben. Ein halb soldatisch Wesen.

Sölde, ein nur in einigen Gegenden, besonders Ober-

Deutschlands, übliches Wort, welches ein geringes Haus, eine Hütte, ein Koth bedeutet, und von einer zwiefachen Art solcher geringen Häuser gebräuchlich ist oder gebraucht wird. So ist 1) in Bayern, dem Oettingischen ꝛc. die Sölde ein geringes Haus auf dem Lande, entweder ohne allen Acker, oder doch nur mit wenigem Acker, in welchem letzteren Falle ein solches Bauergut, welches aus einem geringen Hofe und wenigem Acker besteht, der, etwa den vierten Theil eines völligen Bauergutes ausmacht, ein Söldengut oder Köblergut genannt wird, welches aber dasselbe ist, was in Ober- und Niedersachsen ein Kothsassen- oder Kossätengut heißt. Der Besitzer eines solchen Gutes führt daher den Namen eines Söldners oder Köblers, in Ober- und Niedersachsen, ein Kossat oder Kothsaß. — 2) In den Salzwerken einiger Gegenden, z. B. in Frankenhausen, ist die Sölde ein geringes Haus, worauf das Recht haftet, eine gewisse Quantität Salz zu sieden, welches in Halle und an andern Orten gleichfalls den Namen eines Kothes führt. Derjenige, welcher eine solche Sölde besitzt, wird daselbst ein Sölder genannt. Nach Adelung soll man dieses Wort richtiger Selde schreiben und sprechen, indem es ein Verwandter von Siedel, siedeln, oder auch von Saal oder Sahl, ein Gebäude, Wohnhaus, seyn soll. In der letzten Bedeutung leitet es Frisch von Salz her; allein da es auch hier mit dem an andern Orten üblichen Koth gleichbedeutend ist, und dieses Wort auch Salzsölde lautet, so ist es wahrscheinlicher, daß auch hier die allgemeine Bedeutung vorwaltet.

Sölder, der Besitzer einer Salzsölde, s. den vorhergehenden Artikel.

Soldir, beim Diamantschneider, ein Kitt oder gemischtes Metall, womit der Künstler den Diamant

in die Doppe einkittet oder befestiget, welchen er schneiden will. Er besteht aus gleichen zusammengeschmolzenen Theilen von Zinn und Bley. Er muß den Kitt warm in die Doppe eingießen, und dann den Stein einsetzen, damit das Metall in demselben erkalte; s. unter Diamant, Th. 9, S. 209.

Söldner, 1) der Eigenthümer einer Sölde, auf dem Lande; ein Häusler, Kothsaß, s. den vorherigen Artikel. — 2) Von Sold abgeleitet, derjenige, welcher um Sold oder Lohn dient. Man nannte ehemals besonders die Lohnsoldaten Söldner, bis das ausländische Soldat dieses Wort verdrängte. Man gebraucht es gegenwärtig nur noch von einem Individuum, welches Lohn empfängt, im bürgerlichen Leben, jedoch nur in der Schriftsprache, besonders in der dichterischen; s. auch die Artikel Soldat und Sold.

Soldo, eine Italienische Münzrechnung. Man rechnet 20 Soldi auf eine Lire, die Lire oder Pfund ist aber sehr verschieden; daher kommt es auch, daß auf einen Soldo 3, 4 auch 5 Quatrini gehen. So enthält ein Soldo zu Florenz 3 Quatrinen; zu Genua 6 Sirams oder 12 Deniers; in Savoyen und Piemont 4 Quatrini oder Liards, und zu Venedig 12 Pikoli oder Bagatini. Nach dem Reichsfuße betragen 48 Soldi einen Kaisergulden, folglich hat ein Soldi 4 gute Pfennige.

Solduarii, bei den Galliern, Leute, welche sich einem zu eigen ergaben, so daß sie Glück und Unglück mit ihm theilten, ihn auch nicht überlebten, sondern wenn er starb oder umkam, sich auch das Leben nahmen. Die meisten Schriftsteller leiten den Namen von Sold her, und wollen sie zu gemeinen Soldaten machen, dagegen andere zu Edelleuten und vornehmen Hofbedienten; sie leiten dann den Namen von Sala her, sie sollen daher Salodurii heißen. Noch Andere

wollen den Namen aus dem Cambrischen Sold oder Sald, eine Schlacht, u. uyr, ein Mann, zusammensezzen, wo denn auch Soldaten aus ihnen werden. Nach Einigen, ja selbst nach Cesar's Erklärung, soll Soldurius soviel als devotus heißen, es soll daher von dem Celtischen Ur, ein Mann, und hold, devotus herkommen, und eigentlich Holdurius heißen, wofür aber die Lateiner Soldurius sagen.

Sole, Soole, in der Salzwerkswissenschaft, das Salzwasser, woraus auf den Salzkothen das Küchensalz gesotten wird; s. unter Salz und Salzsiederey, Th. 132.

Solea, bei den Römern, eine bloße Schuhsohle, die mit Riemen an den Fuß befestiget wurde, also nur den untern Theil verwahrte. Der Calceus verwahrte dagegen den Fuß unten und oben. Die Sohle war nur einfach, an den Crepidis doppelt. Nur die Frauen trugen gewöhnlich dergleichen Sohlen, bei den Männern waren sie nicht so gebräuchlich; s. auch unter Schuh, Th. 148, S. 628. Man zog die Schuhe, wenn man zu Tische ging, aus, damit man den Teppich nicht damit besudelte. Die Sklaven oder Diener nahmen sie so lange in Verwahrung, bis gegessen worden, dann wurden sie beim Weggehen wieder angezogen. Wenn ein Herr seinen Knechten oder Dienern Sohlen zu tragen versprach, so hieß das so viel, daß er ihm die Freiheit schenken wolle. Die Frauen brauchten sie auch, ihre Dienerinnen damit zu strafen, und bei den Griechen wurde mit der Sohle den Knaben der Hintere geblauet. — Auch ein Hufeisen wurde Solea genannt, womit die Maulesel beschlagen wurden; man nannte es Mulas calceare, auch Kamele erhielten sie. Man schmiedete sie nicht nur aus Eisen, sondern machte sie auch aus Silber, auch wohl aus Gold.

Soleil, der Französische Name der Sonne, s. diese.

Auch eine Sorte Papier von Annonay, die unter die größten und ansehnlichsten Sorten gehört. Sie ist 29 Zoll und 6 Linien breit, 24 Zoll und 10 Linien hoch, und hält 60 bis 100 Pfd. im Gewichte. Der Preis ist gewöhnlich nach den verschiedenen Graden der Feine 36 bis 60 Livres.

Solen, nach Schröters Conchylienkenntniß, im 2ten Bd., eine Gattung Muscheln, die derselbe als das zweite Geschlecht der Muscheln anführt. Die gewöhnlichsten Namen sind im Deutschen: Rinnenmuscheln, Scheidemuscheln, Messerschalen, Messerhefte; Lat. Solenes, Conchae cultiformes, Vaginae; im Französisch.: Manches des couteaux, Couteliers ꝛc., s. unter Muschel, Th. 98, S. 241 u. f. Nach Cuvier sind die Kennzeichen dieser Muschelgattung folgende: Die Schale ist walzenförmig oder wenigstens von gleicher Dicke, an beiden Enden offen; das Gelenk hat nur einen oder zwei Zähne. Das Thier verlängert an einem Ende einen walzenförmigen Fuß, der dazu dient, dasselbe zu stüzzen oder es in den Sand zu vergraben, wo es gewöhnlich versteckt liegt. An dem andern Ende geht eine kurze Röhre hervor, welche die beiden Röhren für den After und die Respirationswerkzeuge enthält. Es giebt Scheidemuscheln, bei welchen das Gelenk in der Mitte der Länge der Klappen liegt, und dies sind die größten.

Soleniten, versteinerte Muscheln, die wie zusammengesetzte Röhren gebildet und an beiden Enden offen sind; s. unter Versteinerung.

Solenostomus, Pfeifenfisch, der Lateinische Name einer Fischart, welche zu dem Geschlechte der Knochen- und zur Gattung der Nadelfische gehört; Syngnatus paradoxum; S. Th. 100, S. 543 u. Th. 109, S. 603.

Solfaß, in den Salzsiedereyen, ein großes hölzernes Faß, worein die Soole von den Bornknechten

aus dem Born getragen oder gegossen wird; s. unter Salz und Salzsiederey, Th. 132.

Solfeggi, beim Musikus, Singestücke, bei denen kein Text oder keine Worte sind, die bloß zum Solfeggiren gemacht und zur Uebung der Singestimme und des Treffens dient.

Solfeggiren, Solmisiren, beim Musikus, bedeutet ursprünglich, vermittelst der sechs Aretinischen Sylben, eine Melodie singen; es wird aber auch überhaupt von jedem Notenlesen oder Singen gebraucht, wobei man den Noten gewisse Namen giebt. Hiermit machen nämlich die Sänger den Anfang in der Singekunst, und sie müssen so lange darin geübt werden, bis sie Noten singen oder treffen können. In den mehrsten Orten Deutschlands, wo die Singekunst geübt wird, bedient man sich zum Solfeggiren der nämlichen Sylben und Buchstaben, womit die Töne benannt werden. Man singt die Tonleiter von C c, d, e, f, g, h, c, ꝛc., und die Fortschreitungen durch halbe Töne c, cis, d, dis u. s., ohne dazu andere Sylben zu gebrauchen. Diese Methode hat den Vortheil, daß das Gedächtniß der Singeschüler nicht mit doppelten oder zweierlei Benennungen desselben Tones beschwert wird; es ist aber nicht zu leugnen, daß einige Mißlauter, sagt ein Musikus, und die vielen i der Stimme im Singen etwas hart und unbequem fallen. In einigen Provinzen Deutschlands wird auch nach den sechs Aretinischen Sylben: ut, re, mi, fa, sol, la solfeggirt; sie sind aber nur bei den alten Tonarten zu gebrauchen. Die Franzosen haben, um die Octave auszufüllen, die Sylbe si hinzugesetzt. Bequemer sind die Graunischen Sylben: da, me, ni, to, to, tu, la, be, da ꝛc., deren Anfangsbuchstaben die Sylbe es zugefügt wird, wenn die Note durch ein Kreuz erhöhet wird, als: des, mes ꝛc., und die Sylbe as, wenn

sie durch ein b um einen halben Ton erniedriget wird, als: das, mas ꝛc.

Solidago, die Lateinische Benennung der Goldruthe, s. Wundkraut.

Soliditas corporis, die Festigkeit des Körpers, s. Solidus, weiter unten.

Solidum, in der Handlung, wenn Alle für Einen und Einer für Alle sich unterschreiben, welches unter der Benennung in solidum ausgedrückt wird. Man sagt daher, in solidum haften, wenn Mehrere sich verbindlich machen bei der Führung eines Geschäftes für Alles, was aus diesem Geschäfte entspringt, zu haften.

Solidus, dicht, fest, ein Körper, der seine gehörige Länge, Dicke und Breite hat; auch was gründlich ist. Solidus numerus, in der Arithmetik diejenige Zahl oder das Produkt, welches aus drei andern in sich multiplicirten Zahlen herauskommt; so kommt aus 2, 3, 4, 24. — Solidus ist auch eine bekannte goldene Münze in den älteren Zeiten, die den sechsten Theil einer Unze war, und daher auch Sextula genannt ward. Rechnet man nun 8 Dukaten auf eine Unze, so ist ein Solidus nach unserem Gelde 3 Rthlr. 16 Gr. Dergleichen Solidi sextulares waren besonders zu den Zeiten Justinians gebräuchlich oder im Gebrauche. Es gingen also von denselben 72 auf ein Pfund. Man hatte aber auch andere, von denen 48 ein Pfund machten, und noch andere, die nur halb so schwer waren und 96 davon auf ein Pfund gingen. Sie sollen zuerst unter Konstantin dem Großen bekannt geworden seyn. Bei den Franken galten sie bald 40 Deniers, bald nur 12; auch war ihr Gehalt bei andern Völkern nicht derselbe. In den Rechten hielt man sie mit einem Dukaten für einerlei.

Solipeden, in der Naturgeschichte, einhufige Thiere. Diese Thiere sind einander so ähnlich, daß sie nur ein

einziges Geschlecht bilden, welchem man den Namen des Pferdegeschlechtes, Equus, gegeben hat. Sie haben nur eine Zehe an jedem Fuße, die mit einem breiten Hufe umgeben ist. Die Zahl der Schneidezähne ist sechs in jedem Kiefer, die der Eckzähne zwei. Die Backenzähne haben platte Kronen, wie bei allen kräuterfressenden Thieren. Der Magen ist klein, und hat an der oberen Mündung (cardia) eine Klappe, welche das Erbrechen gänzlich verhindert. Die Gedärme, und vorzüglich der Blinddarm, sind sehr weit. Sie haben keine Gallenblase. Die Gattungen sind: das Pferd, Equus Caballus; der Esel, Equus Asinus; das Zebra, Equus Zebra und das Quaggapferd, Equus Quagga; s. diese Artikel, in der Encyklopädie.

Solisooty, eine Art Cassas, oder baumwollener Ostindischer Zeuge, die uns die Dänen aus Ostindien zuführen. Es giebt deren verschiedene Sorten, nämlich solche, die 29 bis 30 Ellen lang, und $1\frac{3}{8}$ bis $\frac{7}{16}$ Ellen breit sind; dann Solisootys von 28 bis 29 Ellen Länge und $1\frac{1}{2}$ bis $\frac{9}{16}$ Ellen Breite, und endlich dergleichen Zeuge von 29 bis 30 Ellen Länge und $\frac{9}{16}$ bis $1\frac{5}{8}$ Ellen Breite.

Solitairspiel, s. Grillenspiel, unter Spiel.

Solium, in den Römischen Bädern, eine Badewanne, in welcher sich die Römer badeten. Mäcenas soll diese Wannen zuerst zu Rom eingeführt haben. Augustus badete sich nur in einer hölzernen; allein die reichen Römerinnen in silbernen Wannen. — In den Begräbnissen war Solium der Kasten, worein eine Leiche gelegt wurde. Diese Kasten waren von Marmor und von Porphyr, auch von anderen kostbaren Steinen, Metallen oder Erzen; man hatte aber auch Behältnisse oder Kasten von Thon. — Das Solium regium war ein Thron, dessen sich die Könige zu ihren Sitzen bedienten, wenn sie sich dem Volke in ih-

rer Pracht zeigen wollten. Sie waren auf dieselbe Weise gearbeitet, wie man sie noch jetzt hat, so daß man einige Stufen bis zum Sitze steig n mußte. Sie waren anfangs aus Ahornholze gefertiget, und, wie man vermuthet, aus einem Klotze dieses Holzes gehauen, und daher war der Sitz so enge, daß eine Person in demselben, wie in einem Kasten steckte. Diese erhöhete Form soll darum gewählt worden seyn, damit der darin sitzende Regent nicht bei einer Empörung ermordet werden konnte.

Solive, ein Französisches Maaß, womit man Hölzer mißt. Es enthält drei körperliche Füße. Um einen näheren Begriff von diesem Maße zu erhalten, muß man dasselbe als ein Parallelepipedum ansehen, welches zur Grundfläche einen Rectangel von 12 Zollen in der Breite und 6 Zollen in der Höhe, zur Länge aber eine Klafter hat, woraus der Inhalt von drei körperlichen Schuhen entsteht.

Soll, debet, in den Handelsbüchern, diejenige Seite zur linken Hand, worauf der Kaufmann diejenigen Waaren, welche er einem Kundmanne geliefert, so auch das Geld, welches er gezahlt hat, notirt; und auf die entgegengesetzte Seite, die Haben, credit, hat, kommt dagegen Alles, was ihm, dem Kaufmanne, geliefert oder gezahlt worden. Wie ein dergleichen Satz stehen muß, findet man im Artikel Journal, Th. 30, S. 691; Hauptbuch, Th. 22, S. 237.

Sollen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches zu etwas verbunden seyn bedeutet. 1. Durch eine Pflicht oder Schuldigkeit zu etwas verbunden seyn oder werden. (1) Ueberhaupt. Ein anderer karget, da er nicht soll, Sprichwörter 11, 24. Wenn wir thäten, was wir sollten, so thäte Gott was wir wollten. Du solltest es billig thun. Ich sollte wohl schreiben. Solche Leute sollte man strafen. Sie sollten sich schä-

men. Du hättest früher aufstehen sollen. Wie sorgfältig sollte man seyn, den Fehler in seiner ersten Geburt zu bestrafen! Gell. Daß es im Hochdeutschen bei den Kaufleuten in den Handlungsbüchern am üblichsten ist, ist schon oben unter soll angeführt worden; auch gebraucht man es in den Rechnungen auf gleiche Weise, wie z. B. Friedrich Westphal soll ꝛc., das heißt, ist schuldig. — 2. Durch die Billigkeit zu etwas verbunden seyn, jedoch nur im Conjunctiv: Du hättest schreiben sollen. Diese hätte man nicht übersehen sollen. Verzagen sollte nur der Zustand feiger Seelen seyn. — 3. Durch einen ausdrücklichen Befehl eines andern verbunden seyn oder werden. (1) Eigentlich, wo es in solchen Fällen gebraucht wird, wo der andere zu befehlen hat. Du sollst keine anderen Götter haben, 2. Mos. 20, 3. Ihr sollt heilig seyn, 3. Mos. 19, 2. Sie besteht darauf, ich soll heute wieder nach Hause, Gell. Man gebraucht es auch oft in solchen Fällen, wo der Befehlende verschwiegen oder unbestimmt gelassen wird. Es soll geheirathet seyn. Wenn es denn so seyn soll. Es hat nicht seyn sollen. Das Zeitwort, welches die aus dem Befehle entspringende Verbindlichkeit bestimmt, verschwiegen, da denn sollen mit allerlei Vor- und Nebenwörtern elliptisch steht. Was soll ich hier? nämlich thun, machen. Was soll ich? Was soll ich in der Stadt? nämlich thun, machen. Ich weiß nicht, was wir sollen. Er soll hinaus. Er soll fort. (2) In der weiteren Bedeutung durch den bestimmten Willen eines anderen verpflichtet oder verbunden seyn; auch nur in solchen Fällen, wo der andere berechtiget ist, bestimmt zu wollen. Es soll noch heute geschehen. Da soll schon Rath werden. Nein, ich

verlange nichts, Du sollst mir nur verzeihen, Gell. Recht, als ob es der Himmel hätte haben wollen, daß ich hinter ihre Schliche hätte kommen sollen, Gell. Sie sollen es schon bekommen. Hier bleibt gleichfalls der Wollende oft unbestimmt, der zuweilen in den jedesmaligen Umständen zu suchen ist. Was soll ich sagen? Wem soll ich es anvertrauen? Wem soll man nun glauben? Soll ich unsere Vereinigung mit Sorgen für die Zukunft anfangen? Es ist lustig zwei Personen zu sehen, die nicht wissen, was sie sich sagen sollen? Sie wußten nicht, wie sie sich verhalten sollten. Wenn sie mit der Frau Schwägerin reden und etwas heimlich einfädeln solten, so haben sie diese Sorge nicht, Gell. Wie lange sollen die Gottlosen prahlen, Ps. 94, 3. Das soll er wohl bleiben lassen, das darf er nicht thun, ingleichen das ist ihm unmöglich. Wie soll man ihm helfen? — Oft auch in der Absicht, in dem Endzwecke. Man muß mich rufen wenn ich kommen soll. Sie muß durch Güte gewonnen werden, wenn ihr Schwur unkräftig werden soll, Dusch. Ingleichen in der Bestimmung, da es denn oft in noch weiterm Verstande soviel als nützen, helfen, bedeutet. Thue die Stücke darein, die hinein sollen, Ezech. 24, 4. Was sollen die sieben Lämmer? 1. Mos. 21, 29, wozu sind sie bestimmt. Was soll doch dieser Unrath? Marc. 14, 4. Herr was soll aber dieser? Joh. 21, 21. Wozu soll diese Erniedrigung? nämlich dienen. Was soll das Geschwätz? Liebe Chloe, was sollen diese Kränze? Geßner. Die Person, für welche etwas bestimmt ist, oder welcher es nützen soll, bekommt das Vorwort für, noch häufiger aber die dritte Endung.

Sie sollen alle für mein Haus, sie sind für mein Haus bestimmt. Die Esel sollen für das Gesinde, 2. Sam. 16, 2. Diese Arten zu reden vermeidet man gern in der edlern Schreibart. Was soll mir die Erstgeburt? nämlich helfen, nützen, 1 Mos. 25, 32. Was soll mir das Leben? Kap. 27, 46. Wem soll denn dieser Straus? Gell., für wen ist er bestimmt? Was soll mir das Gold? nämlich nützen. (3) Figürlich. (a) Oft wird es im gebieterischen Tone gebraucht, in welchem Falle auch müssen üblich ist. Sie sollen wissen, daß die Sache sich nicht so verhält, (b) Man gebraucht es auch oft, wenn man eine Sache als wahr, als richtig auf eine Zeitlang zugiebt, ohne von ihrer Wahrheit oder Richtigkeit überzeugt zu seyn. Sie sollen Recht haben, lassen sie mich nur in Ruhe, Gell. Sie sollen mich nicht beleidiget haben, ich will annehmen, zugeben, daß sie mich nicht beleidiget haben. Ingleichen, wenn man will, daß ein Ding das andere auf eine Zeitlang vorstellt. Dieß hier bin ich, und dieß soll meine Cloris seyn, Gell. — 4. Sehr oft dient es im Conjunctivo zur Einkleidung eines möglichen Falls. Wenn er morgen sterben sollte. Wenn ich es ja nicht wieder bekommen sollte. Sollte er ihm begegnen. Sollte ich meinen besten Freund darüber verlieren. Schade, sprach er, solltest Du Baum in dieß wilde Wasser stürzen! Geßner. So auch in Fragen. Sollte es möglich seyn? Sollte der Stolz nicht ein Unkraut seyn, daß von einem Feinde der menschlichen Natur auf unser Herz gesäet worden? Gellert. Gott! sollte ich nicht bewundern, nicht über alles lieben, da er nichts wollen kann, als meine Wohlfahrt? Eben derf. Wie lange sollte Deine

Blüthe und Deine Schönheit diese Blumen wohl noch überleben? Dusch. — Oft hat es den Nebenbegriff eines deutlichen oder versteckten Wunsches einer möglichen Sache. O, wenn ein Monarch nur eine Wunde meines Mutterherzens fühlen sollte! Ach! wenn sie wissen sollten, wieviel es mich gekostet hat? Wenn sie nur die Gewalt hätten sehen sollen, die sie ihrem Herzen anthat. Gell., für gesehen hätten. Wenn sie sie nur hätten sollen reden hören, Eben ders. Wenn Du wissen solltest, wieviel Gutes man mir von ihm erzahlt hat? O hätt' ichs nur verstehen sollen! Mir hätte er nicht so kommen sollen. Bald sollte ich glauben, daß sie es nicht ist. Das ist doch wohlfeil sollte ich meinen.

Allein die Scheere sollt' ich glauben,
Die könnten sie mir wohl erlauben, Gell.

5. In einigen gemeinen Mundarten, sowohl Ober- als Nieder-Deutschlands, wird es häufig für wollen gebraucht, eigentlich durch seinen eigenen Willen zu etwas bestimmt werden, verbunden seyn. Theuerdank sprach, ich euch folgen soll, Theuerd. Kap. 56. Auf welche Art es auch nicht nur in einigen Nieder-Deutschen Gegenden, sondern auch in einigen nördlichen Sprachen gebraucht wird, im Hochdeutschen aber unbekannt ist.

6. Eben so wird es zuweilen auch für werden gebraucht, das Futurum eines andern Zeitworts zu bilden; und zwar: (1) Mit dem Nebenbegriffe eines geschehenen Versprechens, einer Bestimmung, wo es doch zunächst zu der vorigen dritten Bedeutung gehört. Ich soll es wieder bekommen. Figürlich bedeutet die Redensart: ich soll es noch wieder bekommen, nichts mehr, als, ich habe es bisher noch

nicht wieder bekommen. Eben so, ich soll ihn noch sehen, ich habe ihn nicht wieder gesehen. Ich will ihn noch hören, daß er versprochen ist, ich habe es noch nicht gehört. Ich soll mein Geld doch wieder haben ꝛc ꝛc. (2) Ingleichen mit dem Nebenbegriffe des in einem Befehle, in einem bestimmten Willen, sowohl unserer selbst, als anderer gegründeten künftigen Erfolges. Ich hoffe, er soll mir nicht wieder kommen. Unsere Trennung soll nicht lange mehr dauern. (3) In noch weiterer Bedeutung oder in noch weiterem Verstande brauchen die Niederdeutschen und unter ihnen besonders die Holländer, die Schweden, die Engländer ꝛc. es überhaupt als den Ausdrnck eines künftigen Erfolges, für werden, in welcher Bedeutung es im Hochdeutschen unbekannt ist. Ich soll kommen. Ich werde kommen. Bei den alten Schweden war Skuld, die Zukunft, das Zukünftige.

7. In einigen Fällen begleitet es auch eine in unserer bloßen Vermuthung gegründete Begebenheit, wo es sowohl von künftigen, als von vergangenen Dingen gebraucht .vird. Ich hoffe noch immer die Nachricht soll sich nicht bestätigen. Mich dünkt ich soll ihn irgend wo gesehen haben.

8. Man braucht es noch häufiger, einen Vorgang zu bezeichnen, welcher in einem bloßen Gerüchte begründet ist. Der Kaiser soll gestorben seyn, man sagt, man wolle, der Kaiser sey gestorben. Die Türken sollen geschlagen seyn, oder es sollen die Türken geschlagen seyn. Ich soll mein Julchen hintergangen haben, Gell.

Nach Adelung setzt dieses Zeitwort in den meisten Fällen einen Befehl, einen bestimmten Willen voraus, wenn es auch nur der Wille des Verhängnisses, der Umstände, der Absicht ꝛc. seyn sollte, wodurch

es sich hinlänglich von müssen unterscheidet. Im gemeinen Leben und in der vertraulichen Sprechart gebraucht man es oft überflüssig. Ich will doch nicht hoffen, daß sie ein heimlicher Verächter des Geldes seyn sollen, Gell, für seyn werden, oder sind. Es hat gemeiniglich, sagt Adelung, die elliptischen Fälle ausgenommen, ein anderes Zeitwort bei sich, welches jedes Mal im Infinitiv steht. Wenn sollen in diesem Falle in einer zusammengesetzten Zeit steht, so tritt es nach dem Muster der Zeitwörter dürfen, mögen, sehen, hören ꝛc. selbst in den Infinitiv. Du hättest es thun sollen, nicht du hättest es thun gesollen. Ist aber kein Infinitiv dabei, so folgt es der gewöhnlichen Form: ich habe gesollt. Da dieses Zeitwort sehr häufig gebraucht wird, Modos und Tempora anderer Zeitworter zu bilden, welche die Lateinische Sprache mit einem Worte durch bloße Abänderung der Endung der Zeitwörter ausdrückt, so haben es viele Sprachlehrer unter die Hülfswörter gesetzt, welchen Namen man ihm, sagt Adelung, in mancher seiner Bedeutung nicht absprechen kann. Man würde freilich auf diese Weise eine Menge Hülfswörter annehmen müssen, wie von vielen Sprachlehrern geschehen, die wollen, können, dürfen, mögen, müssen, lassen ꝛc. dahin rechnen, woraus, nach Adelung, erhellt, daß der Begriff, welchen Deutsche Sprachlehrer von den Hülfswörtern haben, sehr schwankend ist, und durch den Unterschied in eigentliche und uneigentliche Hülfswörter durchaus nicht bestimmter wird. — Man könnte die ganze Lehre von dem Hülfszeitworte völlig entbehren, wenn es sich unsre Sprachlehrer nicht noch immer zur Pflicht machten, die Deutsche Sprachkunst mehr nach der Lateinischen, als nach dem eigenthümlichen Genius der Deutschen Sprache zu bilden, wovon man zwar der in neuesten Zeit etwas abgegangen

ist, indem sich an mehreren Orten Gesellschaften für Deutsche Sprache gebildet haben; allein wenn ihr Wirken anfangs für diese, ihre Muttersprache, auch mit vielem Eifer betrieben wurde, und viel Gutes für die Folge daraus zu erwachsen schien, so hört man jetzt fast gar nichts mehr von diesen Gesellschaften und von ihrem Wirken, wenigstens ist nichts öffentlich davon bekannt geworden. Der Imperativ von diesem Zeitworte ist seiner Natur nach eben so wenig üblich, als die Mittelwörter in der adjectiven Form gebraucht werden können. In den Ober-Deutschen Kanzleyen sagt man zwar: der seynsollende Bürgermeister, der sogenannte Bürgermeister, der gesollte Lohn, der bestimmte, schuldige Lohn; allein es folgt ihnen Niemand darin nach.

Söller, ein im Hochdeutschen veraltetes Wort, welches aber noch in den gemeinen Spracharten Ober- und Nieder-Deutschlands üblich ist. Es bedeutet 1) einen Boden im Hochdeutschen, das heißt, den getheilten Raum über den Wohnzimmern oder in einem andern Gebäude; daher wird ein Kornboden im Ober- oder Niederdeutschen auch häufig ein Schüttsöller, Kornsöller genannt. Luther braucht es mehrmals in der Deutschen Bibel, wo er auch die flachen Dächer der morgenländischen Bauart Söller nennt. Er fället fährlicher durch solche Rede, denn so er vom Söller fiele, Sir. 20, 20. Es waren viele Fackeln auf dem Söller, da sie versammelt waren. Es fiel aber ein Jüngling hinunter vom dritten Söller, Apost. 20, 8. u. f. So auch Kap. 9, 37, 39. Kap. 1, 9. — 2) In einigen Ober-Deutschen Gegenden heißt auch ein Altan am Hause, ingleichen ein jeder verschlossener Raum vor den Thüren und Zimmern, ein Söller. — 3) Im Niedersächsischen ist Söller ein erhabener, brettener Platz auf den Fußböden der Zimmer, z. B.

in den Fenstern, wo solche nach alter Bauart und sehr hoch sind.

Bei dem Ottfried und im Tatian Solar, Soler, wo es in beiden Arten einen Sahl, ein Speisezimmer bedeutet, im Niedersächsischen Soller, im Engl. Solar, im mittleren Latein Solarium, Solerium ꝛc. Die Endsylbe er ist das Suffixum, welches ein Ding, Subject beudeutet. Der herrschende Begriff in dem Stammworte Sohl, Söl, scheint die Erhöhung zu seyn, obgleich in manchen Fällen auch die Bedeutung des wohnbaren Raumes hervorsticht, wenn nicht überhaupt der Begriff des Täfelwerks der Stammbegriff ist, da es denn zu Schale ein Brett gehören würde. In den Provinzen Deutschlands, wo dieses Wort gangbar ist, sind auch die Zeitwörter söllern und aussöllern gebräuchlich, welches bedeutet Getreide, Waaren ꝛc. zur Verwahrung auf den Boden schaffen.

Söllern, s. den vorhergehenden Artikel.

Sollotuch, ein Silbergewicht in Rußland, welches etwas schwerer, als ein Quentchen ist.

Solmisatio, im Italienischen, das Singen nach den Guidonischen Sylben: ut, re, mi, fa, sol, la.

Solmisation, beim Musikus, die Methode, nach den sechs Aretinischen Sylben: ut, re, mi, fa, sol, la zu solfeggiren. Der Erfinder ist Guido aus Arezzo. Dieser führte ein System von 22 diatonischen Tönen, nämlich von unserm großen G bis ins zweigestrichene e, unter denen unser b schon mitbegriffen war, ein, und theilte es in sieben Hexachorde oder Leitern, von sechs auf einander folgenden Tönen, ab, denen er die erwähnten sechs Sylben unterlegte, so daß Misa allezeit unter den halben Ton, der sich in jedem Hexachorde von der dritten zur vierten Stufe befindet, zu stehen kam. Diese Sylben wurden nur abgeändert, wenn der Gesang über oder unter den

Umfang einer dieser Sexten stieg oder fiel, so daß Misa wieder seinen Ort einnahm. Da aber bei der Mannigfaltigkeit der Fortschreitungen des Gesanges die Sylben Mi-fa nicht allezeit, ohne den Schüler zu verwirren, möglich gemacht wurden, so bewilligte man unter gewissen Einschränkungen noch die Sylbe La fa zu der Fortschreitung in einen halben Ton, wodurch diese Benennung um Vieles erleichtert worden. Da aber durch die Einführungen des chromatischen Geschlechts das System der Musik um Vieles erweitert wurde, wurden die Schwierigkeiten der Solmisation größer, und so ging man von dieser Methode ab.

Solmisiren, ein regelmäßiges, thätiges Zeitwort, von dem mittlern Lateinischen solmisare. In der Vokalmusik die Noten mit den ihnen zukommenden Sylben ut re mi fa sol la absingen, aus deren zweien Sylben sol mi, das Ganze außer dem verstandlosen Worte gebildet ist. Von den Sylben sol und fa, nannte man es in dem mittlern Lateine ehemals auch solvisiren, und im Italienischen noch jetzt solveggiare.

Solo, in der Musik, diejenige Stimme, welche für sich allein gesungen oder gespielt, jedoch mit einem Generalbaß akkompagnirt wird. — In der Tanzkunst, wenn ein Tänzer ganz allein tanzt, ohne daß ein Anderer mit ihm tanzt. Bei den Balletten in Singespielen oder Opern sind die Solotänze stark im Gebrauch. Ein Mehreres hierüber, s. unter Tanz, in T.

Solognewein, ein Französischer weißer Wein, der vier Meilen von Blois an der Loire gewonnen wird. Wenn er sich einige Jahre abgelegen hat, wird er so süß wie Honig. Er ist um die Hälfte theurer im Preise, als die gewöhnlichen Sorten Weine, die um Blois fallen, und wird stark verfahren.

Solota, ein Türkischer Gulden, einen Kaisergulden an Werth.

Solota, ein Gold und Silbergewicht, welches nach Holl. As in Rußland 88 $\frac{2}{3}$ wiegt.

Solrinnen, s. Soolrinnen.

Solspindel, Solwage, Aeräometer, s. unter Salz und Salzsiederey, Th. 132.

Solstitium, diejenige Jahreszeit, in welcher die Sonne in das Zeichen des Krebses oder Steinbocks tritt. **Solstitium aestivum**, der längste Tag, ist die Zeit, in welcher die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt; es ist der Anfang des Sommers und zugleich auch der längste Tag im ganzen Jahre. — **Solstitium hybernum et brumalae**, der kürzeste Tag; es ist die Zeit, da die Sonne in das Zeichen des Steinbocks tritt, der Anfang des Winters.

Soltam, eine Art Zuckerkand, welcher in Kahiro gemacht wird, und womit die Provensaler und Italiener ehemals einen Handel getrieben.

Solutio, s. Solution.

Solution, Dissolution, Auflösung, **Solutio**, Fr. **Dissolution**, Engl. **Solution**, Ital. **Dissoluzione**, in der Chemie oder Scheidekunst, die Vereinigung der gleichartigen Theile eines Körpers mit denen eines andern, von anderer Natur, aus welcher Vereinigung dann ein neuer zusammengesetzter Körper entsteht. Da unter Auflösung, Th. 2, nichts von der chemischen Solution gesagt worden, so wird hier der Ort seyn, das Nöthige darüber zu sagen.

Bei der Auflösung, wie bei allen chemischen Verbindungen, wirken die Theile, welche einen neuen Körper bilden sollen, im Verhältniß ihrer Verwandtschaft und ihrer Größe auf einander. Mit ihrer Annäherung zur Sättigung oder vollkommnern Bindung, Vereinigung, verschwindet ihre Thätigkeit oder das Bestreben sich zu vereinigen, so, daß bei einer Auflösung die Menge des Flüssigen und Festen in einem

genauen Verhältnisse stehen, das aufgelöfete Feste, wenn das Flüssige über den zur Auflösung erforderlichen Grad hinausgeht, schwer wieder zu erhalten seyn muß. Der aufgelöfete Körper wirkt aus dem gleichen Grunde nur schwach auf die überflüssigen Theile des Aufgelöseten. Zu der Auflösung wirken der aufgelöfete und auflösende Körper in gleichem Maße, das heißt, das Feste wirkt in das Flüssige ein, wie das Flüssige in das Feste; man benimmt aber dem aufgelöseten Theil allen Einfluß, sieht ihn gleichsam als leidend an, und betrachtet bloß den auflösenden Theil als thätig, insofern es um Resultate, und nicht um den Grund derselben zu thun ist, welches für alle Erscheinungen im Felde der Chemie gilt. Man belegt daher die beiden Körper, welche sich in der Auflösung vereinigen, mit zwei verschiedenen Namen, und nennt denjenigen den auflösenden oder das Auflösungs-Mittel, Solvens, Menstruum; Fr. Dissolvant; Engl. Solvent; Ital. Dissolvento, welcher durch seine Flüssigkeit oder durch seine Schärfe thätig zu seyn scheint, denjenigen aufgelöset oder das Aufgelöfete, solutum; Fr. dissous; Engl. dissolved: Ital. disciolto, welchem der Mangel von Geschmack oder seiner Festigkeit den Schein eines bloß leidenden Wesens giebt. Die Auflösungsmittel sind entweder von Natur flüssig oder sie müssen mit Hülfe der Wärme flüssig gemacht werden. Zu den Erstern gehören, das Feuer, das Wasser, der Weingeist, die flüssigen Säuren, die Aetherarten, die Oele, die Pflanzen- und thierischen Säfte, und gewissermaßen auch das Queckfilber. Man erhält durch sie flüssige Auflösungen. Zu den Letztern rechnet man die trocknen Säuren, trocknen Salze, die Erden, die Gläser, die Metalle, den Schwefel und die trocknen brennbaren Stoffe; sie geben Auflösungen von trockener Consistenz. Vollkommene Auflösungen

beider Arten sind gleichförmig durchsichtig. Wenn man daher ein Stück Marmor oder Metall in Scheidewasser auflöset, so werden die zuerst genannten festen Körper für aufgelöset, das Scheidewasser aber für auflösend angesehen, jedoch mit der schon oben angeführten Bemerkung, daß beide Theile wechselweise ihre Thätigkeit aufeinander ausüben.

Nach Pörner muß man die chemische Auflösung nicht mit der mechanischen Auflösung oder Trennung verwechseln; denn wenn gleich bei der Auflösung allemal eine Trennung zugleich vorgeht, so vereinigen sich auch die Körper oder sie müssen sich allemal bei der Auflösung zum Theil oder ganz miteinander vereinigen. So sagt man z. B. Zinn löset sich nicht in Scheidewasser auf, da doch das Zinn dadurch zerstört wird, sein metallisches Ansehen verliert und in ein weißes Pulver verwandelt wird. Die erdigen Theile des Zinns verbinden sich aber nicht mit dem Scheidewasser, daher kann es nicht aufgelöset genannt werden. Das Instrument vereiniget sich in der Auflösung mit dem aufzulösenden Körper; bei der mechanischen Trennung bleibt nach der Operation das Instrument nicht mit dem Körper verbunden, es setzt sich zu Boden. Wo sich also bei der Vermischung zweier Körper um sich aufzulösen, der eine Körper, nachdem er von dem andern angegriffen und aufgelöset worden, von demselben wieder trennt, da ist die Auflösung nur mechanisch, wo er aber mit demselben verbunden bleibt und eins ausmacht, da ist sie chemisch. Bei der chemischen Auflösung geht der feste Körper in allen seinen Theilen in den flüssigen über, und beide verhalten sich thätig; oft aber ist die Kohlensäure sehr stark und die Auflösung geschieht nicht augenblicklich; alsdann dringt das Feste in das Flüssige, verliert mit dem Vordringen seine Cohäsion und wird endlich theilweise, wenn diese auf einen gewissen Grad abgenommen hat, aufgelöset.

Ist die Cohäsionskraft unbedeutend oder durch irgend einen äussern Umstand beschränkt, so geschieht die Auflösung plötzlich. Ist der auflösende Theil im Verhältniß zu dem aufzulösenden zu klein, dann wird der auflösende Theil eingesogen und geht in den Zustand der Starrheit über, wobei die Cohäsion abnimmt und anf den Grad schwach wird, daß der Körper oft in Pulver zerfällt. Es geschieht auch zuweilen, daß eine Flüssigkeit nicht Macht genug besitzt, die Cohäsion eines festen Körpers aufzuheben, um ihn auflösen zu können, sie drängt sich dann in die Zwischenräume des Körpers, der sie durchdringt, ohne aufgelöset zu werden. Ist nun die Mischung auf den Punkt gekommen, wo die Verwandschaft und die Cohäsion sich gegenseitig beschränken, so hört das Durchdringen auf und der Prozeß geht nicht weiter von Statten. Oft ist eine Verwandschaft des Festen zu dem Flüssigen nicht hinreichend die eben erwähnte Erscheinung hervorzubringen. Das Flüssige hängt sich bloß an die Oberfläche des festen Körpers und befeuchtet denselben; äussern aber die flüssigen Theile eine stärkere Verwandschaft unter sich, als gegen den festen Körper, so wird selbst die Befeuchtung nicht wahrgenommen. Auch hat das Flüssige auf einen in Pulverform befindlichen Körper zuweilen nicht Einfluß genug, um ihn aufzulösen, hängt hingegen an die Theilchen und verändert die specifischen Schweren zu einer Schwere, welche die ursprünglichen Schweren aufhebet. Auch können sich zwei Flüssigkeiten auflösen, es geschieht aber mit Erscheinungen, die durch Cohäsion, specifische Schwere und Verwandschaft bestimmt werden. Wenn die Kraft der chemischen Anziehung die Kraft der Cohäsion und den Unterschied der specifisch. Schwere überwiegt, so geschieht eine vollkommene Auflösung; wenn die Verwandschaft schwach ist, wird die Auflösung nicht durchaus gleich; wenn sie endlich den Unterschied der specifischen Schwere, welche die

Flüssigkeiten abgesondert hält, nicht übersteigt, wird die leichtere Flüssigkeit über der Oberfläche der schweren erscheint.

Eine Auflösung, die durch eine Kraft entsteht, welche über die Cohäsion und die Differenz der specifischen Schwere hinausreicht, kann sogleich als eine Mischung angesehen werden; sie ist aber von der Auflösung eines festen Körpers durch einen flüssigen verschieden, weil bloß die Grade der Flüssigkeit und die Gleichheit der Theile des neuen Körpers in Betrachtung kommen, während bei der eigentlichen Mischung, wo sich zwei oder mehrere Substanzen auf das engste verbinden, die neue Mischung auch in allen ihren Verhältnissen und Abweichungen mit den Körpern, die sie bilden helfen, verglichen wird. Der neue Körper, welcher mit der Auflösung entsteht, wird in Hinsicht seiner Eigenschaften nicht untersucht, da eine Auflösung nur als ein erster Grad der Mischung anzusehen ist, der oft nicht hinreicht, die Eigenschaften des aufgelöseten Körpers verschwindend zu machen.

Solvendo seyn, in der Handlung, noch bezahlen können, das heißt, noch soviel im Vermögen besitzen, daß man seine Schulden bezahlen kann; dagegen ist **insolvendo**, oder **nicht Solvendo seyn**, nicht so viel haben, daß man bezahlen kann; wenn man mehr Schulden besitzt, als man im Vermögen hat.

Solviren, in der Scheidekunst soviel als auflösen.

Solvirkessel, in der Probierkunst, ein kupferner Kessel, worin das Gold vom Silber durch den nassen Weg geschieden wird. Er ist oben 14 und unten 13 Zoll im Durchmesser groß und 9 Zoll tief, und steht bei dem Gebrauche auf einem Dreifuße.

Solvirofen, in der Probierkunst, ein Ofen, worin Gold und Silber von einander geschieden werden, wenn solche Arbeit stark getrieben wird und deswegen verschiedene Kolben zugleich eingesetzt werden können.

Dieser Ofen wird von Mauersteinen aufgemauert, ist auswendig 4 Fuß lang, 2 Fuß breit und 2 Fuß 3 Zoll hoch, inwendig ist der Ofen 1 Fuß breit und 3 Fuß lang, woselbst eingefeuert wird. Der Windfang ist ½ Fuß breit und hoch, und geht unter dem ganzen Ofen durch, worüber eiserne Traillen liegen. Oben im Ofen liegt eine Platte von gegossenem Eisen auf einer gleichfalls eisernen Stange, die ihr zur Stütze dient. Hinten am Ofen ist ein Zug- oder Flammenloch. Auf die eiserne Platte wird beim Gebrauche Sand geschüttet, worein die Kolben zur Scheidung eingesetzt werden; s. auch Th. 117, S. 553 u. f.

Solwage, s. Solspindel. Auch nennt man so einige Stunden Arbeit, welche Knechte und Jungen Sonnabends vorfahren müssen; die Sonnabends Bose.

Solzieher, s. Bornknecht, unter Salz und Salzsiederey, Th. 132.

Soma, Somma, im Getreidemaaß in Bergamo, welches in acht Sathori getheilt wird.

Somma, s. den vorhergehenden Artikel.

Somme, in Frankreich, eine Benennung von 12,000 Stück Nägel.

Sommen, eine Benennung der großen Schiffe der Chinesen, welches eigentlich nur platte Barken von 80 bis 90 Fuß in der Länge sind. Sie haben weder einen Vorder- noch Hintermast, noch den kleinen Mast über dem Mastkorbe. Die ganze Bemastung des Schiffes besteht in einem großen Maste und einem Fockmaste, wozu manchmal noch ein kleiner Obermast kommt. Statt der hanfenen Segel, die sie nur selten gebrauchen, haben sie gemeiniglich Matten, von Rohr geflochten, die in Falten gelegt und von Stäben festgehalten werden. Diese Arten von Segeln werden wie Fächer zusammengelegt und auseinander gebreitet. Sie halten besser gegen den Wind, als die hanfenen Segel, sie sind aber auch weit schwerer zu regieren. Das

Vordertheil ihrer Schiffe ist platt und ohne Spitze, das Hintertheil ist in der Mitte durchschnitten; in dieser Oeffnung bringen sie das Steuer an, das auf diese Art vor den Schlägen der Meereswellen sicher ist. Ihre Anker sind nicht von Eisen, sondern von einem harten Holze, Tie-mu, auch Eisenholz genannt. Das Tauwerk ist von grobem Hanf oder Baumwolle. Die Fahrzeuge sind sehr ungeschickt und schlechte Segelschiffe; daher thun auch die Chinesen selten lange Reisen. Sie kennen den Gebrauch der Magnetnadel, und sollen sich derselben schon früher bedient haben, als sie in Europa bekannt geworden; aber anstatt sie aufzuhängen, um sie im Gleichgewichte zu erhalten, legen sie solche auf einen Haufen klaren Sand, der sie aber vor den Stößen des Schiffes nicht bewahren kann, so daß sie, wenn das Meer nur ein wenig unruhig ist, beständig ihre Richtung verliert. Die Chinesischen Seeleute haben eine ganz besondere Verehrung für diese Maschine, betrachten sie wie eine Gottheit, und opfern derselben Räucherwerk, Reiß und Fleisch.

Sommer, Aestas, Fr. Eté, in der Naturlehre, die wärmere Jahreszeit zwischen dem Frühling und dem Herbste, in welcher die Gewächse, Kräuter, Stauden, Sträucher und Bäume sich im besten Wachsthume befinden, und die Früchte zu reifen anfangen. Die ältesten Deutschen kannten nur zwei Jahreszeiten, den Sommer und den Winter; späterhin, als man aus den Gränzen beider Jahreszeiten zwei neue machte, ist der Sommer, im engeren Verstande, diejenige Jahreszeit, in welcher die Sonne den Krebs, den Löwen und die Jungfrau durchläuft. Man setzt den Anfang desselben auf den 21sten Junius, und rechnet diese Jahreszeit, im Vereine mit dem Frühlinge, auf ungefähr 186 Tage, Herbst und Winter auf 179 Tage. Auf den Sommer sich beziehende Ausdrücke sind: Ein nasser, ein kühler Sommer, der Mittensommer, im gemeinen Leben einiger

Gegenden, der Tag Johannis des Täufers, gleichsam die Mitte des Sommers; der Nachsommer, die angenehmen warmen Tage im Herbste vom 1sten bis 13ten November, welche man im gemeinen Leben auch den alten Weiber-Sommer zu nennen pflegt. Den Sommer an einem Orte zubringen; den Sommer nicht überleben. — Figürlich (1) für Jahr, aber nur in der dichterischen Schreibart:

Ich kenne schon der Schäfer Ränke,
Und bin nur sechzehn Sommer alt. Haged.

Nach einer andern Figur ist, jedoch nur in der dichterischen Schreibart, der Sommer des Lebens, das männliche Alter. Er starb, ach er starb in dem Sommer seines Lebens! Geßner. (2) Die zarten Fäden, welche am Ende des Sommers in der Luft herumziehen, und sich an die Zweige der Bäume, an die Gesträuche, kurz, an Alles hängen, was sie auf ihrem Wege antreffen, werden im gemeinen Leben der Sommer genannt, weil der große Haufe sagt, daß dann der Sommer wegziehe, und weil sie sich im Nachsommer einstellen, so werden sie im gemeinen Leben gleichfalls alter Weiber-Sommer genannt, auch Sommerfäden, Marienfäden, fliegender Sommer ꝛc.; s. Sommerfäden.

Der Sommer ist eine der angenehmsten Jahreszeiten, besonders in unserem Klima, dem nördlichen Deutschland; er ist warm und trocken. Gewöhnlich ist der Theil des Sommers, welcher an den Frühling gränzt, also das erste Drittel, feucht, und daher mehr warm, als trocken, der an den Herbst gränzende Theil, das letzte Drittel, ist mehr trocken, als warm, und die Mitte des Somuers, oder das zweite Drittel, hält das Mittel zwischen den beiden erwähnten Temperaturen; auch stellen sich gewöhnlich im Sommer die meisten Gewitter ein.

Ueber die Ursachen eines trockenen und nassen Sommers, theile ich hier die Bemerkungen einiger Metereologen im Auszuge mit. Die Folgerung, daß ein kalter Winter einen trockenen Sommer, dagegen ein gelinder Winter einen nassen Sommer hervorbringe, kann nicht als gewiß gelten, weil man in der Witterung zum öfteren Abweichungen von diesem Satze gefunden hat. Das Wetter hängt hauptsächlich vom Winde ab, und ein Engländer will die Bemerkung gemacht haben, daß der beständige Wind, welcher von den Afrikanischen Küsten über das Westindische Meer nach den Küsten von Brasilien zu wehet, an diesen Küsten abprallt, und längs denselben die Richtung nach dem Mexikanischen Meerbusen nimmt; von da wieder an den Küsten von Florida abspringt, und auf diese Weise über das ganze Atlantische Meer, aus Nordwest zu uns nach Europa gebracht wird. Nach ihm sollen auch die hohen Gebirge von Peru zu dieser Abprallung das Ihrige beitragen, und ihn auch die Meeresströme befördern. Der Nordostwind kommt von der Asiatischen Tartarey zu uns herüber! Der Südostwind bläst oft bei uns und bringt daher auch viel Regen; denn weil dieser Wind über einen warmen Ocean geht, welcher viele Dünste entwickelt, oder dem viele Dünste entströmen, so wird dieser Wind auch, ehe er uns erreicht, mit einer Menge wässeriger Dünste beladen, die sich in der Kälte unseres Klimas verdikken, und dann in Regenschauer niederfallen. Der Nordostwind geht dagegen über eine große Strecke festen Landes, kommt aus den nördlichen Ostgegenden, und bringt, neben seiner Trockenheit, kalte Luft mit. Wir liegen gleichsam zwischen den Grenzen dieser beiden Winde, und daher fühlen wir wechselweise die verschiedenen Wirkungen ihres Streites. Wir sind einige Jahre lang der Herrschaft von Nordostwinden ausgesetzt, und haben kalte Winter und trockne Som-

mer auszustehen, und dann ist wieder einige Jahre Alles umgekehrt. Man kann als gewiß annehmen, daß die Winde meist die Witterung regieren, und daher sind auch recht kalte Winter dem anhaltenden heftigen Wehen der Nord- und Ostwinde unterworfen. Halten nun diese lange an, dauern sie spät ins Frühjahr hinein, wo denn die Luft und der Erdboden durch sie zu einer großen Kälte, folglich zu einer starken Verdichtung gekommen oder gebracht worden, so läßt sich diese durch die zwar stärker werdenden Sonnenstrahlen im Frühjahre und Sommer so bald nicht wieder heben, wenn nicht die ganze Luftmasse durch eine herbeigeführte wärmere Luft solches befördern hilft; denn die kalte Luft dieser Gegend widersteht, vermittelst ihrer großen Elasticität, der eindringenden, wärmeren minder elastischen auf's möglichste, und verhindert nicht nur das Eindringen derselben von einer andern wärmeren Weltgegend, sondern sie verursacht auch noch, daß diese kältere Luft nach den wärmeren, weniger widerstehenden Gegenden hineindringt. Das heißt, der Luftstrom aus Nordost und Nord hält noch überdies so lange an, bis ihm ein anderer heftigerer, von der Gegenseite eindringender aufhebt, und solchergestalt dem Winde eine andere Richtung giebt. Derselbe Fall ist es bei gelinden Wintern, in welchen gewöhnlich West- und Südwestwinde regieren, und diese halten, wie die vorher angezeigten, gegenseitigen Winde lange im Frühjahre und im Sommer aus, und führen, wegen ihres Wehens über das Weltmeer, Dünste, Regen u. Feuchtigkeit herbei. Die Sommer werden dann nicht warm, sondern immer kalt, nach der gemeinen Regel: ein nasser Sommer, ein kalter Sommer. Hier sind nun zwei Winde, der Nordost- und Südwestwind, als die Ursachen einer langen Folge von trocknem oder nassem Wetter angezeigt worden; es kommen nun aber noch andere geringere dazu, denn außer

diesen beiden Winden bläst auch der Nordwestwind, besonders in England, am längsten, und mit der größten Kraft, aber mit verschiedenen Wirkungen. Zuweilen vereiniget er sich mit dem Südwest, um einen bloßen Sturm mit heftigem Regen zu verursachen; zuweilen vereinigeter sich mit dem Nordost, wehet trocken und macht Frost, und das wenige trockne Wetter in einem gelinden Winter muß man diesem Winde zuschreiben. Dieser Nordostwind kommt von dem festen Lande in Amerika; und kommt er gleich aus einer kalten in eine wärmere Gegend, so bringt er doch zuerst die wärmere Luft über den Ocean zu uns herüber, und zugleich auch die Dünste, die aus dem Meere emporsteigen und darüber schweben, welche dann versammelt Regen geben.

Die Beschäftigungen d. Landmannes während der Sommermonate sind sehr mannigfaltig und wichtig. Hier eine kurze Uebersicht derselben. In den Sommermonaten ist die Getreide-Erndte das Hauptgeschäft, welche nach den verschiedenen Gegenden, auch zu verschiedenen Zeiten anfängt. So hat oft in einem und demselben Lande ein Distrikt die Erndte um acht bis vierzehn Tage früher, als die andern. Gewöhnlich sollen die Sandgegenden ihre Getreide-Erndten früher halten, als diejenigen Gegenden, welche Lehm und andern fetten Boden haben, indessen kann man dieses nicht als eine geltende Regel ansehen; denn man findet Boden, der auf der Oberfläche Sand, zur Unterlage aber Lehm hat, Letzterer hält daher die Feuchtigkeit auf, ohne sie in die Tiefe zu lassen, wodurch die Damm- oder tragbare Erde eine solche Kälte erhält, daß die Vegetation aufgehalten wird. Man hat aber auch Distrikte, die einen schweren Boden haben und dennoch zeitiger, als anderswo ihre Erndte anfangen können, welches von dem Lokale der Gegend und von den Erdarten im Grunde abhängt. So z. B.

wenn eine Gegend durch Anhöhen, Wälder ꝛc., vor den Nordwinden gedeckt und dabei so liegt, daß sie die mehrsten Stunden des Tages die Sonnenstrahlen empfangen und dadurch erwärmt werden kann. Die Unterlagen bewirken zwar eine ähnliche Erwärmung, jedoch wenn jene umgekehrt, nämlich von unten, wenn sie z. B. Mergel- oder kalkartig sind; dann kann man durch die Düngung Wärme verursachen und den Trieb zu befördern suchen. Wie das Einerndten des Getreides geschieht, ist schon unter Erndte, Th. 11, S. 367 u. f., angeführt worden. Hier ist noch zu bemerken, daß beim Einerndten des Grummets oder Wiesengrases darauf gesehen werden muß, daß solches trocken eingeerndtet werde; denn dasselbe ist, da es zart und jung gehauen wird, ohnehin so beschaffen, daß wenn es auch, dem Anscheine nach, trocken auf den Heuboden kommt, es doch in Haufen wieder feucht wird, sich dann erhitzt, und zu schimmeln oder sich wohl gar zu entzünden anfängt. Um nun das Grummet bei feuchtem Wetter eben so gut, als das Heu, einzubringen, bedient man sich folgender Mittel. Man steckt Sträucher in die Erde, die man im Winter zum Brandreisig gebrauchen kann, legt das Gras darauf und läßt es trocknen, oder man trocknet es an Wänden von Stangen. Zur Feldarbeit gehört nun noch um diese Zeit, nach Beendigung der Getreide- und Heuerndte, die Gräben und Bäche, in welchen das Wasser im Spätsommer gewöhnlich niedrig steht, zu räumen. Auch müssen nach der Heuerndte die zur Bewässerung zugerichteten Wiesen gewässert werden.

Ein sehr nöthiges Geschäft ist auch die Dung- oder Düngervermehrung. Man macht nämlich im Spätsommer sogenannte Brandplaggen, im Hannöverschen Brahmen und Miether genannt. Wenn nämlich die Anzahl Mistfuhren bei Ochsen- und Pferdege-

schäften nicht fern von dem Felde oder den Wiesen, wo er künftig hinkommen soll, abgeladen worden, so kann man hier entweder Rasen oder Waldstreue oder andere Erde, Mergel, Lehm oder Sand, kurz einen oder den andern dieser Zusätze durch Handarbeiter mit dem Dunge Lage auf Lage in halben Theilen von beiden vermischen lassen. Die letzte und oberste Lage kann aus einer Sorte von jeder Art Erde seyn, und so übergebreitet werden, daß der Haufen in der Mitte tiefer, wie an den Nebenseiten werde. Die Ursache dieser Vertiefung ist, damit alle Feuchtigkeit, der Regen ꝛc., einwärts abgehen oder abgelassen werde. Diese Dungplaggen können noch auf eine andere und besonders zweckmäßige Art gefertiget werden; wenn man zunächst der Dungvermehrung auch Felder von unfruchtbaren Erdarten verbessern will; solches geschieht nämlich geschwinder, wenn man diese Düngerplaggen für Sandfelder mit Lehm oder Lehmmergel, und für Lehmfelder mit Sand oder Sandmergel versetzt. — Man kann durch sie auch das berühmte Dungmittel, den Chinesischen Ta-so erlangen, und so den Dung der Menschen, der als der vorzüglichste Dünger angesehen werden muß, wenn ihm zu Hause nicht täglich genug Stroh zur Mischung zugestreuet worden, nützen, indem man ihn mit besonderem Fleiße zu Dungplaggen verwenden sollte, weil er in dieser Art der beßte Dünger wird, und überall hingebracht werden kann. In neuester Zeit hat man diesen Dung besonders zu nutzen angefangen, und an einigen Orten, wie z. B. zu Berlin, wird derselbe in besonderen Anstalten auf eine den Feldern, die gedüngt werden sollen, angemessene Weise präparirt, nämlich in Pulverform, so daß er gleich Asche darauf ausgestreuet werden kann. Wenn die Dungplaggen aus Rasen oder Erde oder oben gedachten Gattungen gemacht werden, sind sie in zwei bis drei Monaten vollkommen gut zu gebrauchen, be-

stehen sie aber aus gröberen Theilen, als Heidekraut (Erica vulgaris), aus Heidelbeeren- und Preißelbeerenkraut (Vaccinium myrtillus et Vaccinium vitis idea), dann wird schon vier bis sechs Monat Zeit zu ihrer ganzen Zerrottung erfordert, und wenn man Pfriemenkraut (Spartium Scoparium) dazu nimmt, welches Letztere dann alle Jahre dazu angewendet werkann, so sind sechs bis acht Monate nöthig. Man kann diese Brandplaggen oder Dungerde überall gebrauchen, auf dem Felde, auf Wiesen und in Gärten. Ferner gehört noch hierher die Verbesserung der Wege, das heißt, der Feldwege; denn die Verbesserungen der Landstraßen und Chausseen sind Sachen der Regierungen und gehören nicht hierher. Die Feldwege müssen geebnet, gewölbt und reparirt werden, damit nirgends Wasser stehen bleibe, sondern in den Seiten- oder Brükkengräben fortfließen könne.

In den Weinbergen oder Weingärten werden in diesen Monaten, besonders bald nach Jacobi, die Reben noch einmal, und zwar die Höhe hinauf angebunden, und diejenigen Spitzen, welche über die Pfähle oder Stecken hervorragen, denselben gleich abgeschnitten, ingleichen das untere überflüssige Laub, welches die Weintrauben beschattet, mithin die Wirkung der Sonne, der Luft und des Thaues behindert, abgebrochen. Man verrichtet diese Arbeit am beßten mit der Gartenscheere; denn beim besten Abbrechen können sehr leicht, selbst bei großer Behutsamkeit, ganze Bogenreben mit sammt den Trauben abgerissen werden. Von den abgeschnittenen Reben werden ganze kleine Bündel zusammengebunden, und auf einen luftigen Ort, am besten auf Zaun- und Rebpfählen aufgespießt und für den Winter abgetrocknet. Es giebt ein gutes Schaffutter, welches sie eben so gern fressen, wie das Linden-, Eichen-, Weiden- und andere Laub. Die grüne Laubspitzen können dem Rindvieh

verfüttert werden; es ist jedoch am besten, solche mit anderem Grase zu vermengen. In einigen Weingärten treiben auch im Sommer die den Winzern bekannten Erbzähne so stark, daß sie zuweilen schwachen Reben gleichen, welche auch abgerissen werden müssen. Dann muß alles Gras, welches Feuchtigkeit, oder wenn es zu hoch gewachsen ist, Fäulung an den Trauben verursacht, weggegraset und entweder grün verfüttert, oder auch getrocknet werden. Einige Gärtner schlagen vor, nach dem Ausgrasen, die Weingärten aufzuwerfen. Man haut nämlich in den Zeilen und auch in dem Rückgange mit dem Karste einen Steich tief u. zwei Steiche breit neben einander den Grund aus, und wirft den Steich rechter Seits auf den Bau zur Rechten und den linker Seits zur Linken, daß also der ganze Bau bedeckt wird. In vielen Gegenden, besonders wo die Weinberge nicht steinigt, und daher kälter, als die steinigten, aber in der Nähe um die Weinberge mit blätterbrüchigen Steinen versehen sind, werden die Weinstöcke mit dergleichen flachen und $\frac{1}{2}$ Zoll starken Platten an den Wurzeln bedeckt. Dieses Bedecken der Erde an den Weinstöcken mit solchen flachen Steinen dient dazu, daß die in der Erde befindliche Feuchtigkeit darin erhalten und verhindert wird, nicht sobald auszudünsten. Die Steine werden am Tage durch die Sonne erhitzt und vermehren die Wärme der Erde, die nachher fast die ganze Nacht und beinahe so lange anhält, bis solche den folgenden Tag wieder von neuem erwärmt werden können. Durch diese Steinplatten werden die Trauben sowohl an Größe, als auch an Zeitigung vieles gewinnen.

In den Obstgärten reifen in den drei Sommermonaten nach und nach verschiedene Früchte, daher ist es nöthig jetzt auf die Bäume mehr Acht zu haben, nicht bloß deshalb, damit die Früchte entwendet, sondern auch damit durch Freveler die Aeste an den frucht-

tragenden Bäumen nicht zerbrochen werden. Das zeitigste Obst ist gewöhnlich sehr weich und fault gern, daher muß man dasselbe entweder bald zum Verkauf bringen oder abdörren. Es soll daher in den Gegenden, welche fern von großen Städten liegen, nicht rathsam seyn, vieles weiches Obst anzupflanzen, weil man dieses nicht gleich absetzen kann, besser ist also Winterobst anzupflanzen. Es ist nicht selten, daß man eine so große Menge von dem erwähnten weichen Obste hat, daß es in manchen Jahren in keinem Verhältnisse mit dem Absatze steht, und wenn man es auch nicht dörren kann, so muß es faulen. Viele Gartenbesitzer sind daher genöthiget mit dergleichen Obste die Schweine zu füttern. Noch besser, ja vortheilhafter ist es aber, wenn man es zu Branntwein gähren und brennen läßt. Wer gute und oekonomische Obstdarren hat anlegen lassen, kann alles Obst, in den Jahren, in welchen es viel giebt, abdörren und so aufheben, um es in den Jahren, wo es selten und daher theuer ist, mit Vortheil zu verkaufen. Man kann auch aus dem gutem Obste Obstwein bereiten, und aus dem schlechten Essig.

In den Küchengärten werden in den Sommermonaten verschiedene Sämereyen reif, man muß daher das Abnehmen zur gehörigen Zeit besorgen. Auch muß man darauf sehen, daß bei den Erbsen, Bohnen, Gurken, Melonen und dergleichen frühen Gewächsen, die ersten Früchte nicht sämmtlich in die Küche genommen, sondern die besten zum Samen stehen gelassen werden. Diejenigen Gewächse, welche man zum Herbstgebrauche erziehen will, müssen auch in der ersten Zeit der Sommermonate gepflanzt, bei trocknem Wetter mit dem Begießen gewartet und zur gehörigen Zeit behackt werden. Alle andere Gewächse müssen vom Unkraute fleißig gereiniget werden. Zu Wintersalat, besonders zu Cichorien, Cichorium intibus

und Endivien, Cichorium Endiva, wird jetzt der Samen ausgesäet, um die Pflanzen davon zu rechter Zeit zu bekommen und sie zu verpflanzen. Die aufgeschossenen Gemüsearten, die zu dem bestimmten Gebrauche untüchtig werden, darf man nicht länger im Lande lassen, man muß sie ausraufen und zum Viehfutter verbrauchen, das Land aber wieder von neuem aufgraben und mit andern Gewächssamen besäen. — Die Spargelbeete müssen von allem Unkraute gereiniget, mit guter Erde und etwas kurzem Miste erhöhet und gleichsam auf den Winter zugedeckt werden; nur die einzelnen Stücke, von denen man Samen erzieht, lasse man vollends reifen. Wer dieses Abräumen nicht zeitig thut, um den Stöcken die Stärkung durchs Aufschießen der unabgestochenen Spargel zu lassen, thut wohl, wenn er diejenigen Spargelstöcke, welche nicht Samen zum Zeitigwerden besonders bringen sollen, oben wie einen Knopf in sich selbst knüpfen; die Stöcke entkräften sich dann nicht durch unnöthiges Samenreifen.

In den Scheunen hat man jetzt vorzüglich darauf zu sehen, daß jedem Getreide der gehörige Ort angewiesen werde; denn hat man in den Scheunen bei der Einfuhr in der Erndte keine ordentliche Einrichtung gemacht, so ist es nachher nicht zu ändern möglich. Man muß sich daher vor der Zeit einen Plan entwerfen, wenn man das Dröschungsgeschäft einrichten will, welches Getreide zum Samen, mithin zu allererst gedroschen werden muß, wozu besonders der Sommerweitzen gehört, wovon der recht reif eingeerndtete sogleich ohne eingebanset (als ein berühmtes Preservativ gegen den Brand) gedroschen werden muß; daher muß man auch für ihn eine Tenne bereit halten; welche Getreidesorten sich zusammenschicken, welches Getreide in Rücksicht auf die Viehfütterung vorher und welches zuletzt gedroschen werden muß ꝛc. Nach

diesem Plane muß man nun alles anordnen, wie es eingebanset werden soll. Man thut sehr wohl beim Einbansen einer jeden Getreideart einen besondern Plaz anzuweisen, damit sie so wenig neben- als übereinander zu liegen kommen. Eine gleiche Bewandniß hat es mit dem Dröschgeschäft in Rücksicht auf die Viehfütterung, z. B. man hätte lauter grasiges und gutes Getreide zusammengelegt, so müßte man es auch nacheinander dröschen, und auch so verfüttern, hat man es aber auf eine Art eingebanset, daß man zu jeder Zeit gutes, mittles und schlechtes Getreide zur Fütterung dröschen kann, so kann man auch die Fütterung den ganzen Winter egal und auch die Wahl haben, das schlechteste Streustroh zum Einstreuen zu gebrauchen, welches im ersten Falle nicht möglich wäre.

Was die Rindviehzucht in dieser Jahreszeit anbetrifft, so muß man bei eingeführter Stallfütterung, solche eben so behutsam und in gehöriger Ordnung fort besorgen lassen. Der auf fetten Orten gewachsene, noch zu jung abgehauene Klee ist jezt gefährlich, besonders wenn er zum zweiten oder dritten Male nachwächst; denn er kann bei häufiger und unbedachtsamer Fütterung noch eben so sehr blähen, wie derjenige in den vorhergehenden Frühlingsmonaten. Man muß die Portionen von dergleichen Futter daher so mäßig, als möglich, einrichten, und solche öfters reichen. Finden sich bei einer Wirthschaft mehrere Grasarten, die zum Viehfutter bestimmt sind, so thut man wohl dergleichen Gräser, wenn sie verschiedene Eigenschaften haben, wie z. B. fette und magere, junge und alte, feine und geringe Grasarten untereinander zu mischen und zusammen zu verfüttern. Hierdurch wird die oben bemerkte Gefahr nicht nur einigermaßen abgewendet, sondern es wird auch noch auf einer andern Seite viel Gutes erhalten, nähmlich: daß das Vieh nicht auf einmal lauter gutes oder fettes, und dann auch wieder ein ande-

res Mal, schlechtes und mageres Gras bekommen und dadurch verwöhnt werden kann. Eine Abwechselung mit guten und schlechten Gräsern muß nie an einem Tage geschehen, sondern an verschiednen. Man giebt dann bald Klee mit Gras vermengt, bald Klee allein, welches den Appetit sehr befördert. Beim Futtern der Gräser muß man das Erhitzen derselben wohl in Acht nehmen, welches gewöhnlich daher entsteht, wenn man das Gras in Haufen übereinander liegen läßt. Ein solches erhitztes Heu ist dem Vieh ein schlechtes, ja sogar ein schädliches Futter. Um diesem Uebel vorzubeugen, thut man daher am besten das nöthige Gras zur Ausfütterung nicht für den ganzen Tag auf einmal, sondern in mehreren Malen von den Grasfeldern zu holen. In einem warmen Stalle, oder in einer gegen die Luft versperrten Kammer erhitzt sich das Gras sehr geschwind, und braucht öfters nur einige Stunden dazu. Es ist daher gut, wenn man das Gras an einem luftigen Orte, oder wenn es daran mangelt, unter dem Schatten eines Baumes aufbewahren kann. Wer besondere Grascammern anlegt, kann diesem Uebel dadurch steuern, daß man einige Zwischenböden von Brettern, noch besser von Latten, die den Luftzug noch mehr durchlassen, in der Kammer anbringen läßt, so daß das Gras, anstatt in einem Haufen zu liegen, in zwei oder drei Abtheilungen übereinander abgesondert liegt. Da diese Vorsorge schon für Gras gut und nöthig ist, um so viel anwendbarer ist sie für den Klee; denn auch dieser liefert keinen Nutzen für die Stallfütterung, wenn er sich auf Haufen sehr erwärmen muß, wie schon oben angeführt worden.

Das Mästen d. Ochsen, Kühe und Schweine hört in den Sommermonaten immer mehr auf, so wie die Brau- und Bremereien langsamer und wenig betrieben werden; es wäre denn, daß man seinen Schrotansatz zum

Brennen im Mai in groſsen Vorräthen angesetzt, nach geschehener Gährung in groſse Fäſser gefüllt, und bis zum Brennen in den heiſsen Monaten in kühlen Kellern aufbewahrt hätte. Wo aber dieſes nicht der Fall iſt, und man doch das vorhandene Brackvieh gern los ſeyn will, da kann man das Mäſten deſſenungeachtet fortſetzen. Dieſes kann nun entweder mit geſchrotenem Getreide oder auch mit Klee und Gras geſchehen, welches jedes einzeln oder auch zuſammen verfüttert werden kann. Bei dem immer ſeltener werden des Maſtviehes, darf man wegen des Verkaufs deſſelben nicht verlegen ſeyn; man bringt es noch recht gut um dieſe Zeit an den Mann. Ueber die Mäſtung des Rindviehes, ſ. unter Rindviehzucht, Th. 124. Bei der Schweinzucht hat man in dieſen Monaten weiter nichts zu thun, als daſs die Ferkel, wie angefangen worden, fortgefüttert werden; wenn noch Ferkel fallen, ſo verfährt man mit ihrer Behandlung, wie unter Schwein u. Schweinzucht, Th. 151, angeführt worden, fort. Die Stoppelfelder, man mag die Stoppeln entweder gleich nach der Erndte umpflanzen, oder es mag ſolches bald nachher geſchehen, ſind in dieſer Jahreszeit den Schweinen ſehr zuträglich; im erſten, ſo wie im letzten Falle wählen ſie die Engerlinge aus, im letzten aber freſſen ſie das Gras. Wenn man aber noch keine ganze Stallfütterung des Rindviehes hat, ſo daſs man die Stoppeln zu ihrer Hüthung bedarf, dann iſt es zu jeder Zeit beſſer, daſs die Schweine nicht eher auf die Stoppeln gelaſſen werden, bis das Rindvieh ſolche vorher gehörig abgeweidet hat. Man muſs in dieſer Jahreszeit nicht vergeſſen die Schweine fleiſsig zu tränken. Bei groſsem Durſte nehmen ſie in den warmen Tagen mit dem Küchenſpülich, beſonders wenn es etwas weniges geſalzen worden, gern vorlieb. Körner und mehligte Dinge können ſie um ſo eher entbehren, weil ſie auf

den Stoppeln zur Genüge dergleichen finden. Da um diese Zeit vieles unreifes Obst von den Bäumen abzufallen pflegt, so kann solches fleißig aufgelesen und zur Zwischenfütterung gebraucht werden. Die aufgeschossenen Küchengewächse in den Gärten, z. B. Salat, Kohl ꝛc. können auch den Schweinen verfüttert werden; wie auch der Klee ein vorzügliches Futter für Schweine ist. Wenn man die Schweine nicht ins Feld treiben kann oder will, so darf man ihnen nur einen Platz im Hofe einzäunen, und solchen ringsherum mit Trögen, so viel deren nöthig sind, versehen lassen, worein man ihnen alles übrige Futter, so wie des Tages auch etliche Mal nur Klee einlegen kann; vorzüglich ist der Klee den säugenden Schweinmüttern sehr milchbefördernd; ja man kann diese einzeln auf einem Kleefelde an einen Pflock und langen Strick anlegen und täglich fortrücken, so ist keine Aufsicht bis zum Einstallen nöthig, und sie fressen den eingepflockten Platz rein ab. Das Baden oder Schwemmen thut den Schweinen in dieser Jahreszeit ganz vorzügliche Dienste. Hat man daher Gelegenheit, sie durch fließendes Wasser dergestalt durchzutreiben, daß sie schimmen müssen, so kann man es bei warmen Tagen alle Tage zweimal, und bei kälterer Zeit einmal thun. Ueberhaupt bleibt bei den Schweinen, da sie sehr unreinlich sind, die Mühe, die man auf ihre Reinlichkeit verwendet, nicht unbelohnt; daher muß man die jungen Ferkel, auch im Herbste oder Frühjahre, um welche Zeit das Wasser kalt ist, in gewärmtem Wasser waschen; nur die Mastschweine badet man immer in kaltem Wasser, welches ihre Hitze abkühlt, und das bessere Anschlagen des Futters befördert. Was die Mästung der Schweine anbetrifft, s. den Artikel Schwein und Schweinezucht, Th. 151. — Ueber die Schafzucht handelt der Artikel Schaf und Schafzucht, Th. 138 und Th. 139 sehr aus-

führlich. — Was die Federviehzucht in dieser Jahreszeit anbetrifft, so können die Gänse mit grünen Blättern gefüttert, und so lange das Getreide noch auf dem Felde steht, müssen sie unter guter Aufsicht gehalten werden, weil sie sich sonst leicht an den Getreidegang gewöhnen und großen Schaden verursachen können. Ist aber das Getreide einmal vom Felde, so können die Gänse nachher ebenfalls auf die Stoppeln getrieben werden; sind sie aber frisch gerupft, so ist ihnen die Stoppelweide eben nicht sehr zuträglich, weil sie sich ihre nackte Haut auf den scharfen Stoppeln aufreißen, s. auch d. Art. Gans, Th. 16. Nach der Erndte können die Truthühner auch auf die Felder getrieben werden; da sie aber den Grashüpfern sehr nachgehen, welche ihnen immer weichen, so kommen sie in diesem Eifer so weit in die Ferne, daß sie sich öfters nicht nach Hause finden können; deshalb muß man sie immer unter guter Aufsicht halten. — Die Enten treibt man jetzt auf die Teiche, die viele Schwaden haben, welche sie sehr geschickt zu erndten verstehen. Hat man keine Gelegenheit dazu, so muß man ihnen auf dem Hofe etwas zu fressen geben, und Gelegenheit suchen, wo sie zu trinken haben und schwimmen können; sonst hat man von ihnen im Trocknen wenig Nutzen zu erwarten. — Die Hühner sind in dieser Jahreszeit beim Einfahren in die Scheunen sehr geschäftig die ausgefallenen Körner aufzusuchen, und drängen sich oft auf die Scheunen-Tennen; sie sind aber von letztern abzuhalten, und man thut besser, wenn man ihnen ihr Gebührendes nach dem Maaße zutheilt. Alles in diesen Monaten ausgebrütete junge Federvieh taugt nicht zur Zucht. Die Hausmütter müssen daher darauf Acht geben, und wenn sie dergleichen haben, es entweder verkaufen oder verspeisen. Da das Federvieh seine Eyer so gern versteckt, nämlich die Hühner an verborgene Orte in

den Scheunen, Ställen und Heuböden; die Enten in Sträuchern und Löchern; die Truthühner in Dornen und im Getreide ꝛc., und solches in den Sommermonaten am meisten geschieht, weil dann die gewöhnliche Legezeit so ziemlich vorüber ist, und man auf das Vieh auch nicht mehr so achtet, so muß man jetzt, wenn sie nicht brüten sollen, aufmerksam auf ihre Schlupfwinkel seyn. Wenn aber das Federvieh seine Eyer an einen versteckten Ort gebracht hat, und man läßt sie daselbst ruhig brüten, so kann man sicher darauf rechnen, daß diese Eyer, von welcher Art sie auch seyn mögen, glücklich ausgebrütet werden; man hat selten faule Eyer darunter gefunden. Man kann dergleichen Brut mit derjenigen der wilden Thiere vergleichen, welche gewöhnlich so viele Junge ausbrüten, als sie Eyer gelegt und besessen haben. Nimmt man nun an, daß bei untergelegten Eyern, wenn sie auch noch so gut ausgewählt worden, öfters ein Drittel, wenn nicht mehr, verderben, so könnte man daraus, sagt ein erfahrener Landwirth, den Schluß ziehen, daß nicht nur die eigen gelegten Eyer, sondern auch die Luft sehr viel zum glücklichen Brüten beiträgt. Ein Mehreres über die Hühnerzucht, s. unter Huhn, Th. 26, und über die Entenzucht, unter Ente, Th. 11. Was die Teich- und wilde Fischerei in diesen Monaten anbetrifft, so bleiben alle Fische noch ruhig sitzen in ihren Teichen. Da auch in den Sommermonaten, besonders im July, die Karpfen in vielen Teichen zu streichen pflegen, und dieser Strich, weil er bis zum Herbste nicht mehr gehörig auswachsen kann, nur klein bleibt, und den Winter über, wegen seiner Zartheit, nicht in den Fischhältern aushalten kann, so pflegen die mehrsten Wirthe, wenn sie eine dergleichen Laichung bemerkt haben, in diejenigen Teiche, wo ihnen aus Erfahrung bekannt ist, daß dieser Strich das Wachsthum der andern Fische zurücksetzt, zur Ver-

tilgung dieses Striches einige kleine Hechte zuzusetzen. Es geschieht aus der Ursache, weil dieser Strich ohnehin keinen besonderen Nutzen gewährt, und dennoch den andern Fischen Nahrung entzieht. Ueber die Teich- und Streichfischerei, s. unter Fisch, Th. 13.

Was die Bienenzucht anbetrifft, so muß man das Schwärmen der Bienen, theils durch Kunst-, theils durch Naturpflege befördern, und eben so gut früher erzwingen, als man das Ablege zu diesem Ende erfunden hat. Durch Kunstpflege geschieht es, wenn man die Bienen nach Riem mit Sternanishonig wöchentlich einmal und mit frisch aufgesottenem und verdüntem Honige wöchentlich zweimal reichlich füttert; und durch Naturpflege erlangt man solches, wenn man in Gegenden, wo nicht viele Frühnahrung z. B. von Winterraps, wilden Kastanien, im Herbste ausgesäetem Senfe und dergleichen Gewächse mehr zu hoffen ist, dergleichen anpflanzet. Will und kann man solches nicht thun, so muß man das gedachte Futter zu Hülfe nehmen, und darin nicht sparsam seyn, wenn die Bienen gleich sonst auch alte Vorräthe von Honig in ihren Stöcken hätten. Da es während des Schwärmens sehr oft geschieht, daß etliche Stöcke zu gleicher Zeit ausziehen, oder doch, während sich ein Schwarm angelegt hat, ein anderer nachfolgt, die sich gemeiniglich zusammengesellen; so sind dergleichen Schwärme von großem Vortheile, indem man ihnen nur eine Mutter wegfangen und eine große Klotzbeute oder Klotz-Bute ohne Blende oder auch ein Halbkästchen auf einmal einräumen darf. Einem einfachen Schwarm giebt man dagegen nur eine um die Hälfte geblendete Klotzbeute, oder zwei Halbkästchen oder Halbkörbe ein; sie arbeiten in dem zu Anfange klein eingegebenen Raume eifriger und mehr, als sie in einer ganz eingegebenen Beute nicht thun werden; in der Folge,

nach drei oder vier Wochen, vergrößert man ihnen die Wohnung nach und nach, je nachdem die Witterung es früher oder später, größer oder kleiner erforderlich macht. Bei Einräumung eines neuen Platzes in Beuten, muß man den Bienen, in so fern sie leicht schwärmen sollen, das obere gewöhnliche Flugloch verschließen, und ein neues weiter unten, im leeren Raume gestatten; denn ohne dieses erreicht man den gesuchten Zweck nicht leicht, und wenn man ihnen dann noch einige Drohnen-Bruttafeln, (Zellen, worin männliche Brut liegt) ausschneidet, oder sie mit dem Messer verdirbt, so werden sie selten schwärmen. Bei der Untersetzung neuer Halbkästen oder Körbe zeigt es der Augenschein, daß das neue Flugloch allemal unten hinkommt, aber auch bei diesem muß das alte verschlossen werden. Da es oft der Fall ist, daß Vorschwärme in zu großen Wohnungen gern durchgehen, wenn mehrere Königinnen bei denselben sind, so kann man das Durchgehen derselben sehr leicht durch Schwärmsäcke in dem Augenblicke verhindern, als ein Schwarm auszuziehen Anstalten macht. Man legt sie vor das Flugloch, so zieht der Schwarm hinein. Man bindet dann diesen Sack, wenn die Bienen alle darin sind, so lange zu und hängt ihn in den Schatten auf, bis man mit der Arbeit eines andern vielleicht in eben derselben Stunde erfolgten Schwarms fertig ist. Auf dieselbe Weise verfährt man mit mehreren Stöcken und Schwärmsäcken, die man dann in Beuten oder Büten, Kästen oder Körben überträgt. Gewöhnliche Landleute lassen die Schwärme sich an einen Baum anlegen, und fassen dann solche gehörig ein. Das Schwärmen der Bienen geschieht gewöhnlich im Juny, wenn es später geschieht, z. B. im July, so rührt dieses, nach der Erfahrung von Landwirthen, daher, daß es ihnen früher an Nahrung fehlte; ersetzt man diesen Mangel durch das Futter im April oder May

mit etwas Sternanishonig, so werden die meisten Schwärme schon bis zu Ende des Junius erfolgt seyn. Auch im August kann man seine Bienenstöcke immer noch nachsehen, theils um zu wissen, ob man ihnen neuen Raum verschaffen darf, oder ob sich abgängige Bienen, oder gar mutterlose, oder endlich solche Stöcke vorfinden, die eine unfruchtbare Mutter haben, aus welchen Stöcken nie etwas Gutes wird; sie verzehren nur in der Folge vielen Honig, verlieren ihr Volk, so daß sie im Frühjahre wenig Bienen mit ihren unfruchtbaren, sogenannten Müttern übrig haben, wenn sie nicht schon im Winter wegen Volksmangel, sie seyen in Kisten, Körben oder Klotzbeuten, erfroren sind. Dergleichen Bienen müssen schon zu Ende dieses oder im Anfange des folgenden Monats, Septembers, mit andern Stöcken vereiniget werden. Wollte man ihnen mit Brutzusetzung helfen, so bleibt dieses immer um diese Zeit eine nutzlose Sache, da die meisten mutterlosen Bienen so halsstarrig sind, daß sie keine neue Mutter ansbrüten, und thun sie es, so geht die meiste Zeit vorüber, und das Volk verliert sich bis zur Geburt der neuen Mutter dergestalt, daß nachher doch kein Vortheil von ihnen zu erwarten steht. Ein Mehreres über die Bienenzucht, siehe unter Biene, Th. 4.

Was das Salzen, Räuchern und Trocknen des Fleisches anbetrifft, so werden diese Verrichtungen in den Sommermonaten nicht vorgenommen, bloß das noch vorhandene Fleisch muß man in den heißen Tagen dieser Monate zu schützen suchen, weil sonst dergleichen Fleisch verderben würde, wenn es an einem feuchten oder an einem vor der Luft ganz versperrten Orte aufgehangen wird. Man muß daher das Fleisch an einem zwar temperirten, aber luftigen Orte aufhängen. Es geschieht auch nicht selten, daß sich in dergleichen Fleisch Maden einfinden, welche

in den hohlen und feuchten Spalten, besonders wenn solche nicht gehörig mit Salz durchzogen und beim Salzen nicht alle Höhlen mit einem Holze voll Salz gestopft worden sind, am häufigsten gefunden werden. Dieses ist ein Hauptfehler, wobei das Fleisch in der Salzlake nicht öfters genug umgewendet oder sonst nicht gehörig gesalzen worden. Ist aber dieser Fehler, den man sorgfältig abzuwenden suchen muß, einmal geschehen, so kann man sich dann nicht anders helfen, als daß man die in Verwesung übergegangenen und mit Maden besetzten Flecke rein ausschneidet, von neuem mit Salzwasser zu wiederholtenmalen bestreicht und wiederum trocken werden läßt. Dieses Uebel zu verhüten, bedienen sich auch viele des Mittels, daß sie das aus der Salzlake genommene Fleisch, vor dem Räuchern oder Trocknen, in Gersten-Kleye herumwälzen, wodurch das Fleisch eine ordentliche Kruste bekommt, die durch's Trocknen hart und beim Verbrauche des Fleisches im Wasser abgeweicht werden muß. — Was das Backen, Brauen und Brennen anbetrifft, so geht solches seinen gewöhnlichen Gang nach der Größe der Wirthschaft und des Absatzes. Man sehe die Artikel Backen, Brauen und Brennen in der Encyklopädie Th. 3 und 6 nach. — Was das Spinnen betrifft, so wird dasselbe wohl jetzt bei dem Landmanne und bei jedem Oekonomen bei Seite gesetzt, weil wichtigere Arbeiten Knechte und Mägde auf's Feld und auf die Wiesen fordern. Man muß dagegen aber die jetzt stark wirkende Sonne beim Bleichen benutzen; und wenn dieses Geschäft auch für besondere Leute gehört, die man Bleicher nennt, so können auch Hausfrauen diejenige Leinewand, die sie in der Wirthschaft brauchen, und die nicht durchgängig ganz weiß seyn muß, selbst bleichen; sie dürfen nur einen Ort zum Bleichplatz wählen, der frei, aber mit kurzem, dichtem Grase bewachsen

ist, am besten in der Nähe von einem Wasser. Auf diesen Platz wird die graue oder die rohe Leinwand ausgespannt und den Tag über öfters mit Teich- oder Flußwasser begossen, womit so lange fortgefahren wird, bis die Leinwand von der Sonne und dem Wasser weiß geworden. Beim ersten Auslegen, muß die zu bleichende Leinwand in Lauge gehörig ausgekocht, und so mit diesem Auskochen während des Bleichens wenigstens alle acht Tage einmal fortgefahren werden. Vor dem Auskochen muß sie aber auch jedesmal in reinem Wasser wohl gewaschen werden. — Soll Zwirn oder Garn gebleicht werden, so verfährt man auf dieselbe Weise, nur kann man diese Waare statt auf die Erde auszubreiten, solche auf vier Pfählen zwischen zwei Stangen aufhängen, und sie so schwebend erhalten. S. auch den Artikel Bleichen, Th. 5.

Im Spätsommer öffnet sich wieder die Jagd und fängt mit der Hasenhetze am Ende des Augustes an. Der Landmann sieht dieses Vergnügen nicht gern zu dieser Zeit, weil oft viel Getreide nieder geritten wird, besonders da noch um diese Zeit viel Heidekorn und Hafer auf den Feldern steht und liegt, in welchen gewöhnlich die Hasen aufgesucht zu werden pflegen. Fleißiger sollten jetzt die Hamster aufgesucht und getödtet werden. Beim Stürzen der Stoppelfelder wird man ihren Bau am besten gewahr, und da sollte man auch keinen übergehen. — In den Wirthschaften ist jedoch auch noch darauf zu sehen, daß man in den warmen Monaten das Milchgeschirr rein erhält und es gehörig brühet, weil sonst die Milch leicht sauer wird. Am besten ist es, daß man das thönerne Geschirr in einem Kessel auskocht, das hölzerne hingegen mit glühenden Steinen, die in etwas Wasser, welches in dem zu reinigenden Geschirr seyn muß, geworfen werden, ausbrühet. Auch ist jetzt die beste

Zeit, daß man Vorräthe an Käsen macht und solche einlegt. Das Einlegen kann auf verschiedene Art geschehen; nämlich, trocken, feucht, mit bloßem Wasser, auch mit Bier. Man sehe hierüber den Art. Käse, Th. 33, nach. Man sehe übrigens auch die Artikel August, Th. 3, Junius und Julius, Theil 31, nach, in welchen das Specielle der ganzen Feld-, Garten- und Hauswirthschaft angeführt worden. — Von der großen Dürre im Sommer, s. den Artikel Dürre, Theil 9, Seite 717. Was die Wahl und Behutsamkeit bei dem Genusse kühlender und labender Getränke bei großer Hitze anbetrifft, siehe unter Getränk, Th. 18, S. 17.

Sommer, ein Spanisches Maaß zu flüssigen Dingen, welches 4 Quartil oder ein Achttheil Roba hält.

Sommerabend, ein Abend im Sommer, auch ein angenehmer Abend, der den Sommerabenden gleich kommt. In der mathematischen Geographie ist es der Ort am Horizonte, wo die Sonne an den längsten Tagen untergeht, zum Unterschiede von dem Winterabende.

Sommeradonis, Adonis aestivalis; s. Adonis, Th. 1, S. 424.

Sommerarbeit, die Arbeiten, welche im Sommer verrichtet werden, sowohl auf dem Felde, als im Garten und in der Hauswirthschaft, s. oben, unter Sommer.

Sommeraufenthalt, der Aufenthalt an einem Orte zur Erholung, zur Wiederherstellung der Gesundheit ꝛc. auf dem Lande. Wie ein solcher Ort beschaffen seyn muß, s. unter Landsitz und Landhaus.

Sommerbank, eine Bank oder Bänke, welche in der schönen Jahreszeit in den öffentlichen und Privat-Gärten und auf öffentlichen Spaziergängen angebracht worden, zuu Ausruhen der Spaziergänger oder damit die Spaziergänger darauf ausruhen und sich an schö-

nen Naturscenen weiden können. Dergleichen Bänke sind entweder von Stein oder auch von Holz, im letzteren Falle werden sie mit Oelfarbe, entweder grau oder grün, angestrichen und die Sitze in der schlechten Jahreszeit, Herbst und Winter, aufgeklappt, oder die ganze Bank wird in einen Gartensaal ꝛc. gesetzt. Man bringt sie gewöhnlich an solchen Orten des Gartens ꝛc. an, von wo man zugleich eine schöne Aussicht genießt, z. B. auf Höhen, an Ausgängen der Alleen ꝛc.

Sommerbau, in der Landwirthschaft, der Bau des Sommergetreides, in einigen Gegenden auch das Sommergetreide selbst. In beiden Fällen zum Unterschiede von dem Winterbaue. Wie der Sommerbau betrieben wird, s. unter den verschiedenen Getreidearten in der Encyklopädie nach, als unter Gerste, Hafer, Rocken und Weizen, und oben, unter Sommer.

Sommerbaum, s. Tamarindenbaum, unter T.

Sommerbergamotte, s. unt. Birnbaum, Th. 5, S. 422.

Sommerbetonie, s. unter Zeisigkraut, in Z.

Sommerbier, in einigen Gegenden ein Name des März- oder Lagerbiers, weil es im Sommer ausgeschenkt wird; s. unter Bierbrauen, Th. 5.

Sommerbinsen, s. unter Binse, Th. 5.

Sommerbirne, Birnen, welche im Sommer, im Julius und August, reif werden und daher auch Frühbirnen genannt werden, zum Unterschiede von den Herbst- oder Winterbirnen, s. unter Birnbaum, Th. 5.

Sommerblume, Blumen, welche im Sommer blühen, zum Unterschiede von den Frühlings- und Herbstblumen, welche nur in diesen Jahreszeiten blühen; s. unter Blume, Th. 5.

Sommerblumenkohl, s. unter Kohl, Theil 42, S. 600.

Sommerblumensüße, die Benennung eines Apfels, s. unter Malus, Th. 83.

Sommerborstorfer, siehe unter Malus, Th. 83, S. 290.

Sommerbülz, s. Th. 113, S. 63.

Sommercalville, s. unter Malus, Th. 83, S. 206.

Sommerdamm, s. den folgenden Artikel.

Sommerdeich, Sommerdamm, im Wasserbaue, Deiche, welche die Höhe haben, eine Sommerfluth abzuhalten, aber den Winterfluthen den Ueberlauf verstatten. Die Kappe dieser Deiche, weil sie im Winter bedeckt ist, und also gar nicht zur Passage dient, die man zur Sommerszeit aller Orten gebahnt findet, wo sie dann auch nur über die Fluth hervorragt, braucht nur 4 Fuß angelegt zu werden. Das Dossement oder die Böschung auf der Wasserseite ist schräge genug, wenn es sich zur Höhe, auch bei dem lockersten Erdreiche, wie 2 : 1 verhält; um so stärker aber muß die innere Dossirung seyn, damit nicht bei dem Uebertritte des Winterwassers hinter dem Deiche Kölke ausgehoben werden, sondern das Gewässer sich gemächlich über den Sommerdeich in die Wiesen ergießt. Man pflegt aber nicht nur Vorländer, sondern auch Inseln auf süßen Wassern mit Sommerdeichen zu umringen, da die Kälte des Sommerwassers den Grasungen schädlich ist. Diese Art Wiesen müssen nur auf eine solche Art bewässert werden, weil der zurückbleibende Schlamm sie gleichsam, wie der Nil die Felder Aegyptens, düngt und fruchtbar macht, die jähen Sommerfluthen aber, welche von Wolkenbrüchen über die Ströme verhängt werden, dem Wachsthume und der Abmähung des Grases hinderlich sind. Man nennt diese Deiche auch Tummeldeiche; s. unter Deich, Th. 8, S. 676.

Sommerdrossel, eine Benennung der Zier- oder Weißdrossel, siehe unter Drossel, Theil 9, S. 641.

Sommereiche, s. unter Eiche, Th. 10, S. 208.
Sommerendivie, s. unter Endivie, Th. 11, S. 3.
Sommerente, Anas sponsa, Linn., s. unter Ente, im Supplement.
Sommererdbeeren-Apfel, s. unter Apfel, Th. 83, S. 206.
Sommererveling, s. unt. Malus, Th. 83, S. 266.
Sommerfäden, fliegender Sommer, Marienfäden, Mariengarn, U. L. Frauen-Fäden, Grasweben, Capillitium Veneris, Filamenta B. Mariae; Fr. Filandres, die zarten weißen Fäden, in der Gestalt eines weißen, etwas dikken Gewebes, welches im Herbste von den Feldern in die Höhe fliegt und sich überall anhängt, wo es vom Winde hingetrieben wird. Einige Naturforscher erklärten dieses Gewebe für eine durch die kühlen Herbstnächte aus den Pflanzen zu Fäden verdichtete und vom Winde losgerissene Masse, wie z. B. Kinder aus nassem Kirschbaumgummi sich den Daumnagel mit Fäden bespinnen. Andere hielten sie für eine Wirkung der Frühlings- und Herbstnebel, oder auch der dicken Luft und der dabei befindlichen Sonnenwärme, indem die gröbern, unreinen und zähen Erddünste von der Sonne zwar aufgezogen, aber nicht mehr gehörig zertheilt würden; sie klebten daher an einander, würden von der Wärme ausgetrocknet und schwebten also in ihrem Zusammenhange bei hellem Wetter weit und breit umher. Noch Andere hielten es für ein Gewebe der Feldspinnen, welche von den Stoppeln Abschied nehmen, und Pereboom wollte eine Art von Käfern mit einer Rückenblase entdeckt haben, woraus zwei Fäden zu einem Zwirne würden, der oft über zehn Ellen nachschleppe, dessen zerrissene Enden das Gewebe des fliegenden Sommers hergeben sollten; ja man hat sie auch für Samenhüllen gewisser Pflanzen ausgegeben. Nach den sorgfältigsten Beobachtungen von mehreren Naturforschern soll dieses Gewebe von

einer kleinen Art Feldspinnen herkommen, deren kleiner Körper, nebst ihrer Behendigkeit den Naturforscher oft täuscht, wenn derselbe nicht ein sehr scharfes Gesicht und viel Geduld hat. Diese kleine Spinne hat die Größe eines kleinen Stecknadelkopfes. Ihr länglicher Kopf trägt acht graue Augen; der Leib ist eyrund; die gelben Füße sind nicht sehr lang, und das ganze Insekt ist mit einzelnen Haaren besetzt. Ein Naturforscher will derselben den Namen der fliegenden Herbstspinne gegeben wissen. Mit dem Anfange des Octobers verlassen sie die Wälder, Gärten und Wiesen, und erscheinen auf den Feldern bis zur Mitte des Novembers; sie scheinen sich alsdann in den offenen Stoppelkantonirungen, wie ein Schriftsteller sich ausdrückt, zu begatten. Sie spinnen von Halm zu Halm einzelne Fäden, und gegen das Ende des Octobers sieht man, wenn man sich bückt oder sich dergestalt auf die Erde niederlegt, um den Spiegel der Sonne daran zu merken, Zäune, Wiesen, Stoppeln, gepflügte Aecker und ganze Felder mit einem zarten, weißen Flor bedeckt und tapezirt. Die Fäden sind so zart und fein, daß man wenigstens sechs Fäden erst mit unbewaffneten Augen sehen kann, einen einzelnen aber nicht; denn diese Spinnen machen kein Gewebe, sondern sie ziehen nur äußerst feine, einzelne Fäden, worauf sie als Seiltänzer fortschreiten. Sie spinnen besonders das ganze Feld nach dem Morgenreife mit Anstrengung, um eine Brücke über den Reif zu schlagen. Am emsigsten arbeiten sie des Mittags; denn zu dieser Tageszeit kann man durch ein Vergrößerungsglas, vorzüglich zwischen den Herbststoppeln, eine große Menge verwickelter Fäden arbeiten und ausspinnen sehen. Sie scheinen von einer Stoppel zur andern herüber zu fliegen. Die starke Fouragirung gegen kleine, betäubte Mücken, sagt ein Naturforscher, scheint ein Mückenspiel im Sommer vorzustellen,

und da große Insekten schon ihre Winterwohnungen bezogen haben, so scheinen die kleinsten ihren Hintertrab auszumachen, und wenn ihre Begattung geschehen, das Weibchen seine Eyer gelegt hat, so sterben sie und verlieren sich unter den Sandkörnern.

Diese höchst zarten Fäden, die während der letzten Hälfte des Octobers ganze Fluren als Anzeigen der nahen Schneegestöber auspolstern, zwirnen sich von dem kleinsten Luftstriche, zerreissen, bilden bemerkbare weiße Fäden und Flocken, verwickeln sich mit mehreren zu Knoten, und fliegenden Enden von Gewebe, und in dieser Gestalt sehen wir den Sommer von uns ziehen. Oft fliegen darin verwebte Spinnen dieser Art mit davon, vielleicht, weil ihnen die Natur durch diese fliegende Brücke oder Luftpontons einen andern, sonst unerreichbaren Kanton für ihre künftigen Eyer anweiset; allein auch andere Arten von Spinnen bedienen sich dieser Freipost. So verzwirnt oft der Wind die Kastanienspinne in diesem Gewebe. Wenn dieses Gewebe zu einer fliegenden Brücke über die Stoppeln dient, so macht auch der Wind ein Jagdnetz daraus, welches zugleich dient fliegende Blattläuse und ganz kleine Fliegen wegzuschnappen, von deren Säfte sie leben. Der fliegende Sommer führt eine Menge solcher Gerippe in seiner Hülle mit sich fort und legt sie hier und da nieder. Man könnte hier die Frage aufwerfen: Warum diese Herbstspinne nicht im Sommer erscheine? Hierauf die Antwort: Da die Streichvögel, besonders die Lerchen, unsere Gegenden im Herbste verlassen, und sie große Liebhaber von diesen Spinnen sind, so scheint der Instinkt diesen zu sagen, daß sie sich erst spät einstellen sollen; auch sind um diese Zeit die Saatfelder und Wiesen beschnitten, das Gras welk und die Oberfläche der Felder viel gerader, um ihre Gewebe machen zu können. Viele dieser Spinnen dienen auch den fortziehenden Lerchen zur Nahrung;

auch verbergen sich in den Gebüschen viele Vögel, die auf sie Jagd machen und sie aus den Stoppeln treiben. Es ist auch möglich, daß sie die Nässe des Bodens und der Reif heraufjagt, um sich in der Sonne zu erwärmen, obgleich dieses Alles noch nicht die rechte Ursache davon zu seyn scheint, daß diese kleinen Spinnen, die anfangs kaum so groß, als eine Nadelspitze sind, sich so spät einfinden, um ihre Gewebe zu machen, sich zu begatten, und dann abzugehen oder zu sterben; wenn bereits die größten und sogar Haarthiere in der Erde erstarrt liegen. Nach einer alten Sage oder Fabel, sollen diese Fäden Ueberbleibsel von dem Leichentuche der Jungfrau Maria seyn, welches sie bei ihrer Himmelfahrt aus dem Grabe mit in die Höhe genommen, in der Luft aber fahren lassen, welches dann die Winde in solche Fäden zerrissen, die noch jährlich zum Andenken auf der Erde herumflögen. Man sagt gewöhnlich, wenn sich diese Fäden zu zeigen anfangen: der Sommer zieht davon.

Sommerfedern, in der Jägerey, die dunkelbraunen, schwarzen Haare und Borsten, welche die wilden Schweine im Sommer haben, zum Unterschiede der hellgrauen Winterfedern oder Borsten. Die Jäger nennen nämlich die Borsten oder Haare der wilden Schweine Federn.

Sommerfeld, in der Landwirthschaft, das zweite Feld von dem in drei Felder abgetheilten Lande eines Landgutes. Es hat seine Benennung daher erhalten, weil es im Frühjahre erst mit verschiedenem Sommergetreide besäet wird, welches während des Sommers innerhalb sechzehn oder achtzehn Wochen zu seiner Reife gelangt. Was die Bestellung der Sommerfelder anbetrifft, so sehe man darüber den Artikel Feldart, Th. 12, S. 511 nach.

Sommerfischerei, s. unter Fisch-Fang, Th. 13, das Nöthige nach.

Sommerflecken, Sommersprossen, Sommermale, Lentigines, Fr. Taches de rousseur, kleine braune, auch nach der Gesichtsfarbe, ochergelbe Flekken, welche sich im Gesichte und auf den Händen im Sommer sehen lassen, und im Winter bei vielen damit beschenkten Individuen von selbst vergehen. Bei einer nicht sehr zarten Gesichtsfarbe sind diese Flecken mehr braun, bei einer zarten aber, besonders bei blondem und röthlichem Haare, bei Hochblondinen, sind diese Flecken gelb, ein Mittelocher-Ton. Die wahre Ursache der Entstehung dieser Flecken ist unbekannt; sie soll nach Einigen im Geblüte liegen. Es soll eine durch die Hitze aus dem Blute ausgesonderte Materie seyn, welche sich zwischen der Ober- und Schleimhaut festsetzt und so durch erstere mehr oder weniger stark hindurch schimmert. Andere wollen diese Flecken auf der Oberhaut entstehen lassen; es soll der durch die Pores bei der Hitze im Sommer dringende Schweiß seyn, welcher, wenn er nicht gleich abgewischt wird, festtrocknet, besonders beim Gehen in der Luft, und dann diese Farbe erhält. Einige wollen auch beim bloßen Waschen und nicht gehörigen Abtrocknen diese Flecken entstehen lassen; letztere Meinung oder Ursache scheint jedoch am unwahrscheinlichsten zu seyn. Auf jeden Fall entstehen sie aus dem Blute, welches bei der Hitze mehr Blutwasser, überhaupt Feuchtigkeit absondert, die dann nach außen getrieben wird und diese Flecken erzeugt. Ob diese Flecken aber zwischen der Ober- und Schleimhaut oder auf der Oberhaut sitzen, ist schwer zu entscheiden, weil sie gleichsam in der Haut eingebrannt zu seyn scheinen. — Diese Flecken sind bei zarter, weißer Haut, besonders bei Personen mit rothen Haaren, wenn sie erst einmal eingewurzelt sind und sich zu großen Flecken gebildet haben, schwer wegzubringen; man kann ihnen aber durch Waschen mit kaltem Wasser ziemlich vorbauen.

Nach ihrer Entstehung können zuerst gelinde auflösende und zertheilende, und wenn diese nicht helfen wollen, ätzende Mittel versucht werden; man muß aber dabei das tägliche Waschen mit kaltem Wasser, das gehörige Abtrocknen nicht vergessen, und die Sonne so viel, als möglich, vermeiden. Zu den gelinde auflösenden und zertheilenden Mitteln gehören: der in Rosenwasser aufgelöfete Borax, das Myrrhenöl, der Saft von Petersilie und Körbel, das zerflossene Weinsteinsalz, und die sauren Molken; wenn diese Mittel nicht helfen, so müssen schärfere gebraucht werden; dahin gehören: der ausgepreßte Saft von der Wolfsmilch, vom großen Schellkraute, die Beißwurzessenz, und Meerrettig, den man eine Zeitlang mit scharfem Essig hat ausziehen lassen. Die Haut muß so lange mit diesen Mitteln gewaschen werden, bis die Flecken sich abschörfen oder verschwinden. — Nach Trommsdorf kann man folgende Mittel zur Vertreibung der Sommersprossen anwenden: Man nehme Rosenwasser und vermische es mit frischem Eyweiß, und bestreiche damit alle Abend das Gesicht, und wasche sich des Morgens mit folgender Schönheitsmilch: Man nehme 2 Unzen der besten Benzoe, zerstoße sie, schütte das Pulver in eine Flasche, gieße zwei Pfund Rosenwasser darüber, stopfe die Flasche zu, und stelle sie acht Tage lang in die Sonne, schüttele aber täglich Alles einige Mal gut um; dann die Flüssigkeit durch ungeleimtes Conceptpapier filtrirt und aufgehoben. Von dieser Mischung gieße man einen Löffel voll in ein Glas Wasser, so giebt es eine schöne weiße, wohlriechende Milch. Wenn die Sommerflekken sehr tief gefärbt sind, so soll man sie nach diesem Schriftsteller des Abends mit Citronensaft bestreichen, und wenn dieser abgetrocknet ist, mit dem mit Eyweiß versetzten Rosenwasser. Ein zweites von Trommsdorf empfohlenes Mittel besteht darin, daß man Ro-

seneſſig mit dem Safte von ausgepreßten Citronen verſetzt, und damit das Geſiche beſtreicht. Nachdem es freiwillig abgetrocknet iſt, reibe man das Geſicht mit ein wenig friſcher ungeſalzener Butter. Dieſes muß alle Abend wiederholt werden, und dann waſche man ſich früh mit der Schönheitsmilch. — Als ein ſehr gutes Mittel gegen die Sommerflecken wird empfohlen, ſich des Abends beim Schlafengehen mit saurer Waddicke, vermittelſt eines darein getauchten Tuches, das Geſicht zu beſtreichen, und ſolche des Morgens mit nüchternem Speichel wieder abzureiben, welcher ſitzen bleiben und nicht abgewaſchen werden muß. Hiermit wird ſo lange fortgefahren und ſich auch der Sonne, ſo lange, als es ſich thun läßt, entzogen, bis keine Flecken mehr zu ſpüren ſind. Dieſes Mittel ſoll zugleich eine weiße Haut machen. — Im Hannöverſchen Magazine, 6r Jahrg., vom Jahre 1768, 95s Stck., S. 1519, wird folgendes Mittel gegen die Sommerflecken angeführt: Man nehme Meerrettig, ſchneide ihn in Würfel, thue dieſe in ein Glas und gieße Weineſſig darauf; ſtelle dann das Glas etwa vierzehn Tage in die Sonne, und laſſe das Gemiſch extrahiren, oder man vergrabe die Flaſche in die Erde auf die genannte Zeit, und mit dieſem Extracte waſche man ſich einige Male vor dem Schlafengehen. Die Wirkſamkeit dieſes Mittels wird aber von Einigen in Zweifel gezogen, weil der Meerrettig und der Eſſig beißende, ſtark ziehende Sachen ſind, welche mehr Schaden, als Nutzen ſtiften können. Dieſe Angabe iſt ſehr richtig, indeſſen könnte damit doch der Verſuch gemacht werden, weil der Extract wohl eine andere Wirkung thun kann, als der Meerrettig allein angewendet, der eine blaſenziehende Eigenſchaft hat, und dadurch wohl die Flecken zerſtören könnte, indem er die Haut zerſtört; aber ob dadurch die Haut des Geſichtes gewinnen würde, iſt ſehr zu bezweifeln, vielleicht

verlöre sie noch mehr, als wenn die Sommerflecken geblieben wären. Auch Johannisbeeren, wenn sie anfangen sich zu röthen, werden zerdrückt, mit Schwefelmilch zu einem Brey gemacht, und sich damit des Abends, wenn man zu Bette gehen will, gewaschen, und des Morgens wasche man sich mit laulichter Milch die überzogenen Stellen wieder ab, so werden die Flekken nach und nach verschwinden. In älteren Werken findet man folgende Mittel angegeben, um die Sommersprossen zu vertreiben: Man nehme Gummi und Salpeter, jedes gleichviel, und bereite es mit Honig zur Salbe. Wasser und Ziegenmilch destillirt, soll gleichfalls die Sommersprossen vertreiben. Ferner gesottene Kibitzeyer, das Gelbe davon genommen, und von dem Weißen ein Wasser abgezogen, oder auch die Schalen der Kibitzeyer zu Pulver gebrannt, das Pulver ausgelaugt, und mit der Lauge sich gewaschen, nimmt die Sommerflecken fort.

Sommerfliege, Musca aestivationis, eine Fliegengattung, s. unter Fliege, Th. 14.

Sommerflur, in der Landwirthschaft, aneinander hängende Felder, welche mit Sommerfrüchten bestellt sind.

Sommerfrucht, in einigen Gegenden Sachsens, besonders in dem Meissener Kreise, die Fruchtbarkeit des Erdbodens im Sommer, und in engerer Bedeutung die Feuchtigkeit, welche der Erdboden im Sommer hat oder empfängt; daher sagt man die Winterfrucht giebt den Gewächsen mehr Nahrung, als die Sommerfrucht, das heißt, Feuchtigkeit. Dann versteht man darunter die Frucht oder Früchte, welche im Frühling gesäet werden und im Sommer zur Reife kommen, zum Unterschiede von der Winterfrucht, welche den Herbst vorher gesäet werden muß. Das Sommergetreide gehört im weiteren Verstande zur Sommerfrucht, im engern Verstande gehören dazu die

Sommererbsen, Sommerlinsen, Bohnen, Hirse, das Heidekorn, Flachs, Hanf ꝛc., welches zusammen Sommerfrüchte genannt werden.

Sommergallenfliege, Cynops quercus Linn., eine Art Gallenfliege, die sich auf den Eichbäumen aufhält.

Sommergerste, eine Art Gerste, welche im Frühling gesäet und in dem darauf folgenden Herbste geerndtet wird, zum Unterschiede von der Wintergerste; s. unter Gerste, Th. 17, S. 409, 410.

Sommergetränk, ein Getränk, welches zur Kühlung im Sommer getrunken wird. Man bereitet ein solches Getränk ohne alles Malz, und nimmt dazu $1\frac{1}{2}$ bis 2 Pfund gelben Puderzucker, Kochzucker oder Farin auf drei Eimer Wasser, und kocht diese Mischung anderthalb Stunden, versetzt sie dann in gehörige Gährung, und füllt sie nach derselben, nebst einigen Schnittchen Citronenscheiben, auf Flaschen oder Bouteillen.

Sommergetreide, Getreide, welches im Frühling gesäet und in dem darauf folgenden Sommer geerndtet wird, zum Unterschiede von dem Wintergetreide, welches im Herbste vorher gesäet wird. In einigen Gegenden führt es den Namen des Sommerkorns, auch wird es das Sommerige, das Sommerungsgetreide, der Sommerbau genannt. Es gehören hierzu: der Sommerhafer, die Sommergerste, der Sommerrocken, der Sommerweizen ꝛc.; s. diese Artikel in der Encyklopädie.

Sommergewächs, Gewächse, welche nur einen Sommer dauern und den folgenden Winter absterben, zum Unterschiede von den Wintergewächsen, welche auch den Winter über fortdauern. Erstere werden im Frühjahre gesäet und prangen schon in dieser Jahreszeit, und dann im Sommer und Herbste mit Blumen, sterben ab, und müssen dann jeden Frühjahr aus ihrem erzeugten Samen von neuem gesäet werden; man

nennt sie auch einjährige Pflanzen. Sie führen in der Botanik dieses ☉ Zeichen.

Sommergewürz-Apfel, s. Th. 83, S. 214.

Sommerhaar, Haare, welche die vierfüßigen Thiere gegen den Sommer hin zu bekommen pflegen, zum Unterschiede von dem Winterhaar oder den Winterhaaren.

Sommerhalbente, Anas circia Linn., s. unter Ente, im Supplement.

Sommerhaft, Bei- und Nebenwort, im gemeinen Leben, der warmen Sommerwitterung ähnlich; sommerlich, ein sommerhaftes Wetter.

Sommerhaus, Fr. Maison de campagne, Maison de saison, Maison d'été, in der Baukunst, ein Haus auf dem Lande, welches nur im Sommer bewohnt wird; auch ein vor den Thoren einer Stadt, oder in einem großen öffentlichen Garten, Thiergarten oder Park, freistehendes Gebäude, welches nur den Sommer über bezogen wird; auch bloß eine leichte Laube von Trillagenarbeit, grün angestrichen, und mit natürlichen grünen Hecken umzogen, welche Letztere aber den Namen Sommerlaube verdient. S. den Art. Landhaus und Lustschloß, Th. 60, S. 1 u. f., und den Art. Sommerlaube.

Sommerherd, bei den Vogelstellern, eine Art Sangherd, auf welchen den Vögeln im Sommer mit Nachahmung des Gesanges nachgestellt wird, zum Unterschiede von den Herbst- und Winterherden; s. unter Vogelfang und Vogelsteller, in V.

Sommerhering, s. unter Häring, Th. 20.

Sommerhitze, die Hitze im Sommer oder des Sommers. Die Eigenschaften der Sommerhitze auf verschiedene Gewerbe, der Einfluß derselben auf den Körper, und das Verhalten in derselben; s. unter Hitze, Th. 24, S. 12, und den Art. Wärme, in W.

Sommerholder, Sambucus ebulus; s. unter Hohlunder, Th. 24, S. 318 u. f.

Sommerhonig, in der Bienenzucht, dasjenige Honig, welches die Bienen im Sommer eintragen; s. unter Honig, Th. 25, S. 8.

Sommerhuhn, in einigen Gegenden Deutschlands ein Name der Zinshühner, welche im Sommer zur Erkenntniß der Oberherrschaft gegeben werden, zum Unterschiede von den Fastnachtshühnern, Pfingsthühnern, Herbsthühnern ꝛc.

Sommerhut, ein Hut, welcher im Sommer getragen wird; eigentlich ein jeder leichter nicht drückender Hut von Stroh, oder sonst einem leichten Zeuge. Welche Hüte im Sommer am besten vor der Sonne schützen, oder vor derselben getragen werden müßten, hat zu so manchen Untersuchungen Veranlassung gegeben. Schon Franklin interessirte dieser Gegenstand. Er nahm eine Menge kleiner viereckiger Stücke von verschiedenen Farben, legte sie an einem sehr heitern Morgen auf den Schnee, so daß die Sonne ihre Strahlen darauf fallen lassen konnte. In wenigen Stunden war das schwarze Stück, welches von der Sonne am meisten erwärmt worden war, so tief in den Schnee gesunken, daß die Strahlen der Sonne es nicht mehr treffen konnten, das dunkelbraune beinahe eben so tief, das hellere nicht völlig so tief, als das dunklere, und die übrigen Farben desto weniger, je heller sie waren; die weiße war aber auf der Oberfläche liegen geblieben, ohne niederzusinken. Hieraus folgt, daß die besten Sommerhüte zu tragen, die weißen sind, so wie überhaupt schwarze Kleider nicht so dienlich sind, uns vor der Hitze eines Klima oder einer Jahreszeit zu schützen, als weiße; denn in jenen wird der Körper, wenn man geht, erstlich mehr durch die Sonne, und hernach durch die Bewegung erhitzt, welche doppelte Hitze leicht gefährliche Faulfieber hervorbringen kann;

daher sollten Soldaten und Seeleute, die in der Sonne gehen und arbeiten, in Ost- und Westindien, eine weiße Uniform tragen. Besonders müßten aber die Sommerhüte der Manns- und Frauenspersonen, wie schon oben angeführt worden, weiß seyn, weil diese Farbe die Hitze abhält, welche öfters Kopfweh verursacht, und den unglücklichen Zufall hervorbringt, der Sonnenstich Fr. Coup de soleil genannt wird. Die Sommerhüte der Frauenzimmer müßten inwendig schwarz überzogen seyn, damit die Strahlen, welche von der Erde und dem Wasser in die Höhe prallen, nicht in ihr Gesicht reflectirt werden können.

Mauern, an welche Fruchtbäume sich lehnen, werden des Tages von der Sonne so viele Hitze annehmen, wenn sie schwarz angestrichen sind, daß sie die Nacht über warm bleiben, und dadurch die Frucht vor dem Froste bewahren oder die Reife derselben befördern können. Wenn man eine Viertelstunde im Sonnenscheine geht, so wird ein weißes Kleid nicht so warm anzufühlen seyn, als ein schwarzes. Recht weißes Papier ist mit einem Brennglase nicht so leicht zu entzünden, als wenn der Brennpunkt auf eine schwarze oder beschriebene Stelle gebracht wird. Walkmüller und Färber bemerken, daß schwarze Tücher, wenn sie mit weißen in gleicher dicke nnd gleich naß sind, eher trocknen, als die weißen. Auch die Hitze des Feuers dringt leichter durch schwarze, als durch weiße Strümpfe, und ist im ersten Falle eher im Stande die Haut eines Menschen zu verbrennen, als im letztern. Brey wird eher in einem schwarzen Topfe warm, als in einem weißen, oder in einer silbernen Kanne. Nach allen diesen Versuchen kann man annehmen, daß die weiße Farbe für Hüte die beste ist. Man hatte daher auch schon seit vielen Jahren weiße Filzhüte im Sommer zu tragen angefangen; allein diese sehr zweckmäßige Mode hat sich wieder verloren, und man ist zu den

schwarzen Hüten zurückgekehrt. Die Frauen tragen auch lieber schwarze, als weiße Hüte, welches vielleicht daran liegt, daß die weißen Hüte sehr schmutzen, und daher diese Tracht bei dem Frauenzimmer etwas kostspielig seyn würde. Bei den Männern sind weiße oder graue Filzhüte nicht kostspieliger, und wenn sie sehr schmutzig geworden, können sie ja, wenn sie es noch werth sind, schwarz gefärbt werden; obgleich ein weißgrauer Männerhut, Filzhut, so leicht nicht schmutzig wird, oder man den Schmutz nicht darauf sieht; man kann ihn daher sehr lange tragen, wenn nämlich die Mode nicht die Form verändert, und man dieser nachgeben will, oder er durch das Tragen zerstört worden. In unserem Klima, Deutschland, besonders in dem nördlichen, wird ein schwarzer Hut eben keinen großen Schaden thun, weil uns die Hitze nicht übermäßig plagt, sondern immer noch erträglich ist, wo dieses aber der Fall ist, da wird nicht allein der bürgerliche Hut, sondern auch die Kopfbedeckung des Militairs weiß seyn müssen, damit sie nicht die Sonnenstrahlen zu sehr anzieht und die Soldaten, besonders auf Märschen, bei Manoeuvres im Sommer, nicht dadurch zu sehr behindert und erhitzt werden. Man würde daher den Czakkot, Hut ꝛc. mit weißer Leinwand oder einem sonst etwas dichten weißen Zeuge überziehen müssen, welches die Glut der Sonnenhitze zu vermindern im Stande ist.

Sommerkartoffel, Sommerkartoffeln, Kartoffeln, welche im Monat März gelegt werden müssen, um sie im Sommer zu erndten; s. unter Kartoffel, Th. 35.

Sommerklatzsche, im Hüttenwerke, ein kleines Pochwerk mit drei Stempeln, und oben mit einem Schirmdache. Sie werden an kleinen Bächen angelegt, und den Sommer hindurch nur bei solchen Berg-

werken, wo die Erzförderungen nicht häufig sind, zum Klarpochen der schlechten Erze gebraucht.

Sommerkleid, ein leichtes, kühles Kleid, welches nur im Sommer getragen wird, zum Unterschiede von dem wärmeren Winterkleide. Man hat sowohl männliche, als weibliche Sommerkleider. Die männlichen bestehen in Ueberröcken von leichten Sommerzeugen, als Perkan oder Berkan, Nanquin ꝛc., Beinkleider von Nanquin, Zwillich oder Drillich ꝛc; die weiblichen in Redingots, Ueberröcken oder Mänteln von Drap de Zephir, Taffent ꝛc.

Sommerkohl, Kohl, welcher im Frühlinge gesäet wird, und in dem darauf folgenden Sommer schon Köpfe bringt, zum Unterschiede von dem Winterkohle, welcher den Herbst zuvor gesäet wird.

Sommerkönig, eine Art Zaunkönig, s. Goldhähnchen, Th. 19, S. 529.

Sommerkönigsapfel, s. unt. Malus, Th. 83, S. 256.

Sommerkönigsbirne, s. unter Birnbaum, Th. 5, S. 426.

Sommerkorn, im weitesten Verstande das Sommergetreide, s. dieses, ingleichen Korn; im engsten der Sommerrocken.

Sommerkresse, eine Art Gartenkresse, welche im Frühlinge gesäet und in dem darauf folgenden Sommer gegessen wird, zum Unterschiede von der Winterkresse.

Sommerkriechente, Anas cercia Linn.; s. unter Ente, im Supplement.

Sommerkronapfel, s. Th. 83, S. 247.

Sommerkuh, in der Landwirthschaft, eine Kuh, welche den Sommer über Milch giebt, zum Unterschiede von einer Winterkuh.

Sommerkurzstiel, der rothe Sommerkurzstiel, Courtpendu rouge d'Eté, eine Apfelart, s. unter Malus, Th. 83.

Sommerlatte, im Forstwesen, junge Sprößlinge, oder junger Wuchs beim Laubholze, welches nach Abholzung eines Gehaues von Stöcken und Wurzeln ausgeschlagen, und einen Sommer lang in die Höhe geschossen. In ein solches junges Gehauig muß kein Vieh getrieben werden, denn es verbeißt, vertritt und zerbricht die jungen Sommerlatten.

Sommerlaube, in der Baukunst, ein Saal mit offenen Bogen in dem unteren Theil eines Gebäudes, woraus man gleich in den Garten treten kann. Besonders belegt man aber mit diesem Namen alle am Ausgange der Alleen oder sonst an einem schattigen Orte erbaueten Lust- und Gartensäle; s. unter Laube, Th. 65, S. 636. Beim Gärtner ist die Sommerlaube, eine jede im Garten angebrachte Laube, sie stehe nun frei, und sei mit Gebüsch oder einer Hecke umgeben, oder eingefaßt, oder sie lehne sich an einen Zaun oder eine Mauer. Sie wird vom Tischler oder Zimmermanne zusammengesetzt und erhält, nach dem Geschmacke des Eigenthümers, bald diese, bald jene Form oder Gestalt, welches sich hauptsächlich auch nach der Lage und dem Orte richtet, wo solche Laube angebracht werden soll. Man läßt sie gewöhnlich, wenn sie nicht mit Gesträuch ꝛc. umzogen ist, grün anstreichen. Die beste Lage einer solchen Laube ist gegen Morgen. Man sehe den Art. Laube an dem oben angeführten Orte: Figur 8724 zeigt eine schöne Sommerlaube mit dem darunter stehenden, nur einfachen Grundriß. Sie hat, der inneren Wandbegrenzung nach, eine ziemliche, elliptische Form, eben so die Decke und auch das Aeußere bis auf die vordere Seite, welche flach ist. Sie muß zu Ende eines Gartens stehen, so daß sie die Aussicht in das Freie außerhalb derselben, auf das Feld, auf eine Straße, einen Platz ꝛc. gestattet. Sie hat auch daher von dieser Seite keinen Eingang, sondern diesen nur von dem Garten

aus. Im Grundrisse ist er offen gelassen. Der Eingang kann aber auch auf einer andern Seite angebracht werden. Man kann in dieser Laube in der Mitte einen Tisch und in dem Halbkreise Bänke anbringen. Das Uebrige ergiebt sich aus der Zeichnung.

Sommerlehne, die abhängige Seite eines Berges, die nach der Sonne gerichtete, das ist, gegen Mittag gelegene Seite einer Anhöhe oder eines Berges; die Sommerseite, Südseite, Mittagsseite.

Sommerlevkoje, Cheiranthus annuus, s. unter Levkoje, Th. 77, S. 409.

Sömmerlich, Bei- und Nebenwort, dem Sommer ähnlich, jedoch nur im gemeinen Leben, wie Sommerhaft. Ingleichen in dem Sommer und dessen warmen Witterung gegründet.

Sommerlinde, Tilia major latifolia, s. unter Linde, Th. 79, S. 240.

Sommerlolch, Lolium perenne; Lolium temulentum L., eine Art des Lolchs, welcher ein Sommergewächs ist; s. Th. 80, S. 270. Es ist eine Art Gift. Der Same hat eine betäubende Eigenschaft.

Sommerlorbeer, Laurus aestivalis, Linn.; s. unter Lorbeerbaum, Th. 80, S. 677.

Sommermahl, s. Sommerflecken.

Sommer-Majoran, s. unter Majoran, Th. 83, S. 16.

Sommermantel, Ostrea pellucens, eine Conchylienart, s. unter Muschel, Th. 98, S. 314.

Sommermalve, die schön gefüllte, s. unter Malve, Th. 83, S. 488.

Sommermonat, Sommermonate, die drei Monate Junius, Julius und August, in welchen viele, ja die meisten Gewächse zur Reife gelangen, und viele der schönsten Blumen blühen; s. oben, unter Sommer.

Sommern, ein unpersönliches Zeitwort der Mittelgat-

tung, welches nur im gemeinen Leben üblich ist, und Sommer werden bedeutet. Es sommert jetzt früh.

Sömmern, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches nur in der Forst- und Landwirthschaft üblich ist, und Schatten geben bedeutet. Man sagt es besonders von manchen stark belaubten und mit langen Aesten versehenen Bäumen, daß sie sömmern, wenn sie, so weit ihre Aeste reichen, kein anderes Gewächs unter ihrem Schatten aufkommen lassen. Dieses bezieht sich nicht allein auf ihre Aeste oder ihren Auswuchs über der Erde, sondern auch auf denselben unter der Erde, auf ihre Wurzeln. Daher sagt man: die starke Sömmerung der Linde, oder die Linde sömmert am stärksten. Der Wipfel dergleichen stark sömmernden Bäume benimmt sowohl dem Getreide, als auch dem Grase und andern Gewächsen die Sonne, so daß sie ausgehen, oder doch nur sehr kümmerlich in die Höhe kommen, und die starken Tropfen, welche beim Regen davon fallen, indem sich das Wasser auf den Blättern sammelt, verderben das Gras und Getreide, besonders aber das junge Unterholz; und die großen starken Wurzeln ziehen alle Nahrung an sich; denn soweit ein Baum seine Aeste wirft, so weit breitet derselbe auch gemeiniglich seine Wurzeln in der Erde aus; jedoch haben diejenigen Bäume, die mit Herzwurzeln versehen sind, hierbei das Besondere, weil sie ihre Wurzeln nicht so weit umher auslaufen lassen, daß sie vermittelst derselben, die gerade unter sich in die Erde gehen, die Nahrung aus der Tiefe an sich ziehen, und also auch den Wiederwachs, das Unterholz und die Gräser unter sich leiden und aufkommen lassen. Wo Felder nahe an großen Hölzern liegen, da prallen die Sonnenstrahlen so stark von den Bäumen ab und dringen dergestalt in gedachte Felder hinein, daß alles Getreide davon ver-

bleicht und verschwindet; auch frißt das Baumlaub alles Gras und Getreide weg und verdemmt es dergestalt, daß nichts aufwachsen kann. Die Bäume, die am stärksten sömmern, sind die Buchen, Eschen, Linden, Pappeln und Nußbäume. In der hier angeführten Bedeutung gehört dieses Wort zu dem Niedersächsischen, Scheme, Schatten, schemern, dunkel scheinen und beschatten, Schummer, Dämmerung, womit auch unser dämmern, und das Französische sombre, dunkel, finster, verwandt sind.

Sömmern, ein regelmäßiges, thätiges Zeitwort, welches mit Sommer verwandt ist, aber in verschiedenen Bedeutungen gebraucht wird. — 1) Den Sonnenstrahlen aussetzen, an die Sonne, in die Sonne legen, im gemeinen Leben einiger Gegenden, besonders Meißens, wofür man in andern Provinzen sonnen sagt. Die Betten sömmern, das heißt, sie sonnen, sie an schönen Sommertagen an die Sonne legen und ausbreiten; sie dann öfters umwenden und mit langen, dünnen Stäben ausklopfen, damit die in einen Klumpen zusammengebackenen Federn wieder auslaufen und von dem Schweiße nicht faul werden. Durch die Wärme und das Klopfen trennen sich die zusammengebackne Federn, und ein solches gesömmertes Bett fängt an sich aufzublähen und bekommt eine solche Gestalt, als wenn es erst mit neuen Federn gestopft worden. — Die Hühner sömmern sich, wenn sie sich in die Sonne legen, um die Strahlen zu empfangen. Figürlich sömmern die Gärtner die Bäume, wenn sie die Aeste ausschneiden, damit die Sonnenstrahlen durchfallen können. — 2) Von Gewächsen und Thieren, welche man den Sommer durch erhält oder sie durch den Sommer bringt, sagt man im gemeinen Leben gleichfalls, daß man sie sömmere oder sommere, in welchem Verstande es in aussömmern und übersömmern noch üblicher ist.

Auf ähnliche Art sagt man ein Gewächs oder ein Thier wintern, answintern und überwintern, es durch den Winter bringen. Sobald sich das Schaf sömmern kann, seine Sommerwohnung suchen. — 3) In der Landwirthschaft ist sömmern, einen Brachacker mit Sommerfrucht bestellen, anstatt ihn ganz müßig liegen zu lassen. Die Brache sömmern. Ein gesömmertes Feld. An vielen Orten, besonders wo Schäfereien und Schaftriften sind, dürfen die Bauern nicht so viel sömmern, als sie wollen, sondern sind nach des Dorfes Gewohnheit oder Verträgen gehalten, nur ein gewisses, vorgeschriebenes Quantum von ihren Feldern zu versömmern, den Rest aber unbesäet und brach liegen zu lassen. Sonst ist es, wo der Acker sehr geil ist, oft nöthig, daß die Brache gesömmert werde, wenn man im Wintergetreide nicht Einbuße an Körnern leiden und reich an Stroh werden will.

Sommernatter, Coluber aestivus, eine Art Nattern, welche unt. Natter, Th. 101, übergangen worden.

Sommerobst, Frühobst, Obst, welches noch im Sommer zur Reife kommt, und sich auch nur den Sommer über hält, zum Unterschiede von dem Winterobste, welches im Herbste reif wird; s. unter Obst, Th. 103.

Sommerorangenbirne, Fr. Orange d'Eté, eine Art Birnen, s. Th. 5, S. 433.

Sommerpappel, Sammetpappel, Sida abutilon, s. unter Siede, Th. 154, S. 2.

Sommerparadiesapfel, eine Apfelart, s. unter Malus, Th. 83, S. 193.

Sommerparmain, Fr. Parmain d'Eté, eine Apfelart, s. unter Malus, Th. 83.

Sommerpepping, Sommertaffetapfel, Fr. Taffetas d'Eté, eine Apfelart, s. daselbst, S. 292.

Sommerplatterbse, Lathyrus annuus, s. unter Lathyrus, Th. 65, S. 529 u. f.

Sommerpostophe, Fr. Postophe d'Eté, eine Apfelart, s. unter Malus, Th. 83.

Sommerpunkt, in der Astronomie, derjenige Punkt in der Ekliptik, in welchem die Sonne zu Mittage dem Zenithe am nächsten kommt, weil dann der Sommer seinen Anfang nimmt.

Sommerrambour, eine Apfelart, s. unter Malus, Th. 83, S. 258.

Sommerreinette, s. daselbst, S. 261.

Sommerrettig, s. unter Rettig, Th. 122.

Sommerrocken, s. unter Rocken, Th. 126, S. 22.

Sommerrosenapfel, eine Apfelart, s. unter Malus, Th. 83, S. 240.

Sommerröschen, Fr. Rosette d'Eté marbrée, s. unter Malus, Th. 83.

Sommerröslein, Bexirnelke, Agrostemma coronaria, s. Th. 120, S. 361.

Sommerrousseletbirne, Fr. Rousselet d'Eté, s. unter Birnbaum, Th. 5, S. 441.

Sommerrübesamen, Sommerrübsen, eine Art des Rübesamens oder Rübsens, welcher im Frühlinge gesäet wird und in dem darauf folgenden Sommer reift, zum Unterschiede von dem Winterrübesamen oder Winterrübsen; s. den Art. Rübesamen, Th. 128, S. 257 u. f.

Sommersaat, 1) die Saat oder das Säen des Sommergetreides. 2) Die Saat, das ist der aufgegangene Same des Sommergetreides, ehe er schosset. 3) In einigen Gegenden führt auch das Sommergetreide den Namen der Sommersaat; s. auch den Art. Saat, Th. 129.

Sommerschafsnase, s. Th. 83, S. 221.

Sommerschirm, in der Jägerey, die Schirme, die beim Hirschfeistjagen gebraucht werden; sie sind von leichtem Zimmerwerk, mit eisernen Schrauben befesti-

get, und in der Höhe von 4 Fuß mit grüner Wachsleinwand oder Barchent rund herum bezogen, übrigens auf allen Seiten offen. Das Dach wird wie an einem Zelte, von grüner Leinwand, oder sonst einem Gewebe über das kleine Gebäude, vermittelst an der Erde gepflöckter Leinen, gespannt, und von zwei Stangen getragen. Oben auf den Spitzen und Ecken des Daches wehen kleine Wimpel von farbigem Zeuge, mit vergoldeten Knöpfen.

Sommerseite und **Winterseite**, bei dem Landmanne und Jäger, die Eintheilung der Gegend einer Flur oder eines Gutes, Holzes ꝛc. in zwei Seiten. Sie nennen diejenige, die gegen Mittag zu liegt, und am meisten von der Sonne beschienen wird, die Sommerseite, und die dieser gegenüberstehende und gegen Norden liegende, die Winterseite; man nennt sie auch oft Sommerleite und Winterleite. An der Sommerseite werden in gebirgigten Gegenden die Feld- und Gartenfrüchte um etliche Wochen eher reif, als auf der entgegengesetzten, der Winterseite; denn man kann auf jener Seite, wo der Schnee eher weggeht und das Land ausgetrocknet wird, auch eher ins Feld kommen; hingegen wächst alles Holz eher und stärker an der Winterseite, als an der Sommerseite; auch ist eine an der Winterseite gewachsene Eiche, wie auch andere Gehölze, viel fester und zum Geschirr dauerhafter, als jene, weil diese kleinere Jahre hat, die wie ein Horn aufeinander gewachsen sind. Man sagt, die Sommer- oder Südseite eines Hauses, eines Baumes, eines Berges. Von einem Berge sagt man auch die Sommerlehne, die Sommerleite, s. diesen Artikel.

Sommersprossen, s. Sommerflecken. Auch eine Conchylie, Strombus lentiginosus, führt diesen Namen; s. unter Strombus; so auch ein Spannenmesservogel.

Sommerstand, beim Jäger, wenn sowohl die Hirsche, als auch anderes Wildprett nach dem Frühjahre ihre Stände verändern und die Dickigte suchen, um sich sowohl vor der Sonnenhitze, als auch vor dem Fliegengeschmeiße zu verbergen.

Sommerstoppel, in der Landwirthschaft, die Stoppeln des Sommergetreides; daher sagt man: das Vieh auf die Sommerstoppeln treiben.

Sommerstreifling, eine Apfelart; s. unter Malus, Th. 83.

Sommerstrichapfel, s. Th. 83, S. 243.

Sommerstrohblume, Xeranthemum annuum Linn.; s. Strohblume.

Sommertaffetapfel, s. Sommerpepping.

Sommertag, ein Tag im Sommer, ingleichen ein Tag, wie i. Sommer; daher ein schöner Sommertag.

Sommertaurich, eine Apfelart; s. unter Malus, Th. 83.

Sommerthierchen, im gemeinen Leben einiger Gegenden, ein Name der Schneeglöckchen oder Schneetropfen, Galanthus Linn.; welcher Name wahrscheinlich daher rührt, weil das daraus destillirte Wasser die Sommerflecken vertreiben soll; auch eine Benennung derjenigen kleinen Thierchen, welche nur den Sommer über leben, das heißt, erzeugt werden, sich begatten, Eyer legen und sterben.

Sommertresse, Galonen, beim Bortenwirker, Tressen, deren Anschweif Gespinnst, und der Einschlag sowohl Gespinnst, als auch starker Lahn ist, den man groben Ringel nennt, und mit welchem die Figuren oder Blumen in diesen Tressen gebildet werden. Man nennt sie broschirte Sommertressen, wenn einige Theile der Blume, z. B. die Mitte von Chagrin oder Kantille gemacht werden; man arbeitet dann diese Tresse mit drei Schützen.

Sommervogel, Vögel, welche sich bei uns nur im

Sommer sehen lassen; im engeren und gewöhnlichern Verstande nennt man von den Schmetterlingen, die Tagfalter oder Tagvögel, Papiliones Linn., im gemeinen Leben auch Sommervögel.

Sommerwasser, Johanniswasser, im Deichbaue, derjenige Wachsthum des Wassers, der die mehrste Zeit im Sommer, zu Johanni, in der Oberelbe entsteht.

Sommerweil, Levcojum aestivum, s. weißer Weil, in W.

Sommerweitzen, eine Art des Weizens, welcher im Frühjahre gesäet wird; die Erndte geschieht dann im darauf folgenden Sommer; s. unter Weizen, in W.

Sommerwende, die Sommerwende im Sommer, der längste Tag, zum Unterschiede von der Winterwende, s. Sonnenwende.

Sommerwetter, die Beschaffenheit der Atmosphäre im Sommer, die angenehme Luft; daher sagt man: Wetter wie im Sommer. Eben so auch die Sommerwitterung.

Sommerwind, s. Feldwind, unter Wind.

Sommerwitterung, s. Sommerwetter.

Sommerwolle, in der Landwirthschaft, Wolle, die den Schafen im Herbste, und also zum zweiten Male im Jahre abgenommen wird, im Gegensatz der Winterwolle, die den Schafen im Frühjahre abgenommen wird; s. unter Schaf und Schafzucht, Th. 138 und 139.

Sommerwurz, s. Sonnenwurz.

Sommerzaunkönig, s. Goldhähnchen.

Sommerzeug, beim Zeugmacher, eine schlechte Sergeart, zu deren Kette man nicht die beste Waschwolle, und zum Einschlage gekrempelte Wolle nimmt. Diese Sergeart ist $\frac{3}{4}$ Ellen breit. Man behandelt sie übrigens wie die gemeine Serge.

Sommerzeichen, in der Astronomie, die drei Zei-

chen am Himmel, in welchen die Sonne im Sommer über verweilt. Es sind bei uns, der Krebs, der Löwe, die Jungfrau.

Sommerzwiebel, s. unter Zwiebel, in Z.

Sommiere, ein ganz wollener, gekreuzter Zeug, eine Art von etwas locker gewebter Serge, worin das Haar, bald nur auf einer, bald auf beiden Seiten aufgekratzt worden. Dieser Zeug ist zuerst in dem Städtchen Somniers in Languedok gemacht worden, wovon es auch seinen Namen hat. Man verfertiget ihn jetzt an vielen Orten, iedoch behält der Languedoker noch immer den Vorzug.

Sommista, der vornehmste unter denjenigen Bedienten der apostolischen Kammer, welche zur Expedition der Bullen bestellt sind.

Somnambulismus, ein gewisser Mittelzustand zwischen Schlafen u. Wachen, und daher mehr als ein bloßer gewöhnlicher Schlummer, der noch halb empfindet, bevor er in den Schlaf übergeht; s. auch unter Magnetische Nachtwandlung, Theil 84, S. 429, und Magnetismus, daselbst, S. 432. Da in neuester Zeit der Somnambulismus, überhaupt der thierische Magnetismus, wieder sein Haupt erhoben und eine Rolle gespielt hat, so ist es wohl nöthig, hier noch Etwas über Ersteren zu sagen. Der thierische Magnetismus verdankt sein Entstehen und seine Ausbreitung einem Deutschen Arzte, Namens Mesmer, im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts; dieser gab zu verschiedenen Schulen Anlaß, oder vielmehr aus seiner Behandlung entstanden verschiedene Schulen, welche insgesammt, aber unter abweichenden Umständen, Kranke magnetisirten. Die erste Schule, an deren Spitze Meßmer stand, hielt sich blos an das Physische, berührte Kranke unmittelbar mit den Händen und mit metallenen und gläsernen Konduktors, ja sogar mit

künstlichen Magneten. Man stellte Stirn gegen Stirn und Fuß gegen Fuß. Man versammelte die Kranken am Zuber und unter Bäumen; man empfahl den Gebrauch magnetischer Bäder, das Trinken des Magnetenwassers, das Tragen magnetisirter Gläser auf dem Magen, und man wünschte starke Krisen. Diese Schule hat die Meßmerische Methode in vielen Stükken abgeändert. — Die zweite Schule behandelt die Sache bloß psychologisch oder moralisch, und gründet die Haupterfolge auf den Willen und die Denkungsart des Magnetisirenden. Sie erfordert den feinsten Grad der Herzensgüte, der Rechtschaffenheit, der Reinigkeit der Seele, der Menschenliebe; den thätigen Wunsch zu helfen, Verleugnung aller Eitelkeit und Prahlerei, und viele Religiosität, und glaubt hier wirke ähnliche Denkungsart gegenseitig auf einander, Harmonie und Sympathie bediene sich bloß der physischen Mechanik, als eines Hülfsgeschäftes. Das Haupt dieser geistischen Schule war der Herr v. Barbarie, und der Hauptsiz dieser kleinen Kolonie war Lyon. — Die dritte Schule vereinigte das Physische mit dem Moralischen, und der Stifter derselben war der Marquis von Puysegur. Man berührte den Kranken nur sanft, oder man gebrauchte die Hände bloß in einiger Entfernung vom Kranken; man verlangte aber zugleich einen festen Willen zu helfen, und eine auf die Sache geheftete Aufmerksamkeit. In dieser Schule studirten die Schlafredner, Somnilogen. Von dieser Schule soll nun hier die Rede seyn. Im Allgemeinen sind die Kennzeichen, daß Personen beiderlei Geschlechts und von jedem Alter in den sogenannten Magnetschlummer verfallen, Einige vom ersten Magnetisiren, Andere erst nach Tagen, Wochen oder Monaten; bei Einigen meldet sich dieser Wachschlummer durch Beklemmung, durch Augenstiche an; die Meisten schlafen sanft und ruhig ein, und fast Alle

empfinden eine Leichtigkeit und ein Wohlbefinden, so bald sie in diesen Zustand übergegangen sind; bleibt noch etwas Unangenehmes von einer körperlichen Empfindung zurück, so bestimmt der Magnetisirte selbst, womit und wie der Magnetist diese Empfindung verbannen soll. Einige sind sich der Dinge, die geschehen, bewußt; die Meisten sind für alles Aeußere empfindlich, den Magnetisten ausgenommen, und das stärkste Geräusch wirkt auf sie nicht; Wenige schlafen, ohne im Schlafe zu reden, fast Alle sprechen, theils von selbst, theils auf Veranlassung, deutlich, bestimmt, abgebrochen, jedoch mit Ordnung; Viele mit Wärme, Ausdruck, Schönheit und rührender Beredsamkeit; urtheilen richtig und kurz, und erklären sich mit einer tieferen Einsicht in Sachen, als sie wachend hatten. Die Beispiele sind von Personen ohne alle Erziehung hergenommen. Bei der Ruhe der äußeren Sinne scheint sich ihr innerer Sinn zu verfeinern; sie lesen, schreiben und unterscheiden vorgehaltene Sachen, sogar mit dicht verbundenen Augen. Viele sehen auf's Deutlichste die leuchtenden Ausströmungen aus ihrem eigenen Körper, so wie auch aus dem Körper ihres Magnetisirers. Sie behaupten das Innere ihres eigenen Körpers und derer zu sehen, die mit ihnen in Rapport gesetzt sind, auch den Umlauf des Bluts bis zu den kleinsten Adern; sie melden die Krankheit in diesem oder jenem Theile, schlagen diätetische und medicinische Heilmittel, bald allgemein, bald bestimmt vor, und wählen, nach dem Zeugnisse der Aerzte, die wirksamsten. Viele verordnen sich Arzeneien, gegen die sie wahren Ekel haben, mit dem Befehle, sie ihnen in der Krise zu geben. Die Meisten erinnern sich dessen nicht wieder, was sie im Somnambulismus gethan oder geredet haben, und erstaunen über die Erzählung ihrer eigenen Rolle. Selbst der magnetische Schlaf ist an sich nützlich, weil der Kranke, der in ihn fällt, sicher ist geheilt zu werden,

wenn er der Natur nach nützlich ist, und der Somnambulist andern Kranken nützlichen Rath giebt. Der Professor Boeckmann in Karlsruhe wollte für die Wahrheit der meisten gedachten Erscheinungen Gewähr leisten, und er will mehr als hundert Versuchen von unbezweifelter Richtigkeit beigewohnt, ja viele an sich selbst versucht haben; er nennt die Sache wahr, nämlich so wahr, als eine physische Wirkung wahr seyn kann. — Jetzt nun zu dem Speciellen des Somnambulismus.

Ein Kranker, der in den vollkommenen Somnambulismus versetzt worden, weiß nichts von dem, was neben ihm vorgeht; er scheint von der ganzen Natur gleichsam getrennt zu seyn, und bloß mit dem in Verbindung zu bleiben, der ihn in diesen Zustand versetzt hat. Der Magnetiseur kann sich durch eine unsichtbare Kraft dem Kranken, nicht nur durch Sprechen und andere äußere Zeichen, sondern selbst durch bloßes Denken verständlich machen. Diese Kraft kann durch schickliches Berühren auch andern Personen mitgetheilt werden, welche von diesem Augenblicke an mit dem Somnambulen in vollkommenem Rapporte sich befinden. Sobald der Kranke in jene Krise fällt, so entsteht bei demselben eine sogenannte Desorganisation, wodurch einige seiner äußern Sinne geschwächt, andere dagegen zu einem wunderbaren Grade der Feinheit erhoben werden. Der Sinn des Gehörs verliert sich zuweilen ganz oder doch zum Theil, dagegen erhält das Gesicht eine erstaunenswürdige Schärfe. Zuweilen wird die Beraubung des Gesichts durch eine unglaubliche Feinheit des Gehörs, des Geruchs und des Geschmacks ersetzt. Bei den meisten Somnambulen scheint sich ein neuer sechster Sinn und eine außerordentliche Ausdehnung der Denkkraft zu zeigen, welche das gewöhnliche Vermögen ihres Geistes übersteigt. Man hat schon früher die Frage aufgeworfen, was

man von dieser wunderbaren Erscheinung zu halten habe? Ob es Täuschungen sind, die durch Betrug von der einen, und durch Leichtgläubigkeit von der andern Seite genährt werden? Diese Fragen verdienen mit allem Ernste, aller Unpartheilichkeit untersucht und ins Klare gebracht zu werden, da der menschliche Geist ohnehin schon von Natur zum Wunderbaren geneigt ist, und Alles begierig ergreift, was seinem Geschmacke und seiner Neigung schmeichelt. Ist die Einbildungskraft einmal erhitzt, und die Seele hinaufgespannt, so werden in der Folge alle Talente aufgefordert, ihre chimärischen Vorstellungen zu realisiren. Man ist immer in Rücksicht dieser wunderbaren Erscheinungen, dieser außerordentlichen Wirkungen, getheilter Meinung gewesen. Viele Beobachter und Zeugen sind bei diesen Erscheinung von Erstaunen und von Bewunderung hingerissen worden, und haben denselben ihren ganzen Glauben geschenkt, und sie als unläugbare Proben des thierischen Magnetismus angesehen; andere haben sich zwar von der Richtigkeit der Phänomene überzeugt; allein sie sind im Zweifel über die wirkende Ursache derselben geblieben; sie nehmen geheime Springfedern an, glauben, daß dadurch auf eine geschickte Weise Täuschung hervorgebracht werde, und wenn sie gleich solche nicht entdecken konnten, so setzten sie doch ihre Existenz, als gewiß, voraus und führten zu ihrer Erklärung jene feinen Taschenspielereien an, wodurch geübte und scharfsinnige Künstler oft lange genug ein ganzes Publikum in Erstaunen setzen. Was noch ins Besondere die Gelehrten, Philosophen, Aerzte und Physiker betrifft, so hielten sie es größtentheils unter ihrer Würde, Zeugen dieses Schauspiels zu werden. Sie nahmen dabei zu ihrem Vorwande, daß es für sie zureichend sei, einzusehen, daß diese Phänomene gegen alle angenommenen physischen Begriffe sich verstießen; alle diese vorgeblichen Wunder müsse man daher für

bloße Chimären halten, die einer ernstlichen Prüfung unwürdig seyen. Der magnetische Somnambulismus gewann indessen von Tag zu Tage immer mehr Festigkeit und Stärke, da eine Menge von Personen, die sich durch Kenntnisse, Rechtschaffenheit und Beurtheilungskraft auszeichnen, öffentlich die Wirklichkeit desselben bezeugten. Das Publikum blieb im Ganzen bei diesen verschiedenen Aeußerungen, unter welchen es nicht entscheiden konnte, schwankend, und erwartete begierig zu seiner vollen Ueberzeugung mehrere und gründlichere Aufklärung. Jetzt nun zu den drei wesentlichen Punkten. 1) Sind wirklich vor den Augen des Publikums Phänomene von einiger Erheblichkeit geschehen, die es werth sind, die Neugierde zu reitzen, und die es verdienen, daß man den wahren Ursachen desselben nachforsche? 2) Kann man bei jenen Wirkungen mit Grunde Betriegerei muthmaßen? 3) Stehen diese Erscheinungen mit den bekannten Begriffen wirklich in so großem und starkem Widerspruche, als man gemeiniglich glaubt? Ehe man sich die Mühe nimmt zu untersuchen, ob der magnetische Somnambulismus Täuschung oder Wahrheit sei, muß vorher ausgemacht seyn, daß wenigstens, dem Anscheine nach, Sonderbarkeiten von der Art existiren, und daß sie das allgemeine Wohl und den Fortgang der Wissenschaften interessiren. Man hat in Frankreich, in der Schweiz und in Deutschland Versuche mit Somnambulen angestellt, die glücklich und nach Wunsch ausgefallen seyn sollen. Der Somnambulismus ward besonders im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts der allgemeine Gegenstand der Versuche, und bei jeder magnetischen Anstalt wetteiferte man ihn in der größten Vollkommenheit darzustellen. Selbst ein dem Magnetismus nicht sehr günstiger Bericht einer zu dessen Untersuchung niedergesetzten Kommission, erwähnt des Somnambulismus als der gewissesten und

ausserordentlichsten Sache. Man kann es daher als eine unwidersprechliche wahre Thatsache annehmen, daß an mehreren Orten, in öffentlichen Anstalten und in Privathäusern vorgebliche Somnambule existiren, die den Augen vieler Zuschauer sehr auffallende Erscheinungen darbieten. Es entsteht jetzt die weitere und wichtigere Frage: ob jener sonderbare Zustand nicht etwa eine bloße Verstellung ist, wodurch leichtgläubige Zuschauer irre geleitet werden? Oder in welchem Grade man demselben Glauben beimessen dürfe? — Da man die Somnambule nicht bloß in der Klasse des Pöbels findet, wo vielleicht noch eher die Vermuthung Statt finden könnte, daß man den Somnambulismus aus Nachahmung, aus Interesse oder aus andern niedrigen Beweggründen zu spielen suche, sondern auch bei Personen aus den höheren Klassen, so kann man schon eher auf eine zuverlässige Aufklärung über diesen Gegenstand rechnen, so tief man nämlich eindringen kann und die Natur der Sache es gestattet. Nach dem Herrn v. Eckhartshausen*) hat man Somnambule genug, die wegen ihrer bürgerlichen Existenz, ihres Charakters und ihrer andern äußeren Verhältnisse über allen Argwohn weg sind; die Männer von Scharfsinn, Kenntnissen und Redlichkeit unpartheiisch und lange beobachteten, die sie mancherlei Versuchen und Prüfungen unterwarfen, und die sie so fanden, wie man sie ihnen angegeben hatte. Es sind in und außer Frankreich mehrere tausend Zeugen dieser Phänomene aufzuzeigen; und wenn man nun alle diese Zeugnisse vernichten und Alles für Trug und Täuschung erklären wollte, so würde der einzige

*) In seinem Werke: Verschiedenes zum Unterrichte und zur Unterhaltung für Liebhaber der Gaukeltasche, des Magnetismus und anderer Seltenheiten. München, 1791, S. 269.

gerade Weg der Gegner seyn, die Glaubwürdigkeit der Zeugen anzufechten und zu zeigen, daß es denselben an Geschicklichkeit oder an Wahrheitsliebe fehle, und wie schwer würde dieses denselben werden müssen! Oder wollen sie einen andern Weg, mit Vorbeigehung der Zeugen-Untersuchung einschlagen, so müßte denn doch wenigstens fest und statthaft dargethan werden, daß die Somnambule 1) die Absicht gehabt, einen Betrug zu spielen; und 2) auch die Geschicklichkeit dazu besessen. Man findet nun aber unter den Somnambulen solche Personen, die über allen Verdacht erhaben sind. Ehrwürdige Mütter von Familien, angesehene Männer von bekannter Redlichkeit, Menschen voll Einsicht, Kinder, bei welchen man gegründeter Weise zu einer so erheuchelten Lüge weder Absicht noch Interesse vermuthen kann. Nach der Meinung der Gegner spielt Partheigeist zum Vortheil des thierischen Magnetismus hierbei seine vortheilhafte Rolle. Man erwäge aber, daß der größte Theil der schlafenden Personen sich auf keine Weise über die Schicksale des thierischen Magnetismus bekümmert, und daß mehrere derselben beim Hinfallen in den magnetischen Schlaf keine Idee von demselben hatten. Warum sollte man auch zu diesem sonderbaren Stratagem seine Zuflucht nehmen, da der Somnambulismus ja kein nothwendiger Effekt von Magnetismus, sondern vielmehr als eine spätere Entdecknng aus einer langen Praxis des Magnetismus entsprungen ist; und da geschickte Magnetiseurs die Phänomene des Somnambulismus nur als eine Nebensache ansehen. Würden daher die Anhänger des thierischen Magnetismus, wenn sie auch ein Hülfsmittel nöthig gehabt hätten, das Publikum zu gewinnen, nicht sehr ungeschickt, und ohne alle Noth sich mit einem so sonderbaren Manoeuvre eingelassen haben, welches bei der Ausführung die unüberwindlichsten Schwierigkeiten erfordert? Gesetzt

auch Alles wäre Betriegerey gewesen, würde man wohl einige wahrscheinliche Hoffnung gehabt haben, daß sich Personen von Rechtschaffenheit damit eingelassen hätten? Man hätte sich nur an schlechte Leute aus der niedrigsten Klasse von Menschen halten und diese mit der Gefahr annehmen müssen, Alles am nächsten Tage entdeckt und sich betrogen zu sehen. Man hätte selbst bei diesen Personen eine unerhörte Geschicklichkeit finden müssen, diese so schwere Rolle so zu spielen, daß dadurch die Prüfung eines einsichtsvollen und argwöhnischen Publikums hätte hintergangen werden können. Unter diesen Umständen würde der Somnambulismus wahrlich von kurzer Dauer gewesen seyn, und er müßte, anstatt sich mehr Zutrauen zu erwerben, früh genug Täuschung und Betriegerey haben blicken lassen. Es geschieht aber gerade das Gegentheil. Der Somnambulismus gewinnt immer mehr neue Anhänger und sein sich sehr verstärkender Kredit widerspricht jedem Gedanken von Betriegerey. Man gewahrt auch oft Kranke in dem Schooße ihrer Familie, unter den Augen ihrer nächsten Verwandten, denen es offenbar sehr daran liegen muß, die wahre Lage der Sache zu bewähren, in den magnetischen Schlaf fallen; und kann man hier glauben, daß diese Kranken, selbst mitten unter Schmerzen, oft dem Tode nahe, sich werden einfallen lassen, eine Komödie zu spielen, und daß die sämmtlichen Anverwandten derselben, Vater, Mutter, Männer, Weiber, Kinder, alle Theilnehmer an dem Komplotte seyen! — Ferner giebt man vor, die Krankheit selbst sey vielleicht erdichtet gewesen. Diese Vermuthung findet eben so wenig Statt; denn außerdem, daß es so leicht nicht ist, ein bösartiges Fieber, eine Brustkrankheit, eine Wassersucht ꝛc. zu erdichten, so hat man so zuverläßig bestätigte Krankheiten, daß man alle historische Glaubwürdigkeit wegläugnen müßte, um sie zu bezweifeln. Gesetzt aber auch, ein gesunder

Mensch entschlösse sich dazu, eine lange Zeit den Kranken oder der Kranke den Somnambule zu spielen, und daß hinter dem Vorhange verborgene Personen diese Mummerey unterstützten oder unterhielten, so würde doch, wie es scheint, die Betriegerey in sehr kurzer Zeit entdeckt worden seyn, man mag auch von beiden Seiten so viel Geschicklichkeit annehmen, als man will. Ich fordere den gewandtesten Schauspieler auf, den Somnambule vor aufgeklärten Personen zu spielen; sich mehrere Stunden lang in seinem erkünstelten Zustande zu erhalten, die Augen geschlossen, und daß die Augenlieder sich in dieser ganzen Zeit wie angeleimt nicht von einander trennen, welches wohl außer der menschlichen Geschicklichkeit und Geduld zu seyn scheint; denn wo ist der Mann, der Stunden lang unbeweglich in einer Stellung bleiben kann, ohne eine Empfindung von dem zu zeigen, was neben ihm vorgeht, selbst wenn man ihn durch plötzliche, unerwartete Geräusche zu überraschen sucht? Welcher noch so feine Schauspieler würde mit geschlossenen Augen alles das nachmachen, was durch Somnambule wirklich ausgeübt wird? Einige Versuche von dieser Art würden den abgerichtesten Künstler aus seiner Fassung bringen und in weniger Zeit seine Zwecke vernichten. Wiederholen sich nun diese Wirkungen und werden sie von einer Menge von Menschen allerlei Geschlechts, Alters und Ranges in der Wahrheit bestätiget, so muß man doch wohl annehmen, daß solches nicht ein Werk der Kunst, sondern der Natur ist. Es vereinigen sich also hier die physischen Wahrscheinlichkeiten mit den moralischen, um die Wirklichkeit des magnetischen Somnambulismus zu bestätigen, weil man diesen Zustand, ohne eine Betriegerey anzunehmen, nicht verwerfen kann, die eben so schwer zu begreifen ist, und man mag sich wenden, wie man will, so ist hier immer ein auffallendes Phänomen, es sei nun ein moralisches oder physi-

sches, und letzteres kostet scheinbar dem Verstande am wenigsten Mühe, weil es noch immer einer Aufklärung fähig und begreiflicher, als ein Komplot von Betriegern ist, die kein Interesse und keine Beweggründe haben, wo die Triebfedern so mannigfaltig zusammengesetzt und die Ausführung so unmöglich ist. Was nun die dritte Frage anbetrifft: ob der magnetische Somnambulismus und die ihn begleitenden Erscheinungen wirklich so unbegreiflich, so gegen die Gesetze der Natur sind, als viele Gelehrte es behaupten? So muß hierauf erwiedert werden, daß die Physiker und Aerzte, die in Absicht des magnetischen Somnambulismus den größten Unglauben zeigen, solches zwar unter dem Vorwande thun, daß es etwas Unbegreifliches sei; aber der Grund ihres Unglaubens ist unzureichend, weil die vorgeblichen Schwierigkeiten nicht gegen die auffallenden Zeugnisse zum Vortheile des Somnambulismus in Betrachtung kommen; denn die Schwierigkeit, eine Naturwirkung zu begreifen, hebt doch die Wahrheit derselben nicht auf; denn wir sind rund um uns her mit vielen unbezweifelten, natürlichen Wundern umgeben, wenn wir sie gleich nicht zu begreifen fähig sind; und die Kraft der Natur erstreckt sich so weit, daß der menschliche Begriff ihr oft nicht folgen kann. Hier kann nun nicht die Frage entstehen: ob ein Phänomen allein in der Rücksicht zuzulassen sey, weil die Natur sehr mächtig ist, welches man in Frage stellen könnte, wohl aber: ob eine durch viele Augenzeugen bestätigte Thatsache der Prüfung und einer vernünftigen Untersuchung zu unterwerfen sey? Ja man könnte annehmen, daß das sogenannte Unbegreifliche, und mit den angenommenen Begriffen in der Physik und Physiologie Unverträgliche geradezu eine Folge dieser Prinzipien wäre, welches hier nun noch bewiesen werden soll. Um aber hierin vollkommen ordnungsmäßig zu verfahren, müssen

bei dem magnetischen Somnambulismus zwei Stücke untersucht werden, die den Aerzten und Physikern immer vorzüglich anstößig waren, nämlich 1) die Leichtigkeit, womit man den Kranken in jenen Zustand versetzt; 2) die Erscheinungen, die diesen Zustand begleiten. Es ist sonderbar, daß einige Aerzte die Möglichkeit, einen Kranken durch irgend eine Kunst in den Somnambulismus zu versetzen, läugnen wollen, wenn man dabei bedenkt, daß doch nach ihren eigenen Grundsätzen die Kunst in dem menschlichen Körper die natürlichen Revolutionen nachahmen kann, und daß alle Anhänger der Blattereinimpfung die Vertheidigung ihres Verfahrens auf diesem Prinzipium gründen. Alle Aerzte stimmen nämlich darin überein, daß der wesentliche Zweck der Einimpfung sey, durch eine künstliche veranlaßte Unpäßlichkeit derjenigen vorzubeugen, die die Natur früh oder spät von selbst veranlaßt haben würde. Nach ähnlichen Grundsätzen sind die Aerzte auf den Gedanken gekommen, mehrere Arten von Krankheiten einzuimpfen, um theils der natürlich zu erwartenden zuvor zu kommen, theils um sich derselben als ein Gegengewicht gegen andere Krankheiten zu bedienen; daß man es daher heutiges Tages für eine bekannte Geschicklichkeit hält, eine Krankheit durch eine andere zu heilen. Es ist daher nicht so etwas Außerordentliches und Unbegreifliches, daß auch der Zustand des Somnambulismus durch künstliche Mittel mitgetheilt werden kann, da die Physiologen denselben unter die Krankheiten setzen. Dieses Mittel gehört daher mit in die Klasse der Revolutionen, die durch Kunst bewirkt werden können; die Principien der Physiologen werden also dadurch vielmehr bestätiget, als umgestoßen. Will man den Somnambulismus indeß nicht für eine Krankheit gelten lassen, so kann man es annehmen, und ihn bloß als einen Schlaf erklären, dessen Entstehung und veran-

lassende Ursache bisher noch von keinem Arzte, Physiker oder Philosophen gehörig erklärt worden ist. Alles, was man darüber zu sagen pflegt, sind bloß Muthmassungen und für den philosophischen Denker unzureichend. So viel kann man indessen als gewiß annehmen, daß uns der Schlaf anwandelt, sobald der Körper dazu geschickt ist, und daß man denselben durch künstliche Mittel, z. B. durch Opium und andere ähnliche Dinge dazu geschickt machen könne, und dasselbe kann ja wohl auch durch Einwirkung des thierischen Magnetismus bewirkt werden. Wenn man die Umstände deswegen für verschieden halten wollte, weil man beim Magnetisiren weder Dekocte, noch Infusionen gebraucht, so kann man sehr natürlich anworten, daß man auch ohne Getränke und Pulver Wachende einschläfern kann. Ja dieses gehört sogar zu den Eigenschaften des Schlafes, daß er durch sehr verschiedene und entgegengesetzte Ursachen sich hervorbringen läßt. Große Hitze und außerordentliche Kälte erregen beide den Schlaf; so führen auch Hunger und Uebermaß im Essen, Ermattung von Arbeit, Ruhe, kühlende und erhitzende Getränke den Schlaf herbei; er entsteht aus Verminderung und Anhäufung des Geblüts; ein Fieber, welches schlaflos macht, macht auch schlaftrunken; ein geringer Unterschied in der Menge des Weins macht munter oder schläfrig, und so kann man noch eine Menge Ursachen anführen, welche den Schlaf herbeiführen. Kann man nun wohl noch in Zweifel ziehen, daß durch eine magnetische Behandlung der Schlaf erregt werden könne? Ja man muß annehmen, daß die Wirksamkeit einer solchen Berührung eine nothwendige Folge eines allgemeinen Gesetzes der Natur sey, nach welchem alle Sinne zur Einführung des Schlafes dienen. Man findet die zuverläßigsten Veranlassungen dazu im Gehöre, Geruche, Gesichte und Geschmacke, daher kann er doch auch im Gefühle vor-

handen seyn. Auch ein geringes Nachdenken belehrt uns, daß jene schlaferweckende Eigenschaft dem Sinne des Gefühls mehr, als jedem andern Sinne zukommen müsse, da derselbe durch den ganzen Körper verbreitet ist. Hierdurch wird es sehr begreiflich, daß das Gesicht vorzüglich die Eigenschaft haben müsse, den Schlaf zu veranlassen; denn wie kann man von ihm, als dem Hauptsinne, vermuthen, daß er eines Vermögens beraubt sey, welches sich bei allen seiner ihm Untergebenen findet. Man kann aber auch hier noch einwenden, daß es ein großer Unterschied zwischen Schlaf und Somnambulismus sey; allein hierauf kann man antworten, daß der Somnambulismus nur eine Modifikation des Schlafes sey; denn es giebt keinen Somnambulismus ohne eine Art des Schlafes. Ja man kann auch noch hinzusetzen, daß es keinen Schlaf ohne Somnambulismus giebt, und jeder Schlafende in einem gewissen Grade ein Somnambule sey. So paradox dieser Satz auch Manchem scheinen mag, so unläugbar ist er, wenn man dem Kunstworte Somnambule seine eigentliche Bedeutung beilegt. Der Mensch behält nämlich im tiefsten und glücklichsten Schlafe noch immer einen größeren oder kleineren Theil des wachenden Zustandes, vermittelst dessen er verschiedene Bewegungen hervorbringt. Wie oft kommt nicht der Körper während des Schlafes in Unruhe; er bewegt sich hin und her und sucht eine bequeme Lage; auch die Hand erstreckt sich gegen einen leidenden Theil; die Decke wird in Ordnung gebracht, Insekten verjagt und zerdrückt; und so mehrere andere Sachen geschehen, die unläugbar zum wachenden Zustande gehören, und daß folglich eine Art von Somnambulismus entsteht, wenn man anders unter diesem Namen die Ausübung besonderer, bestimmter und zweckmäßiger Bewegungen im Schlafe versteht. Nimmt man nur die Träume an. Wie viele Menschen sprechen nicht im Schlafe, halten

zusammenhängende Reden, steigen aus dem Bette ꝛc., s. Nachtwandrer, Th. 100, S. 370. Diese Dinge sind so etwas Gewöhnliches, daß man fast in jeder Familie ein Beispiel findet; geht der Somnambulismus noch einige Stufen weiter, so bringt er erstaunenswürdige Effecte hervor; man gewahrt dann den Schlafenden schreiben, musikalische Instrumente spielen, in fremden Sprachen reden, wovon sie wachend kein Wort verstehen, Geschäfte allerlei Art vornehmen, die Thür öffnen, Feuer anzünden, auf Dächer und Pferde steigen, im Nachen über Flüsse setzen ꝛc., und dennoch ist der Somnambulismus uns selbst in diesem höchsten Grade kein neuer Zustand oder der Natur des Schlafes zuwider. Es ist blos eine verstärkte Modifikation eines natürlichen Zustandes des Menschen, und immer eine Eigenschaft des Schlafes. Dieses führt auf den Satz zurück, daß jeder Schlafende ein anfangender Somnambule ist, bei welchem sich dieser Zustand auf eine mehr oder weniger auffallende Art entwickelt, nach dem Verhältnisse der physischen Beschaffenheit des Schlafenden, nach der Natur seiner Krankheit, und nach den verschiedenen Ursachen, die den Schlaf bewirkten, die vor ihm hergingen, oder ihn begleiten. Daher kann ein Kranker, der durch Temperament, oder durch die Natur seiner Krankheit, zu einem beträchtlichen Grade des Somnambulismus geneigt ist, noch fähig seyn, durch Einwirkung der magnetischen Operation eine größere Bestimmung zum Somnambulismus zu erhalten, der sich indeß auf eine höchst verschiedene Art bei verschiedenen Personen zu äußern pflegt, und worüber sich durch Raisonnement noch nichts Gründliches sagen läßt, bis mehrere und mannigfaltigere Erfahrungen vor unsern Augen liegen. Einige Menschen fühlen beim Magnetisiren bloß ein starkes Durchströmen einer bald warmen, bald kalt scheinenden Materie; bei andern verbindet sich damit

eine Schwere in Händen und Füßen, die übrigens beim Kalmiren in einigen Minuten verschwindet. Noch Andere gerathen in einen dem Schlafe ähnlichen Zustand, wobei sie gleichwohl noch Alles hören, was außer ihnen vorgeht; Andere empfinden die äußern Dinge nicht, erinnern sich aber deutlich, was sie im Schlafe gedacht, gesagt, gethan haben; noch Andere empfinden nichts, was neben ihnen vorgeht, außer von dem, was mit ihnen in Rapport steht; sie würden selbst durch Trommelschlag nicht zu erwecken seyn, und erinnern sich durchaus nichts von ihrem vorigen Zustande. — Diese sind, nach dem Urtheile der Lehrer des Magnetismus, in der vollkommenen Krise, und so sind noch unzählbare Grade und Stufen zwischen einem Schlafenden von der gewöhnlichen Art, und zwischen einem eigentlichen Somnambule, der jene Wunderdinge verrichtet, wovon so viel in damaliger Zeit geredet ward und in neuester Zeit wieder geredet worden. Alle diese Wunderdinge liegen nicht ausser unsern gewöhnlichen Begriffen, sind keine erst jetzt erhaltenen neuen Erfahrungen, sondern schon gemachte. Die heftigsten Gegner des Somnambulismus erklären ihn durchaus für einen Betrug und alles Glaubens unwerth. Sie sagen, daß der Somnambulismus sich Anhänger erworben, verwischt das Verdächtige, welches er besitzt, nicht. — Wenn man täglich Kranke, mitten im Schooße ihrer Familie, welcher mehr daran gelegen ist, daß sie wieder gesund werden, als daß sie die wahre Lage der Sache erforschen sollte, wozu sie nicht einmal fähig ist, unter den Augen ihrer Verwandten in den magnetischen Schlaf verfallen sieht, so kann wohl keiner sagen, ob sie wirklich dann auch Schmerzen fühlen, oder ob sie halb aus Glauben, halb für Geld eine bloße Komödie spielen, oder nicht. Die Umstehenden sehen nur und empfinden das Drama nicht; sie nehmen bloß an dem äußern Akte einen verhältniß-

mäßigen Antheil. Auch war vielleicht die Krankheit selbst erdichtet oder eine hysterische Einbildung, die allen Nervenschwachen natürlich ist, und wieviel eingebildete Kranken giebt es nicht? Man spricht nun noch von heftigem Manipuliren, beschwerlichen Streicheln oder gar von unanständigem Betasten; allein dieses Alles sind nur Redensarten, keine Begründungen oder begründete Thatsachen. Wenn die Hand des Magnetiseurs den Körper des Kranken berührt, so geschieht solches sehr gelinde und jederzeit ohne Beleidigung des Schicklichen, der Wohlanständigkeit; denn selten wird nur maßirt, am gewöhnlichsten fährt der Magnetiseur mit den Spitzen seiner Finger dem Körper in einiger Entfernung vorbei. Ja man hat bloß durch Entgegenhalten eines stählernen Konduktors Kranke in den Schlaf versetzt. Wie befremdend muß es daher jedem Kenner seyn, wenn manche Gelehrten auf jene fälschliche Voraussetzung des stärkern Reibens es wagen, eine demselben gewiß fremde, vielleicht nie ganz gesehene, noch weniger selbst geübte Thatsache zu erklären, indem sie über die Entstehung des Somnambulismus Folgendes aufstellen: Heftiges Reiben, besonders sehr empfindlicher Theile, errege convulsivische Bewegungen, diese verursachen Entkräftungen, und so falle endlich der Kranke in den Schlaf; allein diese Behauptung scheitert an der Erfahrung, welche viele redliche und hellsehende Männer bei Somnambulen gemacht haben. Ein guter Magnetiseur kann Kranke durch einen festen Blick, durch die leichteste Berührung der Augen, durch den vorgehaltenen stählernen und magnetischen Konduktor, durch gelindes Magnetisiren von einigen Minuten in jenen Zustand versetzen. Daß ein Kranker mehr Empfänglichkeit für den thierischen Magnetismus hat, als der andere, ist nicht zu übersehen, daß aber schwach nervigte Personen nur dafür empfänglich seyn sollen, ist

ist falsch; denn die Kranken schlafen fast allemal ohne gichtische Bewegungen sanft ein, und statt entkräftet und matt zu seyn, besitzen sie Heiterkeit und Leben.

Hier eine Menge Beispiele von Somnambulen aufzuführen, die man besonders in Französischen Schriften erwähnt findet, würde zwecklos seyn, auch diesen Artikel über die Gebühr ausdehnen; nur ein Paar Beispiele will ich weiter unten noch erwähnen, die sich auf Täuschung beziehen. Man ist mit dem Somnambulismus immer noch nicht auf dem Reinen und wird auch wohl nicht darauf kommen, da man die geheimen Kräfte der Natur nicht zu ergründen vermag. Daß vielleicht manche Täuschung mit dem thierischen Magnetismus überhaupt, und mit dem Somnambulismus ins besondere vorgegangen, ist wohl nicht zu bezweifein; denn welcher Gegenstand wird wohl nicht zu doppelten Zwecken gebraucht, besonders wenn er auf Geheimnissen beruht oder sich zu geheimen Zwecken benutzen läßt; allein ihn ganz zu verwerfen, wie so Viele thun, ist unrecht, da der Mensch selbst sein eigenes Ich, die Wirkungen seines Geistes nicht begreift, gewiß das größte Geheimniß der Natur. Wenigen Menschen sind die Augen so geöffnet, oder vielmehr so geschliffen, um in das Innere der Natur zu dringen; Viele sehen, und sehen scharf oder glauben scharf zu sehen, und sehen nicht das Geringste von dem, was sich klar vor ihren Augen entfaltet; dieses macht, weil sie mit der Hieroglyphik der Natur nicht vertraut sind, weil sie in dieses Geheimniß nicht eingeführt worden; sie sehen über dasjenige, was vor ihren Augen liegt, hinweg; sie bläben sich, Geheimnisse zu erspähen, und können nicht einmal dasjenige begreifen, was ihnen nahe liegt. Der Somnambulismus, das Schlafwachen, ist ein Zustand, in dem der Geist in seiner Klarheit in die Aussenwelt zu sehen scheint und auch wohl sieht; es ist kein Traum, kein

inneres Leben, auf sich selbst bezogen, sondern ein äußeres. Der Professor Wolfart sagt in einem Aufsatze über den Lebensmagnetismus in einer Norddeutschen Zeitschrift, den Musen, herausgegeben von Friedrich Baron de la Motte Fouqué und Wilhelm Neumann, 1. Quartal, Berlin, 1812, S. 99 u.f. „Das Schlafwachen, als Krankheitsäußerung, ist ein Zustand, worin Kranke in Schlummer versenkt mit geschlossenen Augen zu einem eigenen Grade des Bewußtwerdens gelangen, u. alles um sie vorgehende bemerken; Vieles wußten, was man in dem gewöhnlichen menschlichen Leben ohne besondere Erlernung nicht wissen kann, oder was gar nicht zu erlernen ist. Da nun nicht bei allen Menschen, bei Gesunden, wie bei Kranken, und nicht bei allen Kranken besonders der Magnetismus die gleichen, theils sinnlich wahrnehmbaren besonderen Aeußerungen, theils ausserordentlichen, und, nach dem aufgestellten Begriffe, wunderbaren Erscheinungen wirkt, dieser war es, welcher der Beschränktheit gewöhnlicher Gelehrsamkeit als Grund dienen, den Magnetismus gar seiner Existenz nach oder mindestens seinen höhern Wirkungen nach zu bezweifeln. Man entblödete sich nicht, letztere ins gesammt der Einbildung oder dem Betruge zuzuschreiben. Wie bekannt, bestehen die gewöhnlichen Aeußerungen der lebensmagnetischen Einwirkungen im Gefühl vermehrter Wärme, Schwere und Ziehen in den Gliedern, im Müdewerden, Schwere der Augenlieder, ohne sie jedoch so gleich schließen zu können, ferner in wirklicher Schläfrigkeit, Schlaftrunkenheit, mit Verschließen der Augenlieder, und in Schlaf. Dieses ist die erste und mehr organische Reihe der Vorgänge, welche oft in sehr verschiedener Ordnung und Verbindung eintreten. Durch dieselbe, vor allem aber durch den sich einstellenden Schlaf wird die gestörte Harmonie durch bestimmte innere Veränderungen, welche sich in kritischen Bewegungen äußern, wieder zurück-

geführt, und in den bei weitem meisten Fällen bleibt es dabei, indem der Zustand keine weitere Entwickelung des magnetischen Verhältnisses unmittelbar bedingt. Ist aber letzteres der Fall, was zwar selten, aber doch häufig genug geschieht, um es allenthalben wiederfinden und beobachten zu können, läßt die innere Entzweiung in den höheren Lebensverhältnissen, besonders bei Nervenkrankheiten, mehr noch die bedeutendere Entwickelung zu, so bildet sich sodann in dem erregten Schlafzustande selbst eine neue Reihe besonderer Erscheinungen aus, welche von der Sinnenwelt abweichend, mehr dem psychischen, dem geistigen, angehören. Es entsteht dann ein Insichselbsterwachen; alle organischen Bedingungen eines wahren Schlafs bleiben, so bleibt auch er selbst, und wie im gewöhnlichen Sinnenschlaf Träume das Daseyn und fortwirkende Leben der Seele bekunden, so erhebt sich nun das Geistige mitten im Schlafe zu einem bestimmten und willkührlicheren Bewußtseyn, und die ganze äußere Welt kann ohne die gewöhnliche Sinnenvermittelung nach und nach in die innere Anschauung treten. Daß in diesem Zustande des Insicherwachens, des Schlafwachens, die Störungen in den Wechselverhältnissen des eigenen Organismus als nächstes Object empfunden und deutlich wahrgenommen werden, ist sehr natürlich. Erst durch die Erscheinung des eigenen Leibes hindurch erscheint dann auch gleichsam, doch wieder durch das Ganze vermittelt, die äußere Welt, wie im gewöhnlichen Zustande durch die einzelnen Sinne. Diese sind nun in den neuen Ursinn, Gemeinsinn, in das geistig waltende zurückgekehrt. So wie daher die innere Anschauung auch über den Raum des eigenen Leibesbewußtseyns hinaustritt, bildet sich ein Kreis von Licht für die Empfindung des vom Schlafwachen zum Hellschein übergehenden Menschen aus, in welchen Alles, was da erscheinen soll

und kann, wie entfernt es auch nach sinnlichem Raume ermessen sey, klar und bestimmt eintritt. Dieser Zustand ist nicht zu berechnender Steigerungen fähig; und daß sich auch diese psychische Reihe von Erscheinungen in jedem Individuum eigenthümlich zeigen müsse, leuchtet aus dem Gesagten hinlänglich hervor. So muß also auch nicht bloß das Maaß der Erkenntniß, sondern auch die Richtung auf dieses oder jenes gar verschieden ausfallen, muß sogar in einer und derselben Person in verschiedenen Augenblicken oder Stunden, in verschiedenen Schlafperioden, auch verschieden seyn. Hierbei ist auch das sich lebendig feststellende Wechselverhältniß zwischen Magnetiseur und Magnetisirten, welches dort positiv, hier negativ ist, nicht zu übersehen. Der Einfluß, wodurch der Einwirkende den andern in den veränderten Zustand versetzte, richtet ordnend und beherrschend des Letztern ganzes Wesen während der Periode der Einwirkung nach diesem hin, als unterworfen. Es spiegelt sich demnach die Urkraft des Lebens in dem höchsten Ausdruck, nämlich im geistigen, hier am freiesten, das heißt, am losgetrenntesten von Stoff und Form aus, wie sie als Sympathie das geheimnißvolle und doch so offenthätige Band um alle Wesen schlingt. — Nicht weniger wird man sich also nach diesen Betrachtungen über den Mesmerischen Schlaf, über Schlafwachen und Hellsehen wundern, als über natürlichen Schlaf, über Traum und Fieberphantasie, und dann über das manchen Menschen eigenthümliche Schlafsprechen, Nachtwandeln und Verrichtung bestimmter Geschäfte in dem letztern stets doch krankhaften Zustande. Was alles dieses hier auf der Sinnenruhe, im Sinnlichen noch befangen, ohne bestimmtes Bewußtseyn einzeln und niedrig da steht, wird dort zu einer so unendlich verschiedenen und größern Bedeutung. Nicht wie im Traume ein Bild schaue ich an, was in meinen Licht-

kreis tritt, sagte mir vor einiger Zeit schon ein Hellsehender, sondern bestimmter, wesentlicher." —

Das Hellsehen, Clairvoyant, ist ein Zustand, der nur wenigen Menschen in der Schöpfung zu Theil geworden; es ist kein Schlaf, sondern eine Art des träumerisch wachenden Zustandes, in dem man tiefe Blicke in die Natur und in das Getriebe der Menschheit thut. Die Außenwelt schwindet in so fern in diesem Zustande, daß sich der Geist nur mit den Gegenständen beschäftiget, die ihn besonders in der Außenwelt anziehen oder angezogen; er erhält dadurch eine um so größere Schärfe in Auffassung des Gegenstandes, der ihn beschäftiget, ja er erhält gleichsam eine Inspiration, die ihm Dinge verkündigen lassen, von denen ein Anderer keine Ahnung hatte; ja er schaut so zu sagen in die Zukunft und enthüllt manches Geheimniß, welches dem uneingeweihten Auge ein Räthsel bleibt, daher ist der Name: Hellsehender ganz richtig und passend gewählt, weil er heller und klarer die Gegenstände betrachtet, weil er tiefer in das räthselhafte Dunkel der Natur schaut, eindringt. Dieses ist der Zustand des Schlafwachenden, des Hellsehenden, des Somnambulen. Es läßt sich daher auf keinen Fall dieser Zustand läugnen, wenn gleich auch eingestanden werden muß, daß wohl manche Betriegerey damit vorgegangen ist; denn ein reisender Arzt hat darüber folgende Untersuchung in Straßburg angestellt. Er sagt:

„Meine vorzügliche Absicht war, eine Hellsehende, claire voyante, zu beobachten; allein eben damals besuchte keine die Gesellschaft; um aber dennoch meine Absicht zu erreichen, so suchte ich mir die Gunst einiger Herren Magnetiseurs zu verschaffen, welches dadurch geschah, daß ich mich etliche Tage nacheinander an das Baquet setzte, und mich mit dem erdichteten Vorgeben, als ob ich heftige Kopfweh hätte, magnetisirte. Es war aber im Grunde meine Absicht,

die Wahrheit mit meinem gesunden Köpfe zu erforschen. Mit dem Mitleiden des Magnetiseurs hatte ich zugleich seine vollkommene Gunst gewonnen; denn derselbe versprach, mich bei sich einzuladen, wenn seine Hellsehende zu ihm kommen würde. — Daß ich Arzt sey, hatte ich ihm sorgfältig verschwiegen. Die Einladung geschah auch wirklich, und ich freute mich im Ernste recht herzlich auf die Erscheinung. Als ich ankam, fand ich die Somnambule auf ihrem Dreifuße sitzend, um einem gewissen Herrn aus Bern die Genesmittel und die Zeit seiner Genesung vorzuschreiben. Von den verabredeten Mitteln vernahm ich nur noch das Aderlassen, Bad und ein Purgiermittel, und dieses waren fast immer nur die einzigen Mittel, die ich bei den Verordnungen vernahm, ob ich gleich die Uebel und deren Ursachen sonst sehr verschieden befand. Der Reisende ging mit aller Hoffnung zur Genesung zur Rückreise, gab dem Magnetiseur für die Somnambule Geld, und dieser steckte dasselbe nicht ohne Geräusch in seine Tasche. Dieses Geldgeräusch benutzte nachher die Person und sagte, als aus prophetischer Begeisterung, es gehe ihr ein Licht auf, daß er Geld bekommen habe. Triumphirend verwies er mich darauf, daß sie dieses wisse, da sie doch nichts sehen könne; ja er setzte noch hinzu, sie wisse gewöhnlich die Summe selbst anzugeben, indessen hütete er sich doch, daß sie die Probe davon in meinem Beiseyn machen möchte. Der erste Beweis des Weissagungsvermögens, der mir hier gegeben wurde, ließ sich also durch die Kraft, hören zu können, auflösen. Nun kam auch die Reihe an mich. Die Somnambule wurde gefragt: ob sie mir auch prophezeihen wollte? Ja, sie wolle es; nur sollte ich warten, war die Antwort. Dieses war Klugheit, weil sie dadurch Zeit gewann, sich auf Antworten und bestimmte Aussagen zu besinnen. Jetzt fing der Magnetiseur an, mich zu manipuliren, um mich mit ihr in Rapport zu setzen. Zuerst sollte sie bestimmen, ob es zum Rapport nothwendig sey, daß ich lange Zeit magnetisirt werde. Darauf verlangte sie, daß nur mein Kopf gestrichen werden sollte, weil mein übriger Körper gesund sey. Dieses war mir

ein Beweis, daß sie mit dem Magnetiseur bereits Abrede genommen hatte, und war also der erste Irrthum; denn mein Kopf war völlig gesund, hingegen hatte ich am übrigen Körper verschiedene Gebrechen. Ich litt nämlich an Hämorrhoiden, so wie an heftigen Schmerzen am Fußgelenke. Sie fuhr nun fort und sagte: obgleich meine Kopfschmerzen groß wären, so beruhe doch mein Uebel auf weiter nichts, als auf einem Flusse, welcher sich nach und nach entsponnen habe, der mir aber im Alter heftig zusetzen werde. Dadurch wollte sie mir Furcht einjagen, um sich für ihre Hülfe eine desto größere Belohnung zu versichern. Jetzt folgten allerlei Anspielungen. Sie forderte z. B. Brod zu essen; als ihr dieses herbeigebracht wurde, weigerte sie sich zu essen, nur der Fremde beliebe ihr das Essen zu geben, sagte sie, sie dürfe es dem Magnetiseur nicht entwenden, weil das Brod in Frankreich theure Waare sey, und dennoch bat sie sich gleich darauf Abendessen aus. Hieraus erhellt deutlich, daß ihr Somnambulismen, nebst dem vorgegebenen Divinationsvermögen nur Beutelschneiderey war. Bei den Mitteln, welche sie gegen meinen angeblichen Fluß verordnete, schlichen sich auch bei der Wiederholung derselben mehrere Fehler ein, welche ihr schlechtes Gedächtniß bewiesen. Dieses war aber nicht der einzige Fall, wodurch sie bewies, daß auch eine, im Magnetenstrudel Eingeweihte irren könne. Ich ließ mich nämlich erkundigen (denn selbst darf man keine Frage an die Somnambule thun), ob ich auch bei der Kur Freiheit habe Tabak zu rauchen? Und da ich diese Frage mit Eifer und Nachdruck vorlegte, so machte sie den Schluß, ich müsse gern Tabak rauchen; sie erwiederte daher: ob sie gleich wisse, wie sehr das Tabaksschmauchen mein Lieblingsgeschäft sey, so könne sie mir doch nicht mehr als ein Pfeifchen des Tages erlauben, da ich durch mehrere meiner Gesundheit schaden würde. Hätte meine Clairvoyante doch nur so hell gesehen, daß mir schon eine einzige Pfeife Ekel und Erbrechen machte, so würde sie sich diese unprophetische Schande und Beschämung gewiß erspart haben. Ich ließ nun auch anfragen: ob mir der Schnupftabak erlaubt würde?

So unrichtig nun auch hierauf ihre Antwort ausfiel, so gab sie dieselbe doch nicht ohne Raisonnement von sich, welches zeigte, auf welche Art die Hellsehenden den Pöbel hintergehen. Sie wisse, sagte sie, daß ich den Schnupftabak erst zu gebrauchen angefangen, seitdem ich von Kopfweh geplagt würde, und zwar in der süßen Erwartung, daß dadurch mein Uebel gemildert werden würde. Sie erschrecke aber, wenn sie davon die Folge bedächte, und sie könne mir daher nicht einmal eine Prise gestatten. Hier irrte sie wieder gewaltig; denn ich hatte niemals Schnupftabak gebraucht. — Von Seiten der Clairvoyante und des Magnetiseurs erhielt ich nun die stärksten Zusicherungen meiner Besserung, nur sollte ich keinen Punkt in der Verordnung übergehen. Endlich erinnerte man mich noch, die Geschichte meiner Genesung einzusenden. — Ein zweiter Fall mit einer Somnambule, von demselben Arzte erzählt, zeigte auch deutlich den Betrug. Es war ein junges Mädchen, welches mit einem schwachen Gehöre geboren seyn sollte, sich aber, dem Vorgeben nach, bereits besserte, während der Zeit, als es sich der Kur unterwarf. Die Kranke hatte sich am Baquet vorher selbst gestrichen; allein jetzt nahm sie der Magnetiseur besonders in eine Saalecke, setzte sie auf einen Stuhl und sobald er sie mit seiner magnetischen Wunderkraft anhauchte, schlief sie ein. In diesem Einschlafen saß sie noch aufrecht: er drückte sie nun selbst auf die Rücklehne des Stuhls zurück und fing jetzt seine Manipulation an. Während des Streichens legte er ihr verschiedene Fragen vor, deren Beantwortung aber selten zu verstehen waren; der genannte Arzt mußte daher die Auslegung derselben, so wie sie der Magnetiseur angab, glauben. Er fragte sie unter andern: Wie lange sie schlafen werde? Sie bestimmte die Zeit bis um fünf Uhr; diese kurze Zeit war eine magnetische Diskretion, welche sie sowohl gegen ihren magnetischen Arzt, als gegen sich selbst beobachtete; denn wenn sie noch länger hätte schlafen wollen, so würde die Langeweile für Beide unausstehlich geworden seyn. Er fuhr fort: Ob sie seinen Finger an ihre Ohren gelegt haben wollte? Antwort, heute nicht; ob sie geweckt werden

wollte? Antwort: Ja: Er behauptete nun, daß Niemand in der Welt, als er, sie zu wecken vermögend sey, welches er durch ein dreimaliges, wie es schien, gewaltsames Aufreißen der Augenlieder und das Hereinblasen bewerkstelligte. Sie rieb sich dabei jedesmal die Augen und lächelte dazu. Dreimal erweckte er die Schlafende, und eben so oft wiegte er sie auch in den Magnetschlaf wieder ein. Ihr jedesmaliges Erwachen geschah mit Lächeln, welches aber verdächtig schien. Auch blinzelte sie ein paarmal sehr deutlich mit den Augen und verzog ihre Gesichtsmuskeln öfters zum Lachen. Verschiedene der Magnetisirer, welche auf eine vollständige Kenntniß ihrer Geschäfte Anspruch machten, versicherten, daß eine Somnambule durch jede Berührung eines nicht mit ihr im Rapport stehenden Menschen in Verzuckungen übergehe; allein auch dieses Vorgeben war falsch; denn bei der Berührung der Arme, Beine, Kleider ꝛc. einer Somnambulen, bekam sie keine Convulsionen, obgleich sie nicht einmal die Nachbarschaft eines Menschen ertragen können sollte. So viel ist jedoch wahr, daß sie verlangte: der fremde Herr solle zurücktreten, weil ihr der Arzt nahe stand und sie solches durch Reden wahrnahm; da er aber zu schweigen anfing, so näherte sich derselbe noch mehr, als zuvor, ohne daß sie etwas ahndete. Am folgenden Tage gerieth diese Somnambule so oft in den Schlaf, als sie der Magnetiseur nur ansah. Der Schlaf war aber deutlicher, als gestern, erkünstelt; denn sie konnte die Erschlaffung des vorigen Tages nicht so gut affektiren und nach dem Erwachen die Müdigkeit nicht so täuschend erdichten, weil sie durch einige verfängliche Fragen vorher war irre geleitet und ihre Phantasie sehr beschäftiget worden. Der Betrug war also offenbar.

Diese Täuschungen, die hier mitgetheilt worden, sind zu auffallend, ja zu plump, als daß sie eigentlich eine Wiedererzählung verdient hätten, und die ganze Aufdeckung der Betriegereyen beim Somnambulismus, kann dem thierischen Magnetismus weiter nicht schaden; denn was er wirklich Gutes hat, das wird

sich erhalten und durch alle Entdeckungen vom Gegentheil nicht verwischt werden. Aus der ganzen Erzählung geht auch hervor, daß der Magnetiseur zu der Klasse der weniger gebildeten Individuen gehörte, sonst würde er selbst bei seinem Betruge sich geschicktere Personen zu Somnambulen gewählt haben, die besser auf mancherlei an sie gerichteten Fragen hätten antworten können, wie es nicht der Fall war. —

Sompaye, die kleinste Silbermünze, die im Königreiche Siam geschlagen wird und daselbst gangbar ist. Nach unserm Gelde ist sie ungefähr 8 bis 10 Pfennige.

Sompi, ein kleines Gewicht, ein Amsterdamer Quentchen schwer, dessen sich die Einwohner der Insel Madagaskar bedienen, Gold und Silber damit zu wiegen. Es ist bei ihnen das höchste Gewicht, das sie haben.

Sonate, Sonate, in der Musik, ein für Instrumente gesetztes, gravitätisches und künstliches Stück, welches im abgewechselten Adagio und Allegro besteht.

Sonchenkraut, Sonchus, Sonchus Linné, eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der neunzehnten Klasse (Syngenesia Polygamia Aequalis) des Linnéischen Pflanzensystems gehört und folgenden Charakter hat. Der Kelch ist bauchigt und mit vielen ungleichen, linienförmigen Schuppen besetzt; die Krone ist mit vielen Röhrenblümchen zusammengesetzt. Jedes einzelne kleine Blümchen in solch einer zusammengesetzten Blume trägt fünf Staubbeutel und steht über einem nackten Samen, der ein ungefiedertes Haarkrönchen hat. Der Same ist länglich rund; die Pflanze besitzt einen Milchsaft, der bei Berührung der Finger sehr empfindbare Schärfe zeigt.

1) Glatter Sonchus, glattes Sonchenkraut, Hasenkohl, wilder Hasenkohl, kohlartige Sonche, Saudistel, Schweindistel, Säumelke, Gänsedistel, Dudistel; Sonchus Oleraceus, pedunculis tomentosis,

calycibus glabris. Fl. Sueo. p. 643, 688. Sonchus annuus ramosus diffusus, foliis laciniatis. Fl. Lapp. p. 289. Hort. cliff. 384. Sonchus caule ramoso diffuso, foliis summis amplexicaulibus, pedunculis inaequalibus. Roy. lugdb. 129. Sonchus laevis vulgaris. Park. Lactuca leporina Apul. Endivia sylvestris, Lon. Andryala major Dalecampii, Lugd. Hist.; Brassica leporina; Olus leporinum, Palatinum vel potius Palatum s. Pabulum leporis. Fr. Laitron ou Laceron doux, ou Palais de Lièvre. Engl. Sowthistle.

Die Wurzel dieser Pflanze ist klein, weiß und fasericht, und treibt einen anderthalb Fuß hohen, inwendig hohlen, zarten, gestreiften und etwas purpurfarbigen Stengel. Die Blätter sind lang, glatt, tief eingeschnitten, am Rande gezähnt, zarter und breiter, als diejenigen von den Pfaffenröhrchen, mit denen sie übrigens Aehnlichkeit haben; sie stehen wechselsweise, sind voller Milchsaft, einige hängen an langen Stielen, andere haben keine Stiele und umfassen den Stengel mit ihrem Grunde, der breiter ist, als das Uebrige des Blattes. Die Blumen entspringen an dem Gipfel des Stengels und der Zweige, und sind gelbe, bisweilen weiße Halbblümchen, gleich denen der Pfaffenröhrchen, nur kleiner. Wenn diese Blumen abgefallen, folgen ihnen kegelförmige Früchte, mit kleinen, länglichen, dunkelbraunen Federhaaren. Diese Pflanze wächst überall in den Gärten, unter dem Getreide, an den Wegen, besonders aber auf den Feldern, deren Boden ein wenig fett ist, also Lehm- und Thonbonen. Die Blüthezeit ist der Mai und Juny. Man gebraucht die Blätter, welche beim Drücken eine Milch von sich geben, auch als Salat unter dem Lattich; ehemals wurden sie auch in der Medizin angewendet, jetzt findet man sie aber nicht mehr in den Arzneimittellehren angeführt. In vielen Ländern,

besonders mit fetten, guten Boden ausgestattet, ist diese Pflanze ein Unkraut, welches stark wuchert, und wenn man es sich einmal aussamen läßt, den ganzen Boden überzieht, da ihre Samenkörner eine feine Wolle haben, vermittelst deren sie vom Winde ziemlich weit fortgetrieben werden, und dann, wo sie zur Erde niederfallen, sogleich aufgehen, und ein beschwerliches Unkraut werden. Man muß daher diese Pflanzen in den Gärten und Feldern, wo sie sehr stark wuchern, vertilgen. Wenn dieses Sonchenkraut noch jung ist, und ehe es den Stengel macht, sind die Hasen besonders lüstern darnach, daher auch der Name Hasenkohl; breiter, glatter, wilder Hasenkohl.

2) Stechender Sonchus, stechendes Sonchenkraut, Gänsedistel, Saudistel. Sonchus asper laciniatus et non laciniatus. Bauh. pin. 124. Sonchus asper laciniatus latifolius et angustifolius; Loes. pruss. 257, t, 77, 78. Intybus sylvestris seu errotica acutis foliis Trag. 270. Sonchus asperior. Dod. Carduus anserinus; Carduus suillus; Cichorium s. Rostrum porcinum: Fr. Laitron ou Laceron epineux.

Die Wurzel dieser Pflanze gleicht der vorhergehenden; der Stengel ist gewöhnlich hoch, röthlich und hohl. Die Blätter sind gar nicht oder doch nur sehr wenig ausgeschnitten und ähneln den Blättern der Endivien, indem sie unten den Stengel umfassen, dunkelgrün, glänzend und mit langen Stacheln besetzt sind. Die Blumen und Samen gleichen den vorhergehenden; auch findet man sie an eben den Orten wildwachsend; auch blüht sie zu eben der Jahreszeit. Der Milchsaft, den sie giebt, ist etwas bitter. Linné hat dieses Sonchenkraut als eine Varietät des vorigen in seiner Species plantarum unter γ angeführt. Die Kräfte dieser Pflanze sollen eben dieselben in der Medizin seyn, gleich dem glatten Sonchenkraute. Ein

Mehreres über dessen Gebrauch wird weiter unten vorkommen.

3) Kleines Sonchenkraut, kleiner Sonchus. Sonchus laevis laciniatus latifolius Bauh. pin. 124. Sonchus laevis minor, paucioribus laciniis. Bauh. pin. 124. Sonchus laevis latifolius. Tabern. ic. 190. Terracrepola. Hieracium parvum Dioscoridis. Olus sylvestre. Fr. Petit Laitron ou Laceron. Die Wurzel dieser Pflanze ist zart, lang, weiß, faserig und gleicht derjenigen der Endivie. Sie macht außerordentlich viele Stengel, die anderthalb Fuß hoch und in zwei oder drei Zweige getheilt sind. Die Blätter gleichen den Blättern der Endivie, nur sind sie weißer, weniger ausgeschnitten, und haben einen ziemlich angenehmen, obgleich etwas bitteren Geschmack. Die Blüthen sind gelbe Halbblümchen, die auf einem Kelche sitzen, welcher eine Frucht mit kleinem Federsamen enthält. Man findet diese Pflanze auf steinigten Hügeln, den Ruinen der Gebäude in Deutschland und Frankreich, in letzterem Reiche besonders in den Gegenden um Montpellier. Sie blüht im Sommer, und wird auch an einigen Orten in den Küchengärten gebauet, um sie als Salat zu verspeisen. Auch diese Art wird von Linné als eine Abänderung von dem glatten Sonchus in seiner Species plantarum aufgeführt, und mit α und β bezeichnet.

Diese drei Arten des Sonchenkrautes wurden ehemals in der Apotheke genutzt, stehen aber jetzt, wie schon oben, S. 548, bemerkt worden, nicht mehr unter den officinellen Pflanzen. Die Pflanze hat einen salzigen und etwas bittern Geschmack, und färbt das blaue Lackmuspapier roth. Das Sonchenkraut soll eine kühlende, besänftigende und mäßig zertheilende Eigenschaft haben; daher soll das Dekoct der Blätter die Hitze des Unterleibs dämpfen, wie auch wider die

Entzündung des Magens, der Leber und der Gedärme getrunken, von guter Wirkung seyn. Es soll den Umlauf der Säfte in diesen Theilen erleichtern, und die Verstopfungen heben. Den Säugenden soll es zur Vermehrung der Milch dienen. In Frankreich bedient man sich des Sonchenkrautes die Kühe, Kaninchen und andere zahmen Thiere damit zu füttern.

Es giebt nun noch mehrere Arten des Sonchenkrautes, als Kanadisches Sonchenkraut, Sonchus Canadensis Linn., mit gezähnten Blättern und blauen Blumen; Alpen-Sonchus oder Sonchenkraut, Sonchus alpinus Linn., welches in Lappland, in der Schweiz und in Oesterreich angetroffen wird, und blaue Blumen hat; Acker-Sonchus oder Ackersonchenkraut, Sonchus arvensis Linn., welches sich auf den Aeckern Europas findet, mit länglich lanzettförmigen gezähnten Blättern und gelben Blumen; Meer-Sonchus oder Sonchenkraut, Sonchus maritimus Linn., welches sich im südlichen Europa findet, lanzettförmige leichtbedornte Blätter und blaue Blumen hat; Sumpfsonchenkraut, Sumpfsonchus, Sonchus palustris Linn., welches man auf den sumpfigten Wiesen in Belgien, England, Frankreich und Ungarn antrifft, mit länglichen, an der Basis pfeilförmigen Blättern, und in Distancen stehenden Blumensträußen; Sibirisches Sonchenkraut oder Sibirischer Sonchus, Sonchus Sibiricus Linn., welchen man in Sibirien, im mitternächtlichen Schweden, in Finnland ꝛc. antrifft, mit den Weidenblättern ähnlichen Blättern und blauen Blumen; Virginisches Sonchenkraut, Sonchus floridanus Linn., mit leyerspießförmigen Blättern und blauen Blumen, dessen Vaterland Virginien und Kanada ist ꝛc. ꝛc. Alle diese Arten Sonchenkraut können hier nicht näher beschrieben werden, weil sie sowohl in den Gewerben, als

auch in den Gärten, als Zierpflanzen nicht vorkommen, wohl aber die in Deutschland einheimischen als Unkraut, wenn der Same durch irgend einen Zufall in das Land gekommen. Man kultivirt sie nur höchstens in botanischen Gärten. Wer sie wegen der gehäuften Röhrenblümchen, gewöhnlich von gelber oder blauer Farbe, in den Gärten zu ziehen wünscht, der darf den Samen nur in gewöhnliche Gartenerde bringen, und die Pflänzchen der Natur überlassen, so werden sie sehr gut gedeihen; es versteht sich hier, daß die ausländischen oder fremden Sonchusarten, die in warmen Klimaten zu Hause gehören, auch dem gemäß behandrlt werden müssen, wenn es nämlich perennirende Pflanzen sind; man überwintert sie dann in einem Glashause. Sonchus Oleraceus, welches bei uns, so wie in den meisten Gegenden Europas, ein stark wucherndes Unkraut ist, ist ein Sommer- oder einjähriges Gewächs.

Sonde, Untersucher, in der Chirurgie und bei dem chirurgischen Instrumentenmacher, ein Werkzeug, womit der Wundarzt die Wunde untersucht. Es ist ein eiserner oder silberner Stift, mit einem länglichen Knopfe an jedem Ende. Der eine Knopf pflegt etwas größer, als der andere zu seyn. Die eisernen werden nicht gehärtet, weil sie biegsam seyn müssen. Einige haben an einem Ende eine Schraube, um die Skarpie auszuziehen. Die ausgehöhlte Sonde ist ein Werkzeug, vermittelst dessen die Haut einer Wunde zerschnitten wird. Es ist gleichfalls ein eiserner oder silberner Stift, der eine ausgehöhlte Rinne hat. Die Spitze hat die Gestalt des vordern Theils eines Löffels. Wenn nun der Wundarzt die Haut über einer Wunde zerschneiden will, so steckt er die Sonde unter die Haut an den Ort, wo der Schnitt geschehen soll. Die Spitze der untersten Schneide der Scheere ruht in dem Kanal der Sonde, und diese zeigt

ihr nicht nur den Weg, sondern die aufgerichtete Spitze der Sonde hindert sie auch, weiter, als nöthig ist, vorzudringen. Eine solche Sonde wird von gutem Eisen geschmiedet, und mit der Feile der Kanal ausgehöhlt. Die Sonde muß aber vorher auf das Beste ausgeglühet werden. Zuletzt, wenn das Metall vorher erwärmet worden, wird an der Spitze ein Stück aufgerichtet, und mit der Feile das Ueberflüssige abgenommen, welches die ausgehöhlte und erhöhete Spitze giebt. Den Griff haut man mit einem Meissel kalt aus, und bildet die künstliche Ausschweifung mit der Feile. Man hat auch biegsame Sonden von elastischem Harze, welche der Wundarzt Bernard in London erfunden hat. — Auch ist Sonde eine Benennung des Senkbleyes oder Lothes in der Schifffahrt.

Sonder, Bei- und Nebenwort, von anderu Dingen abgesondert, ein im Hochdeutschen veraltetes Wort, wofür das zusammengesetzte besondere üblich ist. Es sammelt sich das Wasser an sondere Oerter, 1. Mos. 1, 1. Lege dein Almosen an einen sondern Ort, Sir. 29, 15. Da er sie segnete, einen jeglichen mit einem sondern Segen, 1. Mos. 49, 28. Und will des Tages ein sonders thun mit dem Lande Gosen, 2. Mos. 8, 22. Asarja wohnete in einem sondern Hause, 2. Kön. 15, 5. Die sondere Vorsorgung Gottes, Opitz.

Ferner ist sonder ein Vorwort, welches mit ohne gleichbedeutend ist, und auch wie dieses die vierte Endung erfordert, aber im gemeinen Sprachgebrauche der Hochdeutschen veraltet ist, und nur noch zuweilen gebraucht wird, besonders bei den Dichtern. Sonder Zweifel, sonder Scherz, sonder große Mühe. Die Liebe, die nicht kränket, ist Liebe sonder Geist, Gell. Man findet auch Beispiele mit der dritten Endung. Was soll ich son-

der dir im Leben können laben? Opitz. Adelung sagt, man müsse dieses als Ausnahme von der Regel, wo nicht gar als Sprachfehler betrachten. Im südl. Deutschland findet man es auch als ein Binde- oder Nebenwort. Der Schenke des Königs Pharao brachte zwei Jahre zu, sonder an Joseph zu gedenken, für ohne; auf welche Art es im Hochdeutschen noch seltener ist; im nördlichen Deutschland ist es dagegen sowohl für müssen, es sey denn, als auch für aber üblich.

Sonderbar, Bei- und Nebenwort, von dem veralteten Beiworte sonders, und dem Suffixo bar, besondere, von Andern sich vorzüglich auszeichnende Eigenschaften an sich habend, ohne ihre Beschaffenheit weiter zu bestimmen. Das ist doch ein sonderbarer Fall; eine sonderbare Orthographie; ein sonderbarer Satz. Das ist sonderbar. Es wäre doch sonderbar, wenn er nicht Abschied nehmen sollte. Dieses Wort, sagt Adelung, deutet bloß das Besondere, das Auszeichnende, Ungewöhnliche an; und wenn es gleich unentschieden läßt, ob das Ungewöhnliche vortrefflich, oder seltsam ist, so neigt es sich doch mehr zu dem letzteren. Im Oberdeutschen braucht man es auch als ein Neben- und Bindewort, für besonders, insonderheit, vornehmlich, in welcher Gestalt es aber im Hochdeutschen fremd ist.

Sonderbarkeit, die Eigenschaft eines Dinges, da es sonderbar ist; auch eine sonderbare Sache; daher sagt man, die Sonderbarkeiten der Orthographie.

Sonderleute, in einigen Gegenden Westphalens, unangesessene leibeigne Leute, welche daher nur in Ansehung ihrer Personen Leibeigne sind, zum Unterschiede von den Hofhörigen.

Sonderlich, Bei- und Nebenwort, gleichfalls von dem veralteten Bei- und Nebenworte sonder, von andern Dingen abgesondert, für besonder und beson-

ders. — 1. In eine Heerde sonderlich; 1. Mos. 32, 16. Jeglichen sonderlich anhören, Hist. Sus. 1., 31. Dem wird gegeben für seinen Glauben eine sonderliche Gabe, Weish. 3, 14. In dieser Bedeutung ist es aber schon im Hochdeutschen veraltet. — 2. Figürlich. (1) Einen vorzüglichen Grad der Güte habend, im gemeinen Leben und der vertraulichen Sprechart, sowohl als ein Beiwort, als auch als ein Nebenwort. Deine Liebe ist mir sonderlicher gewesen, als Frauenliebe, 1. Sam., 1. 26. Es ist nichts sonderliches an ihm, nichts besonders, vorzügliches. Das Haus, das ich bauen will, soll groß und sonderlich seyn, 2 Chron., 2, 9. Es schmeckt nicht sonderlich. Noch mehr. (2) Einen vorzüglichen Grad der Wichtigkeit, oder innere Stärke habend, gleichfalls nur im gemeinen Leben und der vertraulichen Sprechart, wo es doch auch nur am häufigsten mit der Verneinung gebraucht wird. Dies wird keine sonderlichen Folgen haben, keine besondern. Er ist nicht sonderlich groß, reich, vornehm. Sie ist nicht sonderlich auf seiner Seite. Dazu schickte ich mich nicht sonderlich. Darum, daß ihm sonderlich geholfen wird, 2 Chron., 26, 15. — (3) Auf eine vorzügliche Art, als ein Nebenwort, für besonders, insonderheit die Vorsehung Gottes waltet sonderlich über diejenigen, welche ꝛc. Das geschieht sonderlich deswegen, damit ꝛc. Ich habe mich sonderlich beflissen, das Evangelium zu predigen, Rom. 15., 20.

Sonderling, 1. ein einzelnes, von andern abgesondertes oder trennbares Ding; eine ungewöhnliche Bedeutung, in welcher Einige die trennbaren Vorwörter in der Sprachkunst Sonderling genannt haben. Im

gewöhnlichen Verstande ist ein Sonderling eine Person, welche sich bemühet, das Gegentheil von dem zu thun und zu äussern, was der Gebrauch oder die Natur der Umstände erfordert, weil sie sich dadurch von andern gleichsam absondert oder auszeichnet.

Sondern, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches theilen, von einem andern Dinge trennen bedeutet, und solches sowohl dem Raume und dem körperlichen Zusammenhange nach, als der Verbindung der Gemeinschaft nach. Er sonderte die sprenkligen und bunten Böcke, 1. Mos., 80. 33. Du sollst die Leviten sondern von den Kindern Israel, 4 Mos., 8, 14. Und sonderten den Samen Israel von allen fremden Kindern, Nehem. 9. 2. Wo Du die Frommen lehrest sich sondern von bösen Leuten, Jerm. 15, 19. Man gebraucht dieses Verbum im Hochdeutschen wenig mehr, seitdem das zusammengesetzte absondern üblicher geworden. Nur bei den Deutschen kommt es noch zuweilen vor. Das Stammwort son, welches mit dem Lateinischen sino verwandt ist, hat allem Ansehen nach eine körperliche Theilung bezeichnet, welche dann wieder eine Figur der Bewegung und ihres Lautes seyn würde. Uebrigens ist dieses Zeitwort der Stamm, sowohl von dem folgenden Bindeworte sondern, als auch von sonder und seinem Geschlechte.

Sondern, eine Partikel, welche jetzt nur noch als ein Bindewort üblich ist, ehedem aber auch als ein Neben- und Vorwort gebraucht wurde. Sie bedeutete, 1. ausgenommen, ausser, welches eine der ersten Bedeutungen ist, die aber nicht mehr gebraucht wird. Um sechs Uhr waren beide Städte abgebrannt, sondern vor einer Pforte blieben etliche Häuser stehen; in der Frankenb. Chron. bei dem Frisch. 2. Aber, eine gleichfalls veral-

fete Bedeutung, wovon Frisch ein Niederdeutsches Beispiel anführt. Wir brauchen es jetzt nur noch 3. als ein disjunctives Bindewort, etwas in dem Nachsatze zu setzen oder zu behaupten, wenn in dem Vordersatze eine Verneinung vorher gegangen. Nicht uns, Herr, sondern Deinem Namen gieb Ehre, Ps. 115, 1. Ich werde nicht sterben, sondern leben, Ps. 118, 17. Laß der Sünde nicht ihren Willen, sondern herrsche über sie, 1. Mos. 4, 7. Auch wenn in dem Vordersatze nicht nur, nicht allein vorhergegangen, da denn in dem Nachsatze sondern auch folget. Ich habe es nicht nur gesehen, sondern auch gehört. Du hast es nicht allein gethan, sondern hast es auch nach der That geläugnet. Er ist nicht allein ganz unwissend, er hasset auch noch allen Unterricht. — Dieses Wort ist mit dem alten Vorworte sonder, ein und eben dasselbe Wort; denn das n am Ende ist erst in den spätern Zeiten angehängt worden.

Sonders, ein Nebenwort, für besonders, welches im Hochdeutschen veraltet ist. Es kommt nur noch in den Kanzelleyen vor, besonders in der Formel: Und bleiben euch sammt und sonders in Gnaden gewogen, das ist, euch ins gesammt und jeden ins besondere.

Sonnabend, der letzte Tag in der Woche, welcher unmittelbar vor dem Sonntage hergeht. Abend bedeutet hier, wie auch sonst, den Tag vor einem Feste, so daß Sonnabend eigentlich den Tag bezeichnet, welcher unmittelbar vor dem Sonntage hergeht, vollständig Sonntagsabend. Die Oberdeutschen nennen diesen Tag am liebsten Samstag, und die Niederdeutschen Saterdag, Engl. Saterday, welches aus Saturns-Tag, Dies Saturni, zusammengezogen ist, von Sator, Saturn. Der Genitiv oder

zweiter Fall wird auch bei diesem, wie bei den übrigen Wochentagen auch adverbialiter gebraucht, Sonnabends, für am Sonnabende.

Sonne, Griech. ἥλιος; Lat. Sol; Fr. Soleil; Egl. Sun; Schwed. Sol; Dän. Soel, ein beständig leuchtender Himmelskörper, welcher den ihm zugetheilten dunklen Körpern oder Planeten Licht und Wärme giebt oder ertheilt. I. Die Fixsterne sind so viele Sonnen, deren jede die Quelle des Lichts nnd der Wärme für ihre Planeten sind. Einen einzigen nebeligen Stern verwandelt das Fernglas in einen Himmel voll Sonnen. Käst. In engerer und gewöhnlicher Bedeutung verstehen wir unter der Sonne denjenigen leuchtenden Himmelskörper, welcher unserer Erdkugel Licht und Wärme mittheilt. Die Sonne geht auf, geht nnter. Der Aufgang der Sonne. Die Sonne scheint, wenn sie gesehen wird. Die Sonne zieht Wasser, im gemeinen Leben, wenn sie zwischen zwei dichten Wolken durchscheint, wobei man helle Streifen an dem Himmel gewahrt; s. Sonnenzopf. Die Sonne bettet unter sich, im gemeinen Leben, wenn sich die Wolken am Tage unter der Sonne zusammenziehen, worauf ungestümes Wetter werden soll. Dann noch die Ausdrücke: Es geschieht nichts neues unter der Sonne, Pred. 1, 9. Sich der Sonne freuen. Kap. 7, 12.

2. Figürlich. (1) Im gemeinen Leben versteht man unter dem Worte Sonne häufig die Sonnenstrahlen. Daher sagt man: die Sonne sticht, brennt. Von der Sonne verbrennt. Etwas an die Sonne, in die Sonne legen. In die Sonne gehen, treten, i. Gegensatze d. Schattens. Bei den ehemaligen Kampfspielen wurde den Kämpfern die Sonne gleich ausgetheilet, das ist, sie wurden so ge-

stellt, daß die Sonne keinem nicht in das Gesicht scheine. — (2) In der Deutschen Bibel wird Gott mehrere Male die Sonne, die Sonne der Gerechtigkeit genannt. Auch belegt man mit dem Namen Sonnen erhabene Personen, welche Erkenntniß und Thätigkeit um sich her verbreiten. Noch mehr wird dieses Wort in der dichterischen Sprache der Liebe gemißbraucht, wo nicht nur schöne Augen, sondern auch schöne Personen selbst Sonnen genannt werden. Selbst Buhlerinnen wollen mit der Sonne verglichen seyn, ob sie gleich, nach dem Theophile, ihr in nichts weiter ähnlich sind, als daß beide allen gemein sind. — (3) Der Tag, der Anbruch des Tages, doch nur in der höheren Dichtkunst. Mit jeder Sonne soll mein lauter Lobgesang Von allen Welten wiederhallen, Raml.

Man findet dieses Wort, sagt Adelung, schon im Isidor und bei dem Kero Sunnu, bei dem Ottfried Sunna, bei dem Ulphilus Sunno, im Niedersächsischen Sunne, im Angelsächsischen Sunna, Sunaa, im Englischen Sun, bei den Krimnischen Tartarn Son, Sune, bei den Krainischen Wenden Sonze. Es soll nach Adelung ein Abkömmling von scheinen u. sehen seyn, weil das Licht das eigenthümlichste Merkmahl dieses Himmelskörpers ist, dessen helles Licht durch das intensive verdoppelte n bezeichnet wird. Das einfachere Sun war von sehen ehedem sehr gangbar, so ist z. B. bei dem Notker Anasime, das Angesicht. In dem alten Gedichte auf den heiligen Anno heißt die Sonne mit dem nahe verwandten m, Summi, welches die Verwandschaft mit Sommer bestätiget. Mit einem andern Suffixo heißt dieser Himmelskörper im Schwedischen Sol, im Dänischen Soel, im Lettischen Saule, im Lateinischen Sol, im Wallisischen Hawl, im Griechischen ηλιος, welche zunächst von einem veralteten Sohl, Glanz, Licht abstammen; s. Saal. Bei vielen alten Oberdeutschen oder Süddeutschen Schriftstellern, zum

Beispiel den Schwäbischen Dichtern, ist dieses Wort männlichen Geschlechts, ther Sunne. Die Sonne ist der hellste, glänzendste Körper, den wir am Himmel gewahren; die Gegenwart derselben über dem Horizonte verbreitet das Tageslicht über die Erdfläche, und ihr Untergang unter den Horizont verursacht die Dunkelheit der Nacht. Die Strahlen der Sonne erwärmen die Körper, die ihnen ausgesetzt sind, und diese Wärme ist daher nicht nur zur Erhaltung und zum Wachsthume organisirter Wesen, sondern auch zu deren Hervorbringung nothwendig; denn ohne Wärme ist gar kein Leben möglich. Je länger die Körper der Sonne ausgesetzt bleiben, je weniger Strahlen ihre Flächen zurückwerfen, folglich je dunkler ihre Farben sind, und je mehr sich der Einfallswinkel dieser Strahlen dem rechten Winkel nähert, je stärker ist auch die Wärme; daher wird der abwechselnde Stand der Sonne gegen die Erde die Ursache der abwechselnden Tageslänge, Jahreszeiten und Temperaturen. Die Sonne war Jahrtausende lang ein Bild der Gottheit der gesammten heidnischen Vorwelt; auch war wohl kein Bild geschickter, die Allmacht und höchste Thätigkeit Gottes zu versinnlichen, als gerade sie, weil nur durch ihre Wirkung, Leben und Thätigkeit möglich wird. Die alten Aegyptier setzten und legten dem Zirkel der Sonnenscheibe noch verschiedene Nebenzeichen und Eigenschaften bei, welche eben so viele andere verschiedene Vollkommenheiten bezeichneten; zum Beispiel, um anzudeuten, daß das höchste Wesen der Urheber und Erhalter des Lebens sei, fügten sie dem Zirkel zuweilen zwei Feuerflammen, und noch öfter eine oder zwei Schlangen oder Aale bei. Die Schlange hat bei den Aegyptiern und auch andern Völkern allemal das Leben und die Gesundheit angezeigt, und nicht nur darum, weil die Schlange sich jährlich durch Abwerfung der alten Haut verjüngt, sondern bei den meisten Morgenländern, als den Phöniziern, Hebräern und Arabern ꝛc., mit deren Sprachen die Aegyp-

tische verwandt war, das Wort Héva oder Hava sowohl eine Schlange, als das Leben bedeutete. — Griechen und Römer verehrten die Sonne unter dem Bilde des Sol oder Hyperion, s. den Art. Sol, oben, S. 181 u. f.; und die jetzigen noch unkultivirten Völker, die sogenannten Wilden, verehren die Sonne als das höchste Wesen, welches ihnen Licht und Wärme giebt.

Die Sonne nimmt den Mittelpunkt unseres Planetensystems ein, und die unzähligen Sterne, woraus das Universum besteht, scheinen von ähnlicher Natur mit ihr zu seyn. Newton hat gezeigt, wie die Sonne durch ihre Anziehungskraft die Planeten unseres Systems in ihrer Bahn zurückhält, und hat eine Methode angegeben, wie man die Menge der in ihr enthaltenen Materie genau bestimmen kann. Brodley hat die Geschwindigkeit ihres Lichtes mit einem Grade der Genauigkeit bestimmt, welcher alle Erwartung übertraf. Galilai, Scheiner, Hevel, Cassini und Andere haben den Umschwung der Sonne um ihre Achse bewiesen, und die Richtung ihres Aequators angegeben, und die Geometer haben endlich, mittelst des Durchganges der Venus durch die Sonnenscheibe, die Entfernung derselben von der Erde, ihren wahren Durchmesser, Umfang, die Dichtigkeit der Materie, woraus sie besteht, und den Fall der schweren Körper auf deren Oberfläche bestimmt. Allein alle diese Nachrichten und Bestimmungen sind noch weit entfernt von dem Punkte, ihre innere Natur zu kennen. Selbst die Menge der gewagten Vermuthungen ist ein Beweis von der Ungewißheit, in der wir hierüber noch schweben. Man darf nur als Beispiel die Sonnenflecken annehmen. Die Ersten, welche sie beobachteten, hielten sie für Planeten, welche sich um die Sonne bewegen. Einige hielten sie für Rauch, welcher von Vulkanen in der Sonne hervorgebracht würde, oder für Schaum, welcher auf einem Feuermeere schwebt, oder für Wolken, oder für feste Körper, welche in der flüssigen Masse der Sonne schwim-

men und zuweilen untertauchen. Andere nehmen an, daß die Sonne mit einer flüssigen Feuermaterie umgeben sey, welche bei ihrem Ab- und Zuflusse, die erhabensten Stellen der festen Masse bald bedeckte, bald wieder entblößte. Man hat die Sonne eine feurige Kugel genannt, wahrscheinlich nur figürlich; und weil sie entzündet und einer Glühkugel ähnlich ist, hat man sogar ihre tägliche Abnahme berechnet, wie auch den Grad der Hitze, welchen die Kometen, die sich ihr nähern, empfinden müssen.

Die Astronomen oder Sternkundigen haben den scheinbaren Diameter der Sonne von 31′ 57″ 5‴ in Graden des Aequators gefunden, aus dieser Bestimmung und der Mittelparallaxe der Sonne, die de la Lande durch die Beobachtung der vor der Sonnenscheibe vorübergehenden Venus von 8″ 6‴ gefunden hat, findet man durch trigonometrische Rechnungen die mittlere Entfernung der Sonne von der Erde von $23{,}984\frac{1}{13}\frac{2}{3}$ halbe Durchmesser, oder von 20,626,481 Deutsche Meilen, hieraus folgt, daß der Durchmesser der Sonne beinahe 200,000 Deutsche Meilen haben muß, und betrachtet man die Sonne als eine Kugel, so muß ihr körperlicher Inhalt sich zu dem der Erde verhalten, wie 1,385,470: **I.** Ptolomäus u. ältere Astronomen bestimmten aus der beobachteten Größe des Erdschattens bei Mondfinsternissen die Entfernung der Sonne von der Erde auf 1210 Erdhalbmesser. Ein anderer alter Astronom maaß den Winkelabstand des Mondes von der Sonne zu der Zeit, da jener genau halb erleuchtet schien, und schloß daraus, daß die Entfernung der Sonne zwischen 18 und 20mal größer wäre, als die Entfernung des Mondes, folglich wenn letztere auf 59 Erdhalbmesser gesetzt wird, zwischen 1062 und 1180 Erdhalbmesser fiele. Den Durchmesser der Sonne gab er aber nur sechs- bis siebenmal so groß an, als den der Erde, welche Mittel aber ganz unsicher sind; denn weil die Entfernung der Sonne zu groß ist, so kann man ihre Parallaxe nicht unmittelbar beobachten,

sondern man muß sie aus der Parallaxe eines näheren Planeten, des Mars oder der Venus, schließen. Zu dem Ende hat man mehrere Male den Mars nahe bei der Opposition beobachtet, da er uns mehr, als die Hälfte näher ist, wie die Sonne, seine Parallaxe gesucht, und daraus seine Entfernung in Halbmessern der Erde berechnet. Da man ihr Verhältniß zu dem Abstande der Sonne aus der Kenntniß der Bahnen weiß, so ließ sich auch die Parallaxe der Sonne finden, die etwa 10 Secunden ausfiel. Aus dieser folgt der Abstand der Sonne 20,626 Erdhalbmesser; allein auch diese Beobachtungen sind nicht zureichend. Die Astronomen erwarteten daher sehnlichst den Durchgang der Venus durch die Sonne, am 6ten Juny, 1761, welcher die wichtige Frage entscheiden sollte; allein auch hier blieb noch eine Abweichung der Resultate, welche zwischen 8 und $10\frac{1}{2}$ Sekunde fielen. Das Mittel war etwa 9 Sekunden und die mittlere Entfernung der Sonne 22,918 Erdhalbmesser. Es folgte nun noch ein vortheilhafterer Durchgang am 3ten Juny 1769. Die Resultate waren dieses Mal nur um einige Zehntheile einer Sekunde verschieden. Die Horizontalparallaxe der Sonne in der mittleren Entfernung scheint nach den genauesten Untersuchungen $8\frac{6}{10}$ Sekunden zu seyn, also ist die Entfernung, wie oben von de la Lande angegeben worden, 23,984 mittlere Erdhalbmesser. Diese große Weite soll in einer runden Zahl 24 Millionen Meilen, von denen 1000 auf den Halbmesser der Erde gehen, und nach Andern die oben angeführte Zahl betragen. Eine Kanonenkugel, die 1000 Fuß in einer Sekunde durchläuft, würde 15 Jahre Zeit gebrauchen, diese Weite zurückzulegen. Diese Untersuchung, die mehrere kostbare Reisen veranlaßt hat, wird auf folgende Weise angestellt. Um aus dem Durchgange der Venus die Sonnenparallaxe zu finden, sey S in Fig. 8725 der Mittelpunkt der Sonne, AB ihr Durchschnitt mit der Ekliptik; VV ein Stück der Venusbahn, die hier in die

Fläche der Erdbahn fällt. CDE der Durchschnitt des Erdkörpers mit der Ekliptik, der sich nach der Ordnung der Buchstaben herumdreht; P der gegen die Sonne liegende Nordpol der Erde. GH ein Stück des Parallelkreises eines südlichen Beobachters, der den Antritt der Venus an die Sonne bei A Vormittags in G, den Austritt bei B Nachmittags in H sieht; IK ein Bogen des Parallelkreises eines nordlichen Beobachters, der den Antritt des Abends in I, den Austritt des folgenden Morgens in K sieht. Jener gewahrt den ganzen Durchgang der Venus durch die Sonnenscheibe, dieser nur den Anfang und das Ende, weil er in der Zwischenzeit auf der dunklen Hälfte der Erde DEC sich befindet. Man ziehe an den östlichen Rand der Sonne die Berührungslinien GA, IA, welche die Venusbahn, jene in M, diese in L schneiden, und an den westlichen Rand die Berührungslinien HB, KB, welche die Venusbahn, jene in N, diese in O treffen. Alle diese Linien sehen wir hier als in der Erdbahn liegende an, oder nehmen vielmehr, anstatt derselben ihre Projectionen auf die Ekliptik. — Der nördliche Beobachter gewahrt den Antritt schon, wenn die Venus in L ist, der südliche erst, wenn sie in M ist; dagegen der nördliche erst den Austritt, wenn die Venus in O ist, der südliche schon, wenn sie in N ist. Jenem dauert also der Durchgang eine längere Zeit, als diesem. Aus dem Unterschiede der Zeiten des Antrittes, wobei man aber den Unterschied der Uhren abrechnen muß, kann man mittelst der Theorie des Laufes der Venus, den Bogen LM, oder den Winkel, den sie unterdessen an der Sonne beschrieben hat, sehr genau angeben, das ist, den Winkel LAM, welcher ihm fast gleich ist. Die Entfernung der Punkte G—I, wo die Beobachter zu den Zeiten des jedesmaligen Antritts sich befanden, kann man aus der geographischen Lage der Oerter wissen. Jetzt muß man noch in dem Dreieck AIG, den Winkel bei I suchen. Dieser ist der Unterschied der Winkel, welche die Linien AI und IG mit dem Meridian PI machen. Von G

stelle man sich einen Perpendikel auf AI vor, so wird dieses aus GI, durch den Sinus des Winkels AIG gefunden. Da man nun weiß, unter welchem Winkel GAI dieses bekannt gewordene Perpendikel von der Sonne aus gesehen wird, so kann man daraus berechnen, unter welchem Winkel d. Halbmesser d. Erde gesehen werde, das ist die Parallaxe der Sonne für die Zeit der Beobachtung. Aus dem Verhältnisse der damaligen Entfernung von der Erde kann man endlich ihre Parallaxe in der mittleren Entfernung berechnen. Den Unterschied der Zeiten des Austritts kann man auf eben diese Art gebrauchen und beide Resultate gegeneinander halten. Oder noch besser, nimmt man die Summe der von G auf AI und von H auf BK gefällten Perpendikel, so wie auch die Summe der Winkel GAI und HBK, und leitet daraus die Parallaxe so her, wie aus den einzelnen Perpendikeln. Die Summe der Winkel bei A und B wird aus der Summe der Bogen LM und NO gefunden, und diese letztere Summe ist der Bogen, welchen die Venus in der Zeit beschreibt, um welche die Dauer des Durchganges in I oder K größer ist, als in G oder H. Hierbei braucht man den Unterschied der Uhren oder der Länge, die an den beiden Beobachtungsörtern nöthig ist, nicht so scharf zu wissen, als es bei einem einzelnen Paare von Beobachtungen nöthig ist. Die ganze scharfe Rechnung ist übrigens sehr mühsam. Wie schon oben angeführt worden erscheint uns der Durchmesser der Sonne in ihrer mittleren Entfernung unter einem Winkel von 31′ 57″ 5‴, der Durchmesser unserer Erde einem Beobachter auf der Sonne unter einem Winkel von 17″,2. Die wahren Durchmesser beider Körper verhalten sich daher wie diese Winkel, oder wie 111 zu 1. Die Sonne ist also $1\frac{3}{8}$ Millionenmal größer an körperlichem Inhalte, als die Erde. Stellt man sich eine Kugel um die Erde vor, die bis an den Mond reichte, so wäre diese, wenn der Mond 60 Erdhalbmesser von uns steht, 216,000 mal größer, als die Erde, aber doch noch $6\frac{1}{3}$ mal kleiner, als die Sonne. Man hat vermittelst eines Mikrometers die scheinbare

Größe der Planeten, das ist, den Winkel, unter welchem sie erscheinen, beobachtet, und daraus berechnet, wie groß sie in der mittlern Entfernung der Sonne von uns erscheinen würden. Die scheinbaren Größen verhalten sich nämlich umgekehrt, wie die Entfernungen, deren Verhältniß man weiß. Aus diesen Winkeln und der Entfernung berechnet man leicht trigonometrisch die wahre Größe. Die Resultate sind in folgender Tafel enthalten:

	Scheinbarer Durchmesser in d. mittleren Entfernung d. ⊙ vom ☿	Wahr. Durchmesser in astronomischen Meilen.	Körperlicher Inhalt.
Sonne	31′57″00	222907	1384462
Merkur	6,90	802	0,0646 od. $\frac{1}{1\,5}$
Venus	16,55	1924	0,8902 od. $\frac{7\,3}{8\,2}$
Erde	17,20	2000	1
Mars	8,94	1040	0,1406 od. $\frac{2}{6\,4}$
Jupiter	3 6,82	21723	1281
Saturn	2 51,71	19966	995
Ring des Saturns	6 40,65	46587	— —
Uranus	1 14,52	8665	80
Mond	4,70	546	0,0203 od. $\frac{1}{4\,9}$

Nach Bode's Meinung ist die Sonne ein dunkler Körper, wie unsere Erde, der aus Land und Wasser besteht, und Berge und Thäler hat; auf diesem Körper hat der Schöpfer die Lichtmaterie zusammengebracht, welche nun auf unsern Erdball und die andern Planeten unseres Sonnensystems strömt. Diese leuchtende Materie zieht sich manchmal zusammen und läßt uns dann durch die in ihr entstehende Oeffnungen, Theile von der dunklen Oberfläche der Sonne selbst sehen. Der genannte Astronom zweifelt keinesweges, daß die Sonne eben sowohl bevölkert seyn kann, als unsere Erde. Er sagt: „Gesetzt

auch, sie sei ein wirklicher Feuerball, so bleiben doch, nach den unerschöpflichen Entwürfen der ewigen Allmacht und Weisheit, ihre Bewohner möglich. Oder sie sey, nach der wahrscheinlich richtigeren Meinung eine elektrische feuerlose Kugel, so wird uns die Bewohnbarkeit der erstaunlich weiten Gefilde ihrer Oberfläche noch begreiflicher. Sie, diese glücklichen Geschöpfe, bedürfen keiner öfteren Abwechselung von Tag und Nacht, und fast unaufhörlich vom Lichte umleuchtet, werden sie mitten im Sonnenglanze unter dem Schatten des Allmächtigen kühl und sicher wohnen. Ist es glaublich, daß der Schöpfer beim Bau der ungeheuren großen Sonnenkugel keine andern Absichten gehabt habe, als daß sich um dieselbe eine Anzahl bewohnter im Verhältniß ihrer Größe ganz unbeträchtliche Kugeln, die ihrer mächtigen anziehenden Kraft mit gleicher Leichtigkeit, wie bei uns der Staub dem Zuge der Luft folgen, in Kreisen herumschwingen sollten, bloß um denselben Licht und Wärme mitzutheilen? Nein! denn hierbei scheint die Weisheit des Schöpfers beim gewählten Mittel und erreichten Endzweck nicht genug gerechtfertiget zu seyn." — Nimmt man an, daß die Sonne im gemeinschaftlichen Brennpunkte ihrer Planetenbahnen liegt oder daß sie, als der größte Planet, den Mittelpunkt des ganzen Universums, des ganzen Schöpfungsraumes, wie er zum Theil sichtbar, und dann denkbar ist, ausmacht, so muß nothwendig die auf ihn fallende Lichtmasse von allen Seiten ein Zurückstrahlen derselben auf die übrigen Planeten und sichtbaren Körper verursachen, und diese dadurch erwärmt werden. Es ist also wahrscheinlich, daß die Sonne ein eben so bewohnter Körper ist, als unsere Erde; sie scheint nur, wie schon bemerkt, die Lichtstrahlen wie in einen Brennspiegel aufzufangen, und sie auf die sie umgebenden Planeten ꝛc. zurückzuwerfen, welche dann durch das Anprallen der Strahlen erwärmt werden. Daher rührt es auch, daß, je höher man in die Luft kömmt, sei es beim Ersteigen eines Berges, sei es

bei einer Luftfahrt, es immer kälter wird, weil die Strahlen die Luft durchschneiden, aber nicht die Atmosphäre erwärmen, sondern nur den Theil, der an die Erde gränzt, und von den zurückprallenden Strahlen erwärmt wird.

Betrachtet man die Sonne durch halb durchsichtige oder dunkelgefärbte Körper, wie z. B. durch ein schwarz gefärbtes oder mit Rauch bedecktes Glas, in welchem eine kleine Stelle für das Auge gelassen worden, und wodurch ihr dem Auge unausstehlicher Glanz geschwächt wird, so bemerkt man in derselben zuweilen die schon oben angeführten schwarzen Flecken, deren Gestalt unregelmäßig und veränderlich ist; sie bewegen sich durch die Sonnenscheibe von Osten nach Westen, und zwar am geschwindesten, wenn sie mitten durch die Sonne gehen, verschwinden an dem westlichen Rande und brauchen funfzehn Tage, ehe sie am östlichen wieder zum Vorschein kommen, und dann wieder funfzehn Tage, ehe sie wieder aufs Neue verschwinden; sie erscheinen daher völlig so, als wäre die Sonne kugelrund und drehete sich von Abend gegen Morgen um ihre Axe. Nimmt man nun solches an und einmal dabei Rücksicht auf die Bewegung der Erde, während der Beobachtung dieser Flecken, so findet man daraus, daß die Sonne, um sich von Westen gegen Osten um ihre Axe zu drehen, fünf und zwanzig Tage zwölf Stunden braucht. Die Sonnenaxe durchschneidet die Ekliptik in einem Winkel von zwei und achtzig Grad dreißig Minuten. Ueber die Natur dieser Flecken wird weiter unten die Rede seyn.

Was die scheinbare Bewegung der Sonne in der Ekliptik anbetrifft, so durchschneidet die Ekliptik oder die scheinbare Bahn der Sonne, in welcher sie uns in einem Jahre den ganzen Himmel vom Abende gegen Morgen zu umlaufen scheint, den Aequator in zwei Punkten. Der eine von diesen Punkten ist der erste Punkt des Winkels, wo man anfängt die Zeichen und Grade der Ekliptik von Westen und Osten zu zählen. In diesem

Punkte befindet sich die Sonne am 21. März, wenn die Frühlingsnachtgleiche eintritt, oder wenn Tag und Nacht zu Anfange des Frühlings gleich sind. Er heißt auch dieserhalb der Frühlings-Aequinoktialpunkt. Von ihm geht die Sonne in die nördliche Hälfte ihrer Bahn über, und steigt nach und nach nordwärts vom Aequator herauf durch die drei Frühlingszeichen: Widder, Stier und Zwillinge, bis sie am 21. Junius am weitesten vom Aequator, nämlich $23\frac{1}{2}$ Grad, entfernt, den Wendezirkel des Krebses berührt, unsern Scheitelpunkt am nächsten im ersten Punkte des Krebses steht, und in unsern nördlichen Ländern den Anfang des Sommers und zugleich den längsten Tag macht. Dann fällt das Sommer-Solstitium oder die Sommersonnenwende ein, weil die Sonne in einigen Tagen ihren Abstand vom Aequator nicht merklich ändert. Von hier nähert sich die Sonne durch die drei Sommerzeichen: Krebs, Löwe und Jungfrau, wieder der Mittellinie. Den 23. September erreicht sie dieselbe im ersten Punkte der Wage, und macht zum zweiten Male im Jahre Tag und Nacht beim Anfange des Herbstes gleich, welches daher das Herbst-Aequinoktium oder die Herbstnachtgleiche genannt wird. Nun sinkt die Sonne nach und nach unter dem Aequator durch die drei Herbstzeichen Wage, Skorpion und Schütze, bis sie endlich am 21. December auf den Steinbockswendezirkel ihre größte südliche Abweichung vom Aequator, nämlich $23\frac{1}{2}$ Grad, erreicht, von unserm Zenithe am weitesten entfernt, im ersten Punkte des Steinbocks steht, und damit in unseren Gegenden den Anfang des Winters und den kürzesten Tag macht. Weil sie dann abermals einige Tage nicht merklich auf- oder niedersteigt, so fällt um diese Zeit das Winter-Solstitium oder die Wintersonnenwende ein. Nachher erhebt sich die Sonne wieder durch die drei Winterzeichen: Steinbock, Wassermann und Fische, gegen den Aequator herauf, bis sie

abermals am 21. März in den ersten Punkt des Widders kommt und damit ihren scheinbaren Umlauf am Himmel von 365 Tagen vollendet. Die jährliche Bewegung der Sonne am Himmel vom Abend gegen Morgen ist übrigens ein bloßer Schein, und wir werden hierbei auf eben die Art getäuscht, als wenn wir auf See- und Landreisen, nach dem bloßen Augenschein zu urtheilen, uns vorstellen, daß das Ufer oder die entfernten Gegenstände, Gebirge, Waldungen, Gebäude ꝛc., in entgegengesetzter Richtung fortlaufen. Die Sonne ist unbeweglich, wir schreiben aber derselben eine Fortrückung zu, die unserer Erdkugel eigen ist, indem sie, als ein Planet, sich in einem Kreise um die Sonne bewegt. Dieser jährliche Lauf der Erde um die mehrentheils in der Mitte ihrer Bahn liegende Sonne geschieht in der Ebene der Ekliptik vom Morgen gegen Abend, und folglich scheint es uns, als wenn die Sonne in einer entgegengesetzten Richtung vom Abend gegen Morgen in einem Jahre eben diesen Kreis durchläuft. Die Erdkugel rückt täglich in ihrer Bahn von Osten gegen Westen um so viel fort, daß uns die Sonne nach vier und zwanzig Stunden um einen Grad weiter gegen Osten erscheint, und sich scheinbar gegen die dorthin stehende Sterne bewegt; im Gegentheil sich aber von den abendwärts stehenden Sternen nach und nach entfernt. Um dieses sinnlich zu machen, gedenke man sich mitten auf einem freien Felde einen Baum, welcher die Sonne vorstellen soll; und in einiger Entfernung von demselben geht ein Mensch, welcher die Erde andeutet, in einem Kreise um denselben; die entferntesten Gegenstände, welche das Auge rings herum auf dem Felde entdeckt, mögen die Fixsterne abbilden, die in einer unermeßlichen Entfernung hinterhalb der Sonne und allen Planeten stehen. In dieser Vorstellung sei, wenn man den Baum vor sich hat, Morgen zur Linken und Abend zur Rechten. Nun gehe der Mensch von der linken gegen die rechte Hand in dem angezeigten Kreise um diesen Baum, so

wird der Baum sich linker Hand hin zu bewegen scheinen, und die jenseits desselben liegenden Gegenstände werden sich hier demselben nähern und an der andern Seite von ihm abrücken. Dieses Bild macht es sehr begreiflich, wie die stillstehende Sonne von der beständig fortrückenden Erde aus betrachtet, nach und nach von einem Sternbilde des Thierkreises zum andern zu laufen scheinen könne.

Die Sonne ist uns im Winter näher, als im Sommer, welches ihre zunehmende scheinbare Größe im Winter beweiset. Die Erde bewegt sich daher nicht in einem Kreise um die Sonne, sondern ihr Mittelpunkt beschreibt vielmehr eine ovale Linie. In Fig. 8726 sey S die Sonne, PMBAN die Erdbahn, so wird die Sonne im Winter der Erde in P am nächsten, im Sommer von der Erde in A am weitesten entfernt seyn; den Punkt in A in der Erdbahn, der von der Sonne am meisten entfernt ist, nennt man die Sonnenferne (Aphelium); den gerade entgegengesetzten Punkt P, in welchem die Erde der Sonne am nächsten ist, nennt man die Sonnennähe (Perihelium). Die Linie AP heißt die Absidenlinie, das Stück SC derselben, zwischen dem Mittelpunkte C der Erdbahn und der Sonne, heißt die Eccentricität, der Bogen AB, in welchem die Sonne von dem Aphelium absteht, heißt die Anomalie. Nach Kepler's Muthmaßung, die nachher in Wahrheit überging, beschreibt ein jeder Planet eine Ellipse PMBAM um die in S liegende Sonne. Bei dieser Bewegung befolgt jeder Planet, folglich auch die Erde, das Gesetz, daß sich jedes Stück der elliptischen Fläche SAB, welches zwischen den Linien SA, SB und dem Bogen AB begriffen ist, zu der Fläche der ganzen Ellipse verhält, wie die Zeit, in welcher der Planet den Bogen AB durchläuft, zu der Zeit, in welcher er die ganze Bahn vollendet. Es verhält sich also auch die Zeit, in welcher der Planet den Bogen AB durchläuft, zu der, in welcher er den Bogen

BM vollendet, wie die Fläche ASB zu der Fläche BSM. Hieraus folgt, daß ein Planet sich mit ungleicher Geschwindigkeit in verschiedene Stellen seiner Bahn bewegt. Diese Veränderlichkeit in der Geschwindigkeit der Erde trägt nicht nur zur Ungleichheit der Dauer der natürlichen Tage bei, sondern sie macht auch, daß die Jahreszeiten der Erde nicht gleich sind, und dauern daher Sommer und Frühling ungefähr zusammen 186, Herbst und Winter 170 Tage. Die gerade Aufsteigung der Sonne ist in Folge der ungleichförmigen Geschwindigkeit der Erde, jeden Tag verschieden, und der Unterschied ist nicht alle Tage einerlei; es können daher die mechanischen Uhren nicht mit der Sonnenzeit übereintreffen. Die beobachteten Oerter der Sonnenferne in großen Zwischenzeiten beweisen, daß sie etwas verschieden sind; es muß daher die Axe der Erdbahn eine fortrückende Bewegung haben. De la Caille setzt sie jährlich auf 1 Fuß $5\frac{1}{2}$ Zoll.

Die Zeit, in welcher die Sonne ihren Umlauf am Himmel vollendet, oder die Länge des Jahres, findet man, wenn man den Augenblick sucht, in welchem die Sonne dieselbe Abweichung in demselben Viertel der Ekliptik hat, als sie vor einem Jahre hatte. Weil die Sonne heute über ein Jahr zu Mittage nie dieselbe Abweichung hat, die sie heute Mittag hat, so muß man mehrere Tage hintereinander die Höhe der Sonne und den Unterschied der Rectascensionen beobachten, um aus der Veränderung der Höhen die Zeit zu schließen, zu welcher die Abweichung genau dieselbe war. Man nimmt aber gern zwei weit von einander entfernte Beobachtungen und dividirt den Zwischenraum der Zeit durch die Anzahl der verflossenen Jahre, um die beim Beobachten begangenen Fehler auf mehrere Jahre zu vertheilen. Die Länge des Jahres ist nach der neuesten Bestimmung 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten und 48 Sekunden. Zu den Beobachtungen des Laufes der Sonne bedient

man sich, ehemals mehr, als jetzt, des Gnomons, welches eigentlich senkrechte Stifte oder Stangen bedeutet, die Länge des Schattens dadurch zu beobachten. Um sie sehr lang zu machen, vertauschte man sie mit einem kleinem Loche, welches oben in einem hohen Gebäude angebracht wird, und das Bild der Sonne auf eine genau gezeichnete Mittagslinie fallen läßt. Der bekannteste Gnomon dieser Art ist in der Kirche des Heiligen Petronius in Bologna, dessen Höhe 83 Fuß ist. In der Domkirche zu Florenz ist ein alter Gnomon von 277 Fuß Höhe wieder aufgefunden worden.

Wenn nun die Sonne den Mittelpunkt unsers Weltsystems ausmacht, wie auch schon oben, S. 567, angeführt worden, wenn sie Licht und Wärme über die Planeten, die sich um sie her bewegen, verbreitet, die Zeiten abmißt, den Frühling, Sommer, Herbst und Winter anordnet, und sich ihre alles beherrschende Wirksamkeit über die entferntesten Sphären erstreckt, so wird uns immer die Frage aufstoßen, oder sich uns aufstellen: Welches ist die Natur dieses unermeßlichen Gestirns, daß alles befruchtet und belebt? Welches sind die Ursachen und die Wirkungen des Lichtes und der Wärme der Sonne? Hier soll nun nach den Regeln der Physik untersucht werden, ob die Sonne eben ein solches Feuer sey, als unser gewöhnliches Feuer, und dann, ob sie bloß ein aus der Materie des Lichtes und der Wärme bestehender Körper sey, wie man sie sich heut zu Tage allgemein genug vorstellt. Ich folge in diesen Untersuchungen dem Herrn Cattaud, der eine Vorlesung über diesen Gegenstand in der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Metz, im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts hielt, welche die Aufmerksamkeit der Zuhörer in einem hohen Grade erregte.

Die Natur geht in ihren Wirkungen stets die einfachsten Wege, welches ein allgemein angenommener Grund-

satz ist. Mit geringen Mitteln, die sie beständig aus sich selbst nimmt, bringt sie große Wirkungen hervor. Findet man nun in den verschiedenen Systemen, nach denen man die Erscheinungen, die uns in Erstaunen setzen, zu erklären sucht, nicht den Charakter von Größe und Simplicität oder Einfachheit wieder, der alle ihre Schritte bezeichnet, so kann man überzeugt seyn, daß man ihr Geheimniß noch nicht enträthselt habe. Nach diesem Grundsatze muß man nun die Ursache und Wirkungen in die Wagschale legen. Es bedarf hier keiner genauen Berechnung der Aequation, so wie auch nicht des Durchmessers der Größe und Dichtheit eines jeden Planeten, um ihre gemeinschaftliche Masse zu bestimmen, und sie mit der Masse der Sonne in Vergleichung zu stellen, weil die daraus sich ergebenden Resultate bekannt sind, und in allen astronomischen Kompendien nachgesehen werden können. Und wenn gleich die Zahlen genau die Verschiedenheiten der Größe und des Umfanges zeigen, im Fall es bloß darauf ankommt, ihre Berechnung herauszubringen, so stellen sie unserem Geiste doch kein recht deutliches Bild zu ihrer genauen Kenntniß und Vergleichung auf. Wir haben von ihrer Größe, ihrem Umfange und ihrer Weite keinen vollkommenen, deutlichen Begriff, und können auch keinen haben; die Optik täuscht unser Auge, und verändert oder verrückt die Gegenstände der Vergleichung; eben so wird unser sichtbarer Horizont, der größte Raum, den unser Blick, wäre er auch noch so sehr verstärkt und vervielfältiget, fassen kann, unsern Vorstellungen nie das wahre Bild seines Durchmessers darstellen. Uebrigens ist dieser Durchmesser der gewöhnliche Maaßstab der relativen Größe aller Himmelskörper. Wollte man zum Beispiel sagen, daß der Durchmesser der Sonne sich gegen den Durchmesser der Erde wie $112\frac{2}{3}\frac{7}{4}$ zu 1 verhält, so würde man alles für die Berechnung, und beinahe nichts für die Einbildungskraft gesagt haben. Angenommen, die Sonne befinde sich in dem Zir-

kel der Erde, und beide korrespondirende Mittelpunkte auf derselben Directionslinie, so würde sich in dieser Voraussetzung der Halbmesser der Sonne oder die Hälfte ihrer Halbkugel nicht allein bis zu dem Monde ausdehnen und ihn bedecken, sondern sich noch 75,253 Meilen weiter hinauserstrecken. Zu dieser Bemerkung, welche von der Unermeßlichkeit dieses Weltkörpers einen Begriff geben kann, muß noch hinzugefügt werden, daß er allein 600 mal größer ist, als alle Planeten unseres Systems mit ihren Trabanten zusammengenommen, und daß sein, durch seine Dichtheit vervielfältigter Umfang eine solche Masse ausmacht, die hinlänglich seyn würde, um 800 Systeme, wie das unsrige, zu bilden. Um nun noch einen bestimmteren Begriff zu geben, so denke man sich, daß die Masse von 364,412 Planeten, wie unsere Erde ist, dazu gehören würde, um daraus einen einzigen, als die Sonne ist, zu bilden. Hier soll nun nicht von den Verhältnissen der Größe und den sich daraus ergebenden Berechnungen die Rede seyn, weil ihre Richtigkeit möglichst genau erwiesen ist, wohl aber, wie sich dieses Licht, das 600 mal größer ist, als die Gegenstände, die es beleuchtet, mit der weisen Oekonomie vereinigen lasse. Werfen wir nun einen Blick auf die Kometen. Der Merkur, beständig in den stärksten Sonnenstrahlen versenkt, muß, nach Newton's Berechnung, auf seiner Oberfläche eine siebenmal stärkere Wärme haben, als man sie auf der Erde in den heißesten Hundstagen empfindet, und nach den mit dem Thermometer gemachten Erfahrungen glaubt er, daß diese Wärme hinreichend sey, nicht nur die uns bekannten Flüssigkeiten in den Zustand des Dampfens zu versetzen, sondern auch alle auf seiner Oberfläche befindlichen Körper zu entzünden. Setzte man auf seiner Atmosphäre auch Dichtheit und Schwere genug voraus, die dieses Ausdampfen verhinderten, so würde man damit noch nicht viel weiter gekommen seyn. Das Wasser würde z. B. demungeachtet nicht weniger einen hinlänglichen

Grad von Wärme beibehalten, als daß es auch unter einer schwächer drückenden Atmosphäre, nicht ins Dampfen versetzt werden könnte; und dieser Grad der Wärme würde den des kochenden Wassers auf der Erde weit übertreffen. Auch müßte man annehmen, daß der Grundstoff, aus welchem der Merkur besteht, von der Natur des Amiants sey, um einzusehen, wie er, ohne sich durch die fortwährende Einwirkung der Flamme aufzuzehren, widerstehen sollte. Dieses wäre nun ein Planet, auf welchem Bewohner gar nicht denkbar sind. Der Saturn dagegen, welchen man vor der Entdeckung des Uranus auch Georgium Sidus genannt, scheint auf immer den grimmigsten Winter erdulden zu müssen; denn da er von der Sonne zehnfach so weit entfernt ist, als die Erde, so würde jene, vom Saturn abgesehen, unter einem hundertmal kleineren Winkel erscheinen, als derjenige ist, unter welchem wir sie wahrnehmen, und da das Licht und die Wärme im umgekehrten Verhältniß des Quadrats der Distanz sind, so muß die eine, so wie die andere gleichmäßig auf der Oberfläche des Saturns hundertmal schwächer, als auf der Oberfläche der Erde seyn. Man kann sich daselbst keinen Begriff von unsern flüssigen Körpern im Zustand der Flüssigkeit machen; das Queckfilber muß daselbst ein fester, wo nicht gar ein Körper seyn, der sich hämmern läßt, so daß, während in dem der Sonne nächsten Planeten eine brennende Hitze alles entzündet und verfliegen macht, im Saturn eine grimmige Kälte alles zusammenzieht und in den Zustand des Eises und in einer Dichtigkeit versetzt, welcher derjenigen, die unsere Winter bewirken, nicht gleich kommen kann. Der Uranus, der von der Sonne noch weiter entfernt ist, als der Saturn, muß eine Kälte in seinem Bereiche haben, die alles übertrifft, da seine mittlere Distanz beinahe zwanzigmal so groß, als die Erde ist, so würde ein Bewohner dieses Planeten die Sonnenscheibe vierhundertmal kleiner, als wir erblicken, und die Wärme muß

daselbst, nach eben dem Verhältnisse, vierhundertmal geringer seyn, als auf der Erde. Sein schönster Sommertag könnte nur mit unserer Abenddämmerung in Vergleichung gestellt werden. Hiernach kann man nun auf die Temperatur der übrigen Planeten schließen, da die Entfernung von der Sonne bekannt ist. Man kann annehmen, daß die Erde und der Mars die beiden vom Schöpfer am meisten begünstigten Planeten sind, die eine gemäßigtere Temperatur haben, gegen die übrigen.

Um nun die Sonne, als einen Licht und Wärme gebenden Körper zu betrachten oder betrachten zu können, ohne Feuer, bedarf es da wohl noch der Beweise, indem uns Natur und Kunst, Physik und Chemie, viele natürliche Substanzen, viele zusammengesetzte, vermischte Körper giebt, von welchen einige allein Licht, andere Licht und Wärme von sich geben, ohne daß eine dieser Substanzen Feuer ist. Alle elektrische Körper geben Licht, einige unter ihnen von selbst, andere durch Friktion oder Reiben. Der Phosphor, der Pyrophor geben Licht, sobald sie mit der Luft in Verbindung kommen; hat diese Verbindung nicht Statt, so sind sie kalte Körper, ohne Licht und Wärme. Das elektrische Fluidum bringt beide Wirkungen im höchsten Grade hervor, und kann nach einem zweifachen Zustande betrachtet werden; im Zustande der Freiheit, und in demjenigen, da es in der Atmosphäre und in allen den Körpern, die es einschließen, verbreitet ist, dann ist es gleichgültig, einerlei für Licht, Wärme oder Kälte, so wie die Materie überhaupt es für die Bewegung und Ruhe ist. Entbindet es irgend eine Ursache aus diesem Zustande, so geht es in den zweiten über und wird leuchtend, aber ohne Wärme; es verursacht auf der Hand nicht die geringste Empfindung der Wärme, noch die mindeste Bewegung bei dem empfindlichsten Thermometer; setzt man es aber mit andern Körpern in Verbindung, so sieht man Wärme und Feuer entstehen. Die Materie des Lichts und der Wärme ist also ein einfacher

elementarischer Urstöff. In diesem Zustande kennen wir ihn nicht. Seine Modifikationen sind zahlreich. Ihre Wirkungen sind verschieden, weil sie bald Licht allein, bald Licht und Wärme zugleich hervorbringen. Aus diesen wenigen Beispielen wird klar seyn, daß der Begriff von Wärme und Licht nicht so nothwendig mit dem Begriffe vom Feuer verbunden ist, daß man nicht gut den einen ohne den andern verstehen könne, woraus folgt, daß man sich die Sonne sehr wohl als Hervorbringerin des Lichts und der Wärme, ohne Rücksicht auf das gewöhnliche Feuer, gedenken kann. Man kann daher schon folgenden Satz aufstellen: Es ist nicht erwiesen, daß die Sonne ein feuriger Körper sey, und es ist in der Physik und Chemie gegründet, daß sie es nicht seyn könne. Die Sonne hat demnach dieselbe Natur, als die Welten, welche sich um sie her bewegen; hiermit stimmen die Meinungen der meisten Naturforscher und Philosophen überein. Die Sonne ist daher ein Planet, welcher, seiner Natur nach, von den übrigen nicht verschieden ist, welcher aber, vermöge seines bedeutenden Uebergewichtes, seiner Masse, nothwendig der Schwerpunkt aller ihn umgebenden Körper ist. Endlich kann man noch annehmen, daß die Materie des Lichts und der Wärme, weder das Feuer, noch die Wärme, noch das Licht selbst ist, daß sie diese Wirkung gemeinschaftlich oder jede für sich, nur insofern hervorbringt, je nachdem sie durch verschiedene Ursachen dazu bestimmt wird. Aus dem hier Vorgetragenen würde nun folgen, daß 1) die Sonne von derselben Natur, für sich allein aber unendlich größer ist, als alle Planeten unsers Weltsystems und ihrer Trabanten zusammengenommen; daß 2) die Superiorität ihrer Masse, sie nothwendig zum Schwerpunkte aller Körper macht; daß 3) die Materie des Lichtes und der Wärme oder das Feuerfluidum um sie herum, eine unermeßliche Atmosphäre bildet, und dieses zu Folge des allgemeinen Gesetzes der Anziehung oder der Schwere; und daß 4) dieses

Fluidum weder Licht noch Wärme hervorbringt, es sey denn, daß es dazu durch irgend eine Ursache bestimmt werde. Die Bewegung ist die bekannteste und unwidersprechlichste Ursache; denn wenn diese, die Bewegung aller Sphären oder Kreise der Planeten in demselben Augenblicke gehemmt würde, so daß die Planeten sowohl aufhörten, sich um sich selbst, als in ihrer Bahn zu bewegen, wenn die Sonne im Mittelpunkte unseres Weltgebäudes unbeweglich stände, so würden wir das Licht stufenweise schwächer werden und am Ende gänzlich schwinden sehen. Mitten durch den schwachen Schein, der uns noch von den Sternen zufiele, würden wir statt dieses prächtigen, funkelnden Gestirns, auf welches wir jetzt unsern Blick nicht heften können, einen undurchsichtigen dunkeln, durchaus wärmeleeren, unserer Erde überhaupt ähnlichen, Körper erblicken. Hier muß eine auffallende Aehnlichkeit angezeigt werden, welche sich zwischen den Wirkungen, die die Folge des Aufhörens der Bewegung in unserm Planetensysteme seyn würde, und denjenigen findet, welche wir täglich beobachten, und nach Belieben vermittelst einer Electrisirmaschine wiederholen können. Die Kugel dieser Maschine zeigt, wenn sie im völligen Stillstande ist, gar keinen Schein von Licht, obgleich sie von allen Seiten von dem elektrischen Fluidum umgeben ist. Setzt man sie aber bei trockner Witterung und während der Nacht in Bewegung, so bildet sich augenblicklich um sie herum eine Lichtatmosphäre, die man sieht, fühlt und empfindet, und die alle unsere Sinne auf einmal reizt. Man lasse die Bewegung aufhören, so verschwindet Alles, und man befindet sich wieder in der vorigen Dunkelheit. In diesem Phänomen findet man eine Darstellung alles dessen, was in der Natur im Großen vorgeht. Können wir nun durch schwache Werkzeuge genug elektrisches Fluidum zusammenhäufen, um solche auffallende Wirkungen hervorzubringen, so müssen die Planeten durch die Bewegung um ihre Axe, nach Maaß-

gabe des Umfanges ihrer Oberfläche und der Schnelligkeit ihres Aequators, eine mehr oder minder große Menge des in dem großen Raume verbreiteten Feuerfluidums anhäufen. Sie sind, wie die Sonne, der Schwerpunkt für die sie umgebenden Körper, weil sie die sie begleitenden Trabanten in ihrer Laufbahn an sich halten, nur mit dem Unterschiede, daß ihr Wirkungskreis, der mit ihrer Masse in Verhältniß steht, sich nicht so weit erstreckt, als der Wirkungskreis der Sonne, welcher sie alle umfaßt. Sie sind also, wie diese, mit dem Feuerfluidum umgeben, haben ein ihnen eigenes, von demjenigen, welches sie aus dem gemeinschaftlichen Magazin erhalten, unabhängiges Licht. Nach diesen Grundsätzen würde die Erde durch sich selbst 366,000mal schwächeres Licht haben, als das Sonnenlicht ist, wenn man schlechtweg ihre beiderseitigen Massen gegen einander vergleicht; nimmt man aber auf die Schnelligkeit der Oberflächen zu ihrem Aequator Rücksicht, so wird sich daraus ein noch geringeres Licht für die Erde folgern lassen. Wenn nun die Erde, ungeachtet ihrer Kleinheit, selbst Lichtfluidum genug hat, um manche auffallende Wirkungen hervorzubringen, als Meteore, so begreift man, daß die entfernteren unendlich größeren Planeten viel mehr Licht haben müssen, weil dieses immer im Verhältniß mit der durch die Dichtheit vervielfältigten Größe steht. Das Licht ist daher, nach dem Herrn Cattaud nichts anders, als das Feuerfluidum, welches den ursprünglich freien Zustand, worin es sich in dem großen Raume befand, entnommen, angezogen, und durch die Bewegung zu dem ersten für unsere Sonne fühlbaren Grade gebracht worden ist. Während es aus allen Sphären gegen das Hauptcentrum der Schwere hinströmt, wird es von der Sonne, welche sich mit einer solchen Geschwindigkeit um ihre Axe drehet, daß sie in einer Sekunde 1048 Toisen zu ihrem Aequator läuft, auf die sie umgebenden Welten verbreitet. In diesem ersten Zustande wirkt es nur wie das Lichtfluidum, ohne irgend

eine Wärme, weil es bei seinem Durchzuge durch die mittlern Regionen des großen Raumes, wo kein Widerstand Statt findet, und wo sich die Planeten bewegen, nichts antrifft, womit es sich vermischen könnte. Gerade an der Stelle, in der Gegend, wo unsere Atmosphäre zu Ende geht, nehmen seine Vermischungen mit andern Dingen und die daraus erfolgende Wärme ihren Anfang. Es nimmt mit der Dichtheit der Luft zu, so daß es fortgehend endlich auf der Erdfläche den möglichst hohen Grad erreicht. Diese Theorie stimmt mit der Erfahrung vollkommen überein; denn man weiß, daß sich die Wärme in dem Maaße vermindert, je weiter man in erhabenen Gegenden in die Höhe steigt. Uebrigens entsteht der prachtvolle Glanz an der Sonne durch eine optische Wirkung. Die Distanz, in welcher sie sich von uns befindet, vereiniget die über einer Fläche von beinahe 82 Milliard Quadrat-Meilen verbreiteten Strahlen unter einen Winkel von 32 Minuten, als der anscheinenden Größe ihres Durchmessers, wieder. Diese außerordentliche Concentration so vieler Lichtstrahlen macht, daß sie uns in einem fortwährenden Zustande des Funkelns erscheint, welches bloß eine optische Täuschung ist. Könnten wir der Sonne näher kommen, so würden wir ihre Scheibe viel größer und ihr Licht ruhiger und sanfter erblicken. Befinden wir uns gar in der Sonne selbst, so würde der optische Punkt verändert und die Wirkung sehr verschieden seyn. Das Feuerfluidum, womit sie umgeben ist, und das Licht, was sie hervorbringt, befinden sich nicht zunächst ihrer Oberfläche, sie bildet eine unermeßliche, bis an die Erde sich erstreckende Atmosphäre, die so durchsichtig ist, daß nichts damit verglichen werden kann; sie ist für unser Auge nur dann bemerkbar, wenn ein zwischen ihr und uns befindlicher Körper die Strahlen aufhält, und sie zurückwirft. Befinden wir uns in der Sonne, so würden wir keinen Körper sehen, der groß und uns nahe genug wäre, um die Strahlen in ei-

ner solchen Masse zurück zu werfen, als erforderlich ist, um viel Licht hervorzubringen. So würden wir also diesen blendenden Glanz, welchen die Sonne, von der Erde gesehen, wirklich hat, so bald wir uns in ihr selbst befinden, in ein sehr angenehmes sanftes Licht verwandelt sehen.

Die Planeten haben, wie die Sonne, einen zu ihrer Masse verhältnißmäßigen Wirkungskreis u. ein ihnen eigenthümliches Licht. Da die Wärme nichts anders ist, als die aus der Vermischung, Vereinigung des Feuerfluidums mit andern Materien auf der Oberfläche der Planeten erfolgte Wirkung, so haben diese folglich ein Licht und eine Wärme, unabhängig von dem Lichte und der Wärme, die ihnen von der Sonne mitgetheilt werden. In diesen Wirkungen sieht man eine Folge des allgemeinen Gesetzes, sieht man das äußerst ungleiche Verhältniß, das man nach dem gewöhnlichen Systeme zwischen der brennenden Hitze des Merkurs und der grimmigen Kälte der entfernten Planeten annehmen muß, verschwinden. Wenn nun die Sonne ein von den übrigen Planeten bloß durch ihre Masse verschiedener Planet ist, wenn sie mit einem größeren Vorrathe vom Lichte, dennoch eine mit der Vermischung mehrerer Dinge, die in ihrer Atmosphäre möglich ist, im Verhältniß stehende Wärme hat, so ist sehr glaublich, daß die Natur, welche nichts Nutzloses macht, diesen unermeßlichen Körper gewiß nicht zu einer Unfruchtbarkeit verurtheilt hat, welche uns ihre Weisheit und Macht zweifelhaft machen würde. Nach allem Anscheine, sagt Cattaud, ist die Sonne und alle mögliche Sonnen bewohnbar und wirklich bewohnt. Nach ihm ist sie von einem Feuerfluidum umgeben, und zwar vermöge des allgemeinen Gesetzes der Attraktion. Die Bewegung der Sphären oder Kreise, und die Bewegungen der Sonne bewirken es, daß dieses Fluidum aus seinem freien Zustande, in welchem es sich in dem großen Raume befindet, in den Zustand des Leuchtens komme, in welchem es für uns be-

merkbar wird. Dieser zweite Satz scheint die Erfahrung für sich zu haben; denn da man dieses Phänomen alle Tage in unsern Zimmern beobachten kann, so kann man auch annehmen, daß es der Natur durch dieselben Mittel eine gleichartige Wirkung hervorzubringen möglich ist, das durch die Bewegung der Erde bewirkte Nord- und Thierkreislicht giebt ein Beispiel und Beweis davon.

Was nun die oben erwähnten Sonnenflecken anbetrifft, so wurden diese zuerst von Christoph Scheiner, einem Jesuiten und Professor zu Ingolstadt in Würtemberg im Jahre 1611 entdeckt. Es war gerade um die Zeit, wo man von den erst erfundenen Ferngläsern zur Betrachtung des Himmels und der Himmelskörper Gebrauch zu machen anfing. Scheiner war eben damit beschäftiget, den Diameter der Sonne zu messen, als ihm diese Flecken darin aufstießen. Er zeigte sie dem Professor Lysati und verschiedenen von seinen Zuhörern, und da sich diese neue Entdeckung bald ausbreitete, so ward er ersucht, sie näher bekannt zu machen, seine Obern aber, welche besorgten, daß das Ansehen des Aristoteles darunter leiden würde, und mithin auch ihr eigenes, hielten ihn jedoch von dieser Bekanntmachung ab. Die peripatetische Philosophie oder Schule, deren Stifter Aristoteles war, behauptet nämlich, daß die Sonne das reinste Feuer sei, in der sich überall keine heterogenen Theile befinden, also können auch keine Flecken darin wahrgenommen werden, und diesen Satz hielt man fest, und duldete nicht, daß dagegen etwas gesagt wurde. Diese Zeiten sind, Gott sey es gedankt, vorüber, und wir dürfen jetzt mit Thomas Burnet i. seiner Archaeolog. Philos. Libr. IV c. 13 sagen: Vale Stagirita, semper mihi eris malus Astronomus, Theologus pejor, Physiologus pessimus. Scheiner fuhr indessen in seinen Beobachtungen fort und überzeugte sich immer mehr, daß die Sonne ihre Flecken habe. Nicht dreist genug seine Beobachtungen bekannt zu machen, sandte er sie unter der

Hand an einen Augsburgischen Rathsherrn Markus Welser, der sie unter dem Titel: Apellis post tabulam herausgab. Andere wollen die erste Entdeckung dieser Flecken dem großen Mathematiker Kepler zuschreiben, der sie schon im Jahre 1607 gefunden haben soll. Der Florentiner Galiläi machte in einem eigenen Buche, das er davon herausgab, dem Scheiner die Ehre der Erfindung streitig; allein dieser bewies in seiner Rosa Ursina, die im Jahre 1630 zu Bracciano in Folio herauskam, daß seine Beobachtungen älter, als die des Galiläi wären. Der Baron Wolf nennt dieses Buch: Opus de maculis solaribus absolutissimum, indem Scheiner seine Beobachtungen umständlich darin vorgetragen, und eine große Anzahl von Flecken, in Kupfer gestochen, dargestellt hat. Wer nun eigentlich der Entdecker dieser Flecken gewesen, ob Scheiner, Kepler oder ein Anderer, mag hier unentschieden bleiben, so viel ist indessen gewiß, daß sie bald nach der Entdeckung oder Erfindung der Ferngläser, die Einige dem Galiläi zuschreiben wollen, wenigstens hat er und der Deutsche Simon Marius sie zuerst zur Betrachtung des Himmels gebraucht, von Mehreren sind bemerkt worden. Abulfaradge, ein Orientalischer Schriftsteller des 13. Jahrhunderts, erzählt in seiner Historia compendiosa dynastiarum ein Paar Begebenheiten von Verringerung des Sonnenlichts, die auf ausserordentlich große Flecken muthmaßen lassen. Die erste trug sich im Jahre Christi 535 zu, da das Sonnenlicht vierzehn Monate lang sehr merklich geringer war. Die andere im Jahre 626 bestand darin, daß die Sonnenscheibe vom Junius an bis in den folgenden October bis auf die Hälfte verdunkelt war. Abulfaradge, der ansehnliche bischöfliche Würden im Oriente bekleidet hat, und zuletzt zum Maphrianen oder Primaten vom Orient erhoben ward, auch viele theologisch-dogmatische und moralische, philologische- und historische Bücher geschrieben hat, ver-

dient hierüber Glauben. Zu den Zeiten Karl's des Großen im Jahre 807 hat man acht Tage lang einen Flecken in der Sonne gesehen, den man damals für den Merkur gehalten, wie auch Averroes, ein Arabischer Schriftsteller des 12. Jahrhunderts, den Merkur in der Sonne gesehen haben will. Da aber dieser Planet nur einen sehr kleinen Punkt in der Sonne ausmacht, der mit bloßen Augen nicht gut zu entdecken ist, so sind jene Erscheinungen eher für Sonnenflecken anzunehmen. Nimmt man hierzu die Beobachtungen der Neueren, als eines Hevels, Kirchs, Cassini, de la Hire, de la Lande, Herschel ꝛc. ꝛc., so hat es gar keinen Zweifel mehr, daß es Flecken in der Sonne giebt. Ihre Erscheinungen lassen sich auf gewisse Zeiten nicht festsetzen; denn man hat Zeiten und ganze Jahre gehabt, da gar keine erschienen sind. So z. B. hat man in den Jahren 1650 bis 1670 kaum mehr, als zwei gesehen, von 1695 bis 1700 sah man gar keinen, und obgleich der ehemalige Deutsche Astronom Herr von Wurzelbauer keinen Tag hingehen ließ, ohne die Sonne zu beobachten, so hat er doch vom 29. October 1710 bis den 18. Mai 1713 keinen Flecken entdecken können; dagegen hat man sie zu andern Zeiten um so häufiger gesehen, als im Jahre ihrer ersten Entdeckung 1611. Besonders aber hat man sie in dem verwichenen Jahrhunderte häufig wahrgenommen. Cassini schrieb im Jahre 1740: Sie sind jetzt so häufig, daß man die Sonne selten beobachten kann, ohne einige Flecken darin wahrzunehmen. De la Lande sagt, daß er sich vom Jahre 1749 bis 1773 nicht erinnern könne, jemals die Sonne betrachtet zu haben, ohne auf ihr Flecken zu finden, und dieses oft in großer Anzahl. Rost zeichnet das Jahr 1717 besonders als ein solches aus, in welchem die Sonne sehr reich an Flekken gewesen; denn kaum sei einer verschwunden, so sei auch schon ein anderer wieder hervorgetreten. Bisweilen erscheint nur ein einziger Flecken, bisweilen mehrere zu-

gleich. Scheiner zählte deren funfzig auf einmal. Man kann sich leicht denken, daß die Flecken, sobald sie groß genug sind, um von der Erde gesehen werden zu können, ungeheure Klumpen ausmachen müssen. Ist das Quadratflächenmaaß der Sonne 115,451 Millionen Meilen, und kommt sie uns doch nicht größer, als ein Teller vor, so muß ein Pünktchen auf derselben schon von großem Umfange seyn. Der Diameter der Sonne sey 193,893 Meilen, diesen in vier Theile getheilt und angenommen, daß dreißig solche Flecken aneinander gereiht, diesen Theil füllen, so muß ein solcher Flecken schon einen Durchmesser von ungefähr 1600 Meilen haben, und unsere Erde, deren Durchmesser 1720 Meilen ist, beinahe gleich seyn. De la Lande berechnet einen, der eine Minute in der Länge gehabt (den Sonnendurchmesser, von der Erde gesehen, setzt man auf 32 Minuten) dreimal größer, als die Erde, Ricciolus hat sogar einen bemerkt, der dem zehnten Theile des Sonnendiameters gleich gewesen.

Es entsteht nun die Frage: was eigentlich diese Sonnenflecken sind, und woher sie entstehen? Hier nun die Muthmaßungen der Naturkundiger und Astronomen darüber. Nach einigen Naturkundigern sollen es feste Körper seyn, die, wie die Planeten, ihren Umlauf um die Sonne machen; allein dagegen streitet, daß sie oft ganze Jahre lang unsichtbar werden u. ihre Erscheinungen, wenn sie Planeten wären, regulairer seyn müßten. Bei ihren sehr verschiedenen Bahnen um die Sonne, müßte die Zeit ihrer Sichtbarkeit vor der Sonne auch sehr verschieden seyn, und doch sind alle, wenn sie nicht etwa vor der Sonnenscheibe verschwinden, zwölf bis dreizehn Tage zu sehen. Dieses plötzliche Verschwinden oder ihre Veränderlichkeit in der Figur, da ein Flecken sich zerstreut, auch wohl wächst, abnimmt, oder heller oder dunkler wird, ist es was wider diese Meinung streitet. Andere sind daher der Meinung, daß sie zu dem Sonnenkörper selbst gehören. Daß die Sonnenflecken keine Parallaxe haben, soll da-

durch bewiesen werden, daß man einen Flecken in der Sonne an zweien viele hundert Meilen weit entlegenen Oertern an demselben Platze in der Sonne sieht, welches nicht der Fall seyn könnte, wenn sie eine Parallaxe hätten. Um diesen Beweis deutlich zu machen, nehme man zwei Kirchthürme A und B vom Felde aus gesehen an. Diese Kirchthürme sind ungefähr eine Meile weit von dem Anschauer entfernt; er gewahrt sie aber so dicht an einander stehend, daß A den B fast bedeckt. Jetzt sind sie ihm zur linken Hand; geht er nun eine Stunde weiter, sieht sich nach den beiden Thürmen um, so findet er sie weit aus einander; er schließt daher hier mit Recht, A und B stehen nicht dicht an einander, wie es ihm anfangs vorkam, sondern sie sind ziemlich von einander entfernt. Ständen sie noch dichte an einander, so könnte man schließen, daß sie sich sehr nahe seyn müßten, ja sie gehörten wohl gar zu einer Kirche. Der Winkel, unter welchem ich B vorher sehe und jetzt sehe, heißt die Parallaxe. Auch daß, wenn der Flecken mehrere zugleich erscheinen, sie parallel unter sich, ohne sich von einander zu entfernen oder sich zu nähern, fortrücken, läßt uns vermuthen, daß sie zum Sonnenkörper gehören. Diejenigen, die dieses annehmen, halten sie für tiefe Abgründe, die sich bald groß, bald klein, bald in dieser, bald in jener Figur darstellen, und schreiben ihre Entstehung gewissen Bewegungen in dem einen Theile der Sonne zu; sie denken sich solche so, als ob aus dem Sonnenkörper aufsteigende und hervorbrechende Winde das äußere Flammen- und Feuermeer der Sonne von einander trieben, eine schwarze finstere Höhle zurückließen, und durch den aufsteigenden Rauch einen Nebel um dieselbe bildeten. Sie vergleichen sie mit unsern feuerspeienden Bergen auf der Erde. Kepler und Hevel, Ersterer in seiner Astronomia Copernicana, und Letzterer in seiner Cometagraphia, sind geneigt, sie so zu erklären. Nach dieser Hypothese kann ein Flecken plötzlich entstehen, größer und kleiner werden,

vergehen, und braucht keine regulaire Figur oder Gestalt zu haben. De la Lande erklärt sich mehr für de la Hire, der die Sonnenflecken für Erhöhungen von einer dichten, dunklen und unförmlichen Masse hält, die in der flüssigen Materie der Sonne schwimmt, und sich bisweilen gänzlich in sie taucht, und wenn die Flecken Rauch, Wolken oder ein Schaum seyn sollten, so hält de la Lade dafür, daß sie durch die Schwungkraft, welche die Sonne durch ihre Umdrehung hat, alle nach einer Gegend getrieben werden. Die Erfahrung zeigt aber, daß sie bald in den Gegenden des Sonnenaequators, bald auf den Seiten der Pole zu finden sind. Nach ihm besteht die Sonne aus einer dunkeln Masse, die, wie unsere Erde, von einem Wassermeere, eben so von einem Feuermeere umgeben sey. Träte nun das Meer an einer oder der anderen Stelle zurück, so käme die dunkle Masse zum Vorschein. Zu solcher Zurücktretung könnten aber verschiedene Umstände Anlaß geben; so z. B. läßt unser Wasser bei der Ebbe Stellen zurück oder unbedeckt, und so könnte auch jenes Feuer gewissen anziehenden Kräften unterworfen seyn, die es an einem Orte erhöheten, um es an andern zu mindern. Nach den Neueren ist die Sonne eine feuerlose, aber elektrische Kugel, deren Licht durch ihren schnellen Umschwung hervorgebracht wird, indem das elektrische Licht auf derselben zusammengepreßt wird, welches dann das ganze Sonnengebiet durchströmet. Die Sonne selbst ist ihnen eine dunkle Kugel, die festes Land und Meer, aber auch Berge auf ihrer Oberfläche hat; eine Kugel, die in die Lichtmaterie nicht anders, als unsere Erde in ihre Atmosphäre eingehüllt ist. Wie nun die Luft um unsern Erdball, so strömet die Lichtmaterie um die Sonne, und wenn wegen gewisser Umstände ein Sonnenland oder Meer zu der Zeit nicht fähig des Lichtes ist, oder es auch verschluckt, so scheint es uns, als ob ein Flecken auf der Sonnenscheibe entstanden sey. Bei dieser Vorstellung hört die sonst schwer zu beantwortende Frage auf: woher erhält

die große Sonne die stete Nahrung zur Unterhaltung ihres Feuers? Hier zeigt sich uns die Weisheit und Güte des Schöpfers in ihrer ganzen Ausdehnung; daß er die Einrichtung getroffen hat, daß dieser Körper andern Licht und Wärme mittheilt.

Daß Flecken in der Sonne sind, ist also gewiß. Diese Flecken nun können uns weder nützen, noch schaden; denn ob ein solches Partikelchen von der ohnedies so weit von uns entfernten Sonne verdunkelt ist, kann auf unsere Erde keinen besonderen Einfluß haben; sie behält dennoch Licht und Wärme genug für uns. Wenn man aber behaupten will, daß die ganze Beobachtung der Sonnenflecken von keinem Belange sey, so irrt man, und man wird diese Beobachtung gewiß höher schätzen, wenn man annimmt, daß die Astronomen durch diese Flecken auf eine dreifache Spur zu Kenntnissen geleitet worden, die sie ohne dieselben nicht erlangt haben würden. Denn durch diese Flecken sind sie zu der Ueberzeugung gelangt, daß sich die Sonne um ihre Axe bewegt, sie kennen durch sie den Zeitraum, in welchem sie sich umdreht; sie wissen durch sie die Richtung und den Stand der Sonne gegen die Fläche der Erdbahn zu bestimmen. Dieses sind gewiß Kenntnisse, die dem menschlichen Verstande um so mehr Ehre machen, je weiter das Object von uns fort ist, zu welchem sich der Scharfsinn emporhebt. Die einige Tage lang beobachtete Fortrückung der Flecken von dem östlichen Rande der Sonne nach der Mitte der Scheibe hin, und von da nach dem westlichen Rande; denn das Verschwinden desselben ist uns dafür Bürge, daß der Sonnenkörper selbst nach seiner uns sichtbaren Hälfte, der der untere Sonnentheil genannt werden soll, sich von Osten nach Westen um sich selbst bewegt, wie der obere Theil von Westen nach Osten, gleich der Bewegung, die die andern Himmelskörper in ihren Bahnen, in so weit es uns bekannt ist, um ihre Axe machen. Hier helfen uns die Sonnenflecken aus; denn spüren wir ihrem Gange

nach, so bemerken wir, daß $13\frac{1}{2}$ Tage von ihrer Sichtbarwerdung auf dem östlichen Rande bis zum Verschwinden auf dem westlichen verstreichen. Ferner zeigt die Erfahrung, wenn eben derselbe Flecken, nachdem er auf dem obern Theile der Sonne seinen Weg gemacht, oder hinter der Sonne an dem untern Theile derselben, oder vor derselben wieder hervorgekommen, daß dieses ist in einer Zeit von 27 Tagen, 12 Stunden und 20 Minuten geschehen, wo man ihn gerade auf eben dem Punkte der Sonnenscheibe gesehen hat, wo er vorher gestanden. Man würde übereilt schließen, wenn man hieraus den Satz ziehen wollte, daß die Sonne sich in der eben bemeldeten Zeit um ihre Axe drehe; mehr könnte es der Fall seyn, wenn hier eine einfache Bewegung wäre, und die Erde stille stände; allein sie bewegt sich täglich aus ihrem Standorte auf ihrer jährlichrn Bahn fort, und solches um die Sonnenkugel herum. Um sich die Sache recht klar zu machen, denke man sich folgende Fälle. Erstlich wälzte sich die Sonne nicht um ihre Axe, und die Erde, die keine jährliche Laufbahn um die Sonne hätte, stände stets auf einem Flecke, wälzte sich, um Tag und Nacht zu machen, auch bloß um ihre eigene Axe, so würden wir immer oben dieselbe Hälfte der Sonne sehen, und der Sonnenflecken würde unbeweglich so lange an demselben Orte auf der Scheibe stehen, bis er an dem Platze etwas verschwände. Zweitens wälzte sich die Sonne nicht um ihre Axe, und ginge die Erde in einer jährlichen Bahn um die Sonne herum, so würden wir in einem Raume von einem halben Jahre auf der andern Seite der Sonne seyn, und diejenige Halbkugelfläche der Sonne sehen, die gerade derjenigen entgegen stehet, die wir vor einem halben Jahre sahen. Sehen wir nun den sogenannten obern Theil der Sonne, so sehen wir nun den untern, und wie würde und müßte dann die Erscheinung des Flecken seyn? Wir würden ihn beinahe ein ganzes halbes Jahr auf der Sonne wahrnehmen, wenn er nicht etwa durch eine Ur-

sache an der Sonne selbst mit Licht wieder überschüttet würde. Wir würden endlich bemerken, daß er stets weiter nach der Mitte der Scheibe, und dann nach dem Rande fortrückte. — Dieses würde jedoch aber bei solcher Fortrückung das Besondere seyn, daß statt der Flecken jetzt gegen Westen rückt, so würde er dann gegen Osten zurückscheinen, und wir würden ihn auch am östlichen Rande verlieren. Drittens wälzt sich die Sonne um ihre Axt und die Erde ruhet, so würde die Wiedererscheinung des Flecken auf eben der Stelle in kürzerer Zeit, als in 27 Tagen, 12 Stunden und 20 Minuten geschehen müssen. Gedenken wir uns den Lauf der Erde in ihrer Bahn auf zweierlei Art, entweder nach eben der Direction von Westen gegen Osten, wie die Sonne sich umwälzt, oder in der entgegengesetzten. Wenn in der entgegengesetzten, so müßten wir den Flecken der Sonne in wenigerer Zeit, als die Sonne zu ihrer Umdrehung anwendet, auf eben der Stelle wieder erblicken, etwa in dreiundzwanzig Tagen, und wir müßten ihn auf der Sonnenscheibe nur eilf und einen halben Tag beobachten können, statt wir ihn in dreizehn und einen halben Tag jetzt wahrnehmen. Die Ursache ist folgende: Die Erde liefe dann dem Flecken entgegen und gewönne, so zu sagen, gegen den Lauf der Sonne etwas. Läuft aber die Erde in paralleler Direction mit der Sonnenumdrehung, wie dies der aus Erfahrungen erwiesene Fall mit der Erde und den übrigen Planeten ist; so bedarf der Flecken daher, ehe er uns an demselben Orte wieder erscheint, auch etwas mehr Zeit, als die, in welcher die Sonne herumkommt. Die Erde ist in der Zeit der Sonnenumwälzung etwas weiter fortgerückt, was die Sonne noch einholen muß. Hieraus folgt, daß wenn gleich der Sonnenflecken erst nach 27 Tagen, 12 Stunden, 20 Minuten wieder an dieselbe Stelle kommt, so muß doch die Sonne in kürzerer Zeit, als diese ist, sich um ihre Axe geschwungen haben. Um die Zeit dieses Umschwunges

zu berechnen, dienen folgende Data. Die erste Frage ist: Wie viel rückt die Erde auf ihrer Bahn in der gegebenen Zeit fort? Die Erde vollendet ihren Lauf um die Sonne in 365 Tagen, 6 Stunden und durchstreicht also 365 Grade; ihre mittlere Bewegung (sie läuft nämlich zu einer Zeit langsamer, zu einer andern geschwinder), ist demnach täglich 59 Minuten, 8 Secunden, folglich durchwandert sie in dem angezeigten Zeitraume 27 Grad, 6 Minnten, $59\frac{3}{10}$ Secunden, welche die Sonne noch nachzulaufen hat. Die zweite Frage ist: da die Sonne in der angezeigten Zeit, die Erde in Rücksicht auf die Stellung ihres Flecken gegen dieselbe schon eingeholt hat, wie viel Zeit gebraucht sie eigentlich dann nur, um sich um ihre eigene Axe zu werfen? Man multiplicire diese Zeit mit den 360 Graden der Sonnenperipherie, und theile die Summe durch die Grade der Erdbahn, nämlich $360^0 + 27^0$, $6'\ 59''\frac{7}{10}$; der Quotient 25 Tage, 14 Stunden, 5 Minuten giebt die Zeit, in welcher der Sonnenkörper um seine Axe geht. Man gewahrt also hieraus, wie sehr die Sonnenflecken uns helfen, den Umlauf der Sonne zu erkennen und richtig zu bestimmen, auch uns in dem angenommenen Systeme von dem Laufe der Erde um die Sonne zu bestärken.

Was nun den Sonnenaequator anbetrifft, so kann uns dieser auch auf eine nicht unrichtige Berechnung führen. Von einem der größten Kreise um die Erde, den Aequator, gehen stündlich 15 Grade durch den Meridian, von dem jeder Grad 14 Deutsche Meilen hält, also 225 Meilen; so stark ist die Bewegung det Erde an der Linie, die von beiden Polen gleich weit abliegt; wie viel Raum mag wohl die Sonne auf ihrer Mittellinie bei ihrem Umschwunge täglich durchstreichen? Theilet den Sonnenaequator von 360 Graden durch die Zeit ihrer Rotation, so wird für jede Stunde 35′ oder etwas über einen halben Grad durch den eingebildeten Meridian gehen. Man rechnet um den Sonnenaequator

beiläufig auf 608,000 Meilen; ein Grad beträgt also 1688 Meilen, und würde also stündlich etwa 985 Meilen durch den Meridian laufen oder minutenweise $16\frac{1}{3}$ Meilen. Hier muß man die ungemeine Schnelligkeit der Sonnenbewegung und die Allmacht des Schöpfers anstaunen, der durch seine Kraft dieser Kugel eine solche Bewegung giebt, und sie seit vielen tausend Jahren ohne Abnahme darin erhält. Man möchte hier die Frage aufwerfen: Wozu die Bewegung eines so ungeheuren Körpers, der $1\frac{1}{2}$ Millionenmal größer und 364,000 mal schwerer, als die ganze Erdkugel ist? Die Planeten, die ihre Bahnen um ihn haben, würden ihn doch, ohne seine Umwälzung, von allen Seiten kennen lernen; allein man muß annehmen, daß wenn dieser Mittelpunkt unserer planetarischen Welt ruhete, auch alle Sonnentrabanten ruhen würden. Die Vermuthung, die Kepler in seiner Astronomia Copernicana, im 4ten Buche längst geäußert, hat den Anschein, daß die schnelle Rotation der Sonne ein Zug für jeden andern Planeten auf seiner Bahn ist, den er desto mehr empfindet, je näher er dieser Kugel gestellt ist. Kepler's Vermuthung hat Newton noch bestimmterer ausgedrückt, und beiden Männern scheint gleichsam das Buch der verborgensten Natur-Ordnungen zum Einblick geöffnet worden zu seyn; denn nach zweihundert Jahren sind Kepler's Axiomen noch eben so geltend, als zur Zeit ihrer Erfindung, und sie bestätigen sich immer mehr durch Newton's nähere Bearbeitungen und die Erfahrung, und diese beiden Männer, von so großem Gewichte in der Naturlehre, behaupten, daß die Sonne durch die Umwälzung um ihre Axe die Planeten in ihrem Laufe erhalte.

Kepler, Huygens und Newton haben uns auf die Centralkräfte der großen Himmelskörper aufmerksam gemacht. Sie behaupten eine Schwere und anziehende Kraft der Sonne gegen die Planeten und der Planeten gegeneinander. Alles zieht an und wird angezogen, wie

z. B. ein großes Schiff und ein Boot, die, auf dem Wasser liegend, an einem Taue befestiget sind. Das Schiff zieht das Boot und das Boot das Schiff an sich, welches freilich nach dem Unterschiede ihrer Masse geschieht, und so ist es auch mit der Sonne und den Planeten. Die Planeten würden bald in die Sonne fallen, wenn bloß die Centripetalkraft auf sie wirkte. Außer der Kraft, die der Planet aus des Schöpfers Hand erhalten, in gerader Direction sich fortzubewegen, wenn ihn nicht die Sonne anzöge und seinen Lauf elliptisch krümmte, läßt uns die schnelle Umschleuderung der Sonne und der übrigen Körper auch eine Kraft gedenken, vermöge welcher, sie etwas von sich entfernen kann, und dieses ist die Centrifugalkraft. Vermittelst dieser Kraft hält die Sonne durch ihre Bewegung die Planeten fern von sich, verhindert ihren Fall in die Sonne und treibt sie fort in ihren Bahnen. Daß beide, die Schwere und die Bewegung, sich zugleich in einem Körper befinden, dazu giebt unsere Erdkugel den Beweis; denn die Centripedalkraft ist auf derselben sichtbar genug, indem sich alle Körper nach dem Mittelpunkte hinneigen. Diese Neigung ist in sich zwar immer gleich, aber hin und wieder auf Erden behindert, als ein sicheres Zeichen, daß derselben etwas entgegen wirke, welches die Centrifugalkraft ist. Der Versuch mit einem Secundenpendel bestätiget dieses; denn je länger es ist, je leichter ist die Nuß, je größer sind die Schwingungen, und je langsamer geht nach der Erfahrung die Uhr. Geht sie zu geschwind, so muß man die Schwere der Nuß verringern oder das Pendel verlängern; geht sie zu langsam, so muß man die Schwere desselben vermehren oder es verkürzen.

Zuletzt sind es auch die Sonnenflecken, die uns von der wahren Lage der Sonne gegen die Erde belehren. Man kann sich überhaupt von zwei Lagen der Sonne gegen unsere Erde leicht eine Vorstellung machen. Entweder ihre Axe liegt quer gegen die Axe der Erdbahn,

und so wälzt sich die Sonne von oben nach unten herum, oder sie steht aufrecht, und so wendet sie sich von der Linken zur Rechten. Viele Zwischenfälle in schiefneigenden Richtungen lassen sich leicht denken. Wir würden gewiß diese Lage niemals richtig bestimmen können, wenn uns nicht die Sonnenflecken hier sicher zu rechte wiesen. Sie bewegen sich von einem Seitenrande zum andern; folglich kann die Sonnenaxe nicht horizontal gegen uns liegen, sondern muß eine perpendikulare Richtung haben. Wir haben daher die Sonnenpole an dem obern und untern Rande zu suchen. Einige feinere Bemerkungen des Ganges der Flecken, führen uns auf eine nähere Bestimmung der wahren Lage der Sonnenaxe gegen die Fläche der Ekliptik; zu Ende des Novembers und May's gehen die Flecken vierzehn Tage lang gerade durch die Sonne. Nach den genannten beiden Monaten fängt sich die Linie an zu krümmen und macht einen Bogen zur ersten Zeit nach Norden und zur letzten nach Süden hin. Stände die Sonnenaxe senkrecht auf der Axe der Erdbahn, so lief der Sonnenaequator der Fläche der Erdbahn parallel, und die Flecken würden stets gerade Linien vor der Sonne beschreiben. Da dieses nur zweimal im Jahre geschieht, so erkennt man daran, daß auch nur zu zwei Zeiten im Jahre die Erde den Stand in ihrer Laufbahn habe, wo der Sonnenaequator sie durchschneidet, alle übrige Zeit aber die Fläche der Ekliptik über oder unter demselben sey. Nach genaueren Berechnungen ist das Resultat, daß die Axe der Sonne sich gegen die große Axe der Erdbahn neige, so, daß wenn man die Axe der Erdbahn durch das Centrum der Sonne bringen wollte, sie mit der Axe der Sonne einen Winkel von $7\frac{1}{2}$ Grad machen müßte, und einen gleichen Winkel würde dann der Sonnenaequator mit der Fläche der Erdbahn machen. Zweimal im Jahre steht dann die Erde gerade dem Sonnenaequator gegenüber, und steigt durch die Knoten auf und ab; die Flecken haben dann natürlich für uns einen geraden

Weg, welches sich zuträgt, wenn die Sonne im 8ten Grad der Zwillinge oder des Schützen ist. Zur andern Zeit, wenn wir über oder unterm Sonnenaequator liegen, müssen die Flecken krumme Linien für uns zu beschreiben scheinen. Dieses muß uns aber nicht irre machen, daß der Flecken, der des Morgens oben an der Sonnenscheibe steht, des Abends unten ist. Den Theil der Sonne, welchen wir des Morgens zuerst sehen, verlieren wir des Abends zuerst aus dem Gesichte, vermöge der Umdrehung der Erde um ihre Axe; es würde also ein Betrug seyn, wenn man glauben wollte, der obere Flekken sey den Tag über nach unten gerückt. Eine andere Ungleichheit nimmt man noch bei dem Durchgange der Flecken durch die Sonne wahr, die diese ist, daß sie in der Mitte der Sonne sich geschwinder bewegen, als an den Seiten. Es ist nur Schein, und läßt sich aus der kugelrunden Gestalt der Sonne erklären. Man lasse eine weiße Kugel, auf der ein schwarzer Flecken ist, vor uns umdrehen; ist er gerade auf dem zu uns gekehrten Bauche der Kugel, so werden wir seine Bewegung stärker empfinden, als wenn er auf die Seite kommt. Noch mehr der Flecken, der rund mitten auf der Kugel erscheint, wird uns oval vorkommen, wenn er auf den Rand kommt. Dasselbe bemerkt man auch an den Sonnenflecken. Der Flecken, der bei seinem Eintritte am östlichen Rande ein länglichtes Ansehen hatte, wird sich gegen die Mitte ausrunden und am westlichen Rande ovalisiren. Es kann aber auch zum öfteren geschehen, daß ein Flecken wirklich seine Gestalt verändert.

Die Sonne, als Witterungs-Verkündigerin. Wenn die Sonne bei ihrem Auf- und Untergehen sich ohne ein scheinbares Gewölk am Himmel zeigt, und das Ansehen hat, als ob ihre Strahlen gebrochen und gespalten wären, so ist dieses ein Zeichen von Regen. Die Ursache dieser Erscheinung ist, daß eine große Menge Dünste im Begriffe sind, die Luft, in welcher sie nicht

mehr vollkommen aufgelöset schweben, bald zu verlassen. Wenn beim Aufgehen der Sonne die Sonnenstrahlen lange vorher gesehen werden können, ehe ihre Scheibe sichtbar wird, so zeigt es Regen an, weil dann im Dunstkreise eine Menge von angehäuftem Wasser umherschwebt und wie ein Brennglas die Strahlen auffängt, und die Sonne heller macht, als sie zu dieser Zeit für sich selbst scheinen könnte. Eine Regenanzeige ist es, wenn die Sonne mit einmal eine lebhafte Erstickungshitze auf unsern Körper veranlaßt, oder wenn die Sonne stets die Luft unter sich verdünnt, das ist, locker ausdehnt, und diese verdünnte Luft nicht mehr so viel Wasser behält; da hingegen die dennoch angehäuften Dünste, Kraft der wirkenden Sonne auf uns, eine stärkere Hitze concentriren. Wenn die Sonne bleich scheint, so deutet solches entweder Wind oder Regen an, da die mit Dünsten angefüllte Luft die Lichtstrahlen verschiedentlich reflektirt, dadurch dem Sonnenblicke seine Lebhaftigkeit raubt, und zugleich die Anzahl der Lichtstrahlen vermindert, welche uns ihr Bild zu sehen gestatten. Ist hingegen die Sonne bei ihrem Untergehen roth, so läßt dieses Wind voraussehen, indem der Wind, wenn er zu wehen anfängt, die Luft drückt und vor sich herdrängt oder verdickt, und ihre Kraft vermehrt, um die Lichtstrahlen stärker brechen zu können. Wirft die Sonne durch einen reinen, hellen und heitern Himmel ihre Strahlen, so kann man sich für denselben Tag gutes Wetter versprechen; denn da die Atmosphäre nicht mit Dünsten überladen ist, so ist auch die nächste Quelle zum Regen nicht vorhanden. Wenn aber die Sonne am frühen Morgen, noch ehe sie aufgeht, roth im Spiegel aussieht, so zeigt es Regen an; diese Maske machen die von der Nachtkühle angehäuften Wassertheile in der Luft, deren Stoffe näher an einander gerückt sind, ehe die Sonnenkraft sie verdünnen und vor sich weg verscheuchen konnte. Wenn der Himmel bei untergehender Sonne heiter, ohne Gewölk, und am Hori-

zonte sehr licht orangenfarben erscheint, so kann man auf schönes Wetter rechnen, wenn aber der Himmel am Horizonte dabei grau erscheint, so ist es eine sichere Regenanzeige. Wenn endlich die Sonne am Horizonte größer erscheint, so bedeutet es bisweilen Regen. Die Ursache davon ist, weil sich eine Menge Wasserdünste vor die Sonne stellen, und die Lichtstrahlen, welche sich darin brechen, vergrößern das Bild der Sonnenscheibe. Wenn die Sonne unter sich bettet, das ist, auf Wolken zur Ruhe geht, so wird es bald übles Wetter und Sturm.

Was die Nebensonnen anbetrifft, so ist darüber schon in diesem Artikel, Th. 102, S. 18 u. f., das Nöthige gesagt worden. Hierher kann man auch das doppelte Erscheinen der Sonne rechnen, welches man schon zum öfteren beim Untergehen derselben bemerkt hat. Ein Beobachter einer solchen Erscheinung sagt darüber Folgendes:

„Die Sonne ging unter, und ich sah kurz vorher sie unter einer dicken Wolke sich herabsenken, die über ihr in die Höhe wich. Bald legte sich ein schmaler Wolkenstrich seitwärts über die Scheibe, wodurch ein doppeltes Sonnenbild erschien. Die Gegend um die Sonne war safrangelb mit roth gemischt, und die Seite der Wolke über der Sonne nahm einen feurigen Glanz an. Der Abend war still; ein dicker Nebel füllte die Luft, und ließ sich allenthalben bei den Bergen und Wäldern sehen. Oben war der Himmel hin und wieder bewölkt, und der Raum zwischen den Wolken war blau, gelb oder röthlich, nachdem die Sonnenstrahlen solches veranlaßten. Die Dämmerung kam, und jetzt wurde die obere Gegend des Himmels überall mit kleinen Wolken, wie mit Fellen, bedeckt. Die Luft war still, die Hitze stark, und in vielen Gegenden des Horizonts blitzte es. Die Blitze waren weiß, und oft geschah ihre Entzündung hoch in der Luft. Um halb 11 Uhr verlor sich das Gewölke in der Höhe allmählig und wurde so dünn, daß Sterne durchschienen, und um 11 Uhr war es gänzlich verschwunden, und man sah alle Sterne. In einer Gegend des nördlichen Himmels erzeugte sich

bald nachher eine schwarz gestreifte Wolke. Diese wurde nach einiger Zeit wieder dünner, und verlor sich dann wieder völlig. Unterdessen geschahen im Osten und Süden über dem Horizonte unaufhörlich Entzündungen. Gegen halb zwölf Uhr erschien im Osten zum Süden vor dem Gestirn des Wassermanns ein grauer Duft, welcher immer dichter wurde, den Wassermann verbarg, und bald nachher weiße Blitze auswarf, die zuerst einem Schimmer glichen, und in dem Maaße heller wurden, je mehr sich die Dunkelheit der Wolke vermehrte. Die Gränzen derselben verloren sich in einem Nebel, durch welchen man Sterne sehen konnte. Ich beobachtete nun den Himmel von der Höhe eines Hauses, von wo aus ich die ganze Gegend von Ost, Süd und Mitternacht übersehen konnte. Der südliche Theil war mit hellen Wolken überzogen, an dem östlichen Rande der Nebenwolke, und von Osten bis in Mitternacht, zog sich unten am Horizonte, in einer Erhöhung von ungefähr 24 Graden, eine dichte Wolke herum, die den sogenannten Thauwolken glich, welche des Abends bei heiterm Himmel zum öftern an demselben halten. Gerade in Nordost blitzte mitten durch diese Wolke zum öftern ein röthliches Feuer, jedoch war der Schein wegen der großen Entfernung von keinem weiten Umfange. Ueber dieser Wolke war ein helles Feld, in welchem der Fuhrmann, Perseus, der Widder, und über dem Rande der Wolke, das schöne Siebengestirn zu sehen war. Nach einer Viertelstunde war die blitzende Gegend um ein Paar Grad, und nach einer Stunde ungefähr neun Grad nordwärts gewichen, und verlor sich nunmehr unter dem Horizont. Jetzt war es halb ein Uhr; die östliche Dunstwolke hatte immer noch einen weißen Schimmer in ungleichen Zwischenräumen ausgeworfen; oft war derselbe in einem Augenblicke erschienen und verschwunden; oft hatte er einige Sekunden lang in der Wolke gezittert. Der Schein wurde immer dichter und heller, und die Wolke senkte sich tiefer gegen den östlichen Horizont. Dieses war nun das ganze Phenomen, welches der doppelten Sonne nachging, und gewiß zu den seltenen Lufterscheinungen gehört.

Was die Wärme der Sonne anbetrifft, so hat

man darüber verschiedene Versuche angestellt, ob ihre einzelnen oder ihre einfachen Strahlen wohl Wärme geben, und gefunden, daß dieses der Fall ist. In den neuen Abhandlungen der Königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften, 8r Band, 2te Hälfte, 1788, steht ein Aufsatz von Hrn. Nordmark über die Wärme einzelner Sonnenstrahlen. Der genannte Schriftsteller wirft sich die Frage auf: haben die genannten einfachen Strahlen, welche die prismatischen sieben Farben geben, jede Art für sich das Vermögen Wärme zu erregen? oder müssen sie zu dieser Absicht, wie im Sonnenlichte, vereiniget seyn? — Diese Frage läßt sich nicht durch Schlüsse ausmachen, weil man in der Chemie Beispiele hat, daß z. B. ein einzelner Bestandtheil eines Auflösungsmittels nicht die Auflösung bewirken kann, die das vollständige Auflösungsmittel, seys auch in noch so geringer Quantität vorhanden, zu bewirken im Stande ist. Herr Nordmark ließ also einzelne prismatische Farbenstrahlen im dunklen Zimmer auf Thermometerkugeln fallen, und fand da wirklich so viel, daß sich daraus die obige Frage mit höchster Wahrscheinlichkeit bejahen ließ. Seine dazu gebrauchte Vorrichtung schreibt er sehr umständlich und erläutert die Beschreibung auch mit Figuren. Hier nur einen kurzen Auszug: Von den drei gebrauchten Thermometern stand das erste vor dem Versuche auf 18,0 Grad; das zweite 17,8, und das dritte auf 18,2. Nach Verlauf von einer Viertelstunde zeigte a) 18,2; b) 17, 9, und c) 18,4, welches niedriger war, als beim Versuche, aber höher, als vor dem Versuche, welches aber auch gegen die Zunahme der Wärme im Zimmer, denn der Versuche wurde um 11 Uhr 6 Minuten angestellt, nicht anders erwartet werden konnte. Mehrere Versuche gaben beinahe dieselben Resultate; als aber Herr Nordmark eine einzelne Farbe durch ein Brennglas gehen und den Brennpunkt auf die Thermometerkugel fallen ließ, so zeigten sich keine merkliche Veränderungen

im Stande. Dieses kam aber wahrscheinlich von der beständigen Verrückung dieses kleinen Punktes auf der Kugel. Bei Versuchen ähnlicher Art, wo die Strahlen durch ein Brennglas gingen, ehe sie im Prisma gespalten wurden, gab das nun schmälere Farbenbild wieder die Resultate des ersten Versuchs. Andere Versuche mit gemeinem Feuer, blauer Schwefelflamme, Phosphor und elektrischem Lichte im luftleeren Raume zeigten, daß das Prisma dergleichen Licht eben so, wie das von der Sonne, in Farben spaltete, wiewohl in den beiden letzteren Fällen die Farben mehr vermuthet, als wirklich gesehen wurden.

Die Sonnenhitze übertrifft an Wirkung alle übrigen Grade der Hitze, die durch brennbare Materialien herrvorgebracht werden. Am stärksten ist diese Hitze zwischen den beiden Wendezirkeln und den zunächst angrenzenden Ländern, daher erregt sie daselbst auch die heftigsten Stürme von Seiten des Aequators her. So giebt es in Aegypten oft so heiße Südwinde, daß man keine Luft schöpfen kann Sie erregt schädliche Wirbelwinde, die so viel Sand in die Höhe treiben, daß der Himmel mit Wolken bedeckt zu seyn scheint, und der alle Versuche, das rothe Meer mit dem Nilflusse und dem Mittelländischen Meere durch einen Kanal zu vereinigen, jedesmal vereitelt hat. Noch heftiger sind die Winde, durch die Sonnenhitze hervorgebracht, in Aethiopien, welches der Persische Cambyses mit dem Verluste von 50,000 Mann erfuhr, welche er, nach der Eroberung von Aegypten, die Amazonen zu bekriegen, und ihren Götzentempel zu zerstören, abschickte. Nach einigen Tagereisen in der Wüste erhob sich ein Sturmwind von Mittag her, welcher das ganze Heer mit Sand bedeckte und darunter vergrub; ein Schicksal, das vielen Reisenden in den Afrikanischen Sandwüsten widerfährt. In unserer nördlichen Halbkugel kommen diese Stürme in den letzten Sommermonaten, gewöhnlich bei heiterem Wetter aus Osten und Süden. Ein Mehreres hierüber,

unter Sturm und Wind. Auch im Art. Hitze, Th. 24, kommt etwas von der Sonnenhitze vor, und auch unter Wärme, in W., wird davon die Rede seyn. Die Sonnenwärme, Sonnenhitze befördert das Wachsthum der Pflanzen, jedoch darf der Grad auch nicht zu hoch seyn. Am meisten beförderlich zur Erziehung früher Gewächse ist die Morgensonne, weniger vortheilhaft ist dann die Mittagssonne, diese ist hauptsächlich dem Obste angenehm; denn die Obstbäume, welche die Mittagssonne haben, liefern immer wohlschmeckendere Früchte, als solche, die des Sonnenscheins entweder gar nicht, oder nur des Morgens und des Abends genießen. Diese Erfahrung ist ganz richtig und von aufmerksamen Gärtnern und Oekonomen mehr denn zu oft gemacht worden. Pflanzt man z. B. zwei Felder früher Gewächse, z. B. Erbsen oder frühe Kruppbohnen auf einem Felde, daß es die früheste Sonne hat, und das andere so, daß es erst von zehn oder eilf Uhr an die Sonne hat, so werden die Früchte von dem ersten Felde merklich früher zur Speise reif seyn, als die des letzteren. Die Ursache will man darin gefunden haben, daß die erste Morgensonne, indem die Hitze noch schwach ist, den auf den Früchten liegenden Nachtfrost oder Reif ganz sanft und unvermerkt ableckt, ohne daß die Früchte, die davon vor ihrem Aufgange ganz weiß und damit gleichsam überzuckert waren, naß werden; die Früchte dagegen, welche die Sonne später gegen Mittag bekommen, wenn dieselbe schon mehr Hitze hat, fast auf einmal, so wie die Sonne auf sie fällt, den Reif verlieren und ganz naß werden, und daß hernach die Sonne, weil sie schon viel zu heiß scheint, diese Nässe, worein der Reif verwandelt ist, gleichsam in die Blätter einbrennt. So haben auch erfahrene Gärtner die Bemerkung gemacht, daß die Morgensonne von den Gewächsen, die sie genießen, den Thau des Sommers nach und nach ganz sanft ableckt, und dagegen die spätere Sonne, welche die Früchte auf einmal mit ihrer Hitze

überfällt, den Thau in dieselben gleichsam einbrennt, und oft die Blätter derselben zusammenschrumpft. Dieser schnellen Veränderung ist es zuzuschreiben, daß solche Gewächse, die die Morgensonne nicht haben, später Früchte bringen. Diese schnelle und schlemmige Kraft der Sonnenhitze auf die bereiften und bethaueten Gewächse ist fast eben so, wie die Wirkung der Ofenhitze auf eine gefrorene Bouteille Bier. Setzt man diese in oder dicht an den heißen Ofen, so schmelzt sie sehr schnell und das Bier verliert seine Güte, wird sie aber in eine dem Ofen entgegenstehende Ecke, fern vom Ofen gesetzt, so thaut sie nach und nach auf und das Bier bleibt genießbar; daher muß man alle Gewächse, welche die erste Morgensonne genießen sollen, um sie früher zu haben, als Erbsen, Bohnen, Salat, Kresse, Schnittkohl, Gurken, an die Seite des Gartens pflanzen, wo sie die Morgensonne genießen können. Die Morgen- und Mittagssonne ist auch bei Baumschulen unentbehrlich; denn die verlangen durchaus einen warmen, sonnenreichen Platz, und wenn man auch gleich an schattigen Orten junge Bäumchen erziehen kann, so hat es mit ihnen doch keine Art, und man wird finden, daß sie nur in einer Lage gedeihen, wo sie die Morgen- und Mittagsonne genießen. Wenn Getreide in einem Sandlande zu sehr der Sonne ausgesetzt ist, besonders in einem heißen Sommer, so pflegt man zu sagen, die Sonne scheint es um, das heißt, wenn bei einem heißen Sommer die Hitze dem Sande alle Feuchtigkeit entzieht, so wird der Boden mürbe und die schwache Wurzel ist nicht stark genug, den Halm nebst seinen Früchten aufrecht zu halten, und dieses Niedersinken der Feldfrüchte erhält diese Benennung.

Am meisten bedürfen der Sonne alle Sommergewächse, welche im Frühjahre gesäet werden, im Sommer zur Reife gelangen und dann absterben; ihr schneller Wachsthum erfordert daher Wärme, sie dürfen also nicht im Schatten stehen, sondern müssen die volle, wenigstens

Morgensonne, haben; kann man ihnen aber im Garten eine Lage geben, wo sie beides, Morgen- und Mittagsonne genießen, so ist es noch vortheilhafter für die Sommergewächse. — Ueberhaupt hat die wohlthätige Sonne Einfluß auf alle Geschöpfe. Der Fisch hüpft und spielt im Wasser, wenn die Sonnenstrahlen dasselbe erwärmen; er schwimmt dann so hoch aus dem Wasser, besonders der Hecht, daß die Sonnenstrahlen seinen Rücken, der oben über das Wasser hinaussteht, erwärmen können. Wenn man Fische in einem kleinen Teiche im Garten, oder in einem andern Behälter hat, der von der Sonne beschienen wird, so werden die Bewohner desselben gleich so munter und hüpfen aus dem Wasser aufs Land, wo sie oft ihre Freude mit dem Leben büßen müssen. Ja man hat sie zwei bis drittehalb Fuß hoch sich über das Wasser schwingen, und dann wieder in dasselbe zurückfallen gesehen. Die vierfüßigen Thiere, groß und klein, legen sich gern in die Sonne auf den Wiesen oder Hütungen; die Vögel im Gesträuche und in den Wäldern fliegen auf diejenigen Aeste und Zweige, die von der Sonne beschienen werden; eben so legen sich Gänse, Enten, Hühner und Tauben, so wie überhaupt alles Federvieh gern in die Sonne, und strecken ihre Flügel aus, um die Strahlen überall hindringen zu lassen, welches besonders in der Morgensonne geschieht. In der Glut der Mittagssonne suchen sie eher den Schatten. Alle Insekten schlüpfen aus ihren Schlupfwinkeln und schwärmen auf den Blumen und Blüthen umher, um sich zu sonnen, und ihre Lebensfreude zu erkennen zu geben. Welches Gewimmel und Geschwirr auf blumenreichen Wiesen von hunderttausenden von Käfern, Bienen, Fliegen, Mücken! Welcher bunte Schwarm von Schmetterlingen im Sonnenglanze! Und nun die unendliche Zahl der Würmer, welche aus ihren Erdhöhlen sich an die Sonne arbeiten, um diese zu genießen. Und so drängt sich Alles, was Leben hat, hervor, um die Sonne zu genießen und von derselben

neues Leben zu empfangen; ja auch den Ephemeren, welche nur einen Tag leben, also darin ihr Kindes-, Jünglings- und Greisenalter überstehen, ist sie Leben. Was nun die Wirkungen der Sonne auf den menschlichen Körper anbetrifft, so sind diese gewiß sehr bedeutend; denn durch ihre Wärme vermehrt sie nicht nur die Transpiration durch die vermehrte Bewegung des Blutes, so wie aller daraus abgeschiedenen Säfte, sondern sie hebt auch manches körperliche Unwohlseyn, manches Uebel, welches ohne sie nicht verscheucht worden wäre. Daher ist nichts heilsamer, nichts stärkender für viele Kranke, als die ersten Strahlen der Frühlingssonne; sie öffnet die Poren zu schneller Thätigkeit, befördert dadurch den Kreislauf des Blutes und schafft die sich im Winter angehäuften Unreinigkeiten aus dem Körper; nur nehme man sich vor Zugluft in Acht, wenn man seine Wohnung betritt, so wird man die Wirkungen dieser Arznei der Sonne den ganzen Tag über fühlen. Man muß sich daher fleißige Bewegungen im Freien, in den wohlthätigen Strahlen der Sonne machen. So wie sie, als eine gütige Mutter, Alles ins Leben ruft, Alles zur Thätigkeit erweckt, so belebt sie auch den Menschen, erweckt ihn aus der Lethargie zum Genusse des Lebens, zum Genusse der Natur, und an ihrem Busen findet er Stärkung, findet er den Balsam des Lebens. Es ist daher für Schwächliche, für Stubenzöglinge kein besseres Mittel, als das Wandern in der Morgensonne, Vormittagssonne, auf einer trocknen Wiese, oder in einem mit Blumen mannigfaltiger Art übersäeten Garten, wo auch die balsamischen Ausdünstungen vieler Gewächse ein Stärkungsmittel ist. Die Sonne ist ein Planet, dem man entgegen wandeln muß; er bringt Gesundheit und Leben; er ist die wahre Panacé des Lebens; giebt es ein Lebenselixir, einen Lebensbalsam, so ist es die Sonne; sie ist das trinkbare Gold (Aurum potabile), der Stein der Weisen, welchen Thoren in den Werkstätten der Chemie schon lange

vergeblich gesucht haben; kurz Alles, was nicht aufgefunden werden konnte, und nicht aufgefunden werden wird, um das Leben zu verlängern und zu verschönern. Sie ist das Elementarfeuer, welches die Welten unterhält, Leben und Thätigkeit giebt. Nichts ist schädlicher für Gesundheit und Leben, als die Treibhauserziehung in den Städten, besonders für das ohnehin mehr zum Sitzen bestimmte, weibliche Geschlecht; nichts macht siecher, zerstört die blühende Gesichtsfarbe, als die Zimmeratmosphäre, und nichts kann den Körper schneller wieder herstellen, als der Genuß der Sonne in der freien Natur; der Genuß der reinen Luft, die köstlichste Lebensnahrung, und die himmlische Wärme, das wahre Lebensbad; beides sind nicht nur Stärkungsmittel des Körpers, sondern, und hauptsächlich der Seele, des Geistes. —

Hier nun noch die Beobachtungen über die Eigenschaften u.s.w. der Sonnenflecken, welche von Wilhelm Herrschel über ihre Natur gemacht worden sind. Im Jahre 1779 beobachtete derselbe einen Flecken auf der Sonne, welcher groß genug war, um mit bloßen Augen erkannt zu werden. Mit einem starken siebenschuhigen Teleskop betrachtet, schien derselbe in zwei Theile getheilt zu seyn. Der Durchmesser des größeren Theils hatte 1 Minute, 8,06 Sekunden, welches eine Breite von mehr als 31,000 Meilen (10,000 Stunden) beträgt; die gänzliche Breite beider Flecken betrug an 50,000 Meilen oder 13,000 Stunden. Diese Flecken kann man nicht für die Folgen eines vulkanischen Ausbruchs halten, wodurch die entzündete Flüssigkeit, welche die Sonne bedeckt, augenblicklich zerstört worden wäre, auch wird diese Voraussetzung durch den großen Umfang des Flekkens sehr wahrscheinlich. Eine bessere Erklärung scheint wohl folgende zu seyn. Die Erde ist mit einer Atmosphäre umgeben, welche aus verschiedenen elastischen Flüssigkeiten besteht. Die Sonne hat gleichfalls ihre Atmosphäre, und wenn eine der Flüssigkeiten, woraus diese be-

steht, ihrer Natur nach leuchtend, die andern aber durchsichtig sind, so wird der Sonnenkörper durch diese durchsichtigen Flüssigkeiten durchscheinen, sobald das leuchtende Fluidum durch irgend eine Ursache zerstreut wird. Ein Beobachter, der im Monde stände, würde die Oberfläche der Erde nur an denjenigen Stellen erkennen, wo die Atmosphäre durchsichtig ist, an den andern Stellen würde er bloß Dünste sehen, welche das Sonnenlicht zurückwerfen, oder selbst leuchtende Flüssigkeiten, gleich unsern Nordscheinen, wenn sie auf dem nicht erleuchteten Theile unserer Erdkugel, während den langen Polarnächten, erscheinen. Man kann mit Grund vermuthen, daß alle Planeten einiges Licht von sich werfen; denn die Helligkeit, welche man bei gänzlicher Verfinsterung auch am Monde bemerkt, kann nicht den von der Erdatmosphäre zurückgeworfenen Strahlen zugeschrieben werden. Es ist daher zu vermuthen, daß der große Flecken auf der Sonne nichts anderes, als die Oberfläche dieses Gestirns selbst seyn könne, von welcher wir gewöhnlich nur die leuchtende Atmosphäre sehen. Im Jahre 1783 bemerkte Herrschel einen großen Flecken, und verfolgte ihn mit den Augen bis an den Sonnenrand, dort bemerkte derselbe, daß er sich merklich unter die scheinbare Oberfläche herabbeugte, und sehr breite herabhängende Ränder hatte. Er bemerkte ferner, daß sich diese Ränder über die Oberfläche, wenigstens an einigen Stellen, erhoben, und nahm wahr, daß der Halbschatten, der den Flecken umgab, auf der Seite, wo er am weitesten von der Sonne entfernt stand, breiter war, da doch gewöhnlich das Gegentheil zu geschehen pflegt. Man kann die leuchtende, abwärts laufende Ränder dieses Fleckens erklären, wenn man annimmt, daß sich die leuchtende Flüssigkeit langsam und stufenweise entfernt, wenn sie uns den Sonnenkörper sehen läßt. Was den seltsamen Anblick des Halbschattens betrifft, so läßt sich vermuthen, daß er von der ungleichen Oberfläche der Sonne herrührt; denn wenn bergige Gegenden bloß-

gestellt werden, so kann es geschehen, daß die höchsten Gipfel in den Flecken, vermöge ihrer Undurchsichtigkeit, den uns gegenüberstehenden Theil des Halbschattens verbergen, wenn sich der Flecken in sehr schiefer Richtung zeigt. Diese Hypothese setzt eine Höhe von wenigstens 500 bis 600 Meilen, das ist, 200 Französische Meilen, voraus, und dergleichen Höhen sind in der Sonne nicht unwahrscheinlich. Die Verschiedenheit in der Breite des Halbschattens auf der Seite des Sonnenrandes, und auf der entgegengesetzten Seite, kann gleichfalls und vielleicht sehr wahrscheinlich, durch eine Ungleichheit in der Höhe, Dichtigkeit und der Lage des leuchtenden Fluidums um den Flecken herum erklärt werden, so wie auch durch die Veränderungen, welche während der Zeit, daß sich die Flecken dem Rande der Scheibe nähern, vorgehen können. Nimmt man nun große Berge auf der Oberfläche der Sonne an, so wird die Meinung zweier großen Astronomen, davon der Eine die Flecken unterhalb der Oberfläche vertieft, und der Andere sie oberhalb derselben erhaben glaubte, vereinigt. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß die Sonnenberge so hoch seyn können, daß ihr Gipfel über dem leuchtenden Fluidum hervorragt, wenn letzteres durch sein Schwanken oder durch irgend eine andere Ursache nicht seine gewöhnliche Höhe hat. Diese Meinung wird noch wahrscheinlicher durch das Wiedererscheinen einiger merkwürdiger Flecken, vermittelst welcher Cassini die Dauer des Umschwungs der Sonne bestimmt hat. Eine sehr hohe Gegend, oder eine hohe Bergkette, welche nicht immer durch ein leuchtendes Fluidum bedeckt ist, welches eben so dick ist, als niedere Gegenden, muß sehr oft entblößte Stellen oder sogenannte Flecken darbieten. Im August des Jahres 1792 betrachtete Herrschel die Sonne mit Teleskopen, deren verschiedener Vergrößerungsgrad von 90 bis 500 ging. Es schien demselben ganz unbezweifelt, daß die Flecken der Boden oder der Körper der Sonne selbst sey, und daß der leuchtende Theil

nur die Atmosphäre desselben sey, welche durch ihr Oeffnen und Zusammenschließen uns die Oberfläche der Sonne augenblicklich sehen läßt. Sein siebenschuhiger Teleskop, der sehr vollkommen ist, zeigte ihm die Flecken wie gewöhnlich, das heißt, weit tiefer liegend, als die Oberfläche des leuchtenden Theils. Am 2. September des obengedachten Jahres bemerkte Herschel mit bloßen Augen 2 Flecken auf der Sonne, fand aber mit dem Teleskop, daß sie aus 2 Häufchen kleiner Flecken bestanden, welche wieder mit andern Flecken umgeben waren; jeder von ihnen war sicher unter der leuchtenden Scheibe. Es ist vielleicht nicht unmöglich, die wahre Fläche der Sonne durch ein leuchtendes Fluidum hindurch zu erkennen, so wie man durch die Flamme eines Lichts den Docht sieht, oder die Gegenstände in einem brennenden Ofen, welches aber nur dann geschehen kann, wenn die leuchtende Materie eine sehr dünne Schicht macht. Den 9. September 1792 fand Herschel, daß einer der Flecken sich ziemlich dem andern Rande der Scheibe genähert hatte, und bemerkte ringsumher eine große Anzahl erhabener glänzender Punkte, welche verschiedene Figuren machten. Diese Punkte nennt Hevelius Fackeln. Diese Blasen verbreiteten sich von der andern Seite ungefähr über einen Sechstheil der Sonne; anstatt aber leuchtenden Fackeln gleich zu leuchten, so scheinen sie nur den Runzeln eines getrockneten Apfels ähnlich, welche sich der Länge nach ausbreiteten, sich zusammenschlossen und Wellenlinien bildeten. Der genannte Schriftsteller hat nun in dem genannten Jahre noch mehrere dergleichen Fackeln in der Sonne bemerkt. Betrachtet man nun die angezeigten Beobachtungen unter einem Gesichtspunkte, so kann man nicht zweifeln, daß die Sonne eine sehr hohe Atmosphäre hat, und daß diese Atmosphäre aus elastischen Flüssigkeiten besteht, davon die einen leuchtend und die andern durchscheinend sind. Das Ansehen der Flecken und Fackeln, und der leuchtenden Oberfläche selbst, scheint unwider-

sprechlich zu beweisen, daß das leuchtende Fluidum die eigentliche wahre Quelle des Lichtes ist, welches unsere Erde erleuchtet. Dieses angenommen, lassen sich alle Phänomenen, die man an der Sonne bemerkt, sehr leicht erklären. Das leuchtende Fluidum der Sonne bildet sich in seiner Atmosphäre, wie die Wolken in der unsrigen, und da es sehr wahrscheinlich ist, daß diese Wolken das Produkt der Zerlegung einiger atmosphärischer Flüssigkeiten sind, welche in diesem unermeßlichen Laboratorium der chemischen Einwirkung einer Menge Substanzen ausgesetzt sind, so kann man auch annehmen, daß die Zerlegung, welche in der Sonnenatmosphäre vorgeht, phosphorisch ist. Die Einwendung, die man hier machen könnte, daß eine so starke und so anhaltende Zerlegung die Sonne endlich erschöpfen möchte, kann man mit unserer Atmosphäre widerlegen; denn die Bildung der Wolken und ihre Auflösung in Regen; die Blitze, Meteore und alle leuchtende Phänomenen erschöpfen unsere Atmosphäre auch nicht, indem beständig nur Dünste aufsteigen, welche die durch die Zerlegungen entstandene Leere wieder ausfüllen. Es könnte hier nun noch eingewendet werden, daß bei der Zerlegung der Sonne das Licht immer ausgestrahlt würde und nicht wieder zurückkomme, dagegen die Wolken vermittelst des Regens wieder der Erde ausgeliefert werden. Hierauf kann man erwiedern, daß bei der phosphorischen Zerlegung alle zusammenbefindliche Bestandtheile, das Licht allein ausgenommen, auch wieder auf die Sonne zurückfallen können. Man kann dawieder nicht einwenden, daß dieser Lichtverlust die Sonne erschöpfen müsse, da es ausgemacht ist, daß die Sonne Licht ausstrahlt. Dieser Einwurf kann aber auch durch andere Betrachtungen geschwächt werden; denn wir wissen, daß die Feinheit des Lichts so groß ist, daß es Jahrhunderte lang aus der Sonne ausströmen konnte, ohne deren Masse zu vermindern; vielleicht hat auch die Natur durch verborgene Mittel den Ersatz dieses Verlustes vor-

bereitet; überhaupt aber gehen viele ihrer Wirkungen über unser Erkenntnißvermögen, wir sehen zwar ihre Werkzeuge, können aber deren Bestimmung nicht errathen. Um nun weiter in dieser Hypothese zu gehen, so muß, vermöge der obigen Theorie, erinnert werden, daß ein dunkler Flecken auf der Sonne ein Theil ihrer Atmosphäre ist, welche von aller leuchtenden Zerlegung entblößt ist, und daß hingegen die Fackeln durch eine häufigere Mischung der Flüssigkeiten entstehen, welche sich wechselseitig untereinander zerlegen. Da auch der Halbschatten, welcher die Flecken gewöhnlich begleitet, tiefer liegt, als die übrige Oberfläche, so muß die Dicke der Schicht, wo die Zerlegung vorgeht, weniger beträchtlich seyn, als anderwärts, folglich wird auch das Licht, welches von ihr ausstrahlt, schwächer werden. Der Raum, den die Wolken in unserer Atmosphäre einnehmen, ist freilich nicht so beträchtlich; allein die leuchtende Zerlegungen der Sonne müssen eigentlich mit unseren Nordscheinen verglichen werden, deren Höhe sehr beträchtlich ist. Die Dichtigkeit (Intensität) des Lichts dieser letztern, kann nicht viel geringer seyn, als die Dichtigkeit des Lichts der Sonnenwolken. Man kann sich hiervon leicht überzeugen, wenn man sich eine Tiefe von zwei bis drei tausend Meilen, das ist, tausend Lieus, vorstellt, welche mit eben solchen Lichtströmen oder Streifen angefüllt ist, wie diejenigen sind, welche wir zuweilen in unserer Atmosphäre sehen. Der Glanz dieser Lichtmasse, in der Entfernung der Sonne gesehen, würde von dem Lichte dieses Gestirnes nicht viel verschieden seyn.

Von der Atmosphäre der Sonne wird nun der feste Kern zu betrachten seyn, dessen Dichtigkeit wir aus der Wirkung kennen, die er auf die Planeten äußert. Man kann annehmen, daß seine Oberfläche ungleich, und mit Bergen und Thälern besetzt ist, welches die periodische Rückkehr gewisser Flecken zu bestätigen scheint, woraus sich folgern läßt, das zwischen der Natur der Sonne und

derjenigen der Planeten, kein so großer Unterschied Statt findet, als man bisher geglaubt hat. Die Sonne ist daher, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, nur ein unermeßlicher glänzender Planet und zwar der Erste, denn die übrigen, mit ihm verglichen, sind nur Planeten des zweiten Ranges. Die Aehnlichkeit, welche dieser Planet mit andern Körpern hat, seine Festigkeit, Atmosphäre, die Ungleichheiten seiner Oberfläche, sein Umschwung um seine Axe zeigt, daß derselbe bewohnt ist. Hier kann man den Einwurf machen, daß wenn man von der Hitze der Sonne auf unseren Erdball schließen wollte, man glauben könne, daß sie auf der Oberfläche der Sonne selbst Alles übersteigen müsse, was man sich darin vorstellen kann; allein es ist bekannt, daß die Hitze, welche die Sonnenstrahlen erregen, einzig und allein von der Natur der Körper abhängen, auf welche sie fallen. Die Gipfel der höchsten Berge, die selten oder niemals mit Wolken bedeckt worden, sind stets mit ewigem Schnee und Eise bedeckt; dennoch müßten sie eben so erwärmt seyn, wie die unteren Gegenden, wenn die Sonnenstrahlen an sich Hitze enthielten. Nach der Versicherung aller Luftschiffer, soll die Kälte um so viel strenger werden, je höher sie sich in der Atmosphäre erheben. Der Brennpunkt der stärksten Linsengläser erregt gar keine merkliche Wärme in der Luft, während man in diesem Brennpunkte die allerstrengsten und flüssigsten Substanzen schmelzen kann. Um alle Schwierigkeiten zu heben, darf man nur annehmen, daß die Sonnenatmosphäre und die auf ihrer Oberfläche befindliche Materien nicht von der Beschaffenheit sind, daß sie einen zu starken Einfluß ihrer eigenen Strahlen annehmen können, welches auch durch deren häufigen Ausfluß bestätiget scheint; denn wenn die Materien auf der Oberfläche der Sonne eine zu starke Verwandschaft mit ihren Strahlen hätten, so müßten sie deren Entwickelung hemmen. Uebrigens soll die leuchtende Materie der Sonne kein flüssiges Wesen seyn, sonst würde es die leeren

Stellen der Flecken und die Unebenheiten der Oberfläche ausfüllen. Sie entsteht also durch glänzende Wolken, welche in einer durchsichtigen Atmosphäre schwimmen oder vielmehr durch eine leuchtende Zerlegung, welche in dieser Atmosphäre vorgeht. — So weit Herschel.

Was über die Sonnenflecken von den Astrologen in früheren Zeiten ist gefabelt worden, muß hier übergangen werden; denn daß sie Krieg, Pestilenz, Hungersnoth und was für Dinge mehr bei deren Erscheinen prophezeiht haben, so wie bei dem Erscheinen eines Kometen, wird man sich denken können; man trifft darüber in alten Werken das wunderlichste Zeug an, was gar nicht mit der Weisheit, Liebe und Güte des Schöpfers in Verbindung gebracht werden kann, und sich auch auf dem natürlichsten Wege auflöset. Um jedoch einigermaßen die Denkungsart jener Zeit, des 16ten und 17ten Jahrhunderts, zu zeigen, hier nur ein Pröbchen aus Thomas Hartmanns Kometenspiegel, welcher im Jahre 1605 zuerst an das Licht trat:

Achterlei Unglück insgemein entsteht,
Wenn in der Luft scheint ein Komet.
1) Viel Fieber-Krankheit, Pest und Tod,
2) Schwere Zeit, Mangel und Hungersnoth.
3) Groß' Hitz', dürre Zeit, Unfruchtbarkeit,
4) Krieg, Raub, Mord, Aufruhr, Neid und Streit.
5) Frost, Kält', Sturmwetter und Wassersnoth,
6) Viel hoher Leut' Abgang und Tod.
7) Groß Wind, Erdbeben an manchem End';
8) Viel Aenderung der Regiment.

Was würde der gute Thomas Hartmann nicht jetzt sagen, oder in welches Erstaunen würde er nicht versetzt werden, wenn er alles Unglück, welches Europa in einem Zeitraume von vierzig Jahren betroffen, besonders aber in der neuesten Zeit, mit seiner Prophezeihung so übereinstimmend finden würde, welche Begebenheiten drängen sich nicht in einem kurzen Zeitraume von drei

Jahren zusammen und gehen einem Kometen vorher! Krieg, Raub, Mord, Brand, Aufruhr, Enthronungen, Pest, Wassersnoth, Sturm, Erdbeben ꝛc., kurz Alles, was er in seinem schicksalsschwangern Vers angeführt hat. Welche Furcht könnte Einen nicht noch ergreifen bei der Ankunft des Kometen selbst, wenn uns nicht die Ueberzeugung von dem gütigen Himmel schon so oft geworden wäre, daß dergleichen Erscheinungen, nämlich von Kometen, auf die Ereignisse hienieden keinen Einfluß ausgeübt hätten, und wenn ein Komet auch Revolutionen in der Natur hervorbringen könnte, wie Erdbeben, Wassersnoth, Stürme ꝛc., doch nicht in den Köpfen, oder diese müßten durch die Angst und Furcht vor der Pandorenbüchse des Kometen verdreht, und so zu allen Verkehrtheiten der Zeit geschickt gemacht werden.

Da uns die Sonne ein schönes Bild von der Allmacht und Weisheit des Schöpfers giebt, so wird sie auch mit Recht als ein hellglänzender Spiegel der göttlichen Herrlichkeit, und als ein sichtbares Auge des Schöpfers betrachtet, und was oben am Eingange dieses Artikels schon von der Anbetung der Sonne von vielen noch unkultivirten Völkern gesagt worden, findet seinen Grund in der Reinheit und alles belebenden Kraft der Sonne; daher ist sie auch bei den Alten, als die Seele und das Herz der Welt, als der Ursprung des Lebens der Natur, und als ein selbst belebtes Wesen angesehen und aus zu großer Bewunderung vergöttert worden. Auch konnte wohl kein Körper sich mehr dazu eignen die Blicke aller Sterblichen auf sich zu ziehen, als die Sonne; und als späterhin der Bilderdienst entstand, ist die Sonne immer der Gegenstand geblieben, der auch in Bildern verehrt wurde. So verstanden die alten Perser unter ihrem heiligen Feuer und dem Gotte Mithra die Sonne; die Aegyptier stellten sie durch den Osiris, die Assyrer und Phönicier durch den Baal oder Lichtgott, Moloch, Griechen und Römer durch den Sol, Apollo, Pan ꝛc.

dar. Unter den Thieren waren die weißen Pferde, Schimmel, der Löwe und der Adler der Sonne gewidmet. Selbst bei den Christen herrschte ehemals bei dem gemeinen Manne der Glaube, daß am Ostertage zu Ehren der Auferstehung des Heilands die Sonne tanze, oder bei ihrem Aufgange drei Freudensprünge thue. Die Astronomen bezeichnen sie mit dem ☉ Zeichen, und in der Botanik gilt dieses Zeichen für Sommergewächse. Die Astrologen oder Sterndeuter schreiben der Sonne die Herrschaft über das Herz, als den Sitz des Lebens, zu. In geheimer Bedeutung hat es dem Heilande selbst gefallen, sich die Sonne der Gerechtigkeit nennen zu lassen, und in der Offenbarung wird die Kirche, als ein Weib mit der Sonne bekleidet, eingeführt. Außerdem führt die Sonne die Bedeutung der Weisheit, Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Wahrheit, Klugheit, Hoheit des Standes und Ansehens, der Wachsamkeit in einem hohen Amte ꝛc. Der König Ludwig der 14te in Frankreich hatte zu seinem Sinnbilde eine Sonne erwählt, mit dem Beiworte oder der Devise: Nec pluribus impar, wodurch er seine weit aussehenden Anschläge zu erkennen gegeben, welche seine Schmeichler gut auszulegen gewußt. Menetrier hat hundertundzweiunddreißig Sinnbilder zusammengetragen, welche alle die Sonne mit veränderten Ueberschriften zum Grunde haben, und alle zusammen auf den Ruhm des Königs zielen. In der Malerei, so wie überhaupt in der bildenden Kunst, wird die Sonne als ein Jüngling mit einer goldenen Krone auf dem Haupte vorgestellt, der in der rechten Hand einen Scepter hält, auf dessen Spitze eine Sonne ist, zu seinen Füßen aber einen Löwen liegen hat. In der Chemie wird der Sonne das Gold, als das edelste Metall, zugeeignet, und nach ihrem Namen genannt. In der geheimen Chemie, Alchimie, Magie ꝛc., sind die Sonne und der Mond zwei magische Anfänge, deren einer wirkend, der andere leidend, einer männlich,

der andere weiblich ist; s. Philaletha von der Natur des Menschen, S. 193. Daher haben die Alchimisten den feuerbeständigen Theil des philosophischen Steines, wegen seiner solarischen Hitze, eben diejenigen Wirkungen zugeschrieben, welche die Sonne am Firmamente des Universums ausübt, und dem flüchtigen Theile desselben, wegen seiner anfeuchtenden und kühlenden Kraft und Eigenschaft, diejenige, so der Mond zu Erzeugung der Kreaturen beiträgt, zugeeignet, und ihn das Weib der Sonne genannt. Es heißt im chemischen Theater, 5r. Th., S. 484: Der Mond ist das Eheweib der Sonne, seiner Eigenschaft nach von himmelblauer Farbe, der Sonne nahe verwandt, und die Beherrscherin der Feuchtigkeit, aus welcher alle Dinge erzeugt werden, mit Beihülfe der Sonne.*) — Bei den Freimäurern hat der in Gold und Azur gekleidete Meister seinen Sitz im Osten, von wo aus sich die Sonne erhebt; und da ihre Strahlen erwärmend und belebend sind, so soll auch der Meister erwärmen, zur Arbeit beleben und anfeuern. — Was die Sonne in Beziehung auf den Mond anbetrifft, z. B. die Vergleichung des Mondes- und Sonnenlaufes über den Himmel, so ist davon schon unter Mond, Th. 93, die Rede gewesen, so wie überhaupt dieser Artikel mit dem Artikel Sonne verglichen werden muß. Auch die zusammengesetzten Wörter mit Sonne oder die Zusammensetzungen in den Bedeutungen der Sonne, weiter unten, müssen mit diesem Artikel verglichen werden; besonderes Sonnensystem.

Hier am Schlusse dieses Artikels finde ich noch zu bemerken, daß es oben, S. 566, Zeile 8, von oben heißen muß: Die Resultate der älteren Planeten u. s. w.; dann muß in der Tabelle statt dieses ☿ Zeichen, als die Be-

*) Luna sponsa solis, est coloris coelestini, vicina complexioni solis, et est domina humiditatis, ex qua cuncta procreantur, adiutorio solis. Coniug. de massa solis et lunae, in Theatro chem. Vol. V. p. 484.

zeichnung des Merkur, das Zeichen der Erde ♁ stehen. — S. 575, Zeile 14 von unten lese man Planeten, statt Kometen.

Sonne (Abend-), die untergehende Sonne im Westen, wenn sie sich im Westen oder Abend, in ihrem prachtvollen Glanze zeigt, dem die Abendröthe folgt; wenn die Sonne unserem Horizont entschwindet.

— (aufgehende), Morgensonne, s. diese, und Sonnenaufgang.

— (doppelte), s. oben, unter Sonne, S. 598.

— (elektrische), bei der Leitung der Electricität durch Röhren. Wenn man nämlich die Electricität durch schlangenförmig gebogene, luftleere Röhren, in denen sich etwas Queckſilber befindet, strömen läßt, welche dann vereiniget eine strahlende Sonne bilden.

— (Mittags-), wenn die Sonne den höchsten Punkt zur Mittagszeit erreicht hat, und sie sich in ihrem vollen Glanze zeigt, der die Augen blendet, oder in den man nicht zu sehen im Stande ist.

— (Morgen-), die aufgehende Sonne im Osten, oder in der Morgengegend, wenn sie gleichsam am Horizont heraufsteigt und sich in ihrem Glanze zeigt, dem die Morgenröthe vorangeht.

— eine Muschel, welche zu dem Geschlechte Solen gehört, s. Th. 98, S. 247.

— (Neben), s. oben, unter Sonne, S. 598.

— (untergehende), s. Sonnenuntergang.

Sonnen, ein regelmäßiges, thätiges Zeitwort, an die Sonne legen, den Sonnenstrahlen, der Sonnengluth aussetzen, im gemeinen Leben und in der vertraulichen Sprechart. Die Betten sonnen, das Federvieh, die Hühner, Tauben ꝛc. sonnen sich, wenn sie sich an oder in die Sonne legen. Das Sonnen ist nicht nur dem Federvieh, sondern auch allen lebenden Geschöpfen und Körpern eine wahre Wohlthat. Das Angenehme und Behagliche, welches die Sonnen-

wärme erzeugt, kann man besonders bei dem Federvieh wahrnehmen, wenn es sich in die Sonne legt; es breitet die Flügel aus, legt sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite, und fächelt mit dem Schwanze, als Zeichen der Behaglichkeit; und wenn die Gluth zu stark wird, sucht es den Schatten. Die Pferde, das Rindvieh, die Schafe, Ziegen ꝛc. sonnen sich auf den Weideplätzen, und besonders springt das junge Vieh, Füllen, Kälber, Lämmer, im Sonnenglanze umher, und giebt seine Lebensfreude zu erkennen; und wenn es der erwachsene Mensch oft verschmähet, sich zu sonnen, so thun es doch mit Jubel die Kinder; sie, die dem Busen der Mutter noch nicht lange entronnen sind, finden ihn wieder in der Natur, im Glanze der Sonne; ihr Bedürfniß ist, sich zu sonnen, um dadurch Lebenskraft zu gewinnen. Nichts kann die Jugend schneller ins Freie, zum Spiele locken, als die ersten Strahlen der Frühlingssonne, auch gedeiht sie darin am besten, wie wir dieses bei den Kindern auf dem Lande, der Landjugend, gewahren, welche kräftig und stark im Freien wird. Wie umfassend die Wirkungen der Sonne sind, gewahrt man auch bei den leblosen Gegenständen, die derselben ausgesetzt sind; so z. B. beim Sonnen oder Sömmern der Betten; sie bekommen dadurch eine ganz erneuete Gestalt, wie auch schon oben, unter Sömmern, S. 515, angeführt worden; daher ist das Sonnen oder Sömmern selbst für Erwachsene ein wahres Stärkungs- und Belebungsmittel für Körper und Geist.

Sonnenaequator, s. oben, unter Sonne; und unter Sonnensystem.

Sonnenapfel, s. unter Malus, Th. 83.

Sonnenatmosphäre, der Dunstkreis um die Sonne.

Sonnenaufgang, der Aufgang oder das Aufsteigen der Sonne im Osten, so wie der Niedergang oder das Niedersteigen derselben i. Westen Sonnenniedergang genannt wird; s. auch unter Sonnensystem.

Sonnenauge, die Benennung eines Steines, welcher zu den sogenannten Katzenaugen gehört.

Sonnenaxe, s. oben unter Sonne und unter Sonnensystem.

Sonnenbaum, s. Tamarindenbaum, in T.

Sonnenbild, ein Bild der Sonne, oder ein durch die Sonnenstrahlen hervorgebrachtes Bild. Wenn man z. B. die Sonnenstrahlen durch ein gläsernes Prisma oder einen gläsernen Keil dergestalt leitet, daß die einfallenden Strahlen auf die eine Seite des Keils fallen, so wird das Bild des Gegenstandes, von welchem diese Strahlen ihren Ursprung nehmen, hinter dem Prisma abgebildet werden, aber nicht in der Richtung der Strahlen, welche das Prisma bricht; auch wird das Bild der Sonne nicht rund, sondern länglich erscheinen, und verschieden gefärbte, in Bogen gehende Streifen haben. Sie folgen in folgender Ordnung, in Rücksicht ihrer Farben, auf einander: roth, orange, hellgelb, grün, hellblau, dunkelblau, violett. Das Sonnenbild, welche diese verschieden gefärbte Lichtstrahlen bildet, ist viel breiter, als das, was das weiße ungefärbte Licht bilden würde. Der rothe Streif ist dem Bilde am nächsten, welchen das weiße Sonnenlicht machen würde; der violette ist dagegen am meisten davon entfernt. Ein solches durch die Brechung der Sonnenstrahlen, vermittelst eines Prisma hervorgebrachte gefärbte Bild, heißt ein prismatisch gefärbtes Sonnenbild, Lat. Imago solis coloratum, Spectrum coloratum.

Sonnenblick, ein Blick der Sonne, wenn solcher auf kurze Zeit durch zerrissenes Gewölk und durch Dünste dringt, bricht oder fällt, besonders bei Regenschauern.

Sonnenblume, Helianthus Linn., eine Pflanzengattung, welche in die dritte Ordnung der neunzehnten Klasse (Syngenesia Polygamia Frustranea) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und folgenden

Charakter hat. Die Pflanze hat verwachsene Staubbeutel; die Blumen sind strahlenförmig, und ihr Kelch ist schuppicht. Die Samen sind in der Scheibe der Blume von dem Boden an durch kleine hohle Fächer von einander abgesondert; und wenn der Same aus dem Boden herausgetrieben ist, so bleiben in der Scheibe lauter gefächerte Löcher zurück.

1) Die jährige oder gemeine Sonnenblume, Sommerblume, Sonnenrose, Sonnenwende, Sonnenkrone; Helianthus annuus, foliis omnibus cordatis trinervatis, floribus cernuis. Linn. Spec. plant. Tom. II, p. 1276. Helianthus radice annua. Hort. cliff., p. 419. Helenium indicum maximum. Bauh. pin. 276. Corona solis. Fr. Tournesol. Diese Pflanze ist eines der größten und ansehnlichsten Blumengewächs. Sie hat lauter herzförmige, dreinervigte Blätter, deren Nerven hinter der Basis des Blattes zusammenlaufen; sie sind groß, breit und punktirt, mit eingekerbten Rändern. Die Blumenstiele sind verdickt und die Blumen niedergebeugt. Der Hauptstiel ist markigt, dick und fest, und in den Spitzen der Nebenzweige, die er in der Höhe oder oben am Stiele trägt, sitzen die großen, gelben, bald einfachen, bald gefüllten Blumen, die mit einem ganz dunkelbraunen Boden hervorkommen. Die Blumen sind mit einem klebrigten Safte überzogen, und ehe sie aufblühen und im Anfange des Aufblühens drehen sie sich alle nach der Sonnenseite, welches man an mehreren Gewächsen bemerkt. In ihrem Vaterlande, Peru und Mexico, erreicht diese Pflanze eine Höhe von 20 Fuß und darüber, bei uns wird sie aber bei weitem nicht so hoch, sondern ihre größte Höhe sind 10 bis 12 Fuß. Der Same, welchen man Kerne nennt, ist bei einigen schwarz, bei andern weiß, grau, oder schwarz und grau gestreift. Sie liefert reichlichen Samen, der ein süßes, lieblich schmeckendes Oel giebt,

dessen Bereitung unter Oehl, Th. 104, S. 541 u. f., angeführt worden. Der Same läßt sich auch sechs bis acht Jahre aufbewahren, und bleibt dabei immer zur Aussaat tauglich.

Was nun die Kultur dieser Pflanze anbetrifft, so nimmt sie mit einem Boden von mittlerer Güte vorlieb, jedoch muß er etwas fest seyn, weil sie in einem leichten Boden sehr leicht vom Winde leidet, weshalb man sie auch nicht gern auf hohen Plätzen anbaut, wo sie demselben zu stark ausgesetzt ist, sondern lieber am Abhange der Berge und in Ebenen, woselbst sie beschützt steht. Ist der Boden aber zu mager, so muß man ihn vorher frisch düngen. Wenn der Bau dieser Pflanze von dem besten Erfolge seyn soll, so muß man derselben auch einen sonnenreichen Standpunkt geben; denn an einem schattenreichen Orte gedeihet sie nicht. Die Ackerkrume kann man schon im Herbste dazu vorbereiten, oder diese Bearbeitung auch erst im Frühjahre vornehmen. Die Zeit der Aussaat ist im März, oder in der Hälfte des Aprils. Den Samen legt man entweder in zwei Fuß breit von einander sich befindenden Reihen, oder noch besser, man säet ihn erst in ein Gartenbeet, wie andere Küchenkräutersamen. Nach Verlauf von vierzehn Tagen bis drei Wochen versetzt man die Pflänzchen vier Fuß weit von einander ins Kreuz. Die Versetzung geschieht am besten des Abends. Will man den in der Mitte des Vierecks sich befindenden leeren Raum benutzen, so kann man eine Kohlrabenpflanze dahin stecken. Wenn die Pflänzchen aufgegangen und etwas herangewachsen sind, so kann man sie behacken, und nur einen oder zwei Stengel für jeden Busch stehen lassen. Sollen die Blumen und die Samen eine beträchtliche Größe erlangen, so muß man, wenn der Stamm schon ansehnlich groß ist, allenfalls in der Mitte des Julius, die zwischen ihm und den Nebenästen hervorsprossenden Augen fleißig aus-

brechen. Die Erndte beginnt, wenn alle Staubfäden abgefallen sind, und die Kerne bersten zu wollen scheinen. Dann schneidet man, jedoch jedesmal nur die zeitigen, Blumen ab, zuerst aber die Hauptblumen, dann die Nebenblumen. Die erhaltenen Köpfe legt man neben einander, aber ja nicht auf einander, und läßt sie in der Sonnen- oder in einer gelinden Stubenwärme nach und nach trocknen. Dann werden die Kerne wieder herausgenommen und ebenfalls getrocknet, jedoch nur langsam. Hierauf läßt man sie an temperirten Orten bis zum Frühjahre liegen, um Oel daraus zu schlagen. Man sucht übrigens die größten und reifsten Sonnenköpfe aus und hebt solche bis zur Aussaat auf. Nach andern Landbauern soll man die Körner gleich in das für sie bestimmte und gedüngte Land stecken, wo sie stehen bleiben sollen, weil sie dann besser gerathen, als wenn man sie verpflanzt, wobei viele Pflanzen verloren gehen. Wenn sie aber verpflanzt werden sollen, so geschieht dieses, wenn die Pflänzchen $\frac{1}{4}$ Elle lang sind. Die Sperlinge pflegen diesem Samen sehr nachzugehen, dieserhalb muß man ihn, sobald er reif geworden, in den Köpfen an luftigen Orten aufhängen, bis alle Kerne reifen. Die ausgeklopften Samen müssen in Säcken gegen die Mäuse wohl verwahret werden. Da die Sonnenblumen nur kurze Wurzeln haben, so muß man deren Stengel, die vom Winde leicht umgeworfen werden können, mit einem Stabe unterstützen, oder mit einem Pfahle am Ende einer ganzen Reihe mit einer Latte, welche dieselben als ein Spalier mit einander verbindet. Die jungen Pflanzen werden auch an einigen Orten verspeiset, und ihre geschälten saftigen Stengel und Blumen geben, mit Artischocken bereitet, einen Küchenleckerbissen. Das Sonnenblumenöl, welches aus den Kernen gepreßt wird, ist an Speisen außerordentlich süß und wohlschmekkend, und dem besten Mohnöle an die Seite zu stel-

len; auch gebraucht man es zum Brennen in der Lampe, weil es sparsam brennt, und in den Apotheken. Die Stengel der Sonnenblumen geben, wie diejenigen des Türkischen Korns, die weißeste Potasche; auch da die Sonnenblume sehr vieles Mark enthält, welches, wenn die Stengel trocken geworden, ein weißes glänzendes Ansehen hat und es vorzüglich von einem blätterichten Papier ähnlichen Gewebe ist, so kann man es weit eher zu Papier gebrauchen, als viele andere vegetabilische Körper. Das Papier von diesem Marke wird sehr weiß und glänzend.

Die Zubereitung der Sonnenblumenstengel zum Essen geschieht auf folgende Weise: Man nimmt die Stengel der Sonnenblumen an den Seiten ab, da sie noch jung und mürbe sind, schneidet am Ende die Blätter weg und die Stengel Fingerslang von einander; dann nimmt man auch oben die Köpfe, ehe sie aufgeblühet sind, schält sie auswendig rein, eben so wie man von den Stengeln die auswendige Haut abzieht, und läßt es dann mürbe kochen, gießt das Wasser ab und Wein darüber, thut Butter daran; dann gesalzen mit Macisblumen und andern Gewürzen gewürzt, und in kurzer Brühe einkochen lassen. Man macht auch wohl eine solche Brühe darüber, wie über die Artischocken.

Man hat von dieser Sonnenblume auch eine Abart, welche den Namen kleine Zwergsonnenblume, Helianthus annuus (nana), führt. Sie ist in allen ihren Theilen kleiner, als die gewöhnliche, etwa 6. Fuß hohe Urart; in Töpfen gezogen, übersteigt sie selten die Höhe von 2 Fuß, und auch hier bei dieser Abart hat man die Blume in allen möglichen Abänderungen, mit orangenfarben und schwefelgelben, mit schwarzer oder gelber Scheibe gefüllt ꝛc. Den Samen säet man im März und April in gewöhnliche Gartenerde, wie bei der vorhergehenden. Das Oel, welches aus den Ker-

nen oder dem Samen dieser Sonnenblume gepreßt wird, ist süß und wohlschmeckend.

2) Vielblättrige Sonnenblume, Helianthus multiflorus, foliis inferioribus cordatis trinervatis, superioribus ovatis. Linn. Spec. plant. Tom. II, p. 1277. Helenium indicum ramosum. Bauh. pin. 277. Corona solis minor femina. Tabern. ic. 764. Chrysantemum americanum majus perenne, floris solis foliis et floribus. Moris. Hist. 3. p. 23. Diese perennirende, in Virginien einheimische, Pflanze hat starke Stöcke, breite, länglichrunde Blätter, und schöne große, gelbe, gefüllte Blumen, welche auf hohen Stengeln sitzen, einen schuppigen Kelch haben und vom Junius bis in den September erscheinen. Man zieht diese Pflanze sowohl in den Gärten, als auch in den Zimmern in Töpfen. Sie kommt in jeder Erde gut fort, liebt während der Sommermonate viel Wasser, und kann im Keller durchwintert werden.

3) Riesen-Sonnenblume, Helianthus giganteus, foliis alternis lanceolatis scabris. basi ciliatis, caule strictoscabro. Linn. Spec. plant. Tom. II, p. 1278. Helianthus foliis lanceolatis sessilibus. Gron. virg. 129. Chrysantemum virginianum altissimum angustifolium, puniceis caulibus. Moris. Hist. 3. t. 24. Chrysanthemum virginianum elatius angustifolium, caule hirsuto viridi. Pluk. alm. 99. t. 159. f. 5. Diese perennirende, in Virginien und Kanada zu Hause gehörende Pflanze, hat einen 10 Fuß hohen, rauchen, grünen Stängel, längliche, lanzettförmige, ein wenig gezähnte, auf beiden Seiten rauhe Blätter, mit haarigen Stielen; die rauhen Blumenstiele tragen viele kleine gelbe Blumen, welche besonders in der Nacht stark leuchten. Unter den dauerhaften und sehr späten Staudengewächsen ist diese

Sonnenblumenart wohl die höchste, und im Blühen die letzte, die im Herbste bis zu den stärksten Nachtfrösten anhält. Ihre kriechende Wurzel breitet sich sehr aus, so, daß man sie jährlich umgraben muß. Die ersten Zweige haben zwei gegenüberstehende Blumen

4) Höchste Sonnenblume, Helianthus altissimus, foliis alternis latiuscule lanceolatis scabris, petiolis cilliatis, caule stricto glabro. Chrysanthemum virginianum altissimum puniceis caulibus. Moris. hist. 3. p. 24. Diese perennirende Pflanze, welche in Pensylvanien zu Hause gehört, ist eine Schwester der vorhergehenden; sie hat dieselbe Gestalt und Höhe; nur sind ihre Blätter $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{6}$ breiter und verschiedentlich gezähnt; übrigens länglich lanzettförmig, wie die der vorigen Art. Der Stiel ist glatt und purpurfarben. Die schönen gelben Blumen leuchten gleichfalls in der Nacht.

5) Schmalblättrige Sonnenblume, Helianthus angustifolius, foliis alternis linearibus. Gron. virg. 129. Flos solis marianus, foliis alternis angustissimis scabris. Pet. mus. 103. Diese in Virginien wildwachsende Sonnenblume hat sehr schmale abwechselnd stehende rauhe Blätter und schöne gelbe Blumen.

Es giebt nun, außer den hier angeführten, noch mehrere Arten von Sonnenblumen, die ich aber hier übergehe; denn alle zeichnen sich mehr oder weniger durch breite, lange und schmale Blätter, und schöne gelbe Blumen aus. Die oben angeführten Arten sind die vorzüglichsten, besonders Nr. 1 und 2, welche auch in unsern Gärten, und Nr. 2 auch in den Zimmern gezogen werden. Nr. 1 macht in den großen Rabatten unter andern großen Pflanzen ein vortreffliches Ansehen, weil sie eine der schönsten dieser Blumengattungen ist, sie schickt sich auch wegen ihres langen Blühens an alle solche Oerter gepflanzt zu werden, wo

sich dergleichen große und buschigte Stauden gut ausnehmen. Die übrigen Sorten verdienen auch eine Stelle in den großen Rabatten, wenn sie gleich nicht so schön sind, als die vorher erwähnte, weil sie sehr spät im Jahre blühen und man eine lange Zeit von ihnen Blumen haben kann. Alle Sonnenblumenarten sind sehr dauerhaft und wachsen fast in einem jeden Boden; und wenn man sie im Herbste oder Frühlinge zur rechten Zeit, ehe es zu warm und zu trocken wird, durch ihre Wurzeln theilt, so kann man sie sehr leicht fortpflanzen; sie breiten sich dann in Zeit von einem Jahre so aus, daß ein jeder kleiner Kopf eine sehr große und schöne Staude ausmacht. Diejenigen Sonnenblumen, welche in Südamerika und in Brasilien zu Hause gehören, erfordern eine Stelle im Winter in einem frostfreien Behältnisse oder Behälter, wie zum Beispiel in einem gut verwahrten Keller. Hat man noch etwas zartere Sonnenblumenarten in den Gärten stehen, so muß man sie bei strenger Kälte etwas bedecken, weil sie sonst vom starken Froste leicht absterben. Die ehemals zu den Sonnenblumen gezählte Jerusalems Artischocke, Solanum tuberosum, Helianthus tuberosum, wird jetzt zu den Nachtschatten gezählt, und ist schon Th. 11, S. 224 u. f., abgehandelt worden.

Sonnenblumenöl, s. oben, unter Sonnenblume.

Sonnenbrand, Fr. Hale, der Brand der Sonne, die Wirkungen ihrer Strahlen auf irgend einen Körper, einen Gegenstand; daher sagt man: der Landmann empfindet den Sonnenbrand, weil er bei seiner Arbeit auf dem Felde der Glut ihrer Strahlen am meisten ausgesetzt ist und davon gebräunt wird. Ein von der Sonne verbranntes Gesicht, wenn die Haut von der Sonnenhitze recht gebräunt worden. Diese dunkle Farbe verliert sich zum Theil wieder, wenn man sich der Sonne auf einige

Zeit entzieht, jedoch ist dieses nur bei Städtern der Fall, nicht bei den Landleuten, wo die braune Brandfarbe schon durch eine vieljährige Arbeit auf dem Felde Festigkeit bekommen. Mittel dagegen giebt es Wenige. Das fleißige Waschen mit frischem Wasser des Morgens nach dem Aufstehen, und des Abends beim Schlafengehen, besonders für den Landmann, der vom Felde kommt; dann reines Abtrocknen ist wohl das beste, welches man hier anwenden kann, um die Haut rein und frisch zu erhalten; dann kann man auch diejenigen Mittel versuchen, die oben, unter Sonnenflecken, angeführt worden, welche bei denjenigen wirken werden, welche sich der Sonne nur auf kurze Zeit ausgesetzt haben, wie z. B. auf Reisen ꝛc.; bei dem Landmanne helfen sie nichts; auch wird er sie nicht anwenden, weil seine Eitelkeit wohl nur darin bestehen kann, sein von der Sonne verbranntes Gesicht, als Zeichen seiner mühevollen Arbeit, zur Schau zu tragen. Wer sich in den Sommermonaten stark der Sonne aussetzen muß, besonders Frauenzimmer, thut auch wohl daran, einen Schleier über das Gesicht zu tragen oder eine leichte Larve von Wachstaffent. Einige Bergbewohner im Süden von Europa sollen sich das Gesicht mit dem Safte vom Nachtschatten reiben, wenn sie genöthigt sind, Arbeiten in der Sonne zu verrichten. Dieser Saft soll nicht nur sehr erfrischend und lindernd, sondern auch durch seine narkotische Eigenschaft die Haut vor dem Sonnenbrande bewahren. Dann werden auch noch empfohlen: destillirtes Rosen-, Lilien-, Bohnen-, Erdbeern-, Melonen-, Pimpinellenꝛc. Wasser; Frauenmilch, die Milch von Eselinnen; Bhenöl, Eyer- und süßes Mandelöl ꝛc. Bei den Oelen wird Aufmerksamkeit empfohlen, damit dieselben nicht den Teint schwärzen. Auch Pomade, die mit Kakaobutter, Wallrath, Balsam von Mekka ꝛc. bereitet worden. Auch das Gelbe von einem Ey in Lilienöl

geschlagen, soll für den Sommerbrand gut seyn. Auch des Nachts, beim Schlafengehen, soll man Leinwand, welche mit Eygelb und Wallrath überstrichen worden, auf das Gesicht legen.

In der Feldwirthschaft oder dem Ackerbaue gebraucht man das Wort Sonnenbrand um eine trockne Jahreszeit anzuzeigen, das heißt, einen trocknen, heißen Sommer, in dem viele Winde herrschen. Der Sonnenbrand thut den Erdfrüchten großen Schaden, indem er das Erdreich zu sehr austrocknet oder ausdörrt. Um zu verhindern, daß der Dünger nicht zu sehr austrockne, so muß man ihn auf den Feldern, wo er in Haufen aufgestellt worden, mit Baumzweigen, Kräutern ꝛc. bedecken, und ihn zum öfteren benetzen. Man muß die Mist- oder Düngerhaufen nicht der Sonnenglut auf den Feldern aussetzen, sondern sie, wo möglich, unter den Schatten von Bäumen aufstellen, und wo dieser nicht hinlänglich ist, sie vor der Sonne zu beschützen, muß man sie sogleich, wie oben angeführt worden, bedecken. Beim Sonnenbrande leiden auch gewöhnlich alle junge Anpflanzungen; sie müssen daher gleichfalls vor der Sonne geschützt werden, welches am besten geschieht, wenn man ihnen eine Lage gegen Morgen giebt, wo sie zwar die Morgensonne genießen, jedoch gegen die Mittagsglut der Sonne geschützt sind.

Sonnenberger-Waaren, Waaren, welche uns aus Sonnenberg, einem Städtchen in dem Sachsen-Meinungschen Oberlande zugeführt werden, als Spiegel und Rahmen, mit und ohne Glas, von allen möglichen Sorten; verschiedene aus Holz gemachte Sachen, als: Schachteln, Kästchen, Spritzen, Spielsachen ꝛc.; dann allerlei Spielsachen aus Holz und Teig zusammengesetzt. Nägel von allen nur möglichen Arten für die Sattler; Wetzsteine, Schiefertafeln ꝛc. Es werden jährlich an 14,000 Ctr., 200,000 Fl. an Werth

abgesetzt, und 39 Kaufleute beschäftigen sich mit diesen Zweigen des Handels und mit dem Lederhandel.

Sonnenburger Krebse, Krebse, von besonderer Größe und Wohlgeschmack, welche aus Sonnenburg, einem Städtchen im Frankfurter Regierungsbezirke nach allen Gegenden der Preußischen Monarchie ꝛc. verschickt werden. Man packt sie in Gras ein.

Sonnendach, s. unter Sonnenschirm.

Sonnendecke, eine Art eines Schirms mit Vorhängen, welchen man hinten auf die Chalouppen wider die Hitze der Sonne und den Regen spannt.

Sonnenfächer, ein Fächer, sich damit vor den Sonnenstrahlen zu verwahren; s. unter Fächer, Th. 12, S. 31. Die Sonnenfächer sind bei den Frauen jetzt außer der Mode gekommen, man gebraucht sie nur noch auf Bällen der vornehmen Welt; auch verlangt das Hofzeremoniel noch bei Vorstellungen oder der Cour diese Mode. Warum diese gewiß nicht ganz üble Mode in der Frauenwelt abgekommen, ist nicht zu enträthseln, da die Fächer wohl nicht nachtheilig auf die Gesundheit gewirkt haben können, wie man vorgeben will; denn ein sanftes Heranwehen, Herandrükken der Luft mit dem Fächer auf einen bloß durch die Sonnenhitze in Transpiration gesetzten Körper, kann doch wohl keine Erkältung zuwege bringen, oder wohl gar Schlagflüsse erzeugen; im Gegentheil ist das Anfächeln einer sanften Luft in heißen Tagen auf Promenaden oder Spaziergängen in Lustgärten, in Schauspielhäusern, Concertsälen ꝛc. ꝛc., gewiß sehr wohlthätig. Hiervon abgesehen, welches doch eigentlich der Hauptzweck war, so ist der Fächer gewiß in einer Frauen Hand auch ein sehr angenehmes Spielzeug, ein sehr angenehmer Zeitvertreib, wie der Stock in einer Manns Hand, und wenn die Türken ihre Blumensprache haben, so hatten die Europäerinnen ihre Fächersprache, die oft beredeter war, als Auge und

Mund. Hierzu kamen nun noch die schönen Gestalten, die der Kunstsinn dem Fächer in dem ersten Lüstre dieses Jahrhunderts zu geben wußte, wie Palmenblätter ꝛc., welches in einer schönen Frauen Hand dem Fächer noch mehr Anziehungskraft verlieh, und wodurch er seinen doppelten Zweck, zu kühlen und zu entzücken, erfüllte. Ein-Mehreres über den Fächer, seine Gestalt, die Masse, woraus er bestand, seinen Nutzen, seine Schädlichkeit ꝛc., s. den oben erwähnten Theil.

Sonnenfackel, Faculae solis, in der Astronomie, heller glänzende Theile oder Punkte in der Sonne, als sie selbst ist, oder als ihr Licht giebt; s. auch oben, unter Sonne, S. 609.

Sonnenferne, Aphelium, in der Astronomie oder Sternkunde, die Entfernung eines Planeten in seiner Bahn von der Sonne; auch der Punkt selbst, in welchem er am weitesten von derselben entfernt ist, zum Unterschiede von der Sonnennähe, Periphelium; s. oben unter Sonne.

Sonnenfeuer, das Feuer der Sonne, zum Unterschiede von dem Feuer, welches man durch Stahl und Stein hervorbringt, oder durch Phosphor, Schwefelsäure ꝛc., dem chemischen Feuer. Das Sonnenfeuer erhält man durch Brenngläser ꝛc.

Sonnenfinsterniß, Eclipsis Solis, s. Solaris, Defectus Solis; Fr. Eclipse du Soleil, die Verfinsterung der Sonne durch den Mond, wenn derselbe zwischen ihr und der Erde steht, und sie auf eine Zeit lang bedeckt. Sie erfolgt daher nie zu einer andern Zeit, als im Neumonde, das ist, wenn man den Mond eben da zu suchen hat, wo die Sonne steht. Um hiervon einen deutlicheren Begriff zu geben, so beachte man, daß der Mond alle 28 Tage um unsere Erde geht, und zwar auf einem Wege von Westen nach Osten, welches man daraus sehen kann, daß er täglich beinahe eine Stunde später auf- oder untergeht, als er den vorhergehenden

Tag that. Der Mond hat nun einen bestimmten Weg um unsere Erde, der aber nicht genau in der Richtung liegt, in welcher die Sonne um unsere Erde zu gehen scheint, oder in welchem wir durch das Umwälzen unserer Erde der Sonne vorbeigeführt werden; man kann es auch augenscheinlich sehen, daß der Mond oft höher, oft niedriger steht, als die Sonne. Wenn nun der Mond alle vier Wochen einmal höher und einmal niedriger steht, als die Sonne, so kann man sich leicht denken, daß er auf seinem Wege die scheinbare Sonnenbahn alle vier Wochen zweimal durchkreuzt. Wenn nun dieses Durchkreuzen im Neumonde oder zu einer solchen Zeit geschieht, daß der Mond sich zwischen der Sonne und Erde befindet, wie schon oben angeführt worden, so geht der Mond vor der Sonne vorbei, und macht einen Schatten auf unserer Erde, welches dann eine Sonnenfinsterniß genannt wird. Die Sonne verliert ihr Licht hier nicht wirklich, sondern dasselbe wird nur den Erdbewohnern durch den vortretenden Mond entzogen; daher denn auch nicht an allen Orten der Erde ein gleich großer Theil der Sonne verfinstert wird.

Die Sonnenfinsternisse sind nun entweder partial, wenn die Sonne nur zum Theil, oder total, wenn sie ganz vom Monde bedeckt wird. Die totale Finsterniß entsteht, wenn die Sonne genau dem Durchschnittspunkte entgegensteht. Das Letzte setzt voraus, daß zur Zeit einer solchen Begebenheit der Mond einen größeren scheinbaren Durchmesser habe, als die Sonne. Wenn nun die Sonne beim Durchgange des Mondes etwas höher oder niedriger steht, oder sich etwas weiter nach einer Seite entfernt, so wird die Sonne nur zum Theil verfinstert, und der Mondschatten geht unten oder oben der Sonnenscheibe vorbei; tritt der Mond ganz in die Sonnenscheibe hinein, läßt aber noch einen hellen Ring um sich unbedeckt, so heißt eine

solche Finsterniß eine ringförmige, Annularis; denn wenn gleich der Mond einen größern scheinbaren Durchmesser hat, als die Sonne, wie schon oben angeführt worden, oder die Durchmesser fast von gleicher Größe sind, so sind doch beide veränderlich. Wenn die Mittelpunkte des Mondes und der Sonne zusammentreffen, so heißen sie central; ist hierbei der scheinbare Durchmesser des Mondes kleiner, als derjenige der Sonne, so ist die Finsterniß ringförmig; ist er größer, so ist sie total mit Dauer (totalis cum mora); sind beide Durchmesser gleich, daß zwar der Mond die Sonne deckt, aber wegen seiner eigenen Bewegung sogleich wieder verläßt, so ist die Verfinsterung total ohne Dauer, oder von augenblicklicher Dauer (totalis sine mora). Steht die Sonne noch weiter ab, wenn der Mond die Bahn durchkreuzt, oder steht die Sonne dem Durchschnittspunkte gar nicht gegenüber, sondern zur Seite, so fällt der Schatten nicht auf die Erde, und wir haben gar keine Sonnenfinsterniß. Wenn also der Mond im ersten oder letzten Viertel, und überhaupt zu einer andern Zeit, als im Neumonde, die Bahn durchschneidet, so ist keine Sonnenfinsterniß, sondern selbige kann nur im Neumonde Statt finden. Hieraus läßt sich leicht erklären, wie es zugeht, daß die Sonnenfinsternisse nicht alle bei uns sichtbar sind; denn fällt der Zeitpunkt, wo der Mond die Sonnenbahn durchkreuzt, oder wie man es nennt, den Knoten schneidet, gerade so, daß wir Nacht haben, so sehen wir die Finsterniß nicht, sie ist aber in Amerika sichtbar; oder geht der Schatten zu sehr nördlich oder südlich bei einer nicht ganzen Verfinsterung, so sehen wir auch nichts davon. So z. B. wenn bei uns die Sonne beinahe ganz verfinstert ist, so ist in den Nordgegenden, Dännemark, Schweden ꝛc., nur ein feiner Ring von dem Rande der Sonnenscheibe rund um die Sonne sichtbar, und in den südlichen Ländern,

ja schon in Italien, ist die Sonne nur halb verfinstert, in den Gegenden des Südpols ist diese Finsterniß unsichtbar. Um sich nun von der Sonnenfinsterniß einen deutlichen Begriff zu machen, so sey S, Fig. 8772, die Sonne, in L sey der Mond, in T die Erde, so ist CGD der Schatten des Mondes, welcher von den Strahlen AG u. BG der Sonne begränzt wird, u. der wahre Schatten heißt; der Beobachter in G wird also eine totale Sonnenfinsterniß haben. Die Strahlen ADF und BCB der Sonne, welche einen Halbschatten auf die Erde werfen, verursachen den Beobachtern in GE und GF eine partiale Sonnenfinsterniß. Bei einer großen, besonders gänzlichen Sonnenfinsterniß zeigen sich alle Wirkungen der Nacht. Die Vögel fallen zur Erde nieder, die Sterne erscheinen, und die Dunkelheit ist, wo nicht größer, jedoch auffallender und empfindlicher, als die der Nacht selbst. Es sind aber die gänzlichen Sonnenfinsternisse für einen bestimmten Ort äußerst selten. Im Jahre 1706, den 12. Mai, ward eine an den meisten Orten von Deutschland total gesehen; dann waren große Sonnenfinsternisse in dem Jahre 1764 am ersten April, und im Jahre 1793 am 5. September ꝛc.

Da wir nun den Weg des Mondes und die scheinbare Bahn der Sonne eben so genau bestimmen können, wie der Fuhrmann die Landstraße, und genau wissen, zu welcher Zeit Sonne und Mond an Ort und Stelle eintreffen, so lassen sich auch diese Finsternisse auf Stunden und Minuten vorher sagen, und aufs genaueste bestimmen, wie groß sie seyn werden. Da wir nun dieses so genau vorher bestimmen können, so kann derjenige, welcher von der Sternkunde nichts versteht, dieses kaum begreifen, und der gemeine Mann denkt sich darunter, was für Unheil dem Lande und ihm begegnen werde. Es hat also bei einer Sonnenfinsterniß Niemand zu zittern und zu zagen, denn

es ist die einfachste Naturbegebenheit, die natürliche Folge der Stellungen, welche die Sonne, der Mond und die von uns bewohnte Erde, nach der weisen Einrichtung des großen Schöpfers zu gewissen Zeiten in ihrem Laufe gegen einander haben. Im ganzen fallen vielmehr Sonnen- als Mondfinsternisse vor, da aber die Sonnenfinsternisse immer nur auf einem geringen Theile der Erdfläche sichtbar sind, so sind für einen bestimmten Orte die sichtbaren Sonnenfinsternisse weit seltener, als die sichtbaren Mondfinsternisse. Das Verhältniß ist ungefähr wie 4 zu 11. Wenn uns der Mond die Sonne ganz verdunkelt, sagt Achard, so muß sein Schatten natürlicher Weise auf die Erde fallen und den Ländern, die er trifft, das Sonnenlicht entziehen; daher ist eine solche Himmelsbegebenheit eigentlich eine Erdfinsterniß (Eclipsis terrae); als eine solche erscheint sie auch den Bewohnern des Mondes und läßt sich so in der Sternkunde am leichtesten und allgemeinsten betrachten.

Völlige oder totale Sonnenfinsternisse sind sehr selten und können sich nicht anders ereignen, als wenn der Mond in der Erdaxe mitten durch die Sonnenbahn geht; bei vielen ist er in der Erdferne, und daher erscheint er uns kleiner, als die Sonnenscheibe, und bedeckt solche auch in den nördlichen Ländern, wo er mitten vor der Sonnenscheibe vorbei geht, nicht ganz, sondern läßt rund herum einen freien hellen Ring. Wenn aber eine Sonnenfinsterniß eintritt, so ist es dem Landmanne wohl anzurathen, daß sie die weidenden Heerden vor dem Eintritt der Finsterniß zu Hause kommen lassen, weil durch die plötzliche Unterbrechung der heilsamen Wirkung der Sonnenstrahlen, sich viele Dünste niederschlagen, die den weidenden Heerden vielleicht nachtheilig seyn können. Hat indessen die Sonne die Weiden eine Stunde wieder beschienen, so ist kein Nachtheil mehr zu fürchten. Wenn man die

Sonnenfinsterniß betrachten will und hat dazu keine Werkzeuge, so darf man nur ein Stück Glas über einer Lampe durch den Rauch schwarz machen, und eine kleine Stelle für das Auge klar lassen, so wird man sie sehen können. Man muß aber nicht in der Beobachtung zu anhaltend fortfahren, weil das Auge an eine solche Bewaffnung noch nicht gewöhnt ist, sonst kann es leicht eine solche Blendung erhalten, die nachtheilig auf die Sehnerven wirkt, so daß man auf längere Zeit immer ein Flimmern vor den Augen behält, bis die Sehnerven wieder gestärkt worden. Man gewahrt bei dieser Beobachtung, daß der Mond von der rechten oder von der Westseite, etwas oberhalb der Sonnen, eintritt, und auf der linken oder Ostseite wieder austritt, woraus man den überzeugenden Beweis erhält, daß der Mond von Westen nach Osten um die Erde läuft. Da man die eintreffenden Sonnenfinsternisse immer schon vorher weiß, weil sie von den Astronomen in den Kalendern und öffentlichen Blättern auf die Stunde, Minute und Sekunde ꝛc. angezeigt worden, so muß man auch seine Uhr nach einer genau gerichteten Sonnenuhr stellen, damit man den Eintritt der Finsterniß nicht verpaßt. Besonders ist dieses auf dem Lande nöthig, weil man sich da leicht, wie ein Astronom sagt, auf den Küsten verlassen muß, dem es auf eine halbe Stunde nicht ankommt.

Sonnenfisch, St.-Petersfisch, Zeus faber; Fr. la Dorée, ou le Poisson Saint-Pierre, eine Fischgattung, welche zu den Spiegelfischen gehört. Man findet ihn im Mittel- und Atlantischen Meere, im Ersteren an den Französischen Küsten. Er ist groß, $1\frac{1}{2}$ Fuß lang und 1 Fuß breit, platt und von Silber- und Goldfarbe, an den Seiten mit einem schwarzen Flekken bezeichnet. Er hat zwei Stachelreihen auf dem Rücken und auf dem Bauche, und hinter jedem Rückenstachel lange Fäden. An jeder Spitze der Sterzflosse

und des weichen Theils der Rückenflosse läuft eine Reihe von zweitheiligen Höckern. Das Fleisch dieses Fisches wird sehr geschätzt.

Sonnenflecken, s. oben, unter Sonne, S. 583 u. f.

Sonnenförmige Binde, Fascia solaris. Man nimmt eine Binde, die auf zwei Köpfe zusammengerollt ist, ungefähr 3 Ellen lang (Pariser Ellen) und einen Querdaumen breit. Mit der Binde passire man über denselben Schlaf, welcher der Aderlaß der Arterie gegenüber ist, und mache eine Zirkeltour oder fahre in einen Zirkel an der Stirne, und mache einen Knoten, wie die Einballierer über die Compresse. Mit einem von den Köpfen passirt man unter das Kinn, und mit dem andern oben auf den Kopf; hierauf macht man noch einen Knoten, der gleich dem ersten ist, auf demjenigen Schlafe, wo man anfangs die Bandage angefangen hat. Ueber diesen Knoten macht man anfangs viele Zirkelführungen, um so wohl die Bandage recht feste, als auch dieselbe zierlich zu machen. Man bedient sich dieser Bandage nach verrichteter Arteriotomie, um die Arterie zu comprimiren, die Compresse festzuhalten und die Consolidation zu befördern. Diese Bandage wird besser comprimiren, wenn statt eines, zwei Knoten neben einander auf dieselbe zu liegen kommen, und zwei Touren, deren die eine gleichfalls über den Scheitel, die andere unter das Kinn läuft, gemacht würden. Man verfährt übrigens mit den Zirkularführungen wie angeführt worden. Die Binde muß ungefähr sechs Ellen lang und einen Querdaumen breit seyn. Mit dieser, der Verducks-Bandage, kommt fast diejenige überein, welche Johann van Meekren in seinen raren medicinisch-chirurgischen Anmerkungen in einer Figur auf dem 165sten Blatte entworfen, welche zwar mit mehrerem Rechte, wegen Vielheit der Gänge, sonnenförmig genannt werden könnte, theils weil sie beschwerlicher zu machen, und

theils nicht zu feste anliegt. Von dieser Bandage ist, in Ansehung einer Tour, so über die Nase läuft, nur diejenige unterschieden, welche im Aupent. Armam. Chirurg. Scultet. Fig. 2, Tab. 18, aufgezeichnet worden, welche, wie die vorige, nicht fest genug angewendet werden kann. Man verwirft also diese beiden zuletzt angeführten Binden und bedient sich statt derselben, der größeren Sicherheit wegen, des Verducks seiner Bandage.

Sonnenfreundin, Heliophila Linn., eine wenig bekannte Pflanzengattung, welche in die zweite Ordnung der funfzehnten Klasse (Tetradynamia Siliquosa) des Linnéischen Pflanzensystems gehört und von der es mehrere Arten giebt. Linné führt in seiner Species plantarum zwei Arten an, Heliophila integrifolia und Heliophila coronopifolia; sie gehören auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu Hause, kommen aber in unsern Gärten und Zimmern nicht vor, sondern nur in botanischen Gärten, daher übergehe ich sie hier.

Sonnenfrucht, Heliocarpus Linn., eine in Süd-Amerika, zu Vera-Crux, einheimische Baumart, welche in die zweite Ordnung der eilften Klasse (Dodecandria Dyginia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört. Linné führt davon in seiner Species plantarum nur eine Art an, Heliocarpus Americana, welche bei uns nur in den botanischen Gärten gezogen wird.

Sonnengeyer, nach einigen Naturforschern eine Benennung des Weibchens vom Kuttengeyer oder Mönch, Vultur Monachus, weil dessen nackter Kopf wie mit einem Lichtscheine umgeben zu seyn scheint. Da aber auch das Männchen einen nackten Kopf und Hals hat, so könnte man auch eben so gut das Männchen mit diesem Namen belegen.

Sonnenglanz, der Glanz der Sonne, ihr feurig glän-

zender Schein. In einigen Gegenden Deutschlands belegt man im gemeinen oder gewöhnlichen Leben diejenige Schwäche der Augen, da man ein Stechen in denselben empfindet, wenn man in die Sonne sieht, mit diesem Namen; auch wohl mit dem Namen Sonnenschein, Sonnenschuß.

Sonnenglas, Sonnenfernrohr, Helioscop; Helioscopium; Fr. Helioscope, in der Optik, ein Seherohr, mit gefärbten Augengläsern, wodurch man ohne Verletzung des Auges oder des Gesichts in die Sonne sehen kann. Man kann sich dergleichen Gläser selbst färben, wenn man durch dieselben die Sonne betrachten will, man darf das Augenglas eines gewöhnlichen Seherohrs nur über ein brennendes Licht oder eine Lampe halten, und es schwarz anlaufen lassen; auch ein jedes andere Glas, auf ähnliche Art zubereitet, dient, die Sonne dadurch ohne Schaden des Gesichts zu betrachten. Auch ein Fernrohr, welches an einer finstern Kammer angebracht worden, um das Bild der Sonne darin vermittelst desselben auf einer weißen Wand darzustellen, führt diesen Namen. S. auch Sonnenmesser.

Sonnenglut, die Glut der Sonne, ihre größte Hitze, besonders in den Mittagsstunden, welche hauptsächlich in den südlichen Ländern sehr empfunden wird; aber auch in den nördlichen in der Sommerzeit, wo die Sonne, nach den weisen Absichten des Schöpfers, in der nur kurzen Dauer ihres Wirkens Alles zur Reife bringen muß.

Sonnengoldblume, Rainblume, Winterblume, ewige Blume, Elichrysum, Heliochryson, Stoechas citrina latifolia, eine Benennung des gemeinen Ruhrkrautes, Gnaphalium (fruticosum), Stoechas, s. unter Ruhrkraut, Th. 128, S. 641 u. f. Der Lateinische Namen Heliochryson ist aus zwei Griechischen Wörtern, ἥλιος und χρισον,

Sonne und Gold, zusammengesetzt, und daher entstanden, weil der Kelch dieser Blume mehrentheils goldfarbig ist. In älteren botanischen Werken und Gartenschriften findet man diese Pflanze als eine eigene Gattung mit ihren Arten beschrieben. Linné führt sie in seiner Species plantarum unter dem Namen Elichrysum oder Heliochryson nicht auf, sondern zählt die Arten zu dem Ruhrkraute, Gnaphalium Linn. Unter Ruhrkraut, Th. 128, sind abgehandelt worden: die deutsche, die feuergelbe, die ährige, u. die schon oben angeführte Sonnengoldblume. Neuere Botaniker haben unter Elichrysum ein neues Geschlecht gebildet, welches mit dem Deutschen Namen: Strohblume belegt worden, s. diesen Artikel.

Ehemals waren die Sonnengoldblumen in den Gärten sehr beliebt, man zog sie überall und in ziemlicher Menge, weil sie nicht nur mit ihren grünen und wolligten Blättern ein besonderes Ansehen machen, sondern auch einem Gewächshause unter andern Pflanzen, die von Blumen ganz entblößt sind, eine angenehme Mannigfaltigkeit, und einem gut geordneten Garten, eine große Zierde gewähren; weil die meisten Arten nicht allein den größten Theil des Sommers, sondern auch noch sehr spät im Herbste ihre Blumen bringen, und beinahe den ganzen Winter über schön bleiben. Wenn man die Blumen von allen Sorten der Sonnengoldblume sammelt, und sie an einem trocknen Orte vor Staub und Luft verwahrt, so können sie etliche Jahre schön bleiben, und mit denselben, wenn die verschiedenen Arten der Blumen recht untereinander gemischt worden, die schönsten Blumengefäße gefüllt werden, welche dann, wenn man sie in ein trocknes Zimmer setzt und vor Staub und andern Unreinigkeiten verwahrt, ein vortreffliches Ansehen machen. Man muß aber Acht darauf haben, daß weder Blume, noch Stengel naß oder feucht werden, und daß der Sand,

worin man sie aufbehält, sehr fein und trocken sey, weil sie von der geringsten Feuchtigkeit sehr leicht verderben. In den katholischen Ländern wurden diese Blumen ehemals nicht nur sehr hoch gehalten, sondern man wußte sie daselbst auch sehr gut zu erhalten, weil man sich derselben bediente, um damit im Winter die heiligen Oerter auszuzieren. Auch die Frauen in großen Städten benutzten diese Blumen im Winter zu ihrem Kopfputze, und dieserhalb wurden sie in der Mitte des verwichenen Jahrhunderts vielen andern Blumen vorgezogen. In neuester Zeit trifft man diese Blumen in Ziergärten nur noch hin und wieder an, die Mode hat sie verdrängt, sie haben andern, weniger schönen, jedoch ausländischen Gewächsen Platz machen müssen, wie der Buchsbaum, der sonst die Rabatten einfaßte und zierte, auch eine Zeitlang aus unsern Gärten verdrängt war, jetzt seine alten Rechte wieder gewinnt, den Ziergewächsen, den Prachtblumen, zur Einfassung zu dienen; so werden auch sie, die Sonnengoldblumen, das Ruhrkraut, wieder an die Reihe kommen. Der Grund, den man auch bei dem Buchsbaume anführte, daß sie wegen der fortkriechenden Wurzeln mancher Arten in der Erde, und wegen der starken Vermehrung durch Nebenschosse, welche, wenn man sie nicht gehörig in Schranken hält, in kurzer Zeit die ganze Rabatte überlaufen, ist wohl zu beachten, aber nicht haltbar genug, um sie aus unsern Gärten zu verdrängen, man darf sie nur gehörig in Schranken halten, so hat man von dem Wucher nichts zu befürchten. Sie gewähren übrigens noch den Vortheil, daß man sie in einen trocknen, schattigen und sandigen Boden bringen kann, wo wenige andere Pflanzen gerathen wollen; sie gedeihen hier sehr gut, und füllen dadurch Plätze, welche mit andern Ziergewächsen nicht so gut und zweckmäßig bebauet werden können.

Sonnengott, Sol, Hyperion, s. oben, S. 181.

Sonnengünsel, Cistus Helianthemum, s. unter Günsel, Th. 20, S. 318.

Sonnengut, s. Sonnen-Lehen.

Sonnenhaar, s. Sonnenstrahlen.

Sonnenhähnchen, Chrisomelae aestuans, eine Art Blattkäfer.

Sonnenhirse, Milium solis, s. unter Hirse, Th. 23, S. 805.

Sonnenhitze, s. oben, unter Sonne, S. 601. Man hat Versuche angestellt, wie stark der Mensch in der Sonnenhitze ausdünstet, und hat gefunden, daß er in der Hitze des Augusts den Tag über das höchste Maaß von 6 Pfunden und 2 Unzen hervorbringt. Bewegungen vermehren die Ausdünstung, so z. B. das Rudern, das Holzhauen, das Holzsägen oder Holzschneiden, das Rammen, das Käuen des Ingwers oder Ingbers ꝛc. Eine Wärme über 24 Grad macht Schweiß, und so lange derselbe anhält, wird die Ausdünstung gehindert.

Sonnenhof, Sonnenhöfe, die lichten Kreise um die Sonne, s. unter Hof, Th. 24.

Sonnenhöhe, in der Astronomie oder Sternkunde, die Höhe der Sonne, über dem Horizonte.

Sonnenhorn, eine Art Kreiselschnecke, Trochus solaris L.; s. unter Kreiselschnecke, Nr. 15.

Sonnenhut, Sommerhut, s. das letzte Wort, oben, S. 508. Unter Sonnenhüte begreift man nicht nur alle leichten Hüte, welche nicht drücken, sondern auch solche, welche eine Farbe haben, die die Sonnenstrahlen weniger anziehen, wie z. B. alle lichten Farben als weiß, himmelblau, rosenroth ꝛc.

Sonnenjahr, s. unter Jahr, Th. 28, S. 597.

Sonnenkäfer, Coccinella Linn., s. unter Käfer, Theil 32, Seite 90 und folgende. Man hat mehrere Käfer, welche diesen Namen führen, wie

z. B. der Sonnenkäfer mit schwarzen, rothpunktirten Flügeldecken; mit schwarzen, mit weißen oder gelben Flecken gezierten Flügeldecken; mit rothen oder gelben Flügeldecken mit schwarzen Punkten; mit rothen oder gelben Flügeldecken mit weißen Flecken; dann der ungefleckte Sonnenkäfer, Coccinella impunctata, und Coccinella impustulata.

Sonnenklar, so hell und klar wie die Sonne, am häufigsten im figürlichen Verstande, den höchsten Grad der Deutlichkeit, Erweislichkeit und Reinheit haben. Daher sagt man: Eine sonnenklare Sache; ein sonnenklarer Beweis; eine sonnenklare Wahrheit. Er ist seiner Betriegereyen sonnenklar überwiesen worden. Eine sonnenklare Unschuld, oder seine Unschuld ist sonnenklar; wenn sich nichts dagegen aufbringen läßt, welches sie trüben könnte. Wie sonnenklar steht dieses Wesen nicht vor dem Throne der Gerechtigkeit; vor den Schranken der Welt; vor den Furien des Gewissens. Sonnenklar zeigt hier immer die höchste moralische Reinheit an ohne alle Flecken; sie ist der höchste Beweis der Unschuld, dem nichts entgegen tritt, und wenn gleich die Sonne auch ihre Flecken hat, wie oben unter Sonne angeführt worden, so ist diese Reinheit auch nur von dem ausströmenden Sonnenlichte zu verstehen, welches keine Flecken hat.

Sonnenkoller, s. Sonnenstich der Pferde.

Sonnenkoloß, s. Sonnenstatue.

Sonnenkomet, Sonnencomet, Heliocometa, eine seltene Erscheinung der Sonne, da sie sich als ein Komet mit einem Schweife bei ihrem Untergange darstellt. Zu Greifswalde hat sie Pylen den 15ten März 1702 Abends um 5 Uhr in dieser Gestalt gesehen. Nahe bei der Sonne hat der Schweif kaum die Breite ihres Halbmessers, das andere Ende war viel breiter, und die Länge betrug ungefähr zehn

Durchmesser der Sonne. Er nahm mit dieser einerlei Weg, hatte eine gelbe Farbe, die weiter von der Sonne immer blässer wurde. Man sah ihn nur gleichsam abgemalt auf den höchsten und dünnsten, nicht auf den niedrigeren und dickeren Wolken. Seine völlige Sichtbarkeit dauerte eine gute Stunde, und dann verschwand er nach und nach. Ungeachtet das Zodiakallicht zu dieser Zeit beobachtet zu werden pflegt, so ist doch die erwähnte Erscheinung davon sowohl der Gestalt, als der Farbe nach, und besonders darin unterschieden, daß jenes nach und diese vor der Sonne Untergang gesehen wird.

Sonnenkrämer, s. Partkrämer, Th. 107, S. 664, und Trödler, unter T.

Sonnenkraut, ein Name der Cichorien oder des Wegwartes, s. Th. 8, S. 102.

Sonnenkreis, s. Sonnenzirkel.

Sonnenkrone, s. Sonnenblume, oben, S. 620.

Sonnenlauf, die scheinbare Bewegung der Sonne um die Erde, die aber, wie auch schon oben, unter Sonne, angeführt woeden, unscheinbar ist, indem sich die Erde um die Sonne bewegt; auch der Lauf der Sonne auf ihrer Bahn, das sich Drehen um ihre Axe.

Sonnenlehen, Sonnengut, Feudum solis s. solare, siehe Th. 69, S. 349 u. f.

Sonnenlouisd'or, eine alte Französische Goldmünze. Nach dem Remedio wiegt ein Stück 169 Holl. As, der Gehalt ist 21 Kar. $8\frac{1}{4}$ Gr., und fein Gold enthält 1 Stück 153 As, welches nach dem 20 Fl. Fuß 6 Rthlr. 1 Gr. 9 Pf. an Werthe beträgt. Nach der Augsburger Probe: an Gewicht 169, I Holl. As, Gehalt 21 Kar. 6 Gr., Inhalt 151, 5 Holl. As fein Gold, an Werth 6 Rthlr. 4 Pf.

Sonnenluft, der die Sonne umgebende, der Luft ähnliche, flüssige Körper.

Sonnenmesser, Heliometer, ein Instrument, den

scheinbaren Durchmesser der Sonne, überhaupt der Gestirne zu messen. Es ist nämlich in der Astronomie sehr viel daran gelegen, die scheinbaren Durchmesser der Gestirne scharf messen zu können, theils um von ihrer wahren Gestalt einen genauen Begriff zu erhalten, theils ihre wahre Größe zu bestimmen, theils den Unterschied ihrer größten und kleinsten Entfernungen anzugeben ꝛc. Man hat zu dem Ende Werkzeuge erfunden, die man Micrometer nennt, s. Th. 90, S. 211 u. f. Die gewöhnlichen Arten lassen sich nicht gut bei der Sonne und dem Monde anbringen, weil die entgegengesetzten Ränder dieser großen Gegenstände nicht zugleich ganz deutlich an ihren Fäden anliegend gesehen werden können, und, wenn man einen nach dem andern daran bringen will, der erste dann von seinem Faden abrückt, bis man den andern mit dem seinigen vereiniget. Die Astronomen haben es sich deshalb angelegen seyn lassen, ein zu diesem Gebrauche vorzüglich dienliches Werkzeug auszudenken oder zu erfinden, und es sind mehrere derselben zugleich auf einerlei Gedanken gerathen. Man hat diesem Instrumente den Namen Heliometer, und in einem Falle, der weiter unten erwähnt wird, Objectivmikrometer gegeben. Kästner hat in der 11ten Sammlung seiner Astronomischen Abhandlungen, von §. 348 bis ans Ende deutlich und ausführlich davon geschrieben, und diesem Schriftsteller folge ich hier in der Beschreibung dieses Instrumentes, jedoch nur auszugsweise, und so weit es dem Zwecke der Encyklopädie gemäß ist.

Herr Bougner, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, hat zuerst im Jahre 1748 in den Schriften derselben seine Erfindung bekannt gemacht, die in Folgendem besteht: A und B, Fig. 8728, sind die Mittelpunkte zweier Objectivgläser von einerlei Brennweite, deren Axen AC und BC einander parallel liegen, und auf der geraden Linie AB zwischen

den Mittelpunkten senkrecht stehen. Am andern Ende des Rohres, worin diese beiden Gläser neben einander eingesetzt sind, befindet sich in der gehörigen bekannten Entfernung, das gemeinschaftliche erhabene Augenglas, durch welches man die von jenen gemachten beiden verkehrten Bilder der Sonne DE und EF — hier ist nur von der Sonne die Rede, das Werkzeug kann aber auch zu andern Messungen gebraucht werden — zugleich also die Sonne doppelt sieht. Wenn folglich das Fernrohr nach ihr gerichtet ist, so ist D das rechte und E das linke Ende des Durchmessers DE im linken, vom linken Glase gemalten, und E das rechte, F das linke Ende des Durchmessers EF im rechten, vom rechten Glase gemalten Bilde der Sonne. Man erblickt folglich den linken Sonnenrand im linken Bilde, und den rechten im rechten Bilde nahe beisammen, und kann machen, daß sie sich berühren, ja übereinander legen, wenn man die Objectivgläser nahe genug an einander schieben kann. In unserer Figur haben die Gläser die Stellung, vermöge welcher die Bilder sich berühren. Wegen dergleichen Brennweiten werden die Bilder einerlei Gegenstandes, der von beiden Gläsern gleich entfernt ist, und immerhin die Sonne bleiben mag, gleich groß in gleicher Weite hinter den Gläsern senkrecht auf ihre Axen gemalt; sie liegen, wie die Gläser, in einer Fläche DF neben einander, die der Gläser AB parallel ist; ihre Mittelpunkte liegen in den Axen C und G, und da folglich ABGC ein rechtwinkliches Viereck ist, worin AB = CG seyn muß, so sind die Mittelpunkte der Bilder C und G so weit von einander entfernt, als die Mittelpunkte der Gläser A und B, und wenn sich die Bilder in E berühren, daß also CG zwei Halbmesser der Bilder ausmacht, so ist der Abstand der Mittelpunkte der Gläser AB dem Durchmesser des Sonnenbildes gleich, wornach sich nun leicht der Winkel, worunter die Sonne

gesehen wird, oder die scheinbare Größe derselben, DAE = EBF = AEB bestimmter berechnen läßt. — Denn wenn die Brennweite HE für den Sinus totus genommen wird, so ist HB, oder die halbe Entfernung, der Mittelpunkt der Gläser die Tangente des scheinbaren Halbmessers des Gegenstandes, folglich verhält sich die Brennweite zur halben Entfernung der Mittelpunkte der Gläser, wie der Sinus totus zur Tangente des scheinbaren Halbmessers, und da der Tangenten sehr kleiner Winkel sich verhalten wie die Winkel, so ist auch die Brennweite zur ganzen Entfernung der Mittelpunkt der Gläser, wie der Sinus totus zum scheinbaren Durchmesser. Ist der Sinus totus = 1, der scheinbare Durchmesser = k, die Brennweite = l, so ist AB = l tang. K. Um die beiden Bilder der Sonne jedesmal dichter aneinander rücken, also die Mittelpunkte der Gläser einander nähern und von einander entfernen zu können, befestiget man das eine unbewegliche Objectiv B vermittelst des Ringes CD an die Platte RR, welche das vom Auge abliegende Ende des Fernrohrs schließt, und setzt das andere E vermittelst eines ähnlichen Ringes in einen Schieber F, den die Schraube N, welche in die Mutter L eingreift, zwischen den Nuthleisten KK herbei und hinweg winden kann. Der Weiser I zählt auf der Scale BK die ganze Umdrehung der Schraube, und der Weiser O zählt auf der Scheibe M die Theile einer Umdrehung. Das länglichte Loch G, vor welchem das bewegliche Glas hin und her rutscht, muß, so weit es entblößt wird, verstopft werden, damit kein Licht durch dasselbe ins Fernrohr fällt. Wenn man auch, wie die Figur zeigt, an den gegeneinander gekehrten Seiten der Gläser einen Abschnitt wegnimmt, so kann man doch ihre Mittelpunkte selbst nicht aneinander bringen. Die Scale PK und die Scheibe M dienen also nur zu finden, um wie viel die Mittelpunkte einmal mehr als

das andere Mal von einander abstehen, nicht aber, wie viel sie überhaupt von einander entfernt sind. Nimmt man aber an, daß vom Mittelpunkte des unbeweglichen Glases B bis an den Anfang der Scale K, seyen x Umgänge, und man mißt mit dem Heliometer die anders woher schon bekannten, ziemlich ungleichen scheinbaren Durchmesser zweier, so weit, als man es haben kann, entfernter Gegenstände, und findet den ersten $= x + m$, z. B. $x + 5\frac{3}{3}\frac{1}{2}$ Umgänge, den andern $x + n$, z. B. $x + 38$ Umgänge; so läßt sich daraus x und der Betrag eines Schraubenganges, der R heißen mag, leicht finden. Weil sich nämlich die kleinere, bekannte, scheinbare Größe a zu der größeren b verhält, wie $x + m$ zu $x + n$, so ist auch

$$a : b - a = x + m : (x + n - x - m =) n - m =)$$

$$\frac{n - m}{a(n - m) = (b - a)(x + m)}$$

$$\frac{a(n - m) = x + m}{b - a}$$

$$\frac{a(n - m)}{F - a} - m = x$$

Da also R den Betrag eines Schraubenganges ausdrückt, so ist ferner

$$\frac{a = (x + m) R}{\frac{a = a(n - m}{b - a} R}$$

$$\frac{b - a}{n - m} = R,$$

welches, wie man leicht sieht, auch aus $b = (x + n) R$ heraus kommen muß. Nachdem man die Mittelpunkte beider Objectivgläser weiter von einander entfernen kann, nachdem kann man größere scheinbare Größen mit dem Werkzeuge messen, kleinere aber nicht, als welche dem Abstande der Mittelpunkte entsprechen,

der Statt hat, wenn sich die Gläser mit den Sehnen der Abschnitte berühren. Der Fehler, daß also nicht so kleine Winkel, als mit andern Mikrometern gemessen werden können, hat nichts auf sich, weil das Werkzeug gerade dazu bestimmt ist, nicht sehr kleine scheinbare Größen damit zu messen. Indessen hat Bouguer auch diesen Mangel durch einen Vorschlag zu heben gesucht, der schwer auszuführen seyn wird, und der kaum angeführten Hauptabsicht im Wege zu stehen scheint. Man kann statt der gemeinen Objectivgläser auch achromatische gebrauchen. Große Brennweiten müssen aber immer diese Gläser haben. Denn $\frac{1}{500}$ eines Zolles ist ungefähr die geringste Größe, von der man sich bei einiger Eintheilung versichert halten kann, und diese beträgt bei einer Brennweite von 40 Fuß gegen 52 Tertien, dieserhalb reicht selbst ein so großes Fernrohr zu einer Genauigkeit bis auf einzelne Sekunden zu. Wenn man aber nicht bis auf Sekundenmesser gehen will, so kann man auch Gläser von kürzerer Brennweite benutzen. Der berühmte Lambert hat sich zur Messung des Abstandes eines Kometen von benachbarten Fixsternen ein kleines, doch zu Minuten hinreichendes, und 7 Grad fassendes Heliometer aus fester Pappe verfertiget, und demnach ein Brillenglas, welches er auf die unten angeführte Dollondische Weise in der Mitte von einander geschnitten, und am Schnitte abgeschliffen, in zwei längliche Schieberbrettchen gefaßt, deren eines er rechts mit dem Zeigefinger, und das andere links mit dem Daumen der rechten Hand zwischen der äußersten Röhre, welche er wie die andere viereckigt zu machen gut gefunden, und dem darin befestigten durchbrochenen Brettchen aneinander hin verschoben, während welcher Zeit er durch das Fernrohr sah.

Auch ein Engländer Servington Savory, Herr von Exeter, hat schon im October des Jahres

1743 einen dem Bouguerischen ähnlichen Vorschlag der Gesellschaft der Wissenschaften zu London schriftlich übergeben, der aber erst auf Short's Veranlassung in den Transactionen vom Jahre 1753 bekannt gemacht worden, der aber hier übergangen werden muß, so wie auch andere Vorschläge von ihm, Objectivgläser in vier Stücke und Spiegel der Teleskope zu zerschneiden, weil besonders mit den letztern nichts Erhebliches ausgerichtet wird. — Johann Dollond, der Erfinder der achromatischen Seeröhren, beschreibt seine wahrscheinlich durch Bouguer veranlaßte Erfindung auch daselbst. Ein Objectivglas wird so von einander geschnitten, daß der Schnitt durch den Mittelpunkt geht, dann der Schnitt abgeschliffen und beide Hälften so aneinander gebracht, daß man sie mit den Flächen des Durchschnitts aneinander hinbewegen kann. Stehen beide Hälften so beisammen, wie sie vor der Zerschneidung standen, so machen sie ein einziges Glas aus; die Mittelpunkte beider sind nicht von einander entfernt, und sie machen zusammen nur ein einziges Bild des Gegenstandes. In der daraus entspringenden Möglichkeit, ganz kleine Winkel zu messen, hat Dollonds Einrichtung einen Vorzug vor der Bouguerischen, und da er an der Platte, welche die unbewegliche Hälfte trägt, einen Maaßstab, und an der, woran die andere Hälfte sitzt, einen Vernier oder Nonius anbringt, so kann er auch den Abstand des Mittelpunktes der beweglichen Hälfte vom Mittelpunkte der unbeweglichen selbst genau abmessen. Weil, wie oben angeführt worden, große Brennweiten zum Helicometer erfordert werden, die ihn unbequem machen, so hat Dollond ihn zu verkürzen, folgendes Mittel erfunden. Er setzt hinter beide Hälften des Hauptobjectivs in einer von ihm nicht bestimmten Weite mit ihnen parallel ein anderes ganzes, etwa von 12 Fuß, wenn jene von 40 Fuß sind, welche die aus

jenen kommenden Strahlen empfängt und von neuem in nähere Vereinigungspunkte zusammen bricht. Man kann, weil sich hier die Sache nicht ausführen läßt, als aus der Erfahrung bekannt ansehen, daß die kaum angeführten Maaßstäbe zur Messung der scheinbaren Halbmesser durch den Zusatz des neuen Glases, und die dadurch erhaltene Verkürzung des Werkzeuges nicht geändert werden. Da aber bei dieser ersten Einrichtung des zusammengesetzten Heliometers, oder, wie er nun in diesem Falle, da er ein vor dem Objectivglase angebrachter Mikrometer ist, genannt wird, Objectivmicrometers die Bilder an ihrer Deutlichkeit verlieren, und die Berührung der Ränder nicht so scharf wahrgenommen werden kann, so schlägt sie der Erfinder zum Gebrauche nicht vor, wohl aber eine andere, bei welcher er die beiden halben Objectivgläser vor die Oeffnung eines Spiegelteleskopes setzt. Die halben Objective haben ihre Stellen dicht vor der Oeffnung des Teleskopes, und der große Hohlspiegel thut nun dieselben Dienste, die kaum das ganze Objectivglas that, mit welchem er bekanntermaßen in Ansehung der Wirkung übereinstimmt. Daß, da nun die z. B. von der Sonne kommenden Strahlen convergirend, als wollten sie sich weit hinter dem großen Spiegel vereinigen, in denselben fallen, welche sonst parallel eingefallen seyn würden, folglich der große Spiegel die Bilder in geringerer Entfernung abmalt, jetzt der kleine Spiegel so viel näher zum großen gerückt werden muß, versteht sich von selbst, so wie jene aus dem vorhergehenden selbst schließen werden, daß auch hier die Skale zur Messung der scheinbaren Größen dieselbe bleibt, die sie in dem einfachen Heliometer ist. Bei diesem wäre es seiner Länge halber mühsam und zeitspielig, so oft hinter dem Oculare weg hervorzulaufen; auch wohl, wenn es nach einem hohen Gegenstande gerichtet ist, in die Höhe zu steigen,

bis man durch mehrere Versuche die Bilder zur Berührung brächte. Man kann daher einen Gehülfen vorne zur Schraube stellen, indem man leicht sagen kann, wie er sie vor- und rückwärts drehen soll. Man kann auch eine Stange von ihr bis zu dem Beobachter reichen lassen, durch deren Hülfe dieser die Drehung selbst verrichtet, wie er am Spiegelteleskop den kleinen Spiegel durch eine ähnliche Stange rückt.

So trefflich nun auch die Erfindung der Objectivmikrometer ist, so hat sie doch einige, sehr wesentliche Fehler. Das Licht der Planeten — die so viel hellere Sonne verliert nichts dabei — wird wegen der Vermehrung der Gläser, durch welche es durchgehen muß, merklich durch sie geschwächt, und der Vortheil darüber verloren, der den astronomischen Fernröhren dadurch zuwüchse, daß sie nur aus zwei erhabenen Gläsern zusammengesetzt ist. Wenn man ferner die Entfernung eines sehr stark leuchtenden Körpers von einem viel schwächereu, z. B. eines Sternes, erster, von einem andern fünfter Größe, messen, und deswegen ihre Bilder übereinander bringen will, so verliert man theils den schwächeren in der Nähe des glänzenderen, theils kann man nicht entscheiden, ob sie recht genau von einander stehen. Noch andere Ungelegenheiten, die zwar nicht wesentlich, aber kaum durch die größte Kunst und den größten Fleiß zu vermeiden sind, findet man im Berliner astronomischen Jahrbuche 1782, S. 75 u. f. angezeigt. S. auch den Art. Sonnenmikroskop.

Sonnenmikroskop, ein Instrument, welches auch die kleinsten Gegenstände vermittelst der Sonnenstrahlen erleuchtet, daß sie auf einem Schirme oder auf einer ausgespannten Fläche, so groß und deutlich erscheinen, daß diejenigen Theile, welche sonst dem Auge entfliehen, so viel, als möglich, vergrößert und deutlich dargestellt werden. Eine solche Maschine muß daher folgende

Eigenschaften haben. 1) Muß derjenige Theil der Maschine, vermöge welcher die Sonnenstrahlen an einen gewissen dunklen Ort gebracht werden sollen, so beschaffen seyn, daß dieselben, wenn sich gleich die Sonne bewegt und ihren Standpunkt verändert, dennoch an eben diesem Orte gesammelt und beisammen bleiben. — 2) Müssen die Objecte groß genug erscheinen. — 3) Müssen die falschen Farben verhütet werden. — 4) Müssen sowohl große, als kleine Dinge darin betrachtet werden. — 5) Muß das Bild des Objects immer an einerlei Orte bleiben. — 6) Müssen die Betrachtungen ohne Beschwerlichkeit damit angestellt werden können. Um alle diese Vortheile zu erhalten, giebt man der Maschine drei verschiedene Abtheilungen. Erstlich muß man eine Maschine haben, vermittelst welcher die Sonnenstrahlen, durch das Zurückprallen auf eine Vertikalfläche, dieselbe dergestalt erleuchtet, daß die Erleuchtung beständig an einem und demselben Orte erhalten wird. Zweitens ist eine Röhre nöthig, an welcher die Gläser, welche theils zu der Zusammenbringung der Lichtstrahlen, theils zu der Bildung der Objecte dienen, behalten werden. Drittens sind Schieber von Holz nöthig, welche mit Gläserchen versehen sind, worauf die Objecte, welche man betrachten will, befestiget werden können. Betrachten wir nun das Wiedeburgsche Sonnenmikroskop, so besteht der erste Theil desselben aus zwei hölzernen Tafeln A u. B, welche 7 Zoll hoch u. 6 Zoll breit sind, aus einem großen Sternrade C, welches in diese zwei hölzere Tafeln eingeschlossen ist; aus einem Spiegel D, welcher an das Sternrad dergestalt befestiget ist, daß derselbe herbeigezogen, herabgelassen und auch zugleich mit dem Rade herumgedreht werden kann. Ferner aus einer messingnen Kapsel, welche in der Mitte der Tafel A befestiget und so gestellt ist, daß der Tubus, in welchem die Gläser befindlich sind,

vermöge derselben an die Maschine befestiget werden kann. Endlich aus einer doppelten Schraube, die eine, um mittelst derselben die Spiegel hoch und niedrig stellen zu können, die andere, um mit derselben und dem Sternrade den Spiegel nach der Seite wenden zu können. — Der zweite Theil des Mikroskops besteht in der Röhre E, in welcher die Gläser, welche zur Bildung der Objecte dienen sollen, befindlich sind. Es sind nun erstlich zwei Röhren, deren eine in die andere paßt; zweitens hat die eine Röhre E an einem Ende Nr. 1 eine Kapsel, in welcher das größere Converglas befestiget werden kann; äußerlich ist aber eine Schraube Nr. 2, vermöge welcher die Röhre in diejenige Kapsel, deren oben gedacht worden, geschoben werden kann. Drittens hat die andere Röhre an der einen Seite ebenfalls eine Kapsel, Nr. 3, welche das eigentliche Vergrößerungsglas einschließt und eine Oeffnung Nr. 4 hat, damit die Schieber in dem Einschnitte Nr. 5 darin hin und her geschoben werden können. Viertens die Gläser selbst betreffend, so ist das eine ein Collectivglas, um die Sonnenstrahlen zu sammeln und das Object zu erleuchten, das zweite aber ein Vergrößerungsglas, um das Object an der Wand oder an einer andern Vertikalfläche vergrößert vorzustellen. Den letzten Theil der Maschine machen die Schieberchen aus, in welchen, vermöge einiger Gläser, die Objecte aufbehalten werden müssen. — Die beiden Tafeln A und B müssen einander vollkommen gleich seyn; die eine hat in der Mitte eine solche runde Oeffnung, daß der Durchmesser derselben um einen halben Zoll kleiner ist, als der Durchmesser des großen Sternrades C. Die vier Ecken dieser Tafeln sind wieder mit vier Löchern Nr. 1 versehen, die einen halben Zoll weit sind. Die große Oeffnung ist so tief, als das Sternrad, um eben darin liegen zu können. Oben über diese Aushöhlung ist eine andere ähnliche Aus-

höhlung c d, worin hernach die Achse zu einer Schraube ohne Ende zu liegen kommt. Durch diese Aushöhlung in die Länge gehen aber noch zwei andere in die Quere in e und f, welche die Aushöhlung c d durchkreuzen. Diese Queraushöhlungen sind etwas tiefer, als cd, weil in d ein kleines Sternrad, in e aber die Schraube ohne Ende selbst zu liegen kommt; oben in f aber ist ein kleines rundes Loch gelassen, in welchem diejenige Welle, wodurch die ganze Maschine bewegt wird, herumgedreht werden kann. Die andere Tafel A kommt mit der festen B überein, bloß daß sie, statt der vier Löcher in den Ecken vier Zapfen Nr. 2 hat, welche in die vier Löcher der ersten Tafel passen. Ausserdem geht an dem oberen Theile dieser Tafel ein Arm Nr. 3, bis mitten in die Oeffnung, wie A zeigt. Dieser Arm ist in der Mitte wieder mit einer Oeffnung Nr. 4 versehen, so daß ihr Umfang Nr. 1 die Achse vorstellt, um welche das Sternrad C bewegt wird. Eigentlich ist eine messingene Büchse, welche in der Zeichnung nicht angegeben werden konnte, hier die Achse. Sie wird mit Kitt oder Nieten an die runde Oeffnung des Armes befestiget, damit es sich nicht herumdrehen lasse; denn weil die Röhre mit den Gläsern hineingeschroben wird, so würde diese Röhre sammt den Objecten mit herumgedreht werden, wenn das Rad bewegt wird. Die Oeffnung dieses Armloches muß so groß seyn, daß die Röhre E, mit ihrrr Schraube, worin das Mikroskop ist, hineingeschoben werden kann.

Die Größe des großen Sternrades C hängt von der Größe des Durchmessers der Oeffnung G ab. Die Oberhälfte ist mit Zähnen versehen, und dient, den Spiegel beständig nach der Sonne zu drehen. Um den Mittelpunkt H ist das Rad so ausgeschnitten, daß es wohl um die messingene Buchse Nr. 1 A bewegt werden kann. In dem untern Theile sind zwei kleine ausgeschnittene Rundungen I und K, in welche wieder

zwei kleine Sternräder gesetzt werden können, die eins ins andere greifen und einander bewegen. In der Mitte des Rades I befindet sich eine Mutter, das andere aber ist in K in der Mitte an einer Welle befestiget, vermöge welcher es herumgedrehet werden kann, um das andere in I zu bewegen. Auf beiden Seiten des Sternrades wird ein messingenes Blättchen befestiget, welches die Rüderchen bedeckt und ihre Wellen festhält.

Was nun die Maschine anbetrifft, welche das große Sternrad sammt dem Spiegel bewegt, so wird in der runden Oeffnung CB eine Welle gelegt, welche in der Mitte zwischen beiden Enden schraubenförmig ist, wie B. Diese Schraube greift in das große Sternrad bei C ein. Da aber dieses Rad wieder die Welle cd, vermittelst der Schraube, wieder das große Sternrad bewegt; so wird durch die Bewegung der Welle in c das große Rad zugleich mit dem Spiegel bewegt. Der Spiegel D, durch den die Sonnenstrahlen zurückgeworfen weeden sollen, ist 6 bis 7 Zoll lang, und 2 bis 3 Zoll breit, damit man ihn aber gehörig an das Sternrad befestigen kann, so wird er nicht nur an den Seiten mit Holz eingefaßt, sondern auch hinten ganz mit Holz überzogen. Damit er nun leicht erhoben und niedergelassen werden kann, so muß eine, in eine halbe Peripherie gebogene Schraube L verfertiget werden, welche in die Schraubenmutter des kleinen Rades I (C) paßt, daß, wenn man das Rad in I bewegt, diese hinein oder herausgeschoben werden kann. Der halbe Durchmesser der Biegung ist die Entfernung des Punktes, in welchem der Spiegel an das Rad befestiget ist, bis an den Mittelpunkt des kleinen Sternrades in I (C). Man muß nun noch vier lange Schrauben haben, um mit denselben die ganze Maschine an die Fensterladen des verfinsterten Zimmers feste zu machen, damit sie nicht bei Bewegung des großen Rades mit bewegt

werden. Hierzu sind an den vier Ecken der Maschine die vier Löcher A Nr. 2 durch die vier Zapfen gemacht. Die Form dieser Wirbel deutet M an.

Das Mikroskop selbst, wodurch die Vorstellung gemacht wird, besteht aus zweien in einander geschobenen Röhren, den beiden Kapseln und den Gläsern, wodurch sowohl die Erleuchtung, als die Vergrößerung geschieht, und endlich aus den Schiebern, auf denen die zu betrachtende Sachen gestellt werden. Die Länge der Röhren hängt von dem Brennpunkte des nächst an dem Spiegel steheuden Erleuchtungsglases ab, und so verhält es sich auch mit der Weite der Röhren, als welche sich nach der Oeffnung des Erleuchtungsglases richtet. Am besten ist es, wenn man das Erleuchtungsglas nicht unter 7 Zoll und nicht über 1 Fuß in dem Brennpunkte nimmt, da denn im ersten Fall die weitere Röhre 5 Zoll, die engere aber 4 Zoll weit verfertiget werden kann. Im letztern Falle die weitere Röhre aber 7 Zoll, die engere hingegen 5 Zoll haben muß; und eben so verhält es sich auch mit der Weite der Röhren, welche sich stets nach der Oeffnung oder dem Durchmesser des Erleuchtungsglases richtet. Diese Oeffnung aber, es mag das Erleuchtungsglas von 7, 8 oder 10 Zoll seyn, muß wenigsteus 1 Zoll 2 Linien halten. Die größere Oeffnung eines Glases aber, welches 1 Fuß im Brennpunkte hält, kann 3 Zoll seyn; und je größer die Oeffnung dieses Glases ist, desto größer wird auch die Erleuchtung. Man hat aber bei der Sonne, welche ohnehin ein sehr helles Licht giebt, keine größere Oeffnung als zu 12 Linien nöthig. Die Kapsel, worin das Erleuchtungsglas steht, besteht aus zwei Theilen, welche dergestalt in einander geschroben sind, daß das Erleuchtungsglas dazwischen kommt, doch so, daß der äußerste nach dem Spiegel zuzukehrende Theil dergestalt auswendig mit einer Schraube versehen sey, daß man solche in die Oeffnung, wie A

Nr. 4 zu sehen ist, einschrauben, und dadurch die ganze Röhre an die Maschine befestigen kann. Die Kapsel, welche das kleinere Glas und die Schieber enthalten soll, ist an die engere Röhre befestiget, und besteht gleichfalls aus zwei Stücken, davon das große Stück E in 5 und 6 zu sehen ist. Dieses ist nun mit einem Einschnitte 7 und 8 versehen, in welchem ein anderer Einschnitt zur Seite 9 und 10 anzutreffen. Dieser Theil ist vorne offen und mit einer Schraubenmutter versehen, und muß von Messing seyn. In der Kapsel befindet sich eine Stahlfeder, nebst einem messingenen Plättchen, welches in der Mitte ein Loch hat, um die Schieberchen an der Seite 9 und 10 fest anzudrükken. Das andere Stück dieser Kapsel ist ein messingenes Röhrchen, welches an der einen Seite mit einem Boden versehen ist, in dessen Mitte ein kleines Loch, ohngefähr von der Stärke einer Nadel, zu sehen ist, an der andern Seite aber ein Falz, darin man das Vergrößerungsglas legen und mit einem Ringe befestigen kann. Auswendig stellt das Röhrchen eine Schraube vor, welche in die Schraubenmutter paßt. Das Röhrchen selbst muß aber so lang, als der Brennpunkt des Vergrößerungsglases seyn, dergestalt, daß das kleine Loch in dem Boden der Kapsel genau in dem Brennpunkte des Vergrößerungsglases zu stehen kommt; und so muß auch die auswendig um die Kapsel herumlaufende Schraube lang genug seyn, damit man das Vergrößerungsglas in gehöriger Entfernung von dem Objecte schrauben kann. Wenn man den Umlauf des Geblütes im Mesenterio des Frosches sehen will, so wird, anstatt eines Schieberchens, ein viereckiges, messingnes, etwas starkes Plättchen, welches in der Mitte ein rundes Loch hat, worüber man das Mesenterium spannen kann, hineingeschoben. An der Seite dieses Plättchen müssen Löcherchen angebracht werden, worein man Nadeln

stecken und das Mesenterium von allen Seiten befestigen kann. Oben darüber ist an das Messing ein Brettchen befestiget, worauf der Frosch an den Beinen angebunden wird. Zu derselben Absicht ist in der Kapsel E, Nr. 5, 6 der Einschnitt 7, 8 gemacht, damit ein dergleichen messingenes Plättchen mit dem ausgespannten Mesenterio eines Frosches hineingesetzt werden kann. Das Vergrößerungsgläschen kann vom beliebigen Brennpunkte angenommen werden. Es ist nur zu beobachten, daß wenn man größere Objecte betrachten will, daß auch Gläser von größerem Brennpunkte dazu erfordert werden, damit man solchen eine größere Oeffnung geben könne. Dann ist auch noch zu bemerken, daß Gläser, deren Fokus über einen Zoll ist, nicht viel Dienste leisten werden, hingegen Gläser, welche unter 3 Linien halten, machen gleichfalls sehr dunkle Vorstellungen. Eben so sind die plan-convexe Gläser besser, als die auf beiden Seiten erhabenen. Endlich ist noch zu bemerken, daß man die Oeffnung des Vergrößerungsglases auf folgende Art findet. Multiplicirt man den Fokus mit sechs und dividirt in das Produkt mit neun, das ist, mit 0,666 multiplicirt, z. B. der Fokus soll 4 Linien haben, so ist die Oeffnung des Vergrößerungsgläschens 4,0,666= 2,664 Linien. Dieses Letztere ist besonders deswegen zu beobachten, weil man nicht Behutsamkeit genug anwenden kann, um die Regenbogenfarbe bei der Vorstellung zu verhüten. Eben so viel Behutsamkeit erfordern auch die Schieberchen, nebst ihrem Zubehör. Am besten macht man sie aus recht trocknem Apfel- oder Birnbaumholze. Fig. M zeigt einen solchen. Die Schieber bestehen aus einem langen Holzstreifen, in welchen neben einander Löcher gebohrt worden. Die Breite dieses Streifens ist willkührlich und richtet sich nach d. Einschnitte F 9—10. Auch die Länge ist willkührlich; die Dicke muß hingegen wenigstens 1 Linie

seyn, damit zwei Gläser übereinander darin angebracht werden können. Die Löcher muß man so weit machen, als es die Breite des Schiebers erlaubt. Auf der einen Seite sind die Löcher mit einem Falze versehen, damit man darin vermittelst eines Ringelchens, die kleinen Gläser befestigen kann. Je zierlicher und pünktlicher die Objecte auf die Gläser aufgeheftet werden, um so reiner und schöner wird ihre Vorstellung, und daher muß man sich auch diese Mühe nicht verdrießen lassen. Mit Gummi oder einer andern Klebematerie muß man sie nicht befestigen, weil man die Gläser dann beschmutzt und das Object selbst entstellt, wodurch alle diese Fehler hernach, und noch dazu vergrößert, mit zum Vorschein kommen; und daher werden Flügel von Insekten, der Staub auf den Flügeln der Schmetterlinge, ganz kleine Insekten ꝛc., am besten zwischen zwei Gläserchen eingeschlossen. Die Salze kann man dagegen in einer dazu geschickten Flüssigkeit auflösen, und mit einem Nadelknopfe einen kleinen Tropfen auf die Mitte des Glases auftragen und trocken werden lassen. Die Thierchen aber in Essig, desgleichen die Samenthierchen müssen, ehe der aufgetragene Tropfen trocken wird, besehen werden. Wenn die Objecte zu weit von dem Erleuchtungsglase entfernt sind, so erscheinen solche eben so dunkel, als wenn sie demselben zu nahe stehen. Gleichwohl kann das Objekt auch nicht gerade in dem Fokus des Erleuchtungsglases stehen, indem sonst eines Theils nicht das ganze Objekt erleuchtet, andern Theils aber dasselbe zu sehr ausgedorrt oder gar verbrennt werden würde. Daher muß dieses Mikroskop aus zwei Röhren bestehen, damit man durch das Hin- und Herschieben den eigentlichen Standpunkt des Objekts, in welchem es am deutlichsten erscheint, leicht finden kann. Endlich kommt auch vieles auf die Entfernung des Schirms, worauf die Bilder von dem Vergrößerungsglase vorgestellt werden

sollen, an; denn wenn man den Schirm gar zu weit entfernt, so erscheinen zwar die Bilder ungemein groß, allein solche stellen sich nicht lebhaft genug dar. Ist aber der Schirm dem Glase zu nahe, so ist die Vergrößerung nicht so außerordentlich, als man es wünscht, daher sehr viel darauf ankommt, die rechte Entfernung zu suchen, welches bloß auf die Erfahrung beruht. Weil durch dieses Mikroskop sich nur der Schatten des Objekts an der Wand darstellt, so ist solches nicht zu allen Objekten geschickt, sondern es werden entweder durchsichtige Körper erfordert, oder so kleine Körper, an deren Umfange und Figur uns gelegen ist. Wenn die Objekte sehr durchsichtig sind, so hat man noch den Vortheil, daß sich die Farben derselben mit auf dem Schirme darstellen. Die Undurchsichtigen geben uns bloß den Schatten.

Bei dem Gebrauche dieses Mikroskops kommt sowohl viel auf das Zimmer, als auf die Richtung desselben an. Das Zimmer muß gegen Morgen, gegen Mittag oder gegen Abend liegen. Dasselbe muß noch mit Fensterladen dergestalt verwahrt seyn, daß kein anderes Licht, als durch das Mikroskop selbst hineindringen kann. Alles fremde Licht schadet der Deutlichkeit. In den Fensterladen muß ein rundes Loch seyn, dergestalt, daß solches durch die Maschine überall bedeckt werde, gleichwohl so weit ist, daß der Spiegel im Umdrehen keine Hindernisse findet. Daher muß dieses Loch in den Fensterladen so groß, oder doch beinahe so groß, als das große Sternrad seyn. Der Fensterladen muß um das Loch herum gut abgehobelt seyn, damit die Maschine genau anschließt und kein Licht dazwischen in das Zimmer eindringen kann. Die Maschine selbst wird an den vier Ecken durch vier Schrauben g an den Fensterladen angeschroben, daß das Centrum der Maschine auf den Mittelpunkt des Lochs in den Laden passe, indem es sonst leicht gesche-

hen kann, daß der Spiegel im Umdrehen Anstoß findet. Wenn nun die Maschine dergestalt an den Fensterladen befestiget ist, so läßt man den Spiegel vermittelst der Kurbel A (C) etwas und dergestalt nieder, daß die Strahlen auf das Loch B fallen; dann dreht man die Kurbel C, bis die Sonnenstrahlen beinahe aufrecht auf den, der Maschine entgegengesetzten, Schirm fallen. Hierauf schraubt man die größere Röhre des Tubus mit dem Erleuchtungsglase in das Loch C, da man denn die Sonnenstrahlen, wie sie in einem Punkte zusammentreffen, und sich dann wieder auseinander streuen, deutlich wahrnehmen kann. Hierauf muß man an den Kurbeln A, C ein wenig drehen, bis der Punkt, wo die Sonnenstrahlen zusammentreffen, mitten in der angeschobenen Röhre zu sehen ist. Ist dieses geschehen, kann die kleinere Röhre, nebst dem Vergrößerungsglase in die größere, nach bestimmter Distanz, hineingeschoben werden, so wird sich sogleich auf dem Schirme ein großer heller Platz zeigen. So lange noch an dem einen Ende dieses Platzes Dunkelheit oder Farben erscheinen, so muß man mit den beiden Kurbeln A und C zu Hülfe kommen. Wenn dieses fertig ist, so wird das Schieberchen eingesetzt. Zuletzt muß man die Hülsen, in welchen das Vergrößerungsglas liegt, in den gehörigen Fokus schrauben, welches man an der Deutlichkeit des Objektes am besten wahrnehmen kann. Sobald der Lichtkreis an einem Orte dunkel zu werden anfängt, muß an den beiden Kurbeln A und C nachgeholfen werden. Fig. 8729 zeigt dieses Mikroskop.

Das Sonnenmikroskop, welches der Herr Baron von Gleichen angegeben, hat folgende Einrichtung. Fig. 8730 ist ein piramidenförmiges Kästchen, welches zur finsteren Kammer gehört, worin zugleich die Instrumente in drei verschiedenen Einsätzen verwahrt werden. Der Deckel a kann herausgezogen werden, weil dadurch das Fußgestell desselben geöffnet

wird. Bei b ist hier ein nicht sichtbarer Ring, mit einer Schraubenmutter in eine runde Oeffnung eingelassen, dessen Gebrauch im Folgenden angegeben werden wird. Auf beiden breiten Seiten des Deckels fällt ein Thürchen c heraus, welches in einem Gewerbe läuft, und vermittelst des Handgriffes d verschlossen werden kann. In das Fußgestell passen drei aufeinander liegende Fütterungen oder Einsätze, in welche der ganze Apparat gesetzt oder gelegt wird. Wenn diese drei Einsätze herausgehoben werden, so legt man ein weißes Papier, welches zur Bilderwand gehört, auf den inneren Boden des Fußgestells. Unter diesem Fußgestelle ist ein Brettchen f eingeschoben, welches hier, etwas herausgezogen, vorgestellt wird. Wenn man nun dieses Kästchen als eine finstere Kammer gebrauchen will, so wird das Blech B vermittelst einer Röhre, die in der Mitte desselben ist, auf das Kästchen bei b geschroben. Ist dieses geschehen, so schraubt man die Stange E, an welcher der Ring m auf- und abgeschroben werden kann, in ein Loch des Bleches B, und in diesen Ring die doppelte Röhre F, in welcher oben bei ☌ ein Collectivglas, welches 5 Zoll Brennweite hat, eingelegt und mit einem aufgeschrobenen Ringe befestiget wird. Hierauf schraubt man die Stange G in ein Loch eines Ringes, der sich auf der Scheibe B bewegt. An diese Stange wird dann der Spiegel H, der in den Armen g auf der Scheibe B beweglich ist, vermittelst des auf der Scheibe beweglichen Ringes $\overset{a}{x}\ \overset{a}{x}$ nach dem Laufe der Sonne gewendet, und damit er wieder gehoben und niedergesenkt werden könne, so wird das Stäbchen t, welches mit einer Feder t o versehen ist, in die Zwinge r eingeschoben, wenn zuvor der Arm u bei w in das Stängelchen t eingeschroben ist; dann wird dieser Arm in die Zwinge x gethan, und der Stift y eingesteckt. Ferner wird das Schrau-

bengewinde Z des Zirkels I bei ♀ in die an dem Dekkel des Kästchens A bei b befestiget, zwei Schraubenmütter eingeschroben, und in die Vertiefung der eingeschrobenen Röhre bei ⊖ die Lentille K eingesetzt, da man darin hernach das Objekt in einen Stift i anstecken, auch bei flüssigen Sachen sich eines gläsernen Tischchens bedienen kann. Endlich wird das Thürchen C aufgemacht, um mit der rechten Hand den Brennpunkt des Vergrößerungsglases zu suchen, und die Feder des Zirkels I durch die Schraube 2 so lange auf und niedergeschroben, bis das Object auf dem Papiere des Bodens vom Kästchen durch die Oeffnung am Deckel deutlich gesehen wird. Es versteht sich hier von selbst, daß vorher der Spiegel h nach dem Stande der Sonne gerichtet sei, und alle durch das Collectivglas vereinigte Strahlen auf das Gläschen fallen. Auch muß die Röhre F an der Stange E so lange auf und abgeschoben werden, bis der Brennpunkt des Collectivglases die Lentille K erreicht, und nichts mehr von demselben auf der Blendung desselben gesehen wird. Auf diese Art kann man dieses Werkzeug sowohl unter freien Himmel, als im Zimmer auf allen Stellen, wo die Sonne hinscheint, gebrauchen, und leicht von einem Orte zum andern tragen, auch sich dessen, wie jede andere Camera obscura zum Nachzeichen der Objekte bedienen. Wollte man aber den Schatten eines vergrößerten Objects an die weiße Wand eines Zimmers werfen, und solches außerordentlich groß sehen oder es einer ganzen Gesellschaft auf einmal zeigen, so zieht man das Brettchen f, in dessen Mitte ein rundes Loch geschnitten ist, unter dem Kästchen A hervor, und man schraubt alsdann das Blech B mit dem ganzen Apparat des Mikroskops darauf, und dieses vermittelst einiger Holzschrauben an den Fensterladen, auswendig bringt man aber den Spiegel H an. Der das Objekt haltende Zirkel I wird

aber besonders abgeschroben; auch sind zu dieser Absicht noch einige besondere Instrumente nöthig.

Die Hauptvortheile dieses Sonnenmikroskops besten kürzlich darin: 1) daß man einer ganzen Gesellschaft, darunter sich immer Einige befinden, welche Unerfahrenheit verrathen, wenn sie durch ein Handmikroskop sehen sollen, ein vergrößertes Objekt auf einmal im Ganzen zeigen kann. 2) Daß der Kurzsichtige und Weitsehende solches mit gleicher Deutlichkeit sieht, und dem Linsenglase für den Ersteren nicht genähert und für den Letztern nicht entfernt werden darf, wie dieses bei den einfachen und zusammengesetzten Vergrößerungsgläsern jederzeit geschehen muß. 3) Daß man alle durchsichtige Körper, und die Bewegung belebter Wesen in dem Flüssigen; in einem großen Raume, und ohne sich dabei im geringsten zu ermüden, sehr scharf und groß, obschon wegen der Hitze des Brennpunktes nicht lange, sehen kann. 4) Daß die Umrisse dunkler und öfters die innern Theile durchsichtiger Körper genau nachgezeichnet werden können, als wären sie selbst auf das Papier abgedruckt worden. 5) Daß die Zeichnungsart auch für die im Zeichnen unerfahrene Beobachter, besonders bei den Salzanschüssen, wo oftmals unnachahmliche Figuren vorkommen, so leicht, als unfehlbar ist. 6) Daß die Configuration wegen der Wärme des Brennpunktes sehr geschwinde und zum großen Vergnügen des Zuschauers vor seinen Augen geschieht. Dieses ist ohne Widerrede eine der angenehmsten Beschäftigungen, die man mit dem Sonnenmikroskop machen kann.

Das Sonnenmikroskop von P. Stegmann zu undurchsichtigen Körpern, ist ein länglichter viereckigter Kasten, den man, je nachdem man kleine oder große Gegenstände betrachten will, groß oder klein verfertigen lassen kann. Die vier Seiten des Kastens sind in Gewerben beweglich und stel-

len gleichsam so viele Thüren vor, die man verschließen, öffnen, und nach einem gewissen Winkel stellen kann. Die inwendigen Flächen dieser Seiten sind mit vier Hohl- oder Planspiegeln versehen. In der Mitte der vordern Seite des Kastens ist ein rundes Loch befindlich, in welches man eine Röhre, in welche noch eine Auszugsröhre eingesetzt ist, einschrauben kann. Der vordere Theil der Auszugsröhre trägt ein Collectivglas, auf welches durch einen nach allen Gegenden zu bewegenden, Planspiegel, die Sonnenstrahlen geleitet werden, wenn man durchsichtige Körper auf die gewöhnliche Art betrachten will. Bei undurchsichtigen bleibt diese Röhre weg, und das Loch kann mit einem Deckel zugemacht werden. In der hinteren Seite des Kastens ist ebenfalls ein Loch befindlich, in welches eine Röhre gestellt wird, die man leicht vor- und rückwärts ziehen kann. In dieser beweglichen Röhre werden, nach Beschaffenheit der Objekte, verschiedene Vergrößerungsgläser, von verschiedener Brennweite und Größe gebracht. Inwendig in dem Kasten, an dem Untertheile desselben ist ein Gestelle mit zwei elastischen Gabeln angebracht, zwischen welchen die in Schiebern befindlichen Gegenstände gestellt werden. Außer diesen ist noch ein besonderer Schieber verfertiget, in welchen man die zu betrachtenden Medaillen ꝛc. bringt, und ihn ebenfalls zwischen den Gabeln befestiget. Das Gabelgestelle kann mit den aufgesteckten Objekten durch Umdrehung einer zarten Schraube aufs genaueste in den Brennpunkt der Vergrößerungsgläser geschoben werden, wenn man vorhrr die an der Hinterseite des Kastens bewegliche Röhre ungefähr so gestellt hat, wie der Brennpunkt des Glases nach dem auf der Röhre gemachten Zeichen es erfordert. Man wird dann schon eine Abbildung des Objectes erblicken, deren größte Schärfe und Nettigkeit wird aber durch das verschiedene Zurück- und Vorwärtsdrehen der schon gedachten

Schraube erhalten. Damit nun die vier Spiegel nach gehöriger Richtung feststehen, so ist an der Seite einer jeden Spiegelthür eine messingene, in einem Gewerbe bewegliche Stange angebracht, auf welcher sich ein Schieber befindet, welcher, wenn der Spiegel feststehen soll, durch eine Schraube, die auf die Stange drückt, festgeschraubt wird. Wenn diese vier Spiegel gehörig nach der Sonne gerichtet werden, so erleuchten sie die Oberfläche, sowohl des durchsichtigen, als des undurchsichtigen Körpers, mit vereinter Kraft, und geben dadurch ein hinlängliches Licht, um die, den Vergrößerungsgläsern vorgestellten Objekte, als: Gemälde, Münzen, Pettschafte, Muscheln, Insekten, wie auch andere durchsichtige Körper, sehr deutlich auf einer ebenen Fläche abgebildet zu betrachten und nachzeichnen zu können. Diesen so eben beschriebenen Kasten kann man an eine dazu bereitete Camera obscura befestigen. Um diesen Zweck zu erhalten, sind am Hintertheile des Kastens zwei Leisten gemacht, welche in diejenige, die an der Camera obscura angebracht worden, hineingeschoben werden können. Nimmt man den Kasten davon weg, und versieht dessen Platz mit einer besonderen Zugröhre, die mit einem Objektivglase von gehöriger Länge versehen ist, so ist die Maschine wie eine gewöhnliche von dieser Art zu gebrauchen. Die zu diesem Mikroskope bereitete Camera ist so beschaffen, daß man sie nach der Sonnenhöhe stellen kann. Sie ist mit zwei mattgeschliffenen Gläsern versehen, wovon eines auf ihrer ebenen Seite angebracht ist und dann gebraucht wird, wenn man einen Spiegel in dem 45sten Grad in das Innere des Instrumentes stellt, wodurch bewirkt wird, daß die Objekte aufwärts erscheinen. Das andere matt geschliffene Glas macht den hinteren Boden des Instrumentes aus, und wird gebraucht, wenn der Spiegel her-

ausgenommen worden, wo sich dann die Objekte auf demselben verkehrt abbilden.

Man hat nun auch Sonnenmikroskope, deren man sich bei einem unbeweglichen stillstehenden Lichte und zur Nachtzeit bedienen kann. Ein solches Instrument hat Karl Adolph Braun erfunden, wie aus Johann Ernst Basilii Wiedenbergs Beschreibung eines verbesserten Sonnenmikroskops, Nürnberg, 1758, 4., S. T., Fol. 1, zu ersehen ist. Ein solches Nachtmikroskop verdient nun wohl so eigentlich nicht den Namen eines Sonnenmikroskops, man müßte denn alles Licht von der Sonne her- oder ableiten. Figur 8731 zeigt ein solches Mikroskop, das nicht durch ein bewegliches, sondern durch ein unbewegliches Licht erleuchtet werden kann. Dieses Instrument bedarf weder eines beweglichen Spiegels, noch eines Sternrades, noch solcher Kurbeln, wodurch das Sternrad bewegt wird ꝛc., und da das Licht, welches man bei der Nacht gebraucht, in keine Vergleichung mit den Sonnenstrahlen zu stellen ist, so erhält auch die Maschine folgende Abänderung. An die Stelle des Planspiegels tritt 1) ein Hohlspiegel a. 2) Anstatt daß zuvor der Spiegel im Freien stand, so steht derselbe jetzt in einem Gehäuse, wie eine magische Laterne. 3) Kommt das Licht b zwischen den Spiegel und das Erleuchtungsglas. 4) Muß das Erleuchtungsglas einen größeren Ausschnitt haben, als dasjenige des vorhin beschriebenen Instrumentes. Dann leidet dieses Mikroskop auch 5) kein Vergrößerungsglas von so geringem Fokus. 6) Hiernach ändert sich auch die Weite und Länge der Röhren nach der Größe und dem Fokus der Gläser. Der Spiegel muß wenigstens $3\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser haben, und der Brennpunkt 5 bis 6 Zoll betragen, damit das Licht dem Spiegel nicht zu nahe komme. Das Erleuchtungsglas kann zum Fokus 1 Fuß haben; um aber mehr

Licht zu bekommen, muß solches von größerer Oeffnung seyn, als zuvor, daher muß es im Durchmesser wenigstens 3 Zoll haben. Damit es auch die Strahlen bis auf einen Punkt zusammendrängt, so muß man dasselbe auf der einen Seite 5 Zoll konvex und auf der andern plan schleifen, und die konvexe Seite gegen den Spiegel zukehren. Das Vergrößerungsglas muß wenigstens 5 bis 6 Linien im Brennpunkte halten und plankonvex seyn. Was die Röhren anbetrifft, worin die Gläser enthalten sind, so kann die kleine Röhre, nebst ihrer Kapsel, wie in dem oben angeführten Sonnenmikroskope, bleiben, nur daß dieselbe nicht so lang seyn darf. Die Röhre aber, worin das Erleuchtungsglas befindlich ist, kann konisch eingerichtet werden, so daß solche an dem Ende, wo sie das Erleuchtungsglas enthält, am weitesten ist, wo aber das Vergrößerungsglas hinkommen soll, da muß solche mit einem Halse c, der etwa 2 Zoll lang ist, versehen werden. Der Hals muß so weit seyn, daß die kleinere Röhre, welche das Vergrößerungsglas enthält, gemächlich hineingeschoben werden kann. Nach dieser Einrichtung kommt der Schirm 3 bis 4 Fuß vom Glase ab.

Ueber die Natur der Mikroskope, s. unter Mikroskop, Th. 90, S. 242 u. f., in welchem Artikel auch ein Paar Sonnenmikroskope, S. 274 u. f., beschrieben worden. Der Erfinder dieses nützlichen Werkzeuges ist Lieberkühn in Berlin, und die ersten Instrumente dieser Art erschienen im Jahre 1740. Arpinus hat es nachher so eingerichtet, daß es auch zur Betrachtung undurchsichtiger Gegenstände angewendet werden kann; auch der Professor Stegmann hat Verbesserungen damit vorgenommen, wodurch es sowohl zur Beobachtung durchsichtiger, als auch undurchsichtiger Gegenstände gebraucht werden kann. Kästner macht im Leipziger Magazin vom

Jahre 1786, St. 3, Nr. 4, dem Lieberkühn die Erfindung streitig, weil Samuel Reiher schon im Jahre 1679 durch die Camera obscura kleine Thierchen außerhalb derselben vor das erhabene Glas hinstellte, sehr vergrößerte; allein wie dem auch sei, so gebührt doch Lieberkühn die Ehre, sie erst förmlich zu diesem Gebrauche eingerichtet zu haben; denn im Jahre 1738 und 1739 machte derselbe Erweiterungen in dem Gebrauche der Mikroskope durch das Sonnenmikroskop und das Mikroskop zu undurchsichtigen Gegenständen. Von beiden zeigte er bei seinem Aufenthalte in England in dem Winter des Jahres 1739 einen von ihm selbst ausgearbeiteten Apparat verschiedenen Mitgliedern der Königlichen Gesellschaft und einigen optischen Künstlern, besonders dem Herrn Cuff, der sich auch viele Mühe gab, diese Erfindung noch mehr zu vervollkommnen, wie auch Th. 90, S. 274, ein solches Lieberkühnsches Mikroskop, von ihm verbessert, angeführt worden.

Sonnenmonat, ein Monat, dessen Dauer durch den Lauf der Sonne bestimmt wird; die Zeit, in welcher die Sonne eines von den zwölf Zeichen des Thierkreises durchläuft, zum Unterschiede von dem Mondsmonat. Ein Sonnenmonat besteht nach der mittlern Bewegung der Sonne aus 30 Tagen, 10 Stunden, 29 Minuten und 5 Sekunden.

Sonnenmünze, Münzen, worauf eine Sonne geprägt worden; historische Gedächtnißmünzen. Man hat mehrere dergleichen Münzen, so z. B. eine Polnische vom Jahre 1704.

Sonnennähe, Perihelium oder Periphelium, s. oben unter Sonne, S. 571.

Sonnenofen, Heliocaminus, Ἡλιοκαμινος, Fornax solaris, bei den alten Römern der Theil des Hauses, welcher der Sonne ausgesetzt war, und worin man sich im Winter gern aufzuhalten pflegte.

Sonnenopal, s. unter Sonnenstein.

Sonnenorden, ein Persischer Orden, welcher in einer Sonne besteht.

Sonnenparallax, s. oben, unter Sonne.

Sonnenpfanne, in den Salzwerken, wo das Baysalz bereitet wird. Die Teiche, in welchen solches geschieht; s. unter Salz und Salzsiederey, Th. 132.

Sonnenpferd, Sonnenroß, in der Götterlehre oder Mythologie, die Pferde, welche den Sonnenwagen ziehen, vor den Sonnenwagen gespannt werden; s. Sonnenwagen.

Sonnenpflanze, Crotolaria juncea, s. Klapperschote, Th. 39, S. 359 u. f., wie das Papier aus dieser Pflanze bereitet wird, s. unter Papier, Th. 106, S. 178 u. f.

Sonnenpflanzen, Pflanzen, deren Blumen sich nach der Sonne drehen, wie z. B. die Sonnenblume. Eigentlich könnte man mit diesem Namen alle Sommergewächse belegen, welche sich stets nach der Sonne drehen, so wie überhaupt alle Zierpflanzen.

Sonnenquadrant, ein Quadrant, die Höhe der Sonne zu messen; s. Quadrant, Th. 119, S. 207. Auch ein Quadrant, die Stunden des Tages damit zu erfahren, eine Sonnenuhr, welche auf einem Quadranten beschrieben wird; s. unter Sonnenuhr.

Sonnenrauch, Höhenrauch, Heiderauch, s. unter Nebel, Th. 101, S. 759.

Sonnenregen, ein schwacher, ein leichter Staubregen, bei welchem die Sonne scheint oder auch nach welchem sie gleich scheint. Eigentlich aber ein feiner Sprühregen während des Sonnenscheins. Nach Einiger Meinung soll derselbe den Honigthau hervorbringen; s. untrr Honigthau, Th. 25, S. 56 u. f.

Sonnenreich, viel Sonne habend, daher die Benennungen, ein sonnenreiches Feld, eine sonnenreiche Wiese, ein sonnenreiches Haus, wel-

ches viel Sonne hat, der Sonnenseite zugekehrt liegt; ein sonnenreicher Hof; trocknes, sonnenreiches Wettern.

Sonnenreise, die Reise, welche wir mit der Erde um die Sonne jährlich machen.

Sonnenrichtplatz, Sonnengericht, Heliäa. Ἡλιαία, ein Gerichtshof zu Athen, welcher unter allen den Gerichtshöfen, in welchen bürgerliche Angelegenheiten geschlichtet wurden, bei weitem der größte war. Er war offen und folglich der Sonne ausgesetzt, und daher rührte auch wahrscheinlich der Name. Die Richter, die zu diesem Gerichte gehörten, und welche man Heliasten nannte, waren wenigstens funfzig, gewöhnlich belief sich aber ihre Anzahl auf zwei- bis fünfhundert, die durch's Loos aus dem ganzen Volke ernannt wurden. Bei wichtigen Streitsachen wurde ihre Zahl bis auf tausend vermehrt, in welchem Falle zwei Gerichtshöfe verbunden werden mußten; es ereigneten sich auch Fälle, wo die Anzahl der Richter auf funfzehnhundert bis zweitausend vermehrt wurden, in welchem Falle dann drei bis vier Gerichtshöfe verbunden wurden, um diese ansehnliche Zahl heeauszubringen. Die Vorsitzer in der Versammlung der Heliasten waren die Thesmotheten, die viele Aehnlichkeit mit den Prätoren der Römer hatten. Man pflegte von niedrigen Gerichten an die Heliasten zu appelliren, die wegen der Menge von Geschäften und wegen der großen Zahl der Mitglieder oft in drei oder mehrere Departements abgetheilt wurden. Es war daher ein Tribunal- oder Ober-Appellationsgericht. Das Gericht der Heliasten bezog sich hauptsächtlich auf Untersuchung bürgerlicher Angelegenheiten, welche von großem Gewichte und Erheblichkeit war. Es war keinem erlaubt, sein Urtheil über etwas zu fällen, wenn er nicht vorher einen förmlichen Eid geleistet hatte. Das Formular zu diesem Eide findet man ausführlich beim Demo-

sthenes, in der Rede gegen den Timokrates. Er lautet wie folgt:

„Ich will den Gesetzen, den Decreten des Athenienſischen Volkes in dem Rathe der Fünfhundert gemäß Recht sprechen. Ich will nicht darein willigen, daß die höchste Gewalt einem Einzigen oder Wenigen übergeben werde. Ich will nicht gestatten, daß irgend Jemand die Verfassung des Staates aufhebe, oder auch nur seine Stimme zu einer solchen Umwälzung gebe, oder sie in einer öffentlichen Rede vertheidige. Ich will darauf bedacht seyn, daß Privatschulden abgetragen oder eine Theilung der Ländereyen und Häuser vorgenommen werde. Ich will keinen ins Elend Verwiesenen wieder herzustellen suchen, auch diejenigen, welche zum Tode verurtheilt werden, von ihrer Strafe lossprechen, noch irgend Jemand den Gesetzen, den Verordnungen des Volks, und dem Rathe der Fünfhundert zuwider aus der Stadt verjagen, noch auch zugeben, daß es Jemand anders thue. Ich will keinen zu irgend einem öffentlichen Amte erwählen, und besonders will ich keinen zum Archon, Hieronmemon, Gesandten, öffentlichen Herold oder Synedrus ernennen, noch darein willigen, daß er zu irgend einem solchen Amte gelassen werde, die durch's Loos an eben dem Tage zugleich mit den Archonten besetzt werden, wenn er vorher ein Amt verwaltet hat, ohne davon Rechenschaft abgelegt zu haben; noch daß Jemand zwei Aemter auf einmal habe, oder zu einerlei Amte in einem Jahre zweimal erwählt werde. Ich will weder selbst Geschenke annehmen, noch durch einen Andern für mich annehmen lassen, noch gestatten, daß es Jemand anders auf irgend eine Art, mittelbar oder unmittelbar, thue, um dadurch das Recht in dem Gerichte der Heliäa zu beugen. Ich bin nicht unter dreißig Jahren alt. Ich will sowohl den Kläger, als auch den Beklagten, ohne alle Partheilichkeit anhören, und eben

so in allen mir vorgelegten Streitsachen mein Urtheil fällen. Ich schwöre beim Jupiter, Neptun und der Ceres. Breche ich diesen Eid ganz oder in irgend einem Stücke, so treffe mich und meine ganze Familie das Verderben; halte und beobachte ich ihn aber gewissenhaft, so müsse ich leben und es mir wohl gehen."

Diese Richter bekamen anfangs für ihre Mühe nicht das Geringste, späterhin aber eine Obole oder, nach unserm Gelde, einen Groschen, und zuletzt, nach dem geschlichteten Rechtshandel, eine Tribole, ungefähr drei Groschen; daher sie Aristophanes spottweise Zunftgenossen des Triobolus nennt; sie wurden durch's Loos erwählt. Wer Etwas bei diesem Gerichte anbringen wollte, mußte von den Thesmotheten zuerst die Erlaubniß dazu erhalten. Kläger und Beklagte mußten einen Eid ablegen, und auch ein gewisses Geld deponiren, worauf beiden zu reden erlaubt wurde, doch nach aufgestellter Wasseruhr, auf welche der Ephodar (Εφοδαρ) Acht hatte. Wenn beide ihren Vortrag gehalten hatten, gaben die Richter ihre Stimme durch kleine Striche, worauf der, ..ige, welcher verloren hat, entweder zu einer Geldstrafe oder auch zum Tode verdammt wurde. In jenem Falle wurde er den Exequirern, in diesem den Eilfmännern übergeben. Konnte er die Geldstrafe nicht erlegen, so warf man ihn ins Gefängniß; starb er darin, ohne bezahlt zu haben, so mußte der Sohn statt seiner in den Kerker wandern; so mußte Cimon seinen Vater Miltiades auf diese Art ablösen.

Sonnenring, der Ring um die Sonne, bei einer Mondfinsterniß, wenn die Sonne von dem Monde so bedeckt wird, daß noch ein Ring um dieselbe herum sichtbar bleibt, s. oben, Sonnenfinsterniß, S. 631. Auch wohl der äußere Ring um die Sonne, der lichte Streif oder lichte Rand, den man an derselben bemerkt, wenn sie besondersgleich nach einem Regen scheint. Auch

eine Sonnenuhr, in Form oder Gestalt eines Ringes, s. unter Sonnenuhr.

Sonnenrose, s. Sonnenblume, oben, S. 620; auch die Cistenrose, Cistus Helianthemum Linn., führt diesen Namen, siehe unter Günsel, Theil 20, S. 318.

Sonnenroß, s. Sonnenpferd.

Sonnensäule, Prachtkegel, s. Obelisk.

Sonnenschauer, Lacerta helioscopa, eine Art Eidechse.

Sonnenscheibe, in der Astronomie oder Sternkunde, die Sonne, in sofern sie eine Scheibe bildet oder zu seyn scheint.

Sonnenschein, der Schein der Sonne, ihr Licht, welches sie am Tage über den Halbkreis der Erde verbreitet.

Sonnenschirm, Fr. Parasol, ein von Seidenzeug, Leinwand, auch wohl Wachsleinen ausgebreitetes rundes Stück Zeug, welches auf einem Gestelle von Rohrstäben, Fischbein, oder auch eisernen kleinen Stäbchen ausgespannt und an einen Stiel befestiget worden, den man in der Hand hält, wenn man den Schirm ausgespannt über dem Kopfe trägt, um die Sonnenstrahlen davon abzuhalten. Man hat die Sonnenschirme in verschiedenen Gestalten, Größen und Farben, nachdem es die Mode, die Beherrscherin des Geschmackes, gebietet. Diejenigen Sonnenschirme, deren Stiel sich oben in einer Spitze endiget, die mit Messing beschlagen ist, und unten einen Griff hat, wie eine Krücke, oder auch eine kleine Windung, wie eine Schlange, werden Promeneurs genannt, weil man sie statt eines Stockes gebraucht, wenn man sie nicht aufgespannt zur Beschützung vor der Sonne trägt. Sie haben dann einen messingenen Reif oder Ring, den man über den Schirm, wenn er zusammengezogen oder geklappt worden, zieht, um ihn festzuhalten, damit er sich nicht wieder aufbläht, oder von einander

giebt, wenn man ihn in der Hand, als Stock gebraucht. Man hat Schirme, die, ausgespannt, flach sind, mit weniger Biegung, dann mit starker Biegung in der obern Gestalt eines Luftballons, mit Franzen besetzt und ohne dieselben. Der Stock oder Stiel ist lackirt und mit Elfenbein, Perlmutter, feinen Hölzern, wie schwarz Eben-, Mahagony-, Zuckerkisten-, Cedern-, Grenadillen-, Buchsbaum- ꝛc. Holz, Silber ꝛc. ausgelegt, so daß ein solcher Schirm, aufgespannt, wirklich ein reizendes Ansehen erhält, besonders wenn man in einiger Entfernung, bei irgend einer Versammlung im Freien eine große Anzahl ausgespannter Schirme erblickt, welche in der Sonne mit den bunteſten Farben spielen. Bei der Abwechselung der Mode in den Sonnenschirmen, lassen sich ihre verschiedenen Formen hier nicht anführen. Zu den seltensten gehörten auch die sogenannten Knicker, die man zusammenlegen und sie dann nach Belieben in die Tasche stecken konnte, indem der Stiel oder Stock mit Gewinden oder Gelenken versehen war, so daß auch er zusammengeklappt werden konnte, und so war es auch mit dem Schirme selbst. Man trug diese Schirme in dem zweiten Drittel des verwichenen Jahrhunderts. Zu Anfange dieses Jahrhunderts trug man auch ganz kleine Schirme, welche aufgeklappt werden konnten uud dann das Ansehen eines Fächers hatten. Kurz man hat die Sonnenschirme schon von allen Formen, Größen und Farben getragen, so daß schwerlich noch eine ausgezeichnete Form wird erdacht werden können. Wie sie verfertiget werden, würde hier anzuführen eigentlich nicht nöthig seyn, da sie zu bekannt sind, und ihre Zusammensetzung leicht aus der Ansicht wird errathen werden können; indessen hat das Gestell oder Gehäuse, worüber der Schirm gespannt wird, doch so Manches, welches dem nicht forschenden Auge entgehen könnte, und daher will ich dessen Zusammensetzung, in so weit

es sich mit Worten beschreiben läßt, hier anführen. Das Gehäuse zu den sogenannten Knickern war von Stahl und mit lauter Gewinden versehen, damit man es zusammenlegen und in die Tasche stecken konnte, wie auch schon oben angeführt worden. An einem aus Eisen geschmiedeten Stiel, der aus drei Stücken zusammengesetzt wird, und Gelenke erhält, damit man ihn in so viele Theile zusammenlegen kann, als man nöthig findet, ist an dem untersten Ende ein Zapfen, woran ein hölzerner Griff befestiget wird, um daran den Sonnenschirm zu tragen. Oberwärts wird e. eiserne Röhre auf die Stange beweglich gemacht, die sich auf derselben auf- und abschieben läßt. Sie wird aus Eisenblech auf einem Dorne zusammengerollt, an den Enden mit Schnellloth vereiniget, und dann läßt man sie, nachdem sie ausgearbeitet und ausgefeilt worden, blau anlaufen. Ueber der Röhre wird eine eiserne Scheibe angelöthet, und über dieser wird auf dem äußersten Ende der Stange noch eine Röhre, aber unbeweglich, fest angebracht, welche auf die Art, wie die vorige, angefertiget wird. Sie erhält gleichfalls eine Scheibe, aber von Messing, und beides, Scheibe und Röhre, werden von einer Schraube festgehalten, die auf der Stange angebracht ist. Auf der Stirn bei der Scheibe ist ein Reif mit einer Feile ausgehöhlt, daß darin ein Draht liegen kann. Dieser Draht hält, wenn er befestiget ist, die Sprügel an der Scheibe fest, vermittelst welcher der Sonnenschirm auf- und zu gemacht werden kann. Das Ende dieser schmalen geschmiedeten Eisen ist daher durchbohrt und durch das Loch wird das gedachte Draht auf die Stirn der Scheibe gesteckt. Jeder Sprügel ist durch einen Nied mit einem Arme vereiniget. Ein solcher Arm gleicht völlig einem Sprügel, nur daß er länger ist und aus zwei Hälften besteht, die durch ein Gelenk verknüpft sind, damit man den Arm zusammenlegen kann. Er

ist an der Scheibe gleichfalls mit einem Drahte befestiget, so wie die Sprügel an der Scheibe. Unter der untersten Röhre ist eine kleine Stahlfeder in das oberste Stück des Stiels versenkt, die oben einen Wiederhaken hat, unten aber mit einem Nied an dem Stiele befestiget ist. Drückt man nun die Feder und zugleich ihren Wiederhaken, der die unterste Röhre zurück hält, so läßt sich die Röhre verschieben, und die Sprügel mit den Armen senken sich gegen den Stiel hinab; im Gegentheile stehen sie unbeweglich. Bei den neueren Gestalten des Sonnenschirmes ist das Gestell oder Gehäuse nur einfach. Es besteht gewöhnlich aus acht Stangen Fischbein, welche oben an den hölzernen Stiel durch einen Messingring und Eisendraht befestiget sind. Ein Schieber oder vielmehr eine Röhre von Messing, die auf dem Stocke läuft, und an der oben Messingstäbchen angebracht worden, die im Kreise des Gestelles herum an den Fischbein befestiget werden, dient, den Sonnenschirm auszuspannen und zu schließen; denn indem man ihn öffnen will, um ihn auszuspannen, so schiebt man die Röhre so weit in die Höhe auf dem Stocke, bis ein Draht, der gleich einer Feder an dem Stocke angebracht worden, hervorspringt, und die Röhre festhält, oder vor dem Zurückgehen bewahrt. Dieser etwas starke Eisendraht ist ungefähr 3 Zoll lang, außer dem Haken oder der Biegung am vordern Ende, die 1 Zoll beträgt und in den Stock des Sonnenschirms hineingeht, sobald man sie mit dem Daumen in die Oeffnung drückt, um die Röhre, die sie festhält, herunter zu lassen, und den Schirm zu schließen; der Draht ist nämlich an dem untern Ende an den Stock befestiget, und das obere mit dem Haken spielt in einer Oeffnung des Stockes, die so tief ist, daß sie den Haken ganz hinein läßt, ganz frei, und wird nur durch einen Querstift, der den Wiederhaken festhält, aufgehalten, damit er nicht herausspringen kann.

Ueber dieses Fischbeingestell wird nun das Zeug gespannt, oben an den Stock befestiget, und mit kleinen Zwirn- oder Seidenschleifen auch an den Fischbein. Unten ist das Zeug gesäumt und an den acht Stellen, wo die Fischbeinenden oder Spitzen hinkommen, sind kleine Tuten oder Trichter von Zeug genähet worden, worein der Fischbein gesteckt wird. Uebrigens werden alle Theile des Sonnenschirmgehäuses, welche von Holz sind, mit Bimmsstein glatt geschliffen und dann polirt. Die übrigen metallnen Sachen, als von Messing, Stahl und Eisen, werden mit der Schlichfeile und mit Schmirgel und Baumöl polirt, und die stählernen auch öfters blau angelaufen. S. auch den Artikel Regenschirm, Th. 121, S. 567.

Die Verfertigung der Sonnen- und Regenschirme oder der Parasols und Paraplüis ist ein freies Gewerbe, welches jeder betreiben kann, das heißt, in den Staaten, wo noch der Zunftzwang herrscht oder in welchen die Gewerbe noch zünftig sind, und nicht ein jeder die Freiheit hat, ohne nicht erst gewisse Jahre Lehrling und Geselle gewesen zu seyn, Meister zu werden. Man rechnet dieses Gewerbe zu den Stahlarbeitern. Das Handwerkzeug, was sie gebrauchen, besteht in Hammer, Zangen, Feilen ꝛc. Die Stöcke werden gewöhnlich von den Drechslern gedrehet, so wie überhaupt der Sonnenschirmmacher sich die Materialien zum Schirme von andern Handwerkern in die Hände liefern läßt, und nur den Schirm zusammensetzt, das heißt, das Gehäuse zusammensetzt und mit ein beliebiges Zeug überzieht. Uebrigens macht der Sonnenschirmmacher auch Regenschirme oder es ist ein und dasselbe Gewerbe.

Man nennt nun auch noch im Allgemeinen alle Schutzmittel vor der Sonne Sonnenschirme, z. B. die Rouleau's, Markisen, Jalousieen und Vorsätzer vor den Fenstern, die Wetterdächer, Sonnen-

schirmdächer, Plane von Leinwand, die an der Sonnenseite angebrachte Lauben, Schoppen, Zelte zum Schutze vor der Sonne in Gärten, auf freien Plätzen, auf Höfen ꝛc., kurz Alles, was zum Schutz oder als Schutzmittel vor der Sonne dient.

Auch einige Patellen oder Klippkleber, Patellae, führen den Namen Sonnenschirm, z. B. der geribbte, roth und weiß gestrahlte, der große rothfahle Indianische, und der große weiße Chinesische.

Sonnenschirmwirbel, Vorticella stellata, ein zu dem Geschlechte der Zoophyten und zu den Blumenpolypen gehöriges Thierchen; s. unter Zoophyten.

Sonnenschuß, s. Sonnenstich.

Sonnenseestern, Aster papposa, Fr. le Soleil, eine Art Seesterne, welche mit eilf, zwölf oder dreizehn platten Strahlen, die an der Oberfläche mit borstigen Erhöhungen besetzt sind, geziert ist. Man findet sie im Ocean oder großen Weltmeere.

Sonnenstadt, eine erdichtete Stadt, s. Th. 60, S. 287.

Sonnenstatue, Sonnenkoloß, eines der sieben Wunderwerke der Welt; s. unter Koloß, Th. 43, S. 478, Nr. 13.

Sonnenstaub, Sonnenstäubchen, der im Zimmer herumfliegende, unmerkliche feine Staub, welchen man nur dann gewahrt, wenn die Sonne durch eine kleine Oeffnung in dasselbe scheint. Man gebraucht dieses Wort auch um etwas ganz Unmerkliches zu bezeichnen. — Auch eine Fliegenart, Conops atomaria, die zu den Kopffliegen gehört, führt diesen Namen.

Sonnenstein, Sonnensteine, Lapides solares, Astroitae radiis solaribus undulatis, eine Art Halbedelsteine, die zu den versteinerten Korallen gehört, weil sie solche an Größe übertreffen und auch mehrere Strahlen, wie die Sterne haben. Ob übrigens der beim Plinius angeführte Sonnenstein, So-

lis gemma, der weiß, und seine Strahlen wie die Sonne verbreitend, beschrieben wird, diese Korallenart ist, ist schwer zu ermitteln. Hierher gehört auch der Sonnenopal, Heliolithus, der auch von Einigen für den Nonnius-Opal gehalten wird. Brückmann beschreibt einen dergleichen Opal in den Beiträgen zu seiner Abhandlung von Edelsteinen (Braunschweig, 1778) S. 166 u. f. Er sagt: „Denjenigen (Sonnenopal), den ich gesehen habe, war zwar ganz umher abgeschliffen, von der Größe einer kleinen länglichten Bohne, durchsichtig, von blättrichter Fügung, und hatte einen gelbbraunen, goldfarbigen Glanz. Er mußte, wie der Opal oder das Katzenauge, bewegt werden, wenn seine glänzenden Farben am schönsten spielen sollten. Er hatte ungefähr die Härte der weichern, grobfaserigten Katzenaugen, und wurde von der Feile ein wenig angegriffen. So viel das äußere Ansehen ergiebt, so muß er zu den Katzenaugen gezählt werden. Seines Ansehens und seines äußern Glanzes zu Folge, wäre er am besten mit dem Goldglimmer oder sogenannten Katzenaugen zu vergleichen, wenn man solches sehr fein und in derben Stücken sich vorstellt.“ — Man findet dergleichen Sonnenopale in dem Dresdner grünen Gewölbe, wo ein Stein von außerordentlicher Schönheit vorhanden gewesen seyn soll, der aber abhanden gekommen; dann sollen in der Wiener Naturaliensammlung zwei schöne und große Stücke dieser Steinart zu sehen seyn. Naturalienhändler forderten im verwichenen Jahrhunderte hundert Thaler für einen solchen Stein. Nach der Angabe von mehreren Steinkennern oder Mineralogen soll der Sonnenopal eine Art Feldspath seyn. Brückmann hatte einen Sonnenopal in seiner Sammlung, welches ein Ringstein ist, an welchem man sehr deutlich sieht, daß er ein blätterichter und fedriger Ringspath ist. Er war kaum durchscheinend, und

wenn er in dem gehörigen Winkel gegen das Licht gehalten ward, gab er einen braungelben Goldschein, nicht bogenförmig, wie ein Katzenauge, sondern wie ein Opal. Wenn er im Finstern bewegt wurde, jedoch so, daß ihn einiges Licht treffen konnte, so gab er einen Schein, wie eine glimmende Kohle. Er soll aus Ceylon herstammen. Man findet auch silberfarbige Sonnenopale, von denen man ehemals einige bei Potsdam gefunden hat. Auch in Schlesien zu Massal findet man dergleichen Opale, welche durchsichtig sind, und wenn man sie an das Sonnenlicht hält, oder sie im Sonnenlichte umwendet, das Bild der fortrückenden Sonne zeigen.

Sonnenstern, s. den Art. Sternkoralle, Th. 44, S. 292.

Sonnenstich, Sonnenschuß, Fr. Insolation, Coup de Soleil, eine Krankheit, welche von den starken Wirkungen der Sonnenstrahlen auf das Haupt, den unbedeckten oder doch nur schlecht bedeckten Kopf herrührt, und diejenigen Leute befällt, welche mit Karavanen in den unbebaueten Gegenden, den Wüsten von Asien und Afrika reisen, oder auf dem Felde arbeiten, wie z. B. die Mäher, Schnitter und Landleute; sie können durch diese Krankheit in kurzer Zeit getödtet werden. Es ist daher bei den mit diesem Uebel befallenen Individuen die schnellste Hülfe erforderlich; und daher ist es auch nöthig, denjenigen Personen, die der Sonnenhitze oft lange und anhaltend, sowohl auf dem Felde, als auch auf Reisen, ausgesetzt sind, Regeln an die Hand zu geben, wie sie sich vor diesem Uebel zu verwahren haben. Das beste und geprüfteste Mittel ist eine zweckmäßige Kopfbedeckung, welche, so viel, als möglich, die Kraft der Sonnenstrahlen bricht, oder solche doch ableitet. Die weiße Farbe, wie schon oben, S. 508, angeführt worden, ist der beste Ableiter der Sonnenstrahlen, und daher ist

es denjenigen Personen, welche im Sommer Fußreisen in südlichen Ländern unternehmen müssen, so wie allen auf dem Felde arbeitenden Landleuten anzurathen, sich zur Kopfbedeckung weiße Strohhüte zu bedienen; auch kann man sich ein weißes leinenes Tuch über den Kopf binden, welches besonders den Frauensleuten sehr zu empfehlen ist, welche auf dem Felde arbeiten. Die schwarzen Strohhüte sind gar nicht zu empfehlen, weil solche die Sonnenstrahlen anziehen, so wie überhaupt alle schwarze Hüte und andere Kopfbedeckungen von schwarzer Farbe. Am besten und leichtesten sind aber die weißen Stroh- und diejenigen Hüte, die mit weißem Zeuge überzogen worden; sie drücken und pressen nicht den Kopf, und halten die Sonnenstrahlen ab. Auch Hüte von andern hellen Farben, z. B. von gelber, hellblauer, blaß- oder rosenrother, hellgrauer, hellbrauner, hellgrüner ꝛc. Farbe sind gute Schutzmittel gegen die Sonnenstrahlen. Wenn Jemand vom Sonnenstich befallen worden, so ist es nöthig, sogleich zu einem Arzte seine Zuflucht zu nehmen, um hier gleich wirksame Mittel anwenden zu können, indem dieses Uebel, wie schon oben angedeutet worden, oft schnell tödtet, und hier Aderlässe, Blutegel, Umschläge ꝛc. angewendet werden müssen. — Was den Sonnenstich, Sonnenschuß oder Sonnenkoller der Pferde anbetrifft, s. d. Art. Koller, Th. 43, S. 414.

Sonnenstillstand, Sonnenstillstandstage, Solstitien, Solstitia, in der Astronomie oder Sternkunde, die Tage, an denen die Sonne am höchsten oder am tiefsten steht. Zu dieser Zeit fallen die Sonnenstrahlen in gerader Richtung auf den Punkt, wo die Ekliptik einen der Wendekreise berührt; man bemerkt dann einige Tage keinen Unterschied in der Mittagshöhe. Geschieht diese Berührung mit dem Wendekreise des Krebses, so haben wir das Sommersolstitium, welches zwischen den 19. und 22.

Juny fällt, oder den Sommeranfang. Die Berührung der Ekliptik mit dem Wendekreise des Steinbocks giebt das Wintersolstitium, welches zwischen den 19. und 22. December fällt, oder den Winteranfang.

Sonnenstillstandspunkt, der Punkt in der Ekliptik, wo die Sonne in derselben am höchsten oder am tiefsten steht. Die Tage, worin dieses geschieht, heißen Sonnenstillstandstage, s. den vorhergehenden Artikel.

Sonnenstillstandstage, s. Sonnenstillstand.

Sonnenstrahl, Sonnenstrahlen, die von der Sonne ausgehenden Lichtstrahlen. Welche Wirkungen diese Strahlen auf die Körper ꝛc. machen, s. oben, unter Sonne. Die Sonnenstrahlen sind der Haupthebel in manchen Gewerben, die ohne sie gar nicht möglich wären, wie z. B. das Bleichen der Leinwand, des Wachses, Oels ꝛc. Ferner in der Hauswirthschaft zum Trocknen und Bleichen der Wäsche, zum Dörren der Früchte ꝛc. ꝛc. Dann in dem Fokus eines Brennspiegels aufgefangen, dienen sie zur Entzündung derjenigen Gegenstände, die man sich zum Feueranmachen bedient, wie des Schwamms ꝛc.; dann gebraucht man sie zu Sonnenuhren, Mikroskopen ꝛc., und kurz es läßt sich fast kein Gegenstand denken, bei dem nicht die wohlthätigen Strahlen der Sonne von einigem Nutzen wären. So wie sie aber auch von der einen Seite nützlich sind, so schädlich sind sie doch auch wieder von der andern, indem sie denjenigen Körpern, die ihnen ausgesetzt worden, die Farben wegnehmen oder sie doch verändern, wie den gefärbten Tüchern, Kattunen, der Leinewand, den Gemälden, kurz allen gefärbten Gegenständen; daher darf man diejenigen Zeuge, die nicht mit Körper- oder haltbaren Farben gefärbt worden, nicht der Sonne aussetzen, wie z. B. brillante rothe Farben, violett, lichte gelbe und grüne Farben ꝛc., weil diese Farben, wenn sie nicht ganz schwinden, doch sehr verändert werden. Auch Gemälde, die mit

Wasserfarben (Gouasche, Miniatüre) oder mit Pastellfarben gemalt worden; wozu gewöhnlich die brillantesten Farben, aus dem Pflanzenreiche gezogen, genommen werden, darf man nicht der Sonne aussetzen, das heißt, sie in dem Zimmer so hängen, daß sie von der Sonne beschienen werden, und wenn dieses nicht anders seyn kann, so muß man sie mit Tüchern bedekken, besonders die Pastellgemälde. Auch die Wände müssen in denjenigen Zimmern, welche der Sonne ausgesetzt sind, auf der Sonnenseite liegen, nur mit Farben überstrichen werden, welche haltbar sind, durch die Sonne nicht ausgezogen werden können, daher mit keinen Farben aus dem Pflanzenreiche, wie alle gelbe, grüne, rothe und die gemischten Farben aus diesem Reiche. — Auch ein Name mehrerer Conchylien, z. B. einiger Arten, welche zu dem Geschlechte Solen gehören, als der blaue Sonnenstrahl, Solen radiatus; der rothe, Solen strigilatus; dann auch der Name e. Telline, Tellina virgata; s. unt. Telline.

Sonnenstrahlkrabbe, die Benennung einer Conchylie.

Sonnenstraße, s. Sonnenzirkel.

Sonnensystem, Systema Solis, s. Solaris; Fr. Système de Soleil, das Sonnensystem oder Lehrgebäude der Sonne, wie es die unterrichtesten Astronomen oder Sternkundigen aufgestellt haben. Daß die Sonne in einem Jahre die zwölf himmlischen Zeichen durchläuft, ist schon oben, unter Sonne, S. 568 u. f., angeführt worden. Wegen der schiefen Bahn, Sonnenbahn, kommt die Erde der Sonne zu einer Zeit fast an 700,000 Meilen näher, als zur andern, und die beiden Punkte, in welchen die Erde der Sonne am nächsten und von ihr am entferntesten ist, nennt man den Sonnennähe- und den Sonnenfern-Punkt, s. oben, S. 571. Während der scheinbaren Bewegung der Sonne in der Ekliptik, kommt sie zweimal des Jahres so zu stehen, daß die Mitte der Erde ihr gerade gegenüber gekehrt ist, wo-

durch die Tag- und Nachtgleiche entsteht. Die scheinbare Abweichung der Sonne von diesem Standpunkte in der Ekliptik verursacht auf der einen Hälfte der Erdkugel Sommer, auf der andern Winter. Hat die Sonne die äußerste Entfernung von der Erde erreicht, so hat die eine Hälfte der Erde ihren längsten und die andere ihren kürzesten Tag, und da denn die Sonne sich auf- und abwärts zu wenden scheint, so wird dieses die Sonnenwende, und der Kreis um die Erde, den man sich am Punkte der Sonnenwende denkt, der Wendezirkel genannt. Der Punkte, in welchen die Ekliptik den Aequator durchschneidet, und die Aequinoktialpunkte genannt werden, sind zwei, der Frühlingspunkt und der Herbstpunkt oder der Frühlings-Aequinoktial- und der Herbst-Aequinoktialpunkt, s. oben, S. 569. Der Punkt in der Ekliptik, wo die Sonne in derselben am höchsten oder tiefsten steht, heißt der Solstitialpunkt, und die Tage, worin dieses geschieht, sind Sonnenstillstandstage (Solstitia). Da die Planeten ihr Licht von der Sonne empfangen, oder wenn sie ihr eigenes Licht auch auf die Sonne strahlen lassen, doch dasselbe von ihr zurück empfangen, machen, als Unterthanen der Sonne, ihren Lauf um dieselbe. Es sind bis jetzt eilf entdeckt worden, von denen bis zum Jahre 1781 nur sechs entdeckt waren, die als die alten Planeten bezeichnet werden, nämlich: der Merkur, die Venus, die Erde, der Mars, der Jupiter und der Saturn. In dem oben gedachten Jahre entdeckte Herschel in England den Uranus, den siebenten Planeten, und zu Anfange dieses Jahrhunderts, in den Jahren 1801, 1802, 1804 und 1807, wurden die vier neuen Planeten, die Ceres, Pallas, Juno und Vesta, entdeckt. Außer diesen Hauptplaneten giebt es nun noch 19 Nebenplaneten oder Monde, auch Trabanten genannt, nämlich sieben Trabanten des Saturns, sieben des Uranus, vier des

Jupiters und ein Trabante der Erde, welches der Mond ist. Diese Nebenplaneten erhalten, wie die Hauptplaneten, ihr Licht von der Sonne, bewegen sich um ihre Axe, und dann um ihren Hauptplaneten, und mit diesem um die Sonne. Diese Haupt- und Nebenplaneten zusammen machen nun das Sonnensystem aus; s. auch unter Planet, Th. 113. Die Hauptplaneten bewegen sich in folgender Entfernung um die Sonne:

Namen.	Abstand von der Sonne.		Durchmesser.		Zeit des Umlaufs.			
Merkur	8,000,000	Meilen	608	Meilen	—	Jahr	88	Tage.
Venus	15,000,000	=	1,669	=	—	=	225	=
Erde	20,000,000	=	1,720	=	1	=	—	=
Mars	31,000,000	=	963	=	1	=	322	=
Vesta	49,000,000	=	59	=	3	=	232	=
Juno	54,700,000	=	303	=	4	=	134	=
Ceres	57,000,000	=	344	=	4	=	221	=
Pallas	57,500,000	=	440	=	4	=	222	=
Jupiter	107,000,000	=	18,917	=	11	=	316	=
Saturnus	197,000,000	=	17,160	=	29	=	174	=
Uranus	396,000,000	=	7,270	=	84	=	28	=

Der Mond, der sich um unsere Erde bewegt, oder um unsere Erde läuft, hat eine mittlere Entfernung von der Erde von 51,353 Meilen, der Durchmesser beträgt 468½ Meile, der Umfang 1470 Meilen, die Oberfläche 688,916 Quadratmeilen, und der körperliche Inhalt 53,660,000 Kubikmeilen. — Er vollendet seinen Lauf um die Erde in 27 Tagen und acht Stunden. Da aber die Erde und der Mond während dieser Zeit ihren Weg um die Sonne fortsetzen, so läuft der Mond noch zwei Tage und vier Stunden länger, ehe er mit der Sonne und der Erde wieder in die vorige Stellung kommt, so daß sein Lichtwechsel erst nach 29 Tagen, 12 Stunden, 44 Minuten und 3 Secunden wieder anfängt; jenes nennt man den periodischen, dieses den synodischen Lauf des Mondes um die Erde, und durch ihn veranlaßt er als Neumond die Sonnen- und als Vollmond die Mondfinsternisse auf der Erde. Die Sonne, wie schon oben, S. 573, angeführt worden, liegt im Mittelpunkte des Universums, und wälzt sich, wie die Astronomen aus den Beobachtungen der regelmäßigen Fortrückung ihrer Flecken gefunden, in fünf- und zwanzig Tagen vierzehn Stunden einmal um ihre Axe, die sich in einer unverrückten Stellung unter einem Winkel von 80½ Grad gegen die Ebene der Ekliptik, oder Erdbahn neigt. Sie schickt ihre Strahlen durch Millionen Meilen weite Räume, giebt überall Leben, Licht, Wärme und Fruchtbarkeit, und läßt diese sogenannten Einflüsse, eilf Haupt- und neunzehn Nebenplaneten oder Trabanten, nebst einer weit größern Anzahl Kometen genießen. Die Hauptplaneten laufen, wie schon oben angeführt worden, nach ihren verschiedenen Entfernungen in größeren oder kleineren Kreisen, und die Nebenplaneten aber um jene und zugleich mit ihnen um die Sonne. Die Kometen haben gleichfalls besondere, obgleich der Gestalt und

Lage nach von den Planeten sehr verschiedene Laufbahnen, und nehmen gleichfalls ihren Weg um die Sonne; allein dieser Weg um die Sonne ist bei ihnen nicht kreisförmig, sondern in sehr langen und schmalen elliptischen Bahnen. Man hielt die Kometen in den frühern Zeiten, wegen ihres nebligten, blassen und trüben Ansehens, und ihres glänzenden, oft sehr langen Schweifes von verschiedenen Gestalten, und wegen des Ungewöhnlichen, welches sie in ihrer unerwarteten Erscheinung und sonderbaren Bewegung am Himmel zeigten, für unheilbringende Boten, und nach Bode für die Anzeigen der Strafruthe einer erzürnten Gottheit, wie auch schon oben, unter Sonne, S. 613, angeführt worden; allein diese früher so sehr gefürchteten Körper sind nur planetarische Kugeln, die ihr Licht gleichfalls von der Sonne empfangen und in sehr langen elliptischen Bahnen sowohl von Abend gegen Morgen, als in entgegengesetzter Richtung die Ebenen aller Planetenbahnen unter allen möglichen Richtungen durchlaufen, oft sich tief zur Sonne herablassen, um welche Zeit sie in die Nachbarschaft der Erde kommen und uns sichtbar werden können, hierauf sich nahen, um die Sonne herum schwingen, und sich dann wieder von derselben entfernen, bis sie sich endlich unseren Augen entziehen, in ungewisser Ferne oft weit über die Bahn des Uranus hinausgehen, und zu ihrer Rückkehr oft Jahrhunderte gebrauchen. Nach allen Berechnungen giebt die Größe manches Kometen oft unserer Erde nichts nach, und viele sollen dieselbe wohl noch an Größe übertreffen; s. auch unter Komet, Th. 43, S. 490. Alle diese Körper gehen nun um die Sonne, umkreisen diesen mächtigen Körper des Universums. Das Gebiet der Sonne erstreckt sich demnach durch erstaunliche Entfernungen über viele uns bereits bekannt gewordene große Weltkörper, und über wie viele mag es sich nicht noch erstrecken, die

uns noch nicht bekannt geworden. Man sehe auch die Art. Sonne, oben, S. 561 u. f., und Mond, Th. 90, nach, oder vergleiche sie mit diesem Artikel.

Sonnentabellen, s. unter Sonnenzirkel.

Sonnentag, in der Chronologie, ein Tag, dessen Dauer durch die scheinbare Bewegung der Sonne um die Erde bestimmt wird, der folglich vierundzwanzig Stunden hält; der natürliche Tag, der bürgerliche Tag, zum Unterschiede von dem künstlichen, oder derjenigen Zeit, in welcher die Sonne über unserm Horizonte gesehen wird.

Sonnentempel,, kleine Prachtgebäude zur Zierde in den Gärten, in verschiedenem Geschmacke, welche die Form der Tempel haben; s. unter Tempel, in T. Von dem Sonnentempel im Königlichen Garten zu Kew in England, s. unter Kew, Th. 37.

Sonnenthau, Drosera Linn., eine Pflanzengattung, welche in die fünfte Ordnung der fünften Klasse (Pentandria Pentagynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und folgenden Charakter hat: Die Blüthen sind fünfzählig, der Kelch ist getheilt, und die Samenkapseln enthalten viele Samen.

Rundblättriger Sonnenthau, Drosera rotundifolia, scapis radicatis, foliis orbiculatis Linn. Spec. plant. Tom I, p. 402. Ros solis folio rotunda. Bauh. pin. pag. 357. Salsirora s. Ros solis Thal. herç. t. 9. f. 1. Rorida, sive Ros Solis major. Lob. Icon. 811. Solsirora, sive Sponsa solis. Thal. Rorella minor. 1 Tab. Icon. 816. Fr. Rosée du Soleil, Herbe de la Rosée ou de la Goute. Diese, sowohl in Europa, als auch in Asien und Amerika an sumpfigen Orten unter dem Moose wachsende Pflanze, hat eine faserige, haarförmige Wurzel, aus der viele lange, dünne, oben rauche Stiele hervortreiben, auf welchen kleine, beinahe runde Blätter stehen, die ausgehöhlt, blaßgrün von Farbe,

und mit röthlichen Haaren besetzt sind; der Rand hat gestielte Drüsen, aus welchen etliche Tropfen von einer Feuchtigkeit in die Höhle der Blätter herausschwitzen, so daß diese sammt den Haaren beständig mit einer Art von Thau befeuchtet sind, selbst in der trockensten Zeit und bei der größten Sonnenhitze. Reizt man die Mitte dieser Blätter mit etwas, so ziehen sie sich sehr langsam zusammen. Zwischen diesen Blätter erheben sich zwei oder drei blätterlose, runde, röthliche Stängel, beinahe einen halben Fuß hoch, welche auf ihrem Gipfel kleine, rosenförmige weiße Blumen tragen; die Blätter derselben sind nämlich rosenförmig gestellt. Die Blumen oder die Blumenkrone sitzt auf haarförmigen gezähnten Kelchen und sehr kurzen Stielen. Nach dem Abblühen der Blumen, welche sich nur Mittags bei heiterem Wetter von zwölf bis ein Uhr zu öffnen pflegen, folgen kleine Früchte, die fast die Gestalt und Größe eines Kornsamens haben, und viele Samen enthalten. Die Blütezeit ist der Juny und July. Diese Pflanze kommt in jedem Boden gut fort, hauptsächlich aber in einem sandigen und feuchten, weil man sie gewöhnlich in wüsten, rauhen, wilden, sandigen und feuchten Orten, am öftersten unter einem blaßröthlichem Wassermoose antrifft. Man gebraucht das Kraut dieser Pflanze in den Apotheken; es hat einen scharfen, zusammenziehenden Geschmack, den es aber im Trocknen meistentheils verliert. Man sammelt diese Pflanzen am besten, wenn sie blühen und ihren größten Wachsthum haben, und auch die Luft heiter und trocken ist. Nach Johann Bauhin ist das Bewunderungswürdigste an dieser Pflanze, daß die aus derselben schwitzenden Tropfen, wenn man sie mit den Fingern berührt, sich wie weiße seidene Faden ziehen lassen, und indem sie sogleich eine gewisse Festigkeit bekommen, auch in diesem Zustande bleiben. In den neuesten Arzneimittellehren findet man diese Pflanze nicht mehr

als officinel aufgeführt, wahrscheinlich ist sie durch eine andere, gleiche Eigenschaft habende, Pflanze ersetzt worden. Ehemals gebrauchte man sie gegen Brustübel, besonders bei langwierigem Husten, Lungengeschwüren, dem Asthma ꝛc. Man gab sie in der Infusion bis zu zwei Drachmen und in Pulver zu einer Drachme. Es wurde auch daraus ein einfacher und zusammengesetzter Sonnenthausyrob bereitet, der zu eben dem Gebrauche diente, und zu einer Unze, entweder allein, oder vermischt in brustlösenden Tränkchen gegeben ward. In einigen Apotheken kommt dieser Sonnenthausyrob, Syrupus Rorellae, noch vor. Nach Boerhave soll die Infusion der Blätter dieser Pflanze wider das Kopfweh (Migraine), wider die Epilepsie und die Augenkrankheit gut seyn. Andere ältere Aerzte verwerfen den innerlichen Gebrauch dieser Pflanze, indem sie narkotisch wirke, weil sie die Haut verletzt, wenn man sie darauf legt. Indessen soll doch die Erfahrung sie als eine Pflanze von guten Eigenschaften zum inneren Gebrauche empfehlen. Denn es giebt Arzneimittel, welche gewissen Theilen nützlich sind, und dennoch andern schaden. So ist z. B. das süße Mandelöhl, innerlich genommen, lindernd, kommt aber davon etwas in das Auge, so verursacht es ein schmerzhaftes Brennen. Der Brechwein, welcher den Magen fast umkehrt, ist dagegen den Augen zuträglich, und wird zu stärkenden Augenarzeneien genommen. Man muß daher nicht schließen, daß eine Pflanze, welche auf eine gewisse Weise gebraucht, gute Wirkung thut, dieselbe Wirkung auch habe, wenn man sie auf eine andere Art gebraucht. Die Erfahrung muß hier immer entscheiden, sagt ein Arzt, und das Vernünfteln zum Schweigen bringen. Man findet in mehreren Apotheken Deutscher Staaten auch das aus dieser Pflanze bereitete Brustelixir von Wedel, welches unter

dem Namen Wedelsches Brustelixir bekannt und zu haben ist. — Da diese Pflanze den Schafen auf der Weide nachtheilig ist, so muß man sie da, wo diese Thiere weiden, auszurotten suchen. Man zieht sie bloß in botanischen Gärten; sie verlangt einen feuchten Stand, wie schon oben angeführt worden.

Man hat, außer der hier beschriebenen Art, noch mehrere andere Arten des Sonnenthaus, als langblättriger Sonnenthau, Drosera longifolia Linn., welcher von dem vorhergehenden nur durch längere Blätter verschieden ist; Cistenblüthiger Sonnenthau, Drosera cistiflora, mit gefüllter purpurfarbiger Blume, dessen Vaterland das Vorgebirge der guten Hoffnung ist; Kap'scher Sonnenthau, Drosera capensis, mit ährenförmigen Blumen, welcher in Aethiopien zu Hause gehört; Indischer Sonnenthau, Drosera Indica, welcher in Indien wildwachsend angetroffen wird; Portugiesischer Sonnenthau, Drosera Lusitanica, welcher in Portugal wild wächst ꝛc. ꝛc. Da alle die genannten Arten, so wie auch einige andere, in den Gärten, in der Oekonomie und in den Gewerben nicht vorkommen, sondern nur in botanischen Gärten gezogen werden, so übergehe ich hier ihre nähere Beschreibung.

Sonnenuhr, Tagesuhr, Gnomon, Solarium, Fr. Cadran solaire, eine Uhr, deren Zeit oder Stunden durch das Sonnenlicht bestimmt werden. Es sind nämlich gewisse Linien auf einer Fläche verzeichnet, darauf der Schatten des eingesteckten Zeigers, nach dem Laufe oder dem Steigen der Sonne am Horizonte, eine Stunde nach der andern fällt. Auch hat man sie ringförmig, wo dann das Sonnenlicht durch ein kleines Loch, in Gestalt eines Punktes, auf die Stunden fällt, oder solche anzeigt. Die Sonnenuhren waren schon in den ältesten Zeiten bekannt, indes-

sen wissen wir nicht, wie weit die Griechen sie zur Vollkommenheit gebracht haben; man will sie wenigstens nicht hoch anschlagen, da sie so große Fremdlinge in der Astronomie waren. Erst um das 477ste Jahr der Stadt Rom fing man an, den Tag nach einer Sonnenuhr in Stunden einzutheilen, und so unvollkommen auch die aus Sicilien nach Rom gebrachte Uhr noch war, so behalf man sich doch neun und neunzig Jahre damit, bis zur Zeit des Konsuls Paul Aemilius, als Rom schon beinahe sechshundert Jahre stand, und Q. Martius Philippus eine richtigere machen ließ. Der älteste uns bekannte Erfinder der Sonnenuhren war, nach dem Vitruv, Berosus, ein Chaldäer, welcher von dem Historiker unterschieden wird, und nach Einigen über zweihundert Jahre früher gelebt haben muß. Dieser Berosus war der Lehrer der Griechen im eigentlichen Verstande, und von seinen Sonnenuhren, oder wenigstens von den nach den seinigen verfertigten, die mit der Vitruvischen Schilderung ganz übereinkommen, sind uns noch einige aufbehalten worden, so daß wir uns von denselben einen Begriff machen können. Die erste alte Sonnenuhr ward im Jahre 1741 auf dem Tuskulanischen Berge aus den Ruinen einer Villa hervorgezogen, und durch Zuzzeri (Venedig, 1746) in Kupfer vorgestellt und beschrieben. Man gewahrt noch ihre Form und Einrichtung, obgleich Manches mit der Beschreibung des Vitruv nicht ganz übereinstimmt, welches vielleicht an den Begriffen liegt, die wir mit der Einrichtung dieser Uhr verbinden. Aus einem erhabenen Orte erscheint sie als Sonnenuhr, sonst könnte man ihre obere wagerechte Fläche nicht sehen. Es läßt sich übrigens keine Halbkugel, Hemisphärium, wohl aber ein Halbkreis, Hemicyklium aushauen: und insofern hat das, was Vitruv sagt, seine Richtigkeit. Aus einem Buckel, den der Künstler in dieser Aushöhlung

übrig gelassen hat, und daraus, daß er den Zirkel nicht einmal in gleiche Bogen theilt, erkennt man weder eine meisterhafte Hand, noch einen besonderen Kunstgriff und sinnreiche Gedanken. Er durfte nur den Stein etwas dicker nehmen, da kein Grund abzusehen ist, warum er so hoch, als dick seyn mußte; es war kein Loch zu befürchten, wenn er die Aushöhlung genau sphärisch gemacht hätte; und auch so kam der Künstler nicht gegen den Aequator zu, sondern zunächst am Pol. Auch ist daselbst ein Hügel, aber nicht derjenige, wovon die Rede ist, sondern ein anderer, der zur Befestigung des Gnomons dient. Da der Hügel am Aequator einmal da war, so konnte der Künstler ohne alle theoretische Einsichten mit den Stundenlinien leicht über ihn hinfahren, er brauchte nur auf den Schatten Acht zu geben. Man gewinnt auch die Ueberzeugung bei der Ansicht der aufgefundenen Sonnenuhr, daß die Künstler die Linien nicht mit Hülfe geometrischer Constructionen im Voraus bestimmten; sie hatten sie wahrscheinlich durch Beobachtung der Schatten nachgezogen, wenn sie es nämlich mit einer unordentlichen unebenen Fläche, oder auch mit abweichenden Lagen ebener Flächen zu thun hatten. War hingegen die Aushöhlung genau sphärisch, und die Spitze des Gnomons, deren Schatten die Stunden zeigt, genau im Mittelpunkte der Kugel, so brauchte man die durch die Horizontalfläche abgeschnittene unähnliche Bogen der Parallelkreise nur immer in zwölf gleiche Theile zu theilen. Dieser Stundenzeiger war für die dortige Polhöhe, wo er gefunden worden, bis auf einige Kleinigkeiten richtig berechnet. Die Masse oder der Körper dieses Stundenglases, ohne das Fußgestell, ist ein Parallelepipedum von fast gleicher Breite und Höhe, weil beide etwas über 8 Zoll haben, und folglich ein scheinbares Viereck. Beinahe doppelt so groß ist die Länge; sie beträgt über 16 Zoll. Die eine Fläche ist horizon-

tal, die andere, die Fläche des Sonnenwendezirkels, steht auf dem Fuße oder Gestelle der Uhr, so, daß sie mit diesem einen augenscheinlichen rechten Winkel macht. In diesem Körper ist eine sphärische, oder fast sphärische Höhlung gehauen, welche den Vitruvianischen Halbkreis (hemicyclium) zweimal vorstellt; 1) in der Horizontalfläche, und 2) auch in der Vertikalfläche. Jetzt erklärt sich das hemicyclium excavatum ex quadrato. Eilfmal schneiden die darauf gezogenen Stundenlinien die drei Linien oder Bogen, von denen der mittlere den Aequator bezeichnet, und die beiden äußeren die Sonnenwendezirkel vorstellen. Zwei andere dergleichen ganz ähnliche Sonnenuhren wurden einige Jahre später im Kirchenstaate aufgefunden, und vom Pabst Benedikt dem Vierzehnten im Kapitol aufgestellt. Im Jahre 1762 wurde eine von den genannten verschiedene Uhr zu Pompeji ausgegraben, deren Polhöhe sich ziemlich zu der zu Memphis schickt. Eine ähnlich gearbeitete Uhr hat le Roy zu Athen angetroffen. Sie steht zur Rechten des vom Thrasyllus aufgeführten Gebäudes, ganz auf der Spitze eines Felsen. Berosus hatte an seiner Sonnenuhr wahrscheinlich keinen eigentlichen Gnomon, sondern im Steine selbst eine Spitze zu diesem Zwecke stehen lassen. Anaximander that den Gnomon oder Zeiger hinzu, und Anaximenes scheint der Gnomonik eine wissenschaftliche Gestalt gegeben zu haben. Beide aber blieben bei dem sphärisch ausgehöhlten Quadrate des Berosus. Die folgenden Künstler haben ihren Uhren eine andere Gestalt gegeben. Vitruv führt ihre Namen an, jedoch ohne Zeitrechnung und ohne Erklärung. Eudoxus erfand die Arachne, die Spinnenwebegestalt; Apollonius der Pergäer, erfand den Köcher; Pharetram, nach Einigen, auch die Arachne; Scopas das Plinthium oder Lacunar; Patrokles das Pelecynon;

Dionysidon den Kegel, vielleicht aus Stein oder wohl nur gemalt; der Samische Aristarch die Skaphe oder das Hämisphärium an dem Teller; Parmenions Erfindung hieß πρὸς τα ισοριυμενα. Theodosius und Andreas erfanden Sonnenuhren, die vor jeder Polhöhe gestellt werden konnten. So weit die alte Geschichte dieser Uhren, die hier mit den Griechen angefangen worden, obgleich es nicht unwahrscheinlich ist, daß sie von den Babyloniern oder Aegyptern erfunden worden sind; auch können die Phönicier, wegen ihres sehr ausgebreiteten Handels, Theil daran haben, weil eine Nation, die sich hauptsächlich nur mit dem Handel abgiebt, also alle ihre Unternehmungen auf Stunden und Minuten berechnet, auch wohl auf diese Uhr gefallen seyn konnte. Doch dieses Alles sind nur Vermuthungen. Bei den neuern Völkern, nach Rom's Sturz, sind die Sonnenuhren bei den Fortschritten der mathematischen Wissenschaften immer mehr verbessert worden, so daß sie jetzt beinahe die höchste Vollkommenheit erreicht haben, wenn man hierin eine Vollkommenheit erlangen kann. Man theilt die Sonnenuhren verschiedentlich ein, nämlich in Hauptuhren und Nebenuhren, welche entweder Universal- oder Specialuhren, oder Letztere nur auf gewisse Polhöhen gerichtet sind; dann giebt es Polar-, Horizontal-, oder Vertikal-, deklinirende und deinklinirende, wie auch inklinirende Uhren. Dann sind dieselben theils Morgen-, theils Abend-, theils Mittags-, theils Mitternachtsuhren. Oder man theilt sie ein in beständige und in bewegliche Uhren. Die beständigen sind wieder horizontal, das ist, ebene oder liegende, oder meridional, das ist, aufrechte Uhren, und beide wieder regulär oder irregulär, nämlich die liegenden, wenn ihre Fläche nicht gleich wagerecht ist, sondern sich auf die eine oder die andere Seite neigt; die aufrechten aber, wenn ihre

Fläche nicht gleich gegen Mittag steht, sondern davon nach Osten oder Westen abweicht. Dann hat man Sonnenuhren erfunden, die auf einer Kugel oder in einer runden Vertiefung die Stunden zeigen; alle dergleichen Arten befinden sich oft an einem einzigen dazu eingerichteten Körper, wie man dergleichen in großen Höfen und Lustgärten noch hin und wieder gewahrt. Die beweglichen oder transportabeln sind auch verschieden. Einige zeigen in einer Büchse, viereckigem Kästchen, wenn dieses aufgethan wird, eine liegende und aufrechte Sonnenuhr zugleich; andere in einer runden Büchse stellen eine liegende nur allein vor, und diese werden durch oder mit Hülfe einer darin eingerichteten Magnetnadel bewegt; andere werden schwebend in der Hand gehalten, und bloß gegen die Sonne gerichtet, wie z. B. die Sonnenringuhren oder cylindrischen Sonnenzeiger.

Die Kunst, Sonnenuhren zu verfertigen, wird die Sonnenuhrkunst, Gnomonik, Gnomonica, Sciatherica, Photosciatherica, Horologiographia genannt. Sie wird von Einigen eingetheilt in Gnomonicam directam, in dem die Sonnenstrahlen gerades Weges auf den Zeiger fallen; reflexam, wenn man auf reflectirte Strahlen sieht, und refractam, wo man sich beim Zeichnen der Uhren nach gebrochenen Strahlen richtet. Die Gnomonik lehrt uns daher Uhren zeichnen, welche durch den Schatten der Sonne oder des Mondes die Stunde angeben, es sei auf einer ebenen oder krummen Fläche. Die Erde beschreibt nach ihrem täglichen scheinbaren Laufe um die Erdaxe in gleichen Zeiten, gleiche Winkel. Wenn man daher eine ebene Fläche parallel mit dem Aequator stellt, und darauf eine Stange senkrecht aufrichtet, so folgt der Schatten der Bewegung der Sonne, und beschreibt in jeder Stunde einen Winkel von 15 Graden um die Stange herum. Diese Art

Sonnenuhren, welche man auch bei Mondschein gebrauchen kann, heißt eine Aequinoktialuhr. Man zieht zuerst eine horizontale Linie senkrecht auf die Mittagslinie, und legt durch jene eine Ebene, welche sich im Süden um die Höhe des Aequators über den Horizont erhebt, beschreibt darauf einen Kreis, der in vierundzwanzig gleiche Theile oder Stunden, und wenn man will, in Unterabtheilungen einer Stunde getheilt ist, bezeichnet den gerade nach Norden liegenden Theilungspunkt durch 12, die nach Osten liegenden durch 1, 2, 3 ꝛc., die nach Westen liegenden durch 11, 10, 9 ꝛc., stellt durch den Mittelpunkt den Weiser senkrecht auf die Uhrfläche, so ist die Uhr fertig. Man hat auch tragbare Aequinoktialuhren, deren Fläche durch einen Gradbogen auf die Aequatorshöhe jedes Ortes gestellt werden kann, mittelst einer Magnetnadel wird sie gehörig gegen die Weltgegend gerichtet. So lange die Sonne disseits des Aequators ist, wird die nördliche Seite beschienen; im Winter die südliche. Außer dieser sind die gebräuchlichsten Sonnenuhren die horizontalen oder vertikalen. Jene sind auf einer horizontalen Ebene, diese auf einer vertikalen beschrieben. Die Erstern haben darin einen Vorzug, daß sie, so lange es Tag ist, die Stunden weisen, welches die andern nur einen Theil des Tages thun. Der Weiser ist an ihnen, so wie an allen Uhren, wo er unbeweglich ist, der Erdaxe parallel, aber der Schatten beschreibt in gleichen Zeiten ungleiche Winkel.

Die Zeichnung einer Horizontaluhr ist leicht und geschieht auf folgende Weise. Man ziehe, Fig. 8732, auf einer horizontalen Ebene die Mittagslinie CD, mache den Winkel DCL der Polhöhe des Ortes gleich, ziehe aus einem willkührlichen Punkte B von DC die senkrechte BA auf CL, und die unbestimmt lang gezogene FE senkrecht auf CD durch B; nehme BD gleich BA; beschreibe aus D mit dem Halbmesser

BD einen Halbkreis GBH; theile diesen in 12 gleiche Theile; ziehe aus D durch die Theilungspunkte an der Linie FE die Linien D 11, D 10, D 9, D 8, D 7; und D 1 D 2 ꝛc. An die Durchschnittspunkte ziehe man aus C die Linien C 11, C 10, C 9; C 1, C 2, C 3 ꝛc., und mit FE die Parallele 6 C 6, so sind dieses die Schattenlinien von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends, und zwar die nach E liegenden, die vormittäglichen, die nach F die nachmittäglichen. Die rückwärts nach 5 verlängerte C5 ist die Schattenlinie für 5 Uhr Morgens, die nach 4 verlängerte C 4 für 4 Uhr, so wie die Verlängerungen auf der andern Seite die 7te und 8te Stunde Abends angeben. Der Weiser wird in C über CB unter dem Winkel BCL oder der Polhöhe aufgerichtet, so daß er der Erdaxe parallel ist Oder man richtet das Dreieck BCL lothrecht über BC auf, so ist die Seite CL der Weiser. Statt der geraden Linie BL kann man auch eine beliebige krumme nehmen; nur muß CL mit der Erdaxe parallel seyn, daher eine Horizontaluhr nicht für einen Ort von verschiedener Polhöhe dienen kann. Dieses Verfahren gründet sich auf folgende Vorstellung. Man gedenke sich ein Dreieck CAB lothrecht über CB aufgerichtet, und breche die Figur nach FE, so daß der jenseitige Theil horizontal bleibt, der diesseitige aber mit der Linie BD auf BA falle; dann ist der letzte Theil eine dem Aequator parallele Ebene, und CL ist der Weiser einer um D beschriebenen Aequinoktialuhr. Die Schattenlinien auf dieser sind die DB, D 1, D 2, ꝛc. Fällt nun längs einer dieser Linien, als D 8, um 8 Uhr Vormittags der Schatten des Weisers auf die Aequinoktialebene, so muß er auf der horizontalen nach C 8 fallen. Der Schatten geht nothwendig durch den Punkt C, wo der Weiser eingesteckt ist. Da nun ein anderer Punkt desselben auf der horizontalen Ebene in 8 fällt, wo die Schattenlinie D 8 sie trifft, so ist C 8

die Schattenlinie für 8 Uhr Morgens, und so auch mit den übrigen. Um 6 Uhr Morgens und Abends fällt der Schatten auf die Aequinoktialuhr nach **GDH**, parallel mit **EF**, und schneidet die Horizontalebene gar nicht. Daher ist die Schattenlinie auf letzterer parallel mit **EF** oder die Linie 6C6. In den längern Tagen fällt des Morgens um 5 Uhr die Schattenlinie auf die Aequinoktialuhr längs der nach der rechten Hand hin verlängerten D5, daher auf der Horizontaluhr auch längs der nach der Rechten verlängerten C5 ꝛc. — Unter dem Aequator ist die Polhöhe null, und der Weiser ist parallel mit der Horizontalfläche. Anstatt eines Dreiecks wird dort ein Rechteck gebraucht, welches über der Mittagslinie lothrecht gestellt wird; die obere mit der Erdaxe parallele Seite ist der Weiser. Eine solche Uhr heißt eine Polaruhr. Man nimmt dann die Höhe des Rechtecks zu dem Halbmesser des Kreises **GBH**, theilt diesen wie vorher ein, zieht die Linien D 11, D 1 ꝛc.; aber statt der convergirenden Linien C 11, C 10 ꝛc., zieht man parallele mit CB durch 11,10 ꝛc.

Man bringt die Sonnenuhren häufig auf vertikalstehende Flächen, Mauern und Wänden, an, der leichteste Fall ist, wenn die Ebene entweder über der Mittagslinie steht, oder sie senkrecht durchschneidet; in jenem Falle heißt die auf der Morgenseite verzeichnete Uhr eine Morgenuhr, die auf der Abendseite eine Abenduhr; in dem andern Falle ist die auf der Mittagsseite verzeichnete Uhr eine Mittagsuhr, die gegen Mitternacht gekehrte, eine Mitternachtsuhr. Wenn man eine Morgen- oder Abenduhr zeichnen will, se ziehe man auf der Fläche, wenn sie genau von Norden gegen Süden läuft, eine horizontale **AB**, Fig. 8733, darauf **DE** unter dem Winkel **DEB**, welcher der Höhe des Aequators gleich ist. Auf der Abendseite liegt sie, wie in der Figur, auf der Morgenseite

nach der linken Hand hin. Auf derselben nimmt man den Punkt C willkührlich, und beschreibt mit einem beliebigen Halbmesser CD einen Kreis, zieht durch C die senkrechte HCG auf ED, daß der Kreis dadurch in vier Quadranten getheilt wird, ferner durch G und H die Parallelen GI, HK mit DE, und theilt den Quadranten FH in sechs gleiche Theile, zieht durch die Theilungspunkte die Linien C 1, C 2, C 3, C 4, C 5, und durch die Durchschnittspunkte mit HK die Parallelen 1, 1; 2, 2 ꝛc. mit GH, als die Schattenlinien und über GH, als die für sechs Uhr, die Linien 7, 7; 8, 8; in denselben Entfernungen, wie 5, 5 und 4, 4. Ueber GH wird senkrecht gegen die Ebene ein Rechteck aufgerichtet, dessen Höhe der Radius des Kreises CK ist, so dient die obere Seite zum Zeiger. Eine Morgen- oder Abenduhr ist eine Polaruhr für denjenigen Ort auf dem Aequator, dessen Horizont mit der Mittagsfläche unseres Ortes parallel ist. Man stelle sich den Kreis FHDG gegen die Uhrfläche über HK senkrecht aufgerichtet vor, so ist die Ebene des Kreises parallel mit dem Aequator, und der Zeiger, der auf der Kreisfläche senkrecht ist, ist der Weltaxe parallel. Der Schatten geht am Ende jeder Stunde durch die Theilungspunkte des Kreises, wie auf einer Aequinoktialuhr; trifft also die Uhrfläche in den bemerkten Punkten auf HK. Die Schattenlinien auf der Uhrfläche sind parallel mit dem ihr parallelen Zeiger, und senkrecht auf die erweiterte Ebene des Kreises, wie der Zeiger, daher senkrecht auf HK. Der Ort auf dem Aequator zählt 6 Uhr Morgens, wenn es an unserm Orte Mittag ist, weil dann die Sonne dort aufgeht. Ist die Uhr auf der Morgenseite gezeichnet, so zählt der Ort auf dem Aequator 6 Uhr Abends, wenn unser Ort Mittag hat. Die Ebene einer Mittagsuhr ist parallel mit dem Horizonte eines Ortes, dessen Polhöhe das Complement der Polhöhe des gege-

benen Ortes zu 90 Graden ist; denn da sie durch das Zenith geht, und auf dem Meridian senkrecht steht, so ist für sie die Polhöhe die Entfernung des Ortes vom Pole. Die Zeichnung der Uhr geschieht daher wie oben, S. 698, angeführt worden. Der Winkel BCA, Fig. 8732, wird dem Complemente der Polhöhe gleich gemacht. Die Linie CB wird vertikal; der Weiser CA wird in der Mittagsfläche über CB unter dem Winkel BCA befestiget. Auf einer Mittagsuhr ist er herunterwärts gerichtet, auf einer Mitternachtsuhr aufwärts. Auf jener muß man noch die Vormittags- und Nachmittags-Stunden in Absicht auf eine Horizostaluhr verwechseln, jene links, diese rechts sezzen. Sie enthält bloß die von sechs bis sechs Uhr. Die Mitternachtsuhr enthält nur die vom Aufgange der Sonne bis sechs Uhr, und die von sechs Uhr Abends bis zum Untergange, jene rechter Hand, diese zur Linken. Sehr oft weicht die Vertikalfläche, worauf die Uhr gezeichnet werden soll, von den vier Hauptgegenden ab, z. B. von Mittag gegen Morgen oder gegen Abend, die darauf gezeichnete Uhren heißen abweichende. Die Abweichung der Fläche erfährt man entweder durch Hülfe der Magnetnadel, oder durch den Schatten eines lothrechten Stabes zu Mittage, den man gegen die Fläche fallen läßt. Wenn die Fläche zu Mittage von der Sonne beschienen wird, so zeichne man zuerst, Fig. 8734, eine Horizontaluhr CFBE, wie Fig. 8732, nach der Polhöhe des Ortes, durch deren Mittelpunkt C über der Mittagslinie CB der Weiser unter dem Winkel BCL, als der Polhöhe des Ortes, aufgerichtet werden würde. Die vertikale Ebene mache mit der Mittagsfläche den Winkel CBQ, oder mit der Linie FE, welche von Morgen nach Abend geht, den Winkel QBF, so schneidet sie die horizontale Ebene in der Linie PBQ. Auf die so eben angeführte Linie PBQ ziehe man die senkrechte BM, und mache BM

der BL gleich oder der Linie, welche der niedergelegte Weiser auf FE von B aus abschneidet. Die Stundenlinie der Horizontaluhr verlängere man, wo es nöthig ist, bis an PQ, und ziehe an ihre Durchschnitte mit derselben von M aus die Linien Mx I, Mx ꝛc. auf der andern Seite von MB die Linien M1, M11 ꝛc. In dem Falle der Figur ist PQ parallel mit der Stundenlinie für $7\frac{1}{2}$ Uhr. Um diese Zeit, also frühestens oder spätestens fängt die Fläche des Morgens an, und hört des Abends auf, von der Sonne auf der Mittagsseite beschienen zu werden, da denn die Schattenlinie sehr lang ist. Die Lage des Weisers zu bestimmen, ziehe man aus C auf PQ die senkrechte Linie CN, und aus M an N die Linie MN, zeichne ein rechtwinkliges Dreieck MNC, Fig. 8735, in welchem die Katheten NC und MN den Linien NC, MN gleich sind, so ist CMN der Winkel des Weisers mit der Uhrfläche, und das Dreieck MNC wird mit der Seite MN senkrecht auf die vertikale Uhrfläche über MN gestellt. Die entworfene Zeichnung wird hierauf in beliebiger Größe auf die Wand getragen. Die Linie MB wird lothrecht, der Punkt M ist oben, B unten. Die Winkel der Stundenlinien mit MB müssen genau dieselben seyn, wie in der Zeichnung, und der Weiser wird über MN, welche unter dem Winkel BMN an MB gelegt wird, nach dem Winkel NMC, Fig. 8735 eingesteckt. Die Einfassung der Uhr ist willkührlich. Um den Grund dieses Verfahrens einleuchtend zu machen, stelle man sich die Zeichnung der Vertikaluhr auf der Horizontaluhr lothrecht über PQ aufgerichtet vor, oder breche die ganze Figur in PQ nach einem rechten Winkel, so trifft der Weiser der Horizontaluhr die Vertikaluhr in M, und die Schattenlinien gehen daher alle durch M, welches daher mit Recht, als der Mittelpunkt der Uhr angenommen ist, da nun der Schatten des Weisers für irgend eine

Stunde, z. B. 4 Uhr, die Durchschnittslinie PQ beider Uhren (Contingenzlinie) in IV trifft, so geht der Schatten zu der gedachten Zeit durch MIV, und so auch zu jeder andern fällt er in die dafür gezeichnete Schattenlinie. Weil CN horizontal ist, und auf CP senkrecht steht, so ist sie auch senkrecht auf der Vertikalfläche, und das Dreieck CNM, worin in der rechtwinklicht gebrochenen Figur die Kathete CM der Weiser beider Uhren ist, ist bei N rechtwinkelicht und steht senkrecht auf der Vertikalfläche. — Da das besonders gezeichnete Dreieck CNM ihm gleich ist, so giebt die Seite desselben MC den Weiser ab, wenn es über MN mit der Seite MN senkrecht gegen die Vertikalfläche gestellt wird. Die Linie MN heißt die Substylarlinie, welche allemal der Durchschnitt einer auf die Uhrfläche durch den Weiser senkrecht gestellten Ebene mit jener Fläche ist. Die Linie MB der Uhrfläche ist lothrecht, weil sie auf die horizontale PQ senkrecht gezogen ist.

Uhren auf schiefliegenden Flächen zu zeichnen kommt fast gar nicht vor, die Aequinoktialuhren ausgenommen. Wenn die Ebene zwar gegen den Horizont geneigt ist, aber doch mit dem Meridian einen rechten Winkel macht, so ist die Zeichnung dieselbe, wie für eine Horizontaluhr; nur muß man den Winkel ihrer Mittagslinie mit der Erdaxe, welcher aus ihrer Neigung gegen den Horizont des gegebenen Ortes sogleich gefunden wird, zur Polhöhe der Ebene annehmen. Diese Uhren nennt man geneigte Uhren, Horologia inclinata et reclinata. Jede schiefliegende Ebene kann man als parallel mit der Horizontalfläche irgend eines Ortes ansehen. Es ist also nur nöthig, die Polhöhe in die Mittagslinie für eine solche Ebene zu finden, und die Sonnenuhr wird auf derselben wie ob., S. 698, angeführt worden, gezeichnet. Oder, wenn die schiefliegende Fläche DC, Fig. 8736, zwischen die

Aequinoktialfläche CE und die Vertikalfläche CB fällt, so daß der Winkel DCA größer ist, als die Höhe des Aequators ECA, so schreibe man oben eine Mitternachtsuhr, unten aber eine Mittagsuhr auf die Höhe des Aequators, welche der Summe aus gedachter Höhe und dem Complemente des Abweichungs-Winkels vom Horizonte zu einem Quadranten gleich ist. Der Beweis hiervon ist, daß wenn CG auf CD perpendikular steht, so ist DC die Mittagsfläche unter der Höhe des Aequators ECG. Da nun BCA = DCG = 90 Grad ist, so ist ACG = DCB, das ist, dem Complemente des Abweichungswinkels zu einem Quadranten, und demnach ECG = ECA + DCB. — Fälle die schiefliegende Fläche FC zwischen die Aequinoktialfläche CE und Horizontalfläche CA, so daß der Winkel FCA kleiner, als die Höhe des Aequators ist. Man beschreibe nun oben eine Horizontaluhr auf die Polhöhe, welche der Summe aus der Polhöhe, wo man sich befindet, wo man wohnt, und dem Abweichungs-Winkel FCA gleich ist; denn weil bei E ein rechter Winkel und ECF die Höhe des Aequators über der Fläche CF ist, so ist EFC die Polhöhe auf derselben Fläche. Da nun gleichergestalt FAC die Polhöhe des Ortes, wo man wohnt, ist, so ist es klar, daß die Polhöhe der Uhr EFC der Polhöhe des Wohnortes FAC, und dem Abweichungswinkel vom Horizonte FCA gleich ist. Wenn HC zwischen die Vertikalfläche BC und die Polfläche IC fällt, so daß der Winkel HCL größer ist, als die Polhöhe ICL, so beschreibe man oben eine Mittagsuhr, unten aber eine Mitternachtsuhr auf die Höhe des Aequators, welche dem Unterschiede zwischen der Höhe des Aequators in dem Wohnorte und der Abweichung vom Zenithe HCB gleich ist. Der Beweis davon ist, daß wenn HC für die Vertikalfläche angenommen wird, so ist HCI der Höhe des Aequators gleich. Nun ist aber ICB der Höhe des Aequators in

unserm Wohnorte gleich, deshalb ist die Höhe des Aequators für die Uhr ICH der Unterschied zwischen der Höhe des Aequators in unserm Orte ICB, und der Abweichung von dem Zenithe HCB. Wenn KC zwischen die Horizontalfläche CL und die Polarfläche CI fällt, daß der Winkel KCL kleiner ist, als die Polhöhe ICL, so beschreibt man eine Horizontaluhr für die Polhöhe, welche dem Unterschiede zwischen der Höhe des Aequators in unserm Wohnorte und der Abweichung vom Zenithe KCB gleich ist; denn der Beweis ist, daß wenn KC für eine Horizontalfläche angenommen wird, so ist ICK die Polhöhe. Da nun ICB die Höhe des Aequators in dem gegebenen Orte ist, so ist auch klar, daß die Polhöhe auf der Uhr dem Unterschiede der Höhe des Aequators in einem Orte ICB, und der Abweichung der Fläche von dem Zenithe KCB gleich ist.

Im Jahre 1793 hat der Professor Bode in Berlin unter den Linden, am Akademiegebäude, mit Genehmigung des Königl. Ministeriums und der Akademie, gerade unter der daselbst befindlichen Penduluhr, eine Sonnenuhr aufrichten lassen, damit die Bewohner der Hauptstadt bei scheinender Sonne, die wahre Sonnenzeit auf derselben sowohl, als an jeder Pendeluhr, die hierauf eingerichtet ist, mit einem Blicke bemerken können. Die Zeigerstange dieser Sonnenuhr ist 7 Fuß hoch, der Zeiger selbst $7\frac{1}{2}$ Fuß lang, beide von Eisen, und die Stundenlinien sind auf einer horizontal und aufrechtstehenden $1\frac{1}{2}$ Fuß hohen und 9 Fuß langen eisernen, weiß lackirten Tafel von 5 zu 5 Minnten durch schwarze Striche verzeichnet. Da die Abweichung der Wand des Gebäudes nur $6\frac{1}{2}$ Grad von Westen nach Süden beträgt, so hat Bode eine reguläre Mittagsuhr entworfen, und ihre Ebene unter diesem geringen Winkel schräge gestellt. Sie zeigt durchs ganze Jahr von 5 Uhr 35 Minuten Vor-, bis

3 Uhr 25 Minuten Nachmittags. In den Vormittagsstunden ist der äußerste Rand des Schattens links, u. in den Nachmittagsstunden der äußerste Rand rechts, der Zeiger an den Stundenlinien. Die Mittagslinie ist vergoldet. Der Augenblick des wahren Mittags trifft ein, wenn solche der Länge nach völlig vom Schatten des Zeigers bedeckt wird. Zur Bezeichnung der vier Jahreszeiten und der verschiedenen Mittagshöhen der Sonne, sind noch über der Mittagslinie drei vergoldete Linien horizontal gezogen, am längsten Tage, den 21. Juny, wird die unterste vom Schatten eines kleinen quer auf dem Zeiger angebrachten vergoldeten Stabes getroffen. An dem Tage der Tag- und Nachtgleiche, und den 21. März und September geschieht dieses bei der mittelsten, und am kürzesten Tage, den 21sten December, bei der obersten. Diese Sonnenuhr ist seit ein Paar Jahren abgenommen worden. Die Ursache ist nicht bekannt. Man kann auch auf den Sonnenuhren die krummen Linien zeichnen, welchen der Endpunkt des Schattens an dem ersten Tage eines jeden astronomischen Sonnenmonats beschreibt, so daß die Uhr zugleich ein astronomischer Kalender wird. Oder man zeichnet die krummen Linien, welche der Endpunkt des Schattens beschreibt, wenn der Tag eine gewisse Länge hat, als 13, 14, 15, oder 9, 10, 11 Stunden; auch kann man eine geographische Sonnenuhr machen, auf welcher den Schattenlinien die Namen merkwürdiger Städte und die Zeit ihres Mittags nach der Uhr eines gegebenen Orts beigesetzt sind. Man hat auch Sonnenuhren auf krummen Flächen, auf Kugeln. Man zieht z. B. auf einer Kugel einen großen Kreis parallel mit dem Aequator, und theilt diesen in vier und zwanzig gleiche Theile für die Stunden. Diese Uhr ist ganz einfach und ohne Weiser, indem die Grenze des erleuchtenden und dunklen Theils auf jedem Kreise die Stunden anzeigt. Ein Cylin-

der, dessen Axe parallel mit der Erdaxe gestellt ist, liefert eben dasselbe. Man giebt z. B. einem senkrechten Cylinder einen Knauf, der sich in einer Vertiefung herumdrehen läßt, und einen horizontalen Stift als Weiser herumführt, welcher, wenn er nach dem Stande der Sonne im Thierkreise gestellt wird, auf gewissen längs der cylindrischen Fläche spiralisch gezogenen krummen Linien durch den Endpunkt des Schattens die Stunden zeigt. Das Gnomonische Kreuz zeigt, wenn es parallel mit der Fläche des Aequators gelegt wird, durch den Schatten, welchen die Ecken eines Armes auf den andern werfen, die Stunden. — Man hat auch Sonnenringe, sogenannte Ringuhren, wo mittelst eines Sonnenstrahls, der in eine kleine Oeffnung des Ringes fällt, auf der innern entgegengesetzten Seite die Zeit angezeigt wird. Der Ring besteht nämlich aus Messing, ist ungefähr $\frac{1}{4}$ Zoll breit, und hat 4 bis 6 Zoll in der Rundung. In der Mitte um diesen Ring läuft ein schmälerer ungefähr $\frac{1}{2}$ Linie breiter Ring oder Reif von Messing, blau angelaufen, welcher in der Mitte einen kleinen Knopf hat, an welchem man ihn auf dem großen Ringe, in seiner etwas vertieften Bahn, hin und her schieben kann, um ihn auf die Monatszeit zu bringen. Auf dem großen Ringe, der eigentlichen Uhr, stehen zu beiden Seiten des Reifes in folgender Ordnung die Monate mit den Anfangs Buchstaben:

J. J.
M. A.
A. S.
M. O.
F. N.
J. D.

Zur inneren Seite des Reifes, den Monaten gegenüber, stehen die Zahlen der Stunden in folgender Ordnung:

8. 4.
7. 5.
6. 6.
5. 7.
4. 8.
3. 9.
2. 10.
1. 11.
12.

Zwischen den oben angezeigten Monaten hat die Uhr oder der große Ring eine eben so lange schmale Oeffnung, als die Monate betragen, diese Oeffnung wird durch den schmalen Ring, der sich schieben läßt, bedeckt, und in diesem befindet sich ein Loch, in der Größe einer Stecknadelspitze, wodurch der Sonnenstrahl auf die in dem Innern des Kreises verzeichnete Stundenzahlen fällt, und die Stunde anzeigt. Der kleine Ring muß daher jedesmal auf den Buchstaben des Monats gestellt werden, in welchem man sich befindet, und man die Zeit zu wissen wünscht, welches jedesmal am 1sten des wechselnden Monats geschieht. Oben an der Uhr befindet sich ein kleiner messingener Ring, um die Uhr daran zu halten, wenn man sie in die Sonne hält. — Der Zeiger einer Horizontaluhr kann auch senkrecht seyn, er muß sich dann aber auch dem Stande der Sonne am Himmel gemäß verschieben lassen, wenn die Schatten in die gezeichneten Stundenlinien richtig eintreffen sollen. Man kann sie dann so einrichten, daß sie nicht allein die Stunden, sondern auch die Höhe der Sonne und die Abneigung derselben nach Osten oder Westen (das Azimuth) zu jeder Stunde, und die Zeit des Auf- und Unterganges der Sonne angeben. Diese sinnreiche Art wird Azimuthaluhr genannt. — Man hat auch Quadrantaluhren, wo eine Sonnenuhr auf einem Quadranten beschrieben wird, oder vermittelst des-

sen man aus der Höhe der Sonne die Zeit auffinden kann.

Man kann die Sonnenuhren auch zu Mondsuhren gebrauchen, nur muß man wissen, wie viel später oder früher der Mond durch den Meridian geht, als die Sonne. Statt 12 Uhr muß man diese Zeit setzen, und darnach die andern Stunden gleichmäßig ändern. Da der Mond täglich 50 Minuten sich verspätet, oder so viel später, als die Sonne zu dem Meridian zurückkehrt, so hat man für jeden Tag seit dem Neumonde 50 Minuten mehr zu zählen, als der Mondesschatten angiebt. Zur Zeit des Vollmondes geben die Stunden der Uhr die Stunden Vor- und nach Mitternacht an. Nach dem Vollmonde rechnet man für jeden Tag nach demselben 50 Minuten mehr, als der Mondschatten angiebt. — Eine Sternuhr ist nur ein kleines Werkzeug, welches aus dem Stande eines nicht weit von dem Pole befindlichen Sterns, als des letzten im Schwanze des kleinen Bären, die Zeit angiebt.

Die Sonnenuhren werden nicht von besonderen Uhrmachern oder von besondern Individuen, die sich bloß mit diesem Zweige der Kunst beschäftigen, verfertiget, sondern von den mathematischen Instrumentenmachern. Man macht diese Uhren aus verschiedenen Materien, aus Holz, Metall, Stein ꝛc. Fabrikenmäßig werden sie in England und in Deutschland, in Nürnberg, Fürth ꝛc. gemacht. Nürnberg liefert von dieser Waare in den Handel die sogenannten Nürnberger Kompasse, welche eine flache viereckige Büchse vorstellen, und von Elfenbein, Buchsbaum- oder andrem harten Holze gemacht werden, und worauf die Zahlen und Linien schwarz oder roth bezeichnet sind. Wenn man eine solche Büchse aufmacht, so stellt das Innere eine liegende und eine aufgerichtete Sonnenuhr zugleich vor; andere bilden in einer messingenen

oder silbernen runden Büchse, eine liegende Sonnenuhr, welche mit Hülfe einer darin aufgesetzten und eingerichteten Magnetnadel gestellt wird. Diese Nürnberger Kompasse kann man bequem in der Tasche tragen. Auch die messingnen Ring = Sonnenuhren liefert Nürnberg in großer Quantität in den Handel. Man findet sie bei den Nürnberger = Waarenhändlern. Größere Sonnenuhren auf Holz, Stein, Metall ꝛc., welche an den Gebäuden, in Gärten ꝛc. angebracht werden, läßt man sich von einem mathematischen Instrumentenmacher machen; sie kommen von solcher Größe, wie man sie oft an Gebäuden antrifft, im Handel nicht vor, sondern müssen besonders bestellt werden. Auch in Paris sind verschiedene neue Sonnenuhren erfunden worden, besonders hat sich mit diesem Zweige Herr Regnier beschäftiget, der eine dergleichen Uhr verfertiget hat, welche durch ein im Fußgestelle angebrachtes Räderwerk, bei heiterm Wetter, wenn es Mittag ist, zwölf schlägt. Er hat eine dergleichen Uhr für die Stadt Semür, in der Landschaft Auxois, schon im letzten Drittel des verwichenen Jahrhunderts verfertiget.

Sonnenuhr (Abend=), s. oben, S. 701.

— (abweichende), s. daselbst, S. 702.

— (Aequinoktial=), s. das., S. 698. Man kann eine dergleichen Sonnenuhr, wie Fig. 8737 zeigt, verfertigen. Man beschreibe einen Zirkel und theile ihn in 24 gleiche Theile, so sind die Linien, welche aus dem Mittelpunkte C in die Theilungspunkte in der Peripherie gezogen worden, die Stundenlinien. Man schreibe nun auf die Abendseite die Vormittagsstunden, und auf die Morgenseite die Nachmittagsstunden, und richte in dem Mittelpunkte C die Zeigerstange perpendikular auf. Letztere darf nicht zu groß seyn. Der Punkt 12 muß auf der Mittagslinie liegen; und da in unsrem Lande die Sonne nicht viel vor 4 Uhr aufgeht, und

nicht lange nach acht Uhr über dem Horizonte bleibt, so werden die Stunden Vormittags von vier Uhr an, und Nachmittags bis acht Uhr auf die obere Aequinoktialfläche geschrieben; auf die untere Fläche dagegen an allen Orten die Stunden frühe von sechs Uhr an bis Abends um sechs Uhr. Fig. 8738 zeigt eine andere Aequinoktialuhr. Man beschreibe auf dem Deckel ADCB des Magnetkästchens CFED oben die obere, und unten die untere Aequinoktialuhr, und erhöhe ihn nach der gegebenen Höhe des Aequators in einem jeden Orte vermittelst des Quadranten LH, richte aber vermittelst der Magnetnadel, die Uhr gegen die Weltgegend, so hat man eine allgemeine Aequinoktialuhr, die überall gebraucht werden kann.

Sonnenuhr (bewegliche), s. oben, S. 696.

— (beständige), s. daselbst.

— (geographische), s. das., S. 707.

— (Horizontal-), s. das., S. 698. Hier noch die Beschreibung von einer Horizontal-Sonnenuhr, wie man sie noch hin und wieder findet. Fig. 8739 zeigt eine solche Uhr. Man ziehe die Mittagslinie AB oder nehme sie auf einer beweglichen Fläche nach Belieben an. In dem Punkte C richte man eine Perpendikularlinie CD von beliebiger Länge auf, und mache den Winkel CAD der gegebenen Polhöhe gleich. In D mache man den Winkel CDE=CAD, und ziehe die Linie DE. Durch E ziehe man die Linie GH, die AB rechtwinklicht durchschneidet; mache dann EB=ED, und beschreibe den Quadranten EF; theile ihn in sechs gleiche Theile, und ziehe aus dem Mittelpunkte B durch die Theilungspunkte bis an die Linie GH die Linien Ba, Bb, Bc etc; dann trage man aus E gegen G die Theile Ea, Eb, Ec etc. Man beschreibe nun aus A einen kleinen Zirkel und ziehe gegen den Mittelpunkt A bis an die Peripherie, und die nach Belieben gemachte Einfassung der Uhr durch alle Thei-

lungspunkte der Linie GH grade Linien, so bekommt man die Stundenlinien A 5, A 4, A 3 ꝛc. Man ziehe nun durch A die sechste Stundenlinie 6,6 auf die zwölfte A 12 perpendikular; verlängere A 7 bis 7 über den Zirkel, und A 8 bis in 8, A 5 bis in 5, A 4 bis in 4, damit man die Abendstunden A 7 und A 8, desgleichen die Frühstunden A 4 und A 5 bekomme. Man richte nun in A den Weiser, entweder nach der Linie AD oder CD auf, jedoch dergestalt, daß das Dreieck ADE in der Fläche des Meridians ist, oder auf der Uhrfläche perpendikular stehe, wie man denn auch statt des Weisers oder Zeigers das Dreieck ADE oder ACD von starkem Bleche, doch oben in AD scharf abgeschliffen, nehmen kann. Um sich hiervon einen klaren Begriff zu machen, so stelle man sich vor, als wenn AD, Fig. 8740, der Weiser oder Zeiger einer Aequinoktial=Uhr wäre, welche in A die Horizontalfläche erreicht, u. GH die Linie, in welcher die Aequinoktialfläche die Horizontalfläche berührt, so werden die Eintheilungen für die Stundenlinien in der Linie GH gefunden werden, wenn man die Stundenlinie der Aequinoktialuhr bis an GH verlängert. Man stelle sich nun ferner vor, als wenn die Aequinoktialuhr auf die Horizontalfläche dergestalt gestellt würde, daß die verlängerte Stundenlinie noch in den vorigen Punkten die Linie GH durchschneidet; so fällt DE auf EB, und der eine Quadrant der Aequinoktialuhr auf EFB, Fig. 8739, wodurch die Stundenlinie in der Horizontaluhr richtig gefunden worden. Weil der Winkel, Fig. 8739, EBa 15 Grad, EBb 30, EBc 45, EBd 60, EBH 75 Grad ist, so ist vermöge der Tangententafeln, wenn EB 1000 angenommen wird, FA 267, EB 577, EC 1000, ED 1732, EH 3732, welches zu großen Sonnenuhren dient.

Sonnenuhr, (Kreuz=), s. oben S. 708.

— (Kugel=), s. daselbst, S. 707.

— (Meridional=), Mittagssonnenuhr, s. da=

selbst, S. 696. Fig. 8741 zeigt eine Mittagssonnenuhr, welche man noch hin und wieder an den Gebäuden, welche eine Lage gegen Mittag haben, auf den Höfen ꝛc. von Holz angemacht findet, sie weicht von der Horizontaluhr, Fig. 8739, nicht ab, wie auch schon oben erwähnt worden.

Sonnenuhr, (Mittags-), s. d. vorhergehend. Artikel.

— (Mitternachts-), s. oben, S. 700. Fig. 8742 zeigt eine Mitternachtsuhr. Man ziehe die Mittagslinie EA auf eine Fläche, die gegen Mitternacht gerichtet ist, und beschreibe aus A nach Belieben einen kleinen Zirkel; mache dann die Winkel DAC und EDC der Höhe des Aequators gleich, und über dieses EB = ED. Man ziehe nun durch E die Linien GH und auf EA perpendikulär, und theile der aus B durch F beschriebenen Quadratebene EF in 6 gleiche Theile. Durch die zwei letzten Theilungspunkte zieht man aus A die Linien Ad und AH, welche die siebente und achte Stundenlinie nach Mittage geben. Man mache nun FH=ED EG=EH so bekommt man auch die vierte und fünfte Stundenlinie am Vormittage. Man ziehe nun durch A die Linien 66 auf AE perpendikulär, so hat man die sechste Stundenlinie am Vor- und Nachmittage. Man richte nun den Weiser oder Zeiger nach der Linie AD oder CD über die Mittagslinie AE auf, oder nehme statt derselben das Dreieck EDA.

— (Morgen-), s. oben, S. 700.

— (Polar-), s. daselbst, S. 700. Hier die Beschreibung einer Polaruhr, wie man sie noch hin und wieder findet. Fig. 8734 zeigt diese Uhr. Die Linie AB ist mit dem Horizonte parallel gezogen; man theile nun die Mittagslinie CE in zwei gleiche Theile in D, und beschreibe aus D mit der Hälfte DE einen Quadranten, theile ihn in 6 gleiche Theile, und ziehe aus D durch alle Theilungspunkte gerade Linien, welche

AB in 1, 2, 3, 4, 5 durchschneiden. Man trage nun die Theile E 1, E 2, E 3, ꝛc. aus E in 11, in 10, in 9 ꝛc., und ziehe beiderseits aus den Theilungspunkten mit der Mittagslinie CE Parallellinien, so hat man die Stundenlinien. Man richte nun den Weiser in der Höhe DE über die Mittagslinie CE perpendikulär auf, so ist die obere Polaruhr fertig. Streicht man nun alle Stunden bis auf 4 und 5, ingleichen 8 und 7 fort, so hat man die untere Polaruhr.

Sonnenuhr, (Quadrant=), s. oben, S. 709.
— (regulaire) oder regelmäßige Sonnenuhr, s. das., S. 696.
— (Ring=) ringförmige Sonnenuhr, s. das., S. 697, 708.
— (ringförmige), s. daselbst.
— (Special=), s. das., S. 696.
— (Universal=), s. daselbst.
— (unregelmäßige), irregulaire Sonnenuhr, s. das.
— (Vertikal=), vertikale Sonnenuhr, s. oben, S. 696, 698, 700.

Sonnenuhrkunst, siehe oben, unter Sonnenuhr, S. 697.

Sonnenuhrmacher, ein mathematischer Instrumentenmacher, welcher diese Uhren verfertiget; s. oben, unter Sonnenuhr, S. 710.

Sonnenuntergang, der Untergang der Sonne am Horizont, das Verschwinden derselben in Westen; dagegen kehrt sie in Osten wieder zurück, welches der Sonnenaufgang genannt wird, welches beides von dem Umschwunge der Erde herrührt.

Sonnenvögel, eine Benennung der Kolibris und der Paradiesvögel, s. diese.

Sonnenwedel, eine Benennung der Cichorien, s. diese, Th. 8, S. 102.

Sonnenring, Sonnenbahn, s. unter Sonnenzirkel.

Sonnenwend, s. Wegwart und Cichorien.

Sonnenwende, in der Astronomie oder Naturkunde, die Zeit, in welcher die Sonne den längsten und den kürzesten Tag macht, und sich gleichsam zu wenden scheint. Der Sonnenstillstand, Solstitium; s. oben, unter Sonne und Sonnensystem. Schon im Schwabenspiegel, Sunnuende, u. in spätern Zeiten, nach Adelung, Sonnenstandung, Sonnengicht, Sungicht. Auch die zwei Zirkel, welche von den zwei äußersten Punkten der Sonnenbahn beschrieben werden, die Tropici, werden von Einigen Sonnenwenden, von Andern, und wohl von den Mehrsten, Wendezirkel genannt.

Sonnenwende, Heliotropium, Linn., eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der fünften Klasse (Pentandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und folgenden Charakter hat: Die Pflänzchen sind klein, rauchblättrig; die Blumen sind gelappt, haben eine offene Blumenröhre, fünf Staubfäden und einen Griffel. Die vier Samen sind bloß oder nackt und höckrig.

1) Vanillen-Sonnenwende, wohlriechender Skorpionschwanz, wohlriechendes Krebskraut, Heliotropium Peruvianum, foliis lanceolato-ovatis, caule fruticoso, spicis numerosis aggregato-corymbosis Linn. Spec. plant. Tom. I, p. 187. Heliotropium Peruvianum, foliis ovato-lanceolatis, spicis plurimis confertis, caule fruticoso. Mill. Dict. 1, p. 143. Diese in Peru wildwachsende Pflanze, welche bei uns wegen ihres angenehmen Vanillengeruches sowohl in den Gärten, als auch, und insbesondere, in den Zim-

mern sehr beliebt ist, ist ein kleiner, immer grünender, und beinahe immer weißlich blühender Strauch. Die Blätter desselben sind blaßgrün, länglichrund und rauh, und gleichen den Blättern des Basilienkrautes (Ocymum). Der Hauptstengel ist ungefähr 9 Zoll hoch, auch wohl darüber und darunter, nachdem die Pflanze einen guten Boden und gute Wartung hat, er ist haarig und grünlichweiß. Die Blätter wachsen bei dem Ursprunge der kleinen Aeste auf Nebenzweigen und auf den Aesten selbst. Die Blumen wachsen zu oberst der Aeste und Zweige in einer gebogenen Aehre beisammen, und gleichen durch ihre zurückgebogene Gestalt einem Skorpionschwanze; sie sind klein, weiß, einblättrig und trichterförmig, ihr Mittelpunkt ist wie ein Stern gefaltet, und am Rande sind sie in zehn wechselweise ungleiche Theile gespalten. Auf eine jede Blume folgen vier nackte, höckrige Samen. Dieser kleine, wie schon oben angeführt worden, sehr beliebte Strauch wird von Blumenliebhabern in Gärten und Zimmern in Töpfen, nicht wegen seiner Gestalt, sondern wegen seines balsamischen Geruches, der im Sommer mehrere Zimmer durchzieht und sehr angenehm parfümirt, gezogen, und verlangt eine Mistbeeterde, mit einem Drittel Sande gemischt, viel Sonne und Wasser, und muß daher immer einen sonnenreichen Stand haben, und im Sommer fleißig begossen werden. Die Vermehrung geschieht durch das Niedersenken der herabhängenden Zweige in die Erde, auf welche Weise sie in kurzer Zeit Wurzel schlagen. Die Absenker kann man in der ersten Zeit etwas in dem Schatten halten, bis sie Wurzel geschlagen haben, und das Begießen darf bei ihnen auch nur sehr mäßig geschehen. Auf diese Weise behandelt, müssen sie sich in einer Zeit von sechs Wochen so stark bewurzelt haben, daß man sie im Monat August in Töpfe, mit der oben angeführten Erde angefüllt, setzen kann, wobei man

sie wieder so lange in den Schatten stellt, bis man ihren Wachsthum bemerkt. Man kann sie dann, bis gegen das Ende des Octobers, da man sie ins Gewächshaus bringt, wo sie im Winter eine Wärme von 5 bis 10 Grad verlangen, völlig in die freie Luft setzen, und sie, wie schon oben angeführt worden, fleißig begießen. Wenn gleich dieses Sträuchchen sehr dauerhaft zu seyn scheint, so hat man doch Manches, besonders im Zimmer, bei seiner Wartung zu beobachten, wenn er nicht ausgehen soll, besonders Sonne, Luft und Wasser sind ihm unentbehrlich zum Gedeihen, u. dann muß man auch Acht darauf haben, daß ihn nicht die Blattläuse befallen, welchem Uebel er sehr ausgesetzt zu seyn pflegt. Man muß ihn daher zuweilen mit Tabak räuchern, jedoch muß man sich bei diesem Mittel in Acht nehmen, den Rauch der Pflanze nicht zu warm angehen zu lassen, weil sonst die Blätter, die von sehr zarter Natur sind, leicht einschrumpfen und schwarz werden, und der Strauch ausgeht. Ein einziger blühender Strauch von nur geringer Größe, parfümirt oder füllt mehrere Zimmer mit seinem Wohlgeruche, wenn man nämlich die Zimmer im Sommer verschlossen hält, welches jedoch nicht anzurathen ist, theils, wie schon bemerkt worden, der Pflanze wegen, welche Luft verlangt, und dann auch wegen des strengen Geruches, der, so angenehm er auch in der ersten Zeit den Geruchsnerven ankommt, doch bei einem längern Ausduften, besonders in verschlossenen Zimmern, bei schwachnervigten Personen leicht Kopfweh, Schwindel ꝛc., verursachen könnte.

2) Europäische Sonnenwende, Europäischer Skorpionsschwanz, Europäische Krebsblume, Heliotropium Europaeum, foliis ovatis integerrimis tomentosis rugosis, spicis conjugatis Linn. Hort. ups. 33. Heliotropium Europaeum, foliis ovatis integerrimis,

spicis conjunctis. Hort. cliff. 45. Roy. Ingdb. 404. Heliotropium majus dioscoridis. Bauh. pin. 253. Heliotropium Officinalis. Verrucaria scorpioides, Advers. Lobel. 101. Fr. Herbe aux verrues. Die Wurzel dieser Sonnenwende, welche im südlichen Europa wildwachsend angetroffen wird, ist einfach, dünn, holzicht und hart, der Stengel ist 9 Zoll und darüber lang, voller schwammigten Marks, dabei rund, ästig, ein wenig behaart und äußerlich grünlichweiß. Die Blätter wachsen, wie bei dem vorhergehenden, an den Zweigen und Aesten, und auf den Aesten selbst; sie sind länglichrund, eben so gefärbt wie die Stengel, haarig und wollig. Die Blumen wachsen an den Spitzen der Zweige und Aeste, sind gleich einem Skorpionschwanze zurückgebogen und stehen in gleicher Ordnung nebeneinander; sie sind nur klein, weiß, einblättericht und trichterförmig; ihr Mittelpunkt ist runzlich oder faltig, und am Rande sind sie, wie die Blumen der vorhergehenden Art, in zehn wechselsweise ungleiche Theile gespalten. Der Kelch ist mit einer Wolle bedeckt, und der Samen sind vier, die auf der einen Seite eckig, auf der andern aber erhaben, kurz und aschgrau sind. Man findet diese Pflanze auch in der Umgegend von Paris wildwachsend. Diese Art verlangt eine gleiche Behandlung mit der vorhergehenden, nur ist sie dauerhafter. Man gebrauchte sie ehemals in der Medizin und zählte sie zu den officinellen Pflanzen. Die Blätter haben einen bitteren Geschmack, und der daraus gepreßte Saft färbt das blaue Lakmuspapier nicht. Bei der chemischen Zerlegung der Pflanze fand man ein ammoniakalisches Salz, ein sehr scharfes dickes Oel und viele erdige Theile. Das Oel glich einem Syrup an Consistenz. Da die ganze Pflanze eine beitzende Eigenschaft besitzt, so gebrauchte man sie ehemals in siphylitischen Krankheiten, um die Warzen an gewissen Thei-

len des Körpers wie mit dem Höllensteine, Lapis infernalis, wegzubeitzen. Auch fand sie Anwendung im Krebse, fressenden Geschwüren und gegen die Kröpfe. J. Rajus pries die mit Rosenöl gestoßenen Blätter, auf den Kopf gelegt, gegen Kopfschmerzen an. Nach demselben Schriftsteller soll das Dekoct von den Blättern, wenn es mit Kümmel getrunken wird, die Nierensteine forttreiben, und die Würmer in den Gedärmen tödten ꝛc. Der Same dieser Pflanze soll in drei und viertägigen Fiebern gute Dienste thun, wenn man ihn gepülvert oder zerquetscht mit etwas Wasser nimmt. Die Blätter wurden auch als Purgiermittel gebraucht, man machte einen Absund davon und nahm ihn in kleinen Dosen zu sich. Es soll besonders den phlegmatischen Naturen sehr dienlich seyn, auch den Gallsüchtigen. Jetzt ist diese Pflanze, wie schon oben angeführt worden, aus den Apotheken verdrängt worden.

3) Indische Sonnenwende, Indischer Skorpionschwanz, Heliotropium Indicum, foliis cordato ovatis acutis scabriusculis, Spicis solitariis, fructibus trifidis Linn. Spec. plant. Tom. 1, p. 187. Heliotropium Americanum coerulaeum Dod. mem. 83. Diese in Indien wildwachsende einjährige Pflanze hat längliche herzförmige Blätter, blaue Blumen, welche an der Spitze der Zweige in einzelnen Aehren stehen. Die Samen liegen in einfächerigen Kapseln.

4) Staudige Sonnenwende, staudiger Skorpionschwanz, Heliotropium fruticosum, foliis lineari-lanceolatis pilosis, spicis solitariis sessilibus. Linn. Spec. plant. Tom. 1. p. 187. Heliotropium fruticosum hirsutum, foliis lanceolatis minoribus, spicis singularibus terminalibus. Brown. Jam. 151. Heliotropium minus lithospermi foliis. Sloan. jam. 95. Diese in Westindien nicht über ein bis zwei Fuß hoch trei-

bende perennirende Pflanze von geringer Schönheit, hat einfache, große und ganze Blätter, welche linienlanzettförmig und behaart sind. Die kleinen Blümchen dieser Art sitzen, wie die der vorhergenden Arten, an den Spitzen der Zweige und Aeste.

Man hat nun außer den hier angeführten Arten, noch mehrere andere, wie Heliotropium supinum, curassavicum, orientale, gnaphalodes etc. etc., die sämmtlich in dem Süden Europas, in Asien und Amerika zu Hause gehören, und sich alle durch die kleinen Blümchen, welche in einer gebogenen Aehre, theils sehr gedrängt, theils auch einzeln beisammen stehen, auszeichnen. Die letzte hier angeführte Art, Heliotropium gnaphalodes, ist perennirend, die andern Arten sind Sommergewächse. Alle perennirende Arten werden durch Absenker oder durch abgeschnittene Zweige fortgepflanzt. Die Behandlung hierbei geschieht, wie oben, unter der Peruvianischen Sommerwende Nr. 1, angeführt worden. Einige dieser perennirenden strauchartigen Sonnenwenden sind sehr dauerhaft, andere dagegen etwas zärtlich und dürfen im Winter nicht an die freie Luft gebracht werden. Die dauerhaften Arten setzt man anfangs November erst in das Gewächshaus, und bringt sie dann im Winter, so oft es die Witterung erlaubt, in die freie Luft; nur gegen Kälte und Frost muß man sie verwahren. Im Sommer verlangen sie reichlich Wasser und Sonne; man stellt sie daher am besten in den Gärten so, daß sie die Morgen- und Mittagsonne genießen können. Dasselbe Verfahren beobachte man mit ihnen auch in den Zimmern, so wird man nicht nur dauerhafte Pflanzen ziehen, sondern sie werden auch jährlich reichhaltig blühen. Die einjährigen Sonnerwenden kommen in unsern Gärten selten vor, und werden nur in botanischen Gärten oder von Pflanzenliebhabern gezogen. Sie verlangen ein gut zubereitetes

Land, in welches man den Samen säet, und dann die jungen Pflänzchen, wenn sie ein paar Zoll Höhe erreicht haben, versetzt. Das Land, welches man ihnen giebt, muß frei und der Sonne ausgesetzt liegen, und dann müssen sie auch bei trockner Witterung fleißig begossen werden, weil sie Feuchtigkeit lieben.

Außer dem angeführten Pflanzengeschlechte, welches eigentlich den Namen Sonnenwende, Heliotropium führt, werden mit diesem Namen belegt das skorpionartige Ackermusöhrchen, Myosotis scorpioides arvensis, von Gerard, Cäsalpin und Theodor; der Ackersteinsamen, Lithospermum arvense Linn., von Haller; die stinkende Tournefortie, Tournefortia foetidissima Linn., von Plukenet, Sloane, Rajus und Morison; der Lakmus (Croton tinctorium), von Clusius, Lobel, Cäsalpin, Dalechamp, Theodor, Gerard und Pena.

Sonnenwende, (Europäische), s. oben, S. 718.

— (Indische), s. daselbst, S. 720.

— (staudige), s. das.

— (Vanillen-), s. das., S. 716.

Sonnenwendefeuer, s. Johannisfeuer, Th. 30, S. 605.

Sonnenwendejaspis, s. den folgenden Artikel.

Sonnenwendestein, Sonnenstein, Sonnenwendejaspis, Morgenländischer Jaspis, Blutstein, Heliotropium, Heliotropius, Lapis caeruleus, Jaspis variegata obscure viridis, punctulis intense rubris. Wall. Heliotropio Italorum Cronst. Fr. Heliotrope; s. unter Jaspis, Th. 29, S. 224 u. f.

Sonnenwendezirkel, s. Sonnenzirkel.

Sonnenwerke, in den Salzsiedereyen, die Werke, die zur Bereitung des Baysalzes dienen, s. unter Salz und Salzsiederey, Th. 132.

Sonnenwirbel, eine Sonne, mit den zu ihr gehörigen Planeten, weil sich die letztern in Wirbeln um die Sonne drehen. — Eine Benennung des Acker- oder Lämmerlattichs, Valemana Locusta Linn.; s. Baldrian. — Auch eine Benennung der Cichorien oder des Wegwarths.

Sonnenwurz, Sommerwurz, Orobanche Linn., eine Pflanzengattung, welche in die zweite Ordnung der vierzehnten Klasse (Didynamia Angiospermia), des Linnéischen Pflanzensystems gehört und folgenden Charakter hat. Die Blume ist rachenförmig oder eine Rachenblume, und die Kapsel ist zweifächrig, vielsamig.

1) Größere Sonnenwurz oder Sommerwurz, größerer Erdenwürger, Orobanche major, caule simplicissimo pubescente, staminibus subexsertis, Linn. Spec. plant. Tom. II., 882. Orobanche major garyophyllum oleus. Bauh. pinn. 87. Rapum genistae. Lob. ic. 2. p. 89. Diese Pflanze, welche auf den Aeckern und trocknen Wiesen Europas, als eine Schmarotzerpflanze angetroffen wird, treibt einen ungefähr anderthalb Fuß hohen Stengel, der cylinderförmig und gerade in die Höhe geht, und dabei gelbröthlich von Farbe, rauh, hohl und brüchig ist. Die Blattansätze, denn eigentliche Blätter hat diese Pflanze nicht, haben die Gestalt eines schmalen, schwammigten Züngelchens, und vergehen oder trocknen in kurzer Zeit ab. Die Blüthen stehen in der Länge an den Gipfel des Stengels, jedoch weit auseinander, sind bleich, purpurfarbig, auch gelb oder grünlich, rauh, und haben einen angenehmen, den Gewürznelken ähnlichen, Geruch; sie erscheinen im May und Juny. Die Gestalt ist rachenförmig. Die nach dem Abfallen der Blüthen erscheinenden Früchte oder Samenkapseln sind länglich, theilen sich in zwei Fächer und sind mit einem weißlichten Samen ange-

füllt. Die Wurzel dieser Pflanze ist knollig, Daumensdick, fast ganz rund oder kegelförmig, schuppig, von außen schwarz, inwendig weißlich oder gelblich, und enthält einen schleimigen, bittern Saft. Wenn man sie dörrt, oder sie in der Sonne zusammen trocknet, erhält sie eine außerordentliche Härte, wie Horn. Man trifft diese Pflanze auf dem Felde unter dem Lein und Hanf, unter dem Getreide und unter mehreren Feldfrüchten wildwachsend an. Sie ist eine Schmarotzerpflanze, die sich von dem Safte der andern nützlichen Pflanzen nährt, oder ihnen die Nahrung entzieht. Daher darf sie unter dem Getreide, überhaupt auf dem Felde, Acker, nicht geduldet werden; man muß sie daher, da, wo sie zu wuchern anfängt, ausrotten. Man ißt diese Sommerwurz an einigen Orten wie Spargel.

2) Zweigichte Sonnenwurz oder Sommerwurz, Orobanche ramosa, caule ramoso, corollis quinquefidis. Linn. Spec. plant. Tom. II. p. 882. Diese Art, welche auf den Aeckern oder Feldern Europa's gleichfalls angetroffen wird, treibt einen oder mehrere ästige Stengel, welche $\frac{1}{2}$ Fuß hoch und viel dünner und härter, als der Stengel der vorigen gemeinen Art sind, röthlich, rauh, mit kleinen Blattansätzen. Die Blüthen an den Spitzen der Zweige, welche ährenförmig geordnet stehen, haben bald eine Purpurfarbe, bald eine bläuliche, oft auch fast weiße. Die Samenkapseln sind mit vielem Samen angefüllt. Die sehr zahlreichen Wurzeln haben an verschiedene Stellen eine Art Wärzchen, welche sich wie eine Schließmuskel öffnen, und dessen äußere Hülle sich auf die fremde Wurzeln der herumstehenden Gewächse ausbreitet, welche dann ihre Pflanze dadurch nähren, deren Wurzelfasern gleichfalls in die fremde Wurzel eindringen, und an den eingedrungenen Orten eine Geschwulst erzeugen; überall suchen sie sich daher

auf fremde Wurzeln zu impfen und sich zu nähren, wodurch die Pflanzen, denen sie den Saft entziehen, nur kümmerlich fortkommen, ja wohl gar ausgehen. Auch diese Pflanze wuchert unter dem Hafer und Getreide.

Da diese beiden angeführten Arten den Feldfrüchten sehr schädlich sind, da sie ihnen die Nahrung, ja selbst den Saft aus den Wurzeln ziehen, und vollkommene Schmarotzerpflanzen sind, so muß der Landmann auch auf ihre Vertilgung bedacht seyn, und sie nicht aufkommen, und wo dieses geschehen, sie sorgfältig ausziehen lassen. — In Frankreich nennt man diese Pflanze Wolfskraut, Herbe de Loup; dann Stierkraut, Herbe de Taureau, weil man vorgiebt, daß wenn die Kühe davon gefressen haben, sie augenblicklich nach dem Stiere Verlangen tragen. In Frankreich essen die Landleute an manchen Orten diese Pflanzen roh. Ehemals herrschte der Glaube unter den Landleuten, daß wenn man Rosenlorbeer auf die vier Ecken eines Feldes hinpflanzte, so verhüte dieser, daß keine Sonnenwurz darauf wachse. Wie thöricht dieser Aberglaube war, davon hat man sich bald überzeugt, daher verschwand er auch sehr bald.

Man hat außer den hier angeführten zwei Arten, welche die gemeinsten auf den Europäischen Feldern sind, noch mehrere andere, die aber in den südlichen Ländern Europas, wie z. B. in Spanien, und dann in Amerika zu Hause gehören, und also auf unsern Feldern nicht vorkommen, daher übergehe ich hier die Beschreibung, da sie nicht angepflanzt werden, und sie auch in der Oekonomie und Technologie weiter gar keinen Nutzen haben. Man zieht die fremden Arten nur in botanischen Gärten.

Sonnenzeiger, der Zeiger einer Sonnenuhr, s. oben unter Sonnenuhr. Auch wohl die Sonnenuhr selbst.

Sonnenzeit, die Zeit, welche die Sonne durch ihren Stand am Himmel anzeigt, indem sich die Erde dreht und sie dadurch verschiedene Stellungen in Beziehung auf ihren Planeten, die Erde, erhält, wonach auf dieser die Tageszeit, Stunden ꝛc., bestimmt werden. —

Was nun die Sonnentabellen anbetrifft, welche bei dem Kreisen der Sonne in ihrem täglichen Laufe am Himmel entworfen worden, so werden die Müller'schen immer noch als sehr brauchbar empfohlen. Die Sonne beschreibt nämlich in ihrem täglichen Laufe einen Bogen, den Sonnenzirkel. Wenn sie nun den höchsten Punkt erreicht hat, so haben wir Mittag, und sie hat eben so viel bis zu ihrem Untergange herniederzusteigen, als sie von ihrem Aufgange heraufgestiegen war. Dieses Herauf- und Herabsteigen der Sonne rührt, wie bekannt, von der sehr regelmäßigen Bewegung der Erde um ihre Axe her, und dient uns daher zu einem richtigen Maaßstabe des Zeitabmessens. Durch astronomische Beobachtungen und Berechnungen hat man ausfindig gemacht, wie hoch die Sonne zu jeder Stunde und Minute des Tages das ganze Jahr hindurch stehen muß. Die oben angeführten Sonnentabellen sind das Produkt von dergleichen Berechnungen, welche mit der größten Genauigkeit von dem Verfasser entworfen worden. Wenn man daher durch ein dazu dienliches Instrument die richtige Höhe der Sonne ausmißt und in die Tabelle blickt, so zeigt uns diese auf das genaueste die wahre Sonnenzeit, nämlich die Stunden und Minuten des Tages in dem Beobachtungsmomente an. Der Sextant ist ein dazu schickliches Instrument, welcher aus dem sechsten Theile eines Zirkels besteht, davon er auch den Namen hat, und in sechzig Grade abgetheilt wird. Ein Bleyloth an einem, aus dem Mittelpunkte des Zirkelbogens gehenden Faden zeigt die Höhe der Sonne auf dem Gradbogen an, wenn man die Strahlen derselben,

durch die daran befindlichen Strahlenpunkte fallen läßt. Man kann den Sextanten aus hartem Holze verfertigen lassen, nur muß solches mit vieler Genauigkeit geschehen, und derselbe gut lackirt werden. Ein jeder Mechanikus fertiget dasselbe an. Die Müller'schen Tabellen sind zu Ende des verwichenen Jahrhunderts bei Krusius in Leipzig herausgekommen; sie berechnen über acht Grade Polhöhe, nämlich vom 47sten bis zum 54sten Grade, und kosteten damals 3 Rthlr. Da man aber nur diejenigen gebrauchen kann, welche auf die Polhöhe des Ortes oder der Gegend, in welcher man sich befindet, passen, so liegt die Gegend von Breslau, Liegnitz, Glogau ꝛc. unter dem 52sten Grade der Polhöhe, folglich sind von allen diesen Orten nur die Tabellen von dieser Polhöhe brauchbar, die übrigen aber nicht, man hat daher die Tabellen von dieser Polhöhe einzeln abgedruckt, so daß man sie von jeder Polhöhe einzeln für etwa 20 Groschen haben kann. Die Art und Weise, wie man dabei zu verfahren hat, ist, um die wahre Sonnenhöhe zu messen, folglich die wahre Zeit zu wissen, in der Vorrede zu den Tabellen beschrieben. Durch diese Tabellen, nebst einem richtigen Sextanten, kann man bei jeder Stadtuhr die wahre Zeit am sichersten ausfindig machen. Diese Tabellen sollen viel sicherer, als die Sonnenuhren seyn.

Sonnenzirkel, Sonnenstraße, Sonnenbahn, Sonnenweg, in der Astronomie oder Sternkunde, die Bahn, die Straße am Himmel, welche die Sonne in ihrer eigenen Bewegung durchläuft. Da aber nicht die Sonne um die Erde, sondern die Erde um die Sonne läuft, oder diesen Weg, diese Bahn zurücklegt, so müßte es nicht die Sonnen-, sondern die Erdbahn, Erdstraße heißen. — In der Chronologie oder Zeitrechnung, eine Reihe von 28 Tagen, nach deren Endigung die Sonn- und übrigen Wochentage wieder auf die vorigen Tage des Juliani-

nischen Jahres fallen, und daher wieder mit einerlei Buchstaben bemerkt werden. Auch gehört hierher der Sonnenwendezirkel, womit man den Wendezirkel zu benennen pflegt. Was nun die Sonnentabellen betrifft, s. oben, unter Sonnenzeit.

Sonnenzopf, im gemeinen Leben, die Streifen am Himmel, wenn die Sonne, wie man zu sagen pflegt, Wasser zieht.

Somneratia, s. den folgenden Artikel.

Somneratie, Sonneratia, eine Pflanzen- oder vielmehr Baumgattung, welche in die erste Ordnung der zwölften Klasse (Icosandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und folgenden Charakter hat: Der Kelch ist lederartig, napfförmig und sechsspaltig, die Kronenblätter sind lanzettförmig und sechs an der Zahl. Die Frucht ist eine große, vielfächerige, vielsamige Beere, der Same ist knorplicht. Man kennt davon ein Paar Arten. Die im Linné, Suppl. 252, angeführte Art heißt säuerliche Sonneratie, Somneratia acida Linn., und wächst in Ostindien, auf den Moluckischen Inseln, in Sümpfen und an wässerigen Orten, und in Neu-Guinea. Der Baum hat eyförmige, stumpfe Blätter, große rothe, einzeln stehende Blumen, und kreisförmige oder kreisrunde, niedergedrückte Früchte, die einen säuerlichen Geschmack und zur Zeit der Reife eine grünliche Farbe haben. Da dieser Baum nur in botanischen Gärten gezogen wird, und weiter in der Oekonomie und den Gewerben nicht vorkommt, so übergehe ich hier eine nähere Beschreibung desselben. Wer ihn ziehen will, wird aus dem Standorte in seinem Vaterlande ersehen, daß er viel Wasser braucht, und eine lockere Torf- oder Moorerde. Er muß seine Stelle in einem Mistbeete, oder einen sonst warmen Standort haben.

Sonnett, Klinggedicht, Klanggedicht, Tetradecastichon, ein kleines oder kurzes Gedicht

in Reimen, welches aus vierzehn Zeilen besteht in zwei Absätzen, deren einer acht, der andere sechs Zeilen hat, oder in drei Versen, die beiden ersten von vier, der letzte von sechs Zeilen. Wer diese Dichtungsart erfunden hat, oder von welcher Nation sie zuerst gebraucht worden, ist unbestimmt. Die Italiener eignen sich diese Erfindung zu, oder wollen diese Art Gedichte erfunden haben, welches ihnen aber die Franzosen streitig machen wollen, oder streitig zu machen suchen. Am wahrscheinlichsten ist es wohl, daß sie von den Provenzaldichtern erfunden worden, obgleich sie bei ihnen noch in keine gewisse Regeln sind gebracht worden. Bei den ältesten Provenzaldichtern im 12ten Jahrhunderte bedeutet Son, ein Lied, und davon ist das Diminutivum Sonett, Liedchen, weil es nur ein kleines, ein kurzes Lied ist; in so fern würde den Franzosen die Ehre der Erfindung gebühren; allein die Ausbildung und Einschmiegung in gewisse Regeln gebührt den Italienern. — Von den Italienern und Franzosen sind sie zu den Deutschen gekommen, die auch den Namen Sonnett, von dem Italienischen Sonnetto, beibehalten haben, da der Deutsche Name Klinggedicht nicht das Bürgerrecht in der Sprache erhalten hat. Bei den Italienern zeichnen sich besonders Petrarca's Sonnette aus, und dienen als Muster noch bis auf die neueste Zeit. Auch die Franzosen haben sich im Sonnette hervorgethan. Bei den Deutschen ist diese Dichtungsart besonders von Bürger zu Ansehen gebracht worden; denn was vor ihm darin geschehen, reichte nicht über das Mittelmäßige bei ihnen hinaus. Bürger sagt über das Sonnett in der Vorrede zu seinen Gedichten (1r Th., Göttingen, 1789), S. 21, Folgendes: „Ich entledige mein Herz über Nachahmung oder Nachäffung, welche anstatt des Kernes die Schale ergreift, weil ich eine Ueberschwemmung von schlechten Sonnetten befürchte, wenn

die wenigen, die ich versucht habe, Beifall finden sollten. Diese Gedichtform, deren sich die neueren Ausländer, besonders Italiener, noch bis auf den heutigen Tag sehr häufig bedienen, war auch bei unsern älteren Dichtern nicht wenig im Gange. Der Zwang aber, die Plumpheit und der Uebelklang, womit die meisten, wo nicht alle, Deutschen Sonnette daher stolperten, brachte vermuthlich nachher, bei mehrerer Kultur des Geschmacks, diese Form, bis auf wenige Ausnahmen, in neueren Zeiten aus dem Gebrauche und fast ganz in Vergessenheit. Wenn bessere Dichter oder Kunstrichter ihrer ja noch erwähnten, so geschah es mit einer Art Geringschätzung, womit man etwa von der Kunst sprechen möchte, Hirsenkörner durch ein Nadelöhr zu werfen. Die undankbare Schwierigkeit des Sonnettes ward beinahe, und zwar in Sonnetten selbst, zum Sprichworte. Kurz, man hielt die Kunst des Sonnettes für nicht viel besser, als die Kunst der Anagrammen, Logogryphen, Akrostichen, Chronogrammen und Räthsel. Allein mir däucht denn doch, man sprach davon, wie der Fuchs von den Trauben, indem der Vorwurf des Zwanges und der Unbehülflichkeit mehr dem Dichter, als der Form und unserer Sprache gebühren. Ein gutes deutsches Sonnett kann demjenigen, der nur einigermaßen Ohr hat, seiner Sprache mächtig ist, und ihren Knoten, deren sie freilich leider! genug hat, auszuweichen versteht, nicht viel schwerer seyn, als jedes andere kleine gute Gedicht von diesem Umfange, und wenn es gut ist, so schlägt es mit ungemein lieblichen Klängen an Ohr und Herz. Das Hin- und Herschweben seiner Rythmen und Reime wirkt auf meine Empfindung beinahe eben so, als ein von einem schönen, anmuthigen, bescheidenen, jungen Paare schön und mit bescheidener Anmuth getanztes kleines Menuet, und in dieser Stimmung halte ich es für sehr wahr, was Boileau sagt: Un Sonnet sans dé-

faut vant seul un long poëme. Es ist aber, glaube ich, nicht allein alsdann gut, wenn seine mechanischen Regeln, die nach Boileau*) Apoll aus Bizarrerie für dasselbe erfunden und festgesetzt haben soll, auf das genaueste beobachtet werden, wiewohl man, pour pousser au bout tous les rimeurs, und um die Unberufenen abzuwehren, wohl thut, dieselben auf das genaueste beizubehalten. Sondern das Sonnett ist vornämlich dann gut, wenn sein Inhalt ein kleines, volles, wohl abgerundetes Ganzes ist, das kein Glied merklich zu viel oder zu wenig hat, dem der Ausdruck überall so glatt und faltenlos, als möglich, anliegt, ohne jedoch im mindesten die leichte Grazie seiner hin und her schwebenden Fortbewegung zu hemmen. Es muß aus der Seele, es muß von Zunge und Lippen gleiten, glatt und blank, wie der Aal, welcher der Hand entschlüpft und auf dem bethaueten Grase sich hinschlängelt. Wenn man versucht das gute und vollkommne Sonnett in Prose aufzulösen, so müßte es einem schwer werden, eine Sylbe, ein Wort, einen Satz aufzugeben oder anders zu stellen, als das Alles in Versen steht. Ja sogar die überall äußerst richtig, voll und wohltönenden Reimwörter müssen nicht nur irgendwo im Ganzen, sondern auch gerade an ihren Stellen, um des Inhalts willen, unentbehrlich scheinen. — Und ist denn das etwa nicht schwer genug? — Allerdings! Allein dem Meister der Kunst doch nicht so viel schwerer und zwangvoller, als jedes andere kleine Lied. Darf denn dieses etwas anders seyn, als gleichsam ein Hauch, leicht aus der Brust empor gehoben und von den Lippen weggeblasen, nicht aber herausgewürgt, gehustet, geräuspert, gekrächzet, gerochelt. — Das Sonnett ist übrigens eine sehr bequeme Form, allerlei poetischen Stoff von kleinerem Umfange, womit man sonst nichts

*) Poëtique Ch. II, p. 83 u. f.

anzufangen weiß, auf eine sehr gefällige Art an den Mann zu bringen. Es nimmt nicht nur den kürzeren lyrischen und didaktischen sehr willig auf, sondern ist auch ein schicklicher Rahmen um kleine Gemälde jeder Art; eine artige Einfassung zu allerlei Bescheerungen für Freunde und Freundinnen." — Bürger's Ausspruch über das Sonnett ist gewiß am gültigsten, weil er mit unbeschreiblicher Zartheit und ganz eigenem Zauber in dieser Versart dichtete, und sie dem Deutschen Ohre in eigener Sprache anziehend machte. Er lieh ihm das Italienische Gewand und verschwisterte dasselbe mit der Deutschen Kraft. Seine Sonnette sind Meisterstücke der Kunst, sowohl im Technischen, im Versbaue, als in der Annehmlichkeit der Sprache, im Ausdruck, und im tief Empfundenen des Gesagten. Er war der Erste, der das Sonnett mit Glück auf Deutschen Boden verpflanzte und es auch hier, trotz seiner südlichen Natur, heimisch machte, so daß es in den Gärten der Dichtkunst mit Liebe gepflegt ward und noch wird. Nach ihm erschien eine Fluth von Sonnetten, unter denen freilich viele, dem Ausspruche des Meisters nach, die Probe nicht halten, dagegen aber auch eine große Anzahl vortrefflicher Sonnette, welche den Dichtungen dieser Art der Italiener in der blüthenreichsten Zeit kühn zur Seite gestellt werden können.

Wie schon oben bemerkt worden, besteht das Sonnett aus vierzehn Zeilen, welche eigentlich so gestellt werden, daß das Ganze vier Abschnitte bildet, zwei von vier und zwei von drei Zeilen. Eigentlich besteht das Ganze aber nur aus zwei Abschnitten von acht und von sechs Zeilen, weil sich die ersten acht Zeilen untereinander reimen, und die letzten sechs auch wieder. Die ersten reimen gewöhnlich so, daß die erste, vierte, fünfte und achte Zeile einen Reim und die zweite, dritte, sechste und siebente den zweiten machen; aber

auch im zweiten Reime eine um die andere wechseln; der zweite Absatz kann mit zwei oder drei Reimen nach Belieben wechseln. Gemeiniglich hat der weibliche Reim in der Zeile eilf Sylben und der männliche zehn; allein man hat ihn auch von zehn und neun Sylben; auch wechseln die männlichen mit den weiblichen nicht immer ab, sondern oft besteht das ganze Sonnett aus weiblichen Reimen. Dieses ist daher willkührlich, wenn nur das Ganze lieblich, gerundet und klangvoll erscheint oder sich hören läßt. Uebrigens enthält der Schluß den Schlüssel des Sonnetts, das heißt, der letzte Abschnitt oder die letzten sechs Zeilen müssen den ersten öffnen; sie müssen die Pointe enthalten oder mit einem sinnreichen Gedanken schließen. Die gehaltvollsten Sonnette sind diejenigen, wo der erste Absatz den Vortrag enthält und mit der vierten Zeile ein vollkommener Gedanke geschlossen wird; in dem letzten Absatze oder Abschnitte aber die Folge aus dem vorhergehenden durch glückliche Wendungen auf einen schönen Schluß geführt werden. Hier ein Sonnett von Bürger, als Probe des von diesem Meister Gesagten:

Trauerstille.

O wie öde, sonder Freudenschall,
Schweigen nun Palläste mir, wie Hütten,
Flur und Hain, so munter einst durchschritten,
Und der Wonnesitz am Wasserfall!

Todeshauch verwehte deinen Hall,
Melodie der Liebesred' und Bitten,
Welche mir in Ohr und Seele glitten,
Wie der Flötenton der Nachtigall.

Leere Hoffnung! nach der Abendröthe
Meines Lebens einst im Blüthenhain
Süß in Schlaf durch dich gelullt zu seyn!

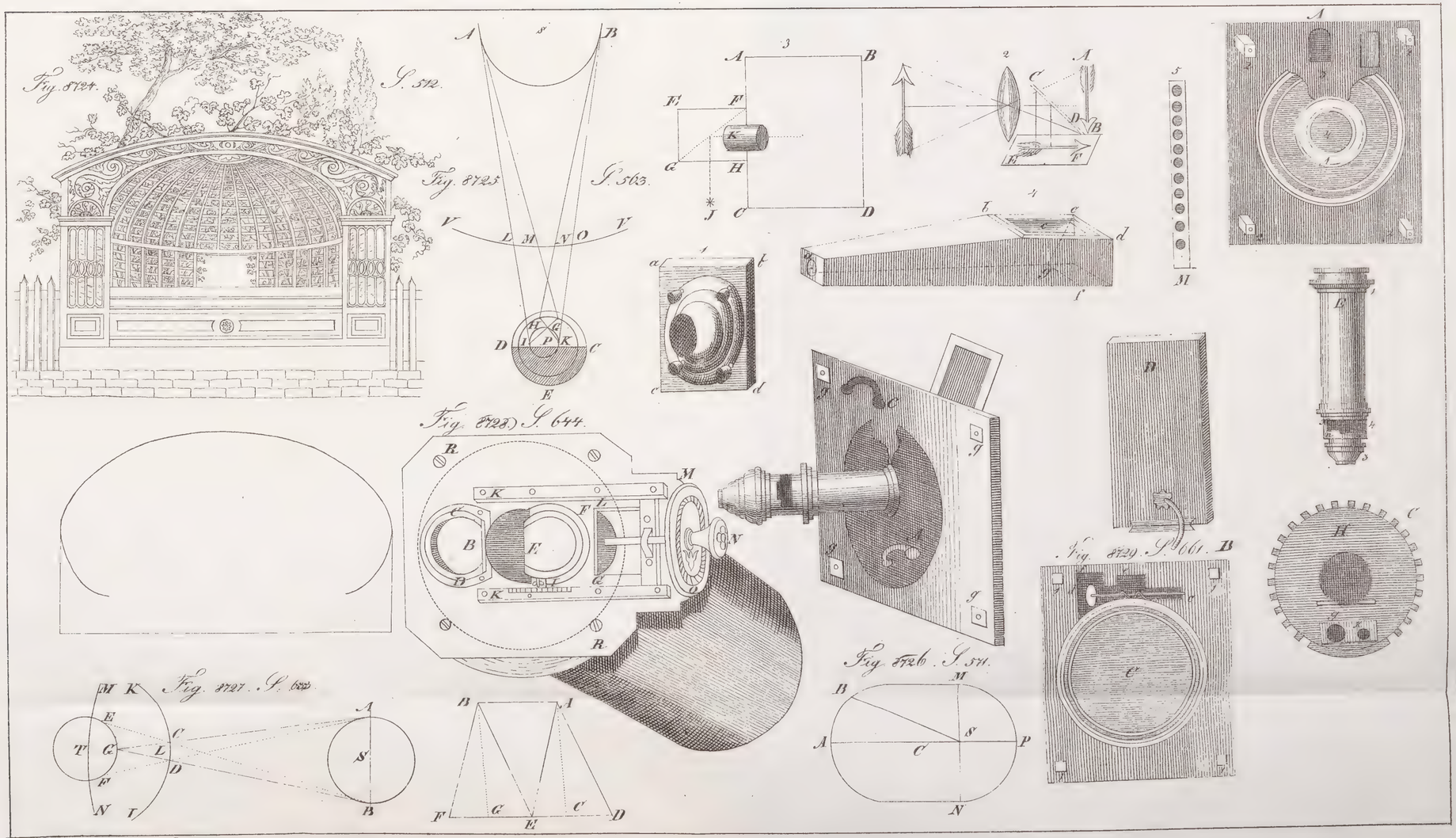
Aber nun, o milde Liebesflöte,
Wecke mich beim letzten Morgenschein
Lieblich, statt der schmetternden Trompete.

Ende des hundert und fünf und funfzigsten Theiles.

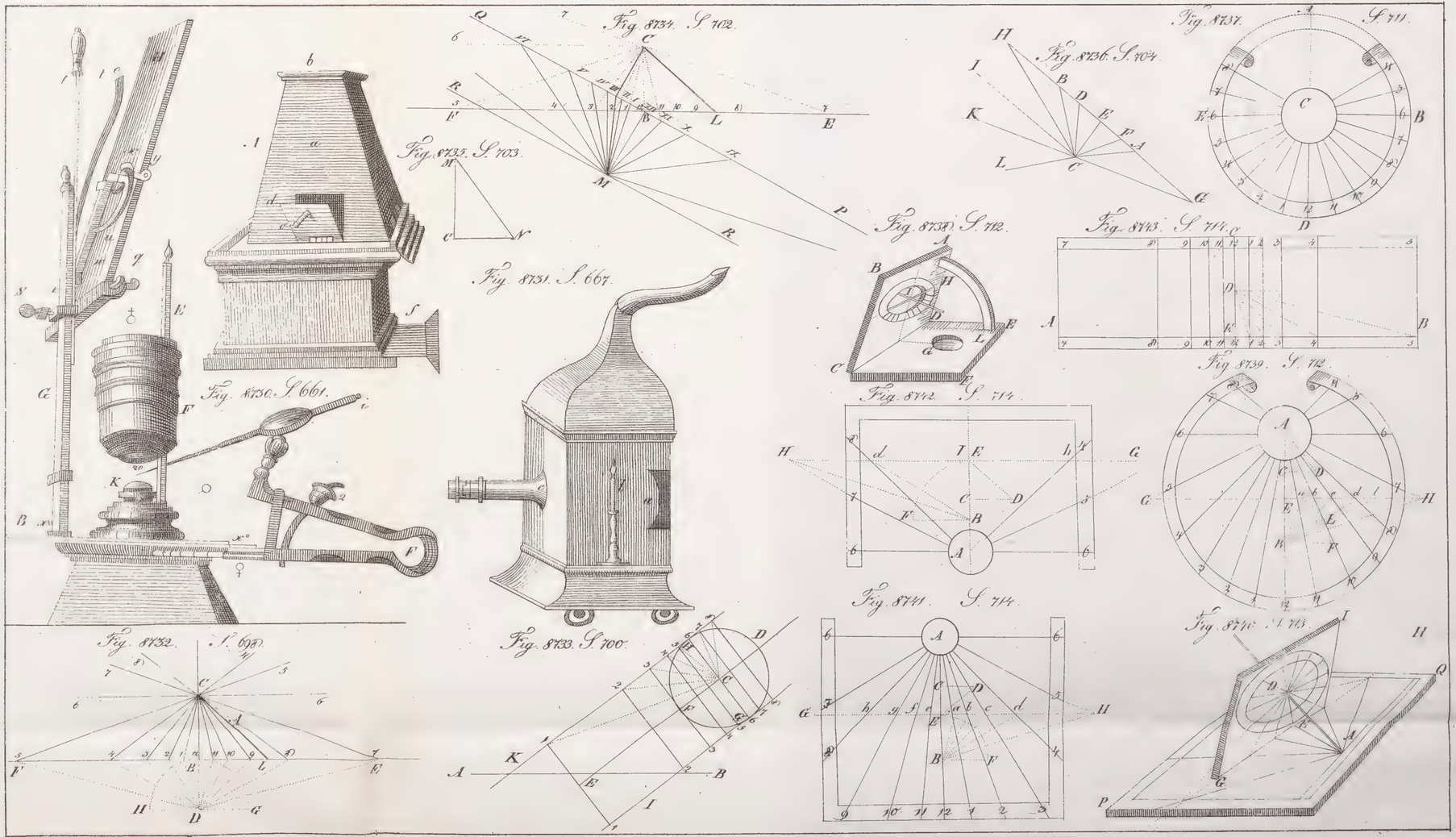
Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch an ein Blatt Papier angekleistert, damit sie bequem herausgeschlagen werden können.

Gedruckt bei L. W. Krause, Adlerstraße Nr. 6.



Krunitz Encyc. Th. CLV.



Kunitz Ency: Th. CLV.